Biogr. 432 l (1

Digitized by Google

<36603748260013

<36603748260013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Leben

des Generals

Friedrich von Gagern.

Erster Band.

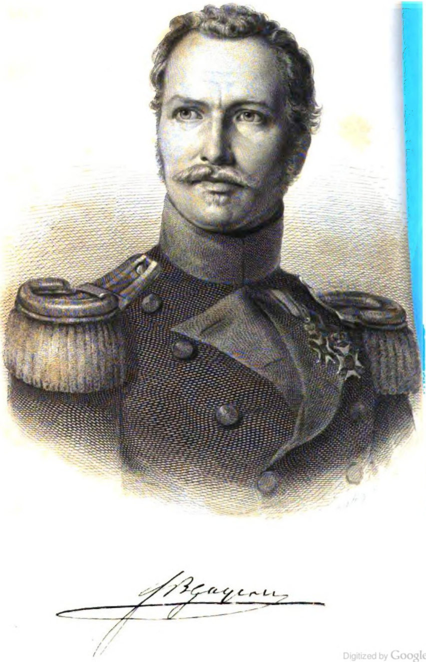
Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google



Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Erster Band.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1856.

BIBLIOTHECA
MONAVIENSIS.

Vorwort.

Nach dem Tode des ältesten Bruders blieb eine Pflicht gegen ihn zu erfüllen: Kunde zu geben, wen das Vaterland in ihm verloren habe. Denn außer seiner letzten Hingebung und seinem Tode ist nur Weniges von ihm allgemeiner bekannt und nur Vereinzelte wissen, wer und welcher er war!

Ich habe gezögert, diese brüderliche Schuld abzutragen. Es ist das Loos der Mittelparteien und ihrer Führer, daß sie den Haß der Extreme nach Rechts und nach Links gegen sich heraufbeschwören. Unterliegt dann die Mittelpartei, so ist damit das Signal für den offenen Losbruch dieses beiderseitigen Hasses gegeben. Den Extremen schließt sich die stets große Zahl derer an, die „in schwankender Zeit schwankend gesinnt sind", und die nur das Glück bei der Fahne zu halten vermag. Diese halten es dann für ihre gegebene Rolle, die wirklichen und vermeintlichen Fehler und Schwächen der früheren Parteigenossen um so lauter zu verkünden, je mehr ihnen daran liegen wird, bei der neuen Partei den bezeigten Eifer für die frühere vergessen zu machen. Unter solchem vae victis verfiel der Name Gagern für längere Zeit einer um so mehr verbreiteten und erbitterten Ungunst, je betäubender für die Menge der Rausch der vorausgegangenen

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gunstbezeugungen gewesen war, bei denen jedoch der, dem sie hauptsächlich galten, sich bewußt ist, so nüchtern und unbeirrt als später unerbittert geblieben zu sein. Das Andenken des Bruders unter dieser verbreiteten Ungunst gegen den Namen nicht mit leiden zu lassen, — das war die Ursache der bisherigen Zögerung, meine Schuld gegen ihn abzutragen.

Vielleicht sind manche Leidenschaften jetzt abgeklärter und der Augenblick ein günstigerer, um solches Andenken an einen Mann zu erneuern, und die Aufmerksamkeit der Nation für ein Leben, Wollen und Thun in Anspruch zu nehmen, das sich zu allen Zeiten verlohnen wird gekannt zu sein.

Noch ein anderer Grund verzögerte die Erfüllung der brüderlichen Pflicht. Erst nach dem Tode des Vaters bin ich in den berechtigten Besitz alles Materials gekommen, welches mir dienlich sein konnte, um die Aufgabe zu lösen. Es wurde nämlich der literarische Nachlaß des Vaters, durch Uebereinkunft unter den Geschwistern, mir überlassen. Unter diesem war großentheils auch der des Bruders Fritz, namentlich der Briefwechsel desselben mit dem Vater, fast von seinem Knabenalter an, enthalten.

Der literarische Nachlaß des Bruders ist mannigfaltig. In seinem vierzigsten Lebensjahre erst hatte er die Führung eines Jahr- oder Gedenkbuchs (Acta) begonnen, in welches er die bedeutenderen Erinnerungen seines früheren Lebens im Lapidarstil nachtrug, und welches er von da an bis wenige Monate vor seinem Tode fortgeführt hat, begleitet von einem Verzeichniß der Bücher, welche er in jedem Jahre, von 1815 bis 1839, gelesen. Außer diesen kurzen Aufzeichnungen liegen noch andere ausführlichere vor, theils Tagebücher aus einzelnen längeren oder kürzeren Lebensepochen, die in ihm das Interesse zu solcher ausführlicheren Behandlung angeregt haben; theils Erzählungen von Begebenheiten, bei welchen er selbst thätig war. Solche sind:

das Tagebuch während der Campagne von 1813, vom halben August bis Ende November, gemeinschaftlich geführt mit dem Oberlieutenant Dwernicki, auf Stammbuchblättern aufgezeichnet; Erinnerungen aus der Belgischen Revolution (1830/31); Tagebuch während eines vierzehntägigen Aufenthalts in London, im Februar und März 1835; Tagebuch während einer in Begleitung des im Jahre 1849 in Madeira verstorbenen Prinzen Alexander der Niederlande nach Rußland unternommenen Reise und eines Aufenthaltes am Russischen Hofe zu St. Petersburg, Moskau und im Russischen Lager bei Borodino, vom Juli bis Ende October 1839; endlich Bruchstücke eines Tagebuchs während einer Reise nach Ostindien, vom 1. Juni 1844 bis Juni 1847. Außer diesem Material zur Lebensbeschreibung des Bruders liegen als Zeugnisse seiner literarischen productiven Thätigkeit eine nicht unbedeutende Anzahl Denkschriften und sonstige Aufsätze politischen, militärischen und philosophischen Inhalts, dann Charakteristiken bekannter und unbekannter Personen vor.

Mein Bruder Fritz hat nie etwas für die Oeffentlichkeit geschrieben, und in zwei Briefen an den Vater, vom 3. Februar und 2. Juli 1826, sich über seine literarische Thätigkeit und seine Zwecke bei derselben ausgesprochen wie folgt:

Was mich betrifft, so irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß ich eine größere historische Arbeit unternommen habe; dazu fehlen mir Lust, Muße und Hülfsmittel. Denken Sie an mein herumziehendes Leben! Kürzere politische und philosophische Abhandlungen sind mehr in meinem Geschmack ꝛc. — ein Gemisch, bei dessen Entstehung abwechselnd die lettres sur l'Allemagne, die lettres Persanes und die letters of Junius vorschwebten. Es sind also varia, aber gar nicht in schriftstellerischer Absicht, ich habe dagegen eine lebenslängliche Abneigung, sondern um über Manches mit mir selbst in's Reine zu kommen und die Acten zu schließen.

Mit dem trotzigen, wie ein Commandowort betonten Ausruf: „Ausgedient“ — bezeichnete er, häufig auch im vertraulichen Zwiegespräch, einen solchen Abschluß seines Nachdenkens.

Wenn ich gleichwohl eine Auswahl aus seinem literarischen Nachlaß der Oeffentlichkeit übergebe, so ist das theils durch die Aufgabe geboten, die ich mir gesteckt habe, sein Leben zu schildern; denn zum Leben gehört der Ausdruck der Gedanken über die Zeitfragen; theils kann ich meine Rechtfertigung vom Urtheil eines großen Kreises von Lesern des Nachlasses meines Bruders mit ruhiger Zuversicht erwarten.

Aus jenem Material nun und aus den Erinnerungen der Brüder ist ein Lebens- und Charakterbild Friedrich's von Gagern entstanden, das ich den Zeitgenossen mit dem stolzen Gefühle darbieten kann: sie werden der Besten Einen daraus erkennen.

In zwei Bänden und zehn Abschnitten wird das Leben des Bruders und was daran sich knüpft, erzählt; ein dritter Band wird jene Auswahl aus dem literarischen Nachlaß desselben bringen, insofern einzelne Theile, — Erzählungen von Begebenheiten und Erlebnissen, Tagebücher, Denkschriften, — nicht schon in die Lebensbeschreibung verwebt worden sind. Letzteres ist mit solchen Theilen jenes Nachlasses geschehen, die entweder wichtigere Erlebnisse des Bruders betreffen, oder für seine politische Richtung bezeichnender sind, oder die Zeitgeschichte und die vaterländischen Zustände unmittelbarer berühren.

Das Leben des Bruders wird erzählt am Leitfaden des erwähnten Gedenkbuchs; die kurzen Sätze desselben gehen den erläuternden Bemerkungen dazu und dem sich anschließenden Briefwechsel voraus; und öfters erscheinen sie unerläutert. Mag dann auch eine angedeutete Thatsache geringfügig erscheinen oder ein Name unbekannt und unverstanden bleiben, — so überheben sie doch viel öfter einer ausführlicheren Begründung des Ange-

deuteten, und ich habe nicht geglaubt, willkürlich einzelne Sätze unterdrücken zu sollen.

In dieses Leben sind historische und politische Abschweifungen eingewebt, jedoch nicht ohne daß sie zu dem Bruder selbst oder zu dem politischen Erbe der Familie in naher Beziehung stehen. Denn der Bruder ist ja auch im Verhältniß zu seiner Familie, zum Theil aus dem Briefwechsel mit Eltern und Geschwistern gezeichnet. Es ergeben sich also aus dieser Darstellung noch andere Lebensbilder, namentlich eine Vervollständigung des Lebens und der politischen Wirksamkeit des Vaters.

Unter vielen andern Mängeln leidet die Lebensbeschreibung auch an dem, nicht aus einem Gusse zu sein. Es sind darin in Bezug auf den Vater wie den Bruder verschiedene Auffassungen und gemeinsame Erinnerungen zusammengetragen. Ich beklage, daß die Abfassung mir verbleiben mußte; mein Bruder Max war dazu der befähigteste und insofern auch der berufenste, als er mehrere Jahre mit dem Bruder, selbst eine Zeit lang demselben dienstlich untergeordnet, in den Niederlanden zusammen gelebt hatte, und mit den so sehr hier einschlägigen dortigen Verhältnissen gründlich vertraut ist. Aber durch andere Pflichten wurde Max in Anspruch genommen; und dann bestand zwischen Fritz und mir eine völligere Uebereinstimmung — bis zur Solidarität — der politischen Gesinnungen und Lebensanschauungen; in ihm erkannte, ehrte, liebte ich — Führer und Vorbild! Und so mag es entschuldigt werden, wenn ich mit so schwachem schriftstellerischem Beruf mich der Aufgabe unterzog.

Heidelberg, den 15. Februar 1856.

Heinrich von Gagern.

Inhalt.

		Seite.
Erstes Kapitel.	Jugend- und Familienverhältnisse. 1794 bis 1812.	1
Zweites „	Der Oesterreichische Dienst. 1812 und 1813. . .	65
Drittes „	Oranien und die Gestaltung des Königreichs der Niederlande. Von 1813 bis nach dem zweiten Pariser Frieden.	99
Viertes „	Theilnahme an den Deutschen Begebnissen in der Politik und in der Familie. Von 1816 bis 1830.	229
Fünftes „	Der Dienst im Niederländischen Generalstabe und das Leben in Belgien. Von 1816 bis 1830. . .	557

Erstes Kapitel.

Jugend- und Familien-Verhältnisse.

1794 bis 1812.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Jugend- und Familien-Verhältnisse.

„1794 den 24. October in Weilburg geboren. Von 1795 bis 1800 habe ich die Kinderjahre in der Emigration zugebracht. Die alte Liebeth Birkin."

So beginnt das Gedenkbuch des Bruders, dessen Leben und Wirken ich, von diesem Faden geleitet, zu erzählen beginne.

Als mein Bruder Friedrich Balduin von Gagern, in der Familie Fritz genannt, auf dem Nassauischen Schlosse zu Weilburg, der Aelteste von zehn Kindern zur Welt kam, hatte der Vater, Freiherr Hans Christoph Ernst von Gagern, obgleich erst 28 Jahre alt, bereits sieben Jahre der Regierung des Fürstenthums Nassau-Weilburg als erster Beamter vorgestanden.

Der Territorial-Besitz der Nassau-Weilburgischen Linie bestand damals aus drei getrennten Gebieten mit zusammen kaum 35,000 Seelen. Unter der Verwaltung meines Vaters war das geeinigte Herzogthum Nassau, worauf ich später zurückkomme, zu seiner jetzigen Ausdehnung, zu einem zusammenhängenden Gebiete mit jetzt über 200,000 Seelen gelangt und mit Selbstbewußtsein konnte er später sagen:

„Eifriger Diener eines nun großen Hauses, habe ich dem einen den Herzogshut und das Herzogthum, dem andern Stamm

die Königskrone zwar mit viel leichterer Mühe, doch nicht ohne einige Verzierungen während meiner Sendungen, dargebracht*)".

Damals aber hatte das Fürstenthum Nassau-Weilburg mit seinem Zubehör den Ruf eines wohlgeordneten Ländchens; der Landesherr, Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg († 1816), war ein Fürst von Geist und Herz.

Als die französischen Kriegsfluthen 1795, nach dem Preußischen Deichbruch von Basel, über das rechte Rheinufer hinaus und tiefer in die seit langer Zeit friedgewohnten Thäler der westdeutschen Länder eindrangen, da mußte der fürstliche Hof, der bereits Saarwenden und Kirchheim-Bolanden auf dem linken Rheinufer eingebüßt hatte, auch aus Weilburg flüchten und hinter der Schutzlinie in der brandenburgischen Markgrafschaft Baireuth einen längern Aufenthalt nehmen. Am Weilburgischen Hofe nannte man das später die Zeit der Emigration. Dahin nach Baireuth und auf das liebliche Schlößchen Eremitage in dessen Nähe folgte der fürstlichen Familie auch deren nächste Umgebung, worunter mit ihren zwei Erstgeborenen Fritz und Karl die Gattin des höchsten Beamten, während dieser selbst ab und zu reiste, bald auf Schloß Eremitage als ungeduldiger Eremit, auf die öffentliche Meinung über Krieg oder Friede**) einzuwirken suchte; bald, betroffen von den antisocialen, irreligiösen Ausgeburten der französischen Revolution, „die Religion"***), „nicht als ihr Lehrer, sondern als Staatsmann und als Bürger," gegen diejenigen zu vertheidigen sich berufen fühlte, bei denen die Beweise aus den heiligen Büchern keinen Eingang mehr finden; bald endlich, und damals schon, die Auswanderung aus Deutsch-

*) Mein Antheil an der Politik. I. S. 7 u. 8.

**) Antwort auf das „Sendschreiben eines Berliners (Friedrich v. Gentz) an seinen König bei der Thronbesteigung." 1797.

***) Ueber Religion. Deutschland 1798.

land, aber unter ausgezeichneten Führern und als Nationalsache, öffentlich zu besprechen*) unternahm.

Bis in diese waldgrüne Umgebung der Wiege reichten die ersten Erinnerungen zurück, die Fritz mit wenigen Namen in jenes Gedenkbuch eingeschrieben hat. Der Aeltern erwähnt er natürlich im Eingange nicht; der Mutter überhaupt nur selten. Man zeichnet für sich nicht auf, was vergessen zu können man nicht fürchtet. Unter den Banden menschlicher Seelen giebt es solche, denen durch Berührung in Worten schon Einbuße droht. Die Handlungen eines verehrten Vaters vor der Welt zu vertreten, ist Söhnen eine Freude; dagegen widerstrebt es ihnen, öffentlich ein mütterliches Lob zu verkünden, je mehr es verdient ist. Gerne würde auch ich hier dem schweigsamen Beispiele des Bruders folgen, oder mit des Vaters eigenen Worten den Werth der Mutter verschleiern**):

„Man beschuldigt uns oft, der Mensch sei nie zufrieden. Es paßt nicht auf mich. Ich erinnere mich der Jahre, wo jeder meiner Wünsche erfüllt war, wo ich es oft fromm und dankbar gegen den Schöpfer anerkannte, und in dieser Stimmung im düstern Thale der Weil auf meine Knie sank."

Aber da ich es einmal unternommen, das Wesen und Werden des Charakters eines Bruders zu beschreiben, so muß ich die Scheu überwinden, gegenüber selbst der mütterlichen Demuth. Denn ihr mildes Auge hat frühe die heftigen, ungeduldigen Bewegungen des kräftigen Knaben gebannt, ihre sanfte Stimme die schroffe Consequenz seines frühreifen Urtheils gezügelt. Ehe des Vaters Wissen und Trachten, ehe dessen ihm so eigenthümliches „Wohlwollen gegen die menschliche Gattung" dem Jünglinge verständlich ward, hatte sich das der Mutter eigenthüm-

---

*) Peter der Eremit, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Malta.

**) Mein Antheil an der Politik. I. S. 32.

liche in Worten und Werken ausgedrückte anmuthige Ebenmaß als Gegenstand der Bewunderung für immer seiner Seele eingeprägt, und ihr Bild blieb ihm Maßstab aller Weiblichkeit. Das Verständniß einer einzigen unterdrückten Thräne kann ein fruchtbareres Andenken für ein Leben werden, um das Bild der Mutter mit der Liebe zu ihr für alle Zeiten in das Herz einzugraben, als die Erinnerung an häufige und laute Ermahnungen.

Die Mutter, Charlotte Freiin von Gaugreben, geboren in der damals kurpfälzischen Stadt Düsseldorf, war mit 16 Jahren aus dem Kloster der englischen Damen zu Lüttich nach Zweibrücken als Hoffräulein zur Herzogin Marie Amalie, einer chursächsischen Prinzessin, gekommen, von wo sie, schon nach einem Jahre meinem Vater vermählt, mit ihm für's Nächste die Ehren der ersten Beamtenstelle in einer kleinen Residenz theilen, für das ganze spätere Leben aber die Mühen eines großen, an Mitteln oft beschränkten Hauswesens während vielfach stürmischer Zeiten übernehmen sollte.

Aus dem Kloster hatte sie nicht blos äußerliche Vorzüge zurückgebracht, eine fast vollendete musikalische Durchbildung, einen ungewöhnlichen Wohllaut der Stimme, der auch den wohlgeschulten und höchst lieblichen Vortrag im Gesang vermittelte, eine vollkommene Uebung in der englischen und französischen Unterhaltung, — und, was damals noch seltener war, eine schöne und richtige deutsche Sprache und Schrift; sondern sie hatte der Erziehung der Ordensschwestern das Höchste zu verdanken: jene Schule des Willens und der Widmung, die sie rein und stark in das Leben der Welt hinübertrug, in ein Leben, welches sie die ersten 30 Jahre ihrer Ehe in überwiegend protestantischem Lande und inmitten der eigenen confessionell nach den Geschlechtern getheilten Familie durchlebte. Denn so war es im Ehevertrag, nach damaliger Weise in diesen Gegenden, festgesetzt worden.

Die Söhne genossen, nach dem übereinstimmenden Gutfinden beider Aeltern, schon im Knabenalter großer Freiheit, und alle haben zum Zweck der Fortbildung frühzeitig das älterliche Haus verlassen. Wenn darum auch die Mutter nicht lange unmittelbar bildend und lenkend auf die Wege der Söhne einwirkte, so erhielt sie sich doch ihren mütterlichen Einfluß über das gewöhnliche Maß hinaus und gleichmäßig über acht erwachsene, unter sich sehr verschiedene Kinder, durch das sinnige Walten, wodurch sie die Verbindung mit allen von ihr getrennten unterhielt. Sie war weniger mit einem glänzenden, als mit einem klaren und besonnenen Verstande begabt; ihr Geist ohne sentimentalen, oder die Anstrengung verrathenden Aufschwung, war für das Höchste empfänglich. Ihre gewöhnliche Stimmung zeugte bei ruhiger Heiterkeit stets von einer Selbstvergessenheit, die ihren höchsten Genuß darin fand, soweit die Mittel reichten — und etwas weiter — Gutes um sich her und Freude nahe und fern zu verbreiten. Bei den allerschwersten Schlägen, die ein Mutterherz treffen können, schien ihre würdevolle Selbstbeherrschung und tief innerliche Fassung sich mit dem Grade des Schmerzes selbst zu steigern, und so traf sie auch im hohen Alter der größte Schmerz — der Tod des Aeltesten. Ihr Urtheil, wo es sich berufen hielt, war treffend richtig, bei gewöhnlichen Vorkommenheiten zu großer Milde geneigt. Sobald aber die Pflicht ihr sagte, daß in den gegebenen Verhältnissen der Ihrigen ein Entschluß gefaßt werden müsse, und daß dieser, wenn auch der härteste, durch ihr Zuthun gefördert werden könne, so ruhte sie nicht, sondern faßte den Muth, und ergriff dann zu gelegener Stunde das Wort; oder sie schrieb den Abwesenden in früher Morgenstunde, noch in den letzten Jahren zuweilen vor 5 Uhr bei Lichte im Bette sitzend, ihre ganze Meinung, mild in Worten, aber bestimmt und in schweren Fällen schonungslos. Außerhalb des Familienkreises haben sich gewiß nicht viele Frauen ihres Standes durch ihr einfach würdevolles Wesen und ihren

sicheren Charakter eine allgemeinere Achtung aller, und auch der höchsten Classen erworben; es durfte von ihr gesagt werden: sie hatte keinen Feind, viele Bewunderer, und Alle nahten sich ihr respectvoll. So konnte sie, die ergebene Gattin eines, die Selbständigkeit mehr, als es mit abhängigen Verhältnissen verträglich war, liebenden Mannes, der durch innern Drang geleitet öffentlich und gemeinnützig zu wirken, im Staatsdienste oder auf eigene Hand oft lange von den Seinigen entfernt war, über ein „halbes Jahrhundert die Seele des heimischen Heerdes bleiben."

„Die alte Lisbeth Birkin" erwähnt das Gedenkbuch; sie ist neben den Aeltern die früheste persönliche Bekanntschaft des Kindes, und des Andenkens werth. Sie hat uns zehn Geschwister, wovon wie gesagt die beiden ältesten Brüder in Weilburg, die älteste Schwester Amalie auf Schloß Eremitage, ich in Baireuth, die jüngeren wieder in Weilburg zur Welt kamen; dann aus der folgenden Generation noch fünf Enkel, Kinder der Schwester Amalie (vermählt an Anton Freiherrn von Breidbach-Bürresheim) mit Liebe und Sorgfalt gewartet und ruht nun auch im Grabe bei den Unsrigen, auf dem Friedhofe von Hornau. Sie war, frühe Wittwe, längere Zeit die einzige Dienerin unserer stillthätigen, sanften Mutter, schon an der Wiege des Erstgebornen, ein Gepräge, wie es in der dienenden Classe heute schon selten mehr vorkommt. Eine in Ehrfurcht zwar, aber auch in Sicherheit wurzelnde Ergebenheit gegen die Herrschaft, eine still sich verneigende Grandezza, die aber in ihrem eigenen Wirkungskreise als Autorität wieder auftauchte, würde uns Kinder niemals haben errathen oder daran denken lassen, daß sie um Lohn diente. Stetig bewegte sich die kräftige Gestalt. Eine hohe gestülpte hinten fächerartig sich entfaltende buntgestickte Haube von weißem Piqué, faßte mit schwarzem Sammtbande das gelbe Angesicht und die dunkeln Augen ein, und auch im Uebrigen blieb sie der früheren, zum Theil noch erhaltenen Volkstracht pfälzi-

scher Bürgersfrauen ihr Leben hindurch treu. Die weite blaue Schürze mit der rasselnden Schlüsseltasche ließ die Beschließerin köstlicher Dinge errathen. Beim Lesen in der Bibel oder im Gesangbuche folgte in vorgerückterem Alter ihr Hals Zeile um Zeile, hin und her, der brillengesattelten Nase. Des Schreibens war sie nicht kundig; doch vermochte sie, die treueste Pflegerin, ein Stammbuchblatt zu dictiren, wie das folgende: „Lieber Max, vergiß Gott nicht und die Pflege deiner Eltern.“ Ein lebendiger Schatz überlieferter Erfahrung, hielt sie in einem Winkel der Kinderstube stets ihre eigene Apotheke. Im Gartenhause stellte sie den geruchlosen neumodischen Gewächsen mit stillem Triumph ihre üppigen Grasnelken und Winterlevkoyen, Geranien und dunklen Goldlack gegenüber. In der Küche trat sie später zwar nur am Vorabend hoher Festtage mit ihren altdeutschen Zauberkünsten auf; — aber die Marzipanlämmchen zu Weihnachten, das Fastnachtsgebäck und gar die nie wieder mit solcher Vollendung gefärbt gesehenen Ostereier, neben dem gebackenen Osterhasen mit Augen von Wachholderbeeren, das blieb bis an ihr Ende ihre unbestrittene Küchen-Domaine, und diese Wunder der Jugend sind, fürchte ich, mit ihr zu Grabe gegangen. Munter konnte man diese alte Lisbeth eigentlich nicht nennen, doch versagte ihr die Stimme weder zum Schlafliede, noch zum vorhergegangenen Märchen. Von ihr hörte schon unser Aeltester das echte Schneewittchen und Falada und den Däumerling.

Doch wurde bei ihm die altfränkische Erzählerin frühe schon, und noch auf Schloß Eremitage, abgelöst durch eine andere lebendige Ueberlieferung, den Invaliden Arneth, vom Heere Friedrich's des Großen. Durch diesen eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt der Erkenntniß, und die Kinderstube schloß sich fast schon hinter ihm ab. Arneth's Berichte von Märschen und Lagern, von Paraden und Schlachten, klangen gleich der Werbetrommel so lockend in's Ohr, daß der

fünf= bis sechsjährige Knabe einstmals, in trotziger Empörung über eine von der Mutter erhaltene gewiß wohlverdiente Züchtigung, heimlich packte und sich querfeldein auf den Marsch begab. Zum Glück fand sich in Baireuth ein anderer preußischer Wehrmann, der Feldwebel Henning, der dem kleinen Fritz vor allen Dingen erst lesen lehrte.

Doch damit ward den eigenen Erinnerungen des Bruders bereits vorgegriffen, die uns bald nach dem heimathlichen Weilburg zurückgeleiten.

Der Invalide Arneth auf Eremitage. Ich will das älterliche Haus verlassen und mache meinen Bündel. Der Unterofficier Henning, bei dem ich in Baireuth lesen lernte. Die Familie des General Unruh. Die Gräflich Giech=sche Familie. Der Nassau'sche Hof. Die Familie von Dungern, mit der wir am meisten befreundet waren. Ich begleite den Vater auf einer Reise nach Hachenburg. Der alte Burggraf von Hachenburg (Vater der damaligen Fürstin Henriette von Nassau=Weilburg, und bald von dieser und ihren Nachkommen von der Nassau=Weilburgischen Linie beerbt). Bei dieser Reise erinnere ich mich, den Großvater zum ersten Male in Hanau gesehen zu haben.

Da hier des Großvaters Erwähnung geschieht, so sei es erlaubt noch einige Generationen weiter rückwärts zu blicken und eine kurze Notiz über der Familie Herkommen ergänzend einzuschalten. Der Vater erzählt*):

„Ich stamme von kriegerischen Abenteurern ab. Am äußersten Norden von Deutschland liegt im baltischen Meer eine fruchtbare Insel; nur eine Meerenge, eine halbe Stunde breit, trennt Rügen von Stralsund; dort haben die Vorältern gewohnt.“ —

Vorfahren sind Karl XII. auf seinen Kriegszügen und auch zu den Verwandten nach Zweibrücken gefolgt und kehrten dann heim; andere dienten nach damaliger Weise da, wo man erprobte Krieger suchte.

An der Spitze der Heere der Republik Venedig stand am Ende des 17. Jahrhunderts Graf St. Pol aus Lothringen. Sein General=Quartiermeister war Waldemar Mauritius von Gagern

---

*) Die National=Geschichte der Deutschen. I. S. 2.

von der Insel Rügen, und unter diesem diente ferner sein Bruder Eberhard Anton von Gagern, der als Amtshauptmann in Bergen auf Rügen gestorben ist.

Waldemar Mauritius von Gagern heirathete nach des Grafen St. Pol Tode dessen Tochter, und die Trauung fand statt in dem Hafen von Canea auf Candia, an Bord des Schiffes La pace abondante, was ich darum anführe, weil einst der sonderbarste Zufall den Trauungsact desselben in meine Hände brachte. Die venetianischen Dienste vertauschte er bald darauf mit denen des Markgrafen Ludwig von Baden, der auch an der Spitze des kaiserlichen Heeres stand, und dem er ein von ihm geworbenes Regiment zuführte, und er starb den Tod des Soldaten in der Schlacht bei Hüningen gegen die Franzosen, 1702. Vorher war ihm aber von seiner Frau ein Sohn geboren worden, Claudius Mauritius, und dieser, bei dem Tode des Vaters im Kindesalter, ward der Ahnherr des Zweiges der Familie von Gagern, welcher im westlichen Deutschland und besonders in der Rheinpfalz heimisch geworden ist. Er vermählte sich mit einer ritterschaftlichen Erbtochter, Maria Jakobea von Steinkallenfels auf Morschheim, besaß dann ritterschaftliche Güter in Morschheim und Laumersheim, und wurde in die reichsunmittelbare Ritterschaft am oberen Rheinstrom aufgenommen. Zwar sein ältester Sohn, Johann Friedrich, ging wieder nach Rügen, um von einem dortigen angefallenen Lehngute Besitz zu nehmen; er vermählte sich mit Margaretha Eleonore von Usedom auf Zurmoisel, und starb, in noch jugendlichem Alter, 1747, mit Hinterlassung zweier Söhne. Diese aber, die Enkel des Claudius Mauritius, kehrten zunächst zum Großvater zurück. Der ältere, Adam Moritz Christoph, erwarb sich später höheren Rang im holländischen Heere, und starb ohne männliche Nachkommenschaft; der jüngere, Karl Gottlieb, mein Großvater, trat unter der Protection des Herzogs von Zweibrücken in das französische Régiment étranger Royal Deuxponts ein.

Er konnte zwar nur kurze Zeit dienen, aber er diente mit Auszeichnung. Es war ihm, dem 17jährigen Jüngling, im siebenjährigen Kriege in der Schlacht bei Corbach das Bein unter dem Knie abgeschossen worden. Bei seinem in hohem Alter erfolgten Tode war er der älteste der Chevaliers de St. Louis, welche Decoration Napoleon I. meinen Großvater, bei einer ihm in dem seinem Wohnsitze nahen Kirchheim Bolanden gewährten Audienz, unter wohlwollenden Ausdrücken gegen die der Ehrenlegion hatte vertauschen lassen. Nach seiner kurzen militärischen Dienstzeit blieb mein Großvater noch lange Zeit an dem Zweibrück'schen Hofe, zunächst unter dem Herzog Christian IV., den er mehrmals nach Paris begleitet und dabei den Hof Ludwigs XV. kennen gelernt hatte; dann unter dessen Neffen, dem Herzog Karl, dem Bruder Maximilian Josephs, des ersten Königs von Baiern. Daneben verwaltete er mit erworbener Sachkenntniß und Glück sein schmales Erbe; indem er minder werthvollen Besitz gegen werthvolleren mehrmals vertauschte, und nach einander das Schloß zu Klein-Niedesheim bei Worms, wo mein Vater geboren ist, dann Wasserloos, zwischen Hanau und Aschaffenburg, die Mückenhäuser Höfe, wiederum bei Worms, und 1780 Monsheim, das kurz zuvor noch sein Schwiegervater, Friedrich Freiherr La Roche zu Starkenfels, besessen und veräußert hatte, kaufte. Das zuletzt benannte Gut behielt er, bis er in Folge eines Uebereinkommens mit meinem Vater nach dem neu erworbenen Gauersheim bei Kirchheim-Bolanden übersiedelte, wo er gestorben ist. Auf den Grund solchen Besitzes war mein Großvater, wie es sein Großvater gewesen, Mitglied der oberrheinischen Ritterschaft, und als angesehenem, weltkundigem und geschäftsgewandtem Ritterrathe war ihm die traurige Mission geworden, diese Reichskörperschaft in ihren letzten Rechtshandlungen bei dem Congreß zu Rastadt zu vertreten. Nachdem die Hoffnungen der rheinischen Ritterschaft zu Basel und Rastadt unter-

gegangen, das großväterliche Gut und die heimathlichen Gauen in weiter Ausdehnung von der französischen Revolutionsarmee besetzt waren, wohnte der Großvater mit einigen der jüngeren Geschwister meines Vaters einstweilen in Hanau als Emigrant, und da war es und in dieser Lage, daß ihn Fritz zum ersten Male sah. Bald darauf wurde das Gut Monsheim nicht ohne große Opfer, die dafür zu bringen waren, vom französischen Sequester befreit; und der Großvater, von der Liste der Emigranten ausgestrichen, kehrte nunmehr als Bewohner und Bürger Frankreichs dahin zurück.

Nach dieser ergänzenden Nachricht über der Familie Herkunft und frühere Schicksale, kehre ich zur Sache zurück. Des Fritz Gedenkbuch fährt fort:

Von 1801 bis 1809 habe ich in Weilburg zugebracht. Wir wohnten zuerst im Schlosse auf dem Prinzessengange. Privatlehrer Ernst Schellenberg. Schreiblehrer Registrator Mehl. Tanzmeister Le Roi.

Häufiger Aufenthalt des Vaters in Paris. Entschädigungen der deutschen Fürsten, die Besitzungen auf dem linken Rheinufer verloren hatten.

1804. Während einer solchen Abwesenheit der Aeltern wohne ich mit meinem Bruder Karl einige Monate in dem Hause des Rectors Schellenberg. Der Garten des alten Rectors. Die Familien von Dungern, von Künsberg, von Löw. Die Aeltern, nach der Rückkehr von Paris, beziehen das große Haus in der Stadt hinter der Mauer. Ich besuche das Gymnasium in Weilburg von 1804 bis 1809. Collaboratoren: Schellenberg, Schapper, Rittersbacher. Spaziergänge: Das Kanapee, die Hauseley, der Thiergarten, Windhof, Karlsfels und das Wehrholz. Schulkameraden in diesen Jahren u. s. w. Sonntags-Besuche im Schloß beim Erbprinzen von Nassau (späterem Herzog Wilhelm I.). Ich begleite den Vater auf einer Reise nach Hessen-Kassel. Er bedankt sich für den Löwenorden. Wilhelmshöhe.

1805. Weilburg. Komödienspielen auf dem Speicher. Ferienreisen nach Monsheim. Das Boquet; die Weinlesen. Dortige Gesellschaft. Pfarrer Büthner in Wachenheim; Pfarrer Volmar und seine Söhne in Hohensülzen. Der katholische Pastor von da, Astrolog und Bienenkönig. Die Brüder Philipp und Karl La Roche (Vettern). Mein Vergnügen, den Philipp (gestorben als badischer General) von Hohenlinden und andern Kriegsthaten erzählen zu hören. Die Familie Closen (Vettern). Der General und Unterpräfect. Tante Wamboldt (Schwester der Mutter) und Emmerich, ihr Mann rc.

Ich werde versetzt in die Classe des Conrectors Krebs. Griechisch bei ihm; seine Gedichte.

Die Schlacht bei Ulm; die Franzosen bei uns; General Houdelet; General Sarasin.

1806. Das Schloß Engers (damals nassauisch geworden und Sommerresidenz des Hofs) und Thal Ehrenbreitstein. Das Franziskaner-Kloster im Thal. Reise mit dem Vater nach Paris im März 1806 über Trier und Luxemburg. Herr Fabricius (nassauischer Geschäftsträger bis 1840 und treuer Familienfreund). — Der Kaiser Napoleon. Talleyrand. Der Vater stellt mich ihm vor: je lui donnerai un maître de langue. Talleyrand: non, donnez-lui avant tout un maître de grâces. — Mr. Very aux Tuileries (Restaurant), mein tiefes Compliment, als mich der Vater ihm vorstellt. Theater. Museen. Bibliothek. — Rückkehr über Monsheim mit Fabricius. Religionsunterricht beim Superintendent Giese mit dem Bruder Karl. — Schlacht bei Jena; der Unterofficier Henning, der sich selbst ranzionirt hat, kommt nach Weilburg. — Im Herbst werde ich nach Prima versetzt. Prorector Eichhoff: Livius. Geschichte; Anfang meiner mathematischen Studien bei Hrn. Rector Schellenberg.

1807. Der Vater ist in Polen bei der französischen Armee. Briefe daher. Fußreise mit B. Giese und Menzler nach Selters mit ihren Folgen. Schlägerei und Carcer. Frühe Reitstunden beim Stallmeister Schuster. Die Pferde Duke und Mahomet. Abendbesuche beim Erbprinzen, wo Herr von Dungern die Trauerspiele von Schiller vorliest. Mein Stöbern in der Bibliothek des Vaters. — Stylübungen. Gedichte in Hexametern bei Pr. Eichhoff. Bekannte Personen in Weilburg.

1808. Reise mit dem Vater nach Metz, wo Karl in's Lyceum gebracht wird. Ich werde im Herbst confirmirt und darauf bei Hof präsentirt. Meine Stalluniform blau mit schwarzem Sammet. Diners bei Hof Donnerstag und Samstag. Kammerdirector Piehl aus Dierdorf bewohnt unser Haus und giebt mir Privatunterricht in der Mathematik und im Planzeichnen. Theater in Weilburg des Thomala. Erster Unterricht in der Philosophie bei dem alten Rector Schellenberg nach Heften aus der Wolfischen Schule.

1809. Piehl's Unterricht fortgesetzt. Die Schlachten von Aspern und Wagram. Ich verlasse das väterliche Haus und gehe zum zweiten Male nach Paris über Monsheim. Von hier aus noch Besuche bei den Verwandten in Mannheim, Wieblingen und Heidelberg, wo eben der Erbprinz von Nassau mit Dungern und Nauendorf. Das Leoprechting'sche Haus. Der alte Zyllenhardt. Onkel Karl begleitet mich bis Metz, dann reise ich allein nach Paris.

In diesen Erinnerungen bis zum Jahre 1809 tritt dem Leser wohl Weniges entgegen, was durch einen Commentar das Bild des Schülers viel kenntlicher machen würde. Mit 15 Jahren ist sein Unterricht weit gediehen und er wird gleich selbst darüber Rechenschaft geben. Er hört mit Aufmerksamkeit die Kunde der

Schlachten und die lebendigen Erzählungen von Kriegsthaten. Die Schläge seines Herzens haben ihm bereits gesagt, unter welcher Fahne er dereinst zu kämpfen haben werde. Er hört das Vorlesen der Trauerspiele Schillers. Er hat auch früher schon etwas Welt gesehen, auf Reisen nahe und ferne; er ist confirmirt und bei Hof präsentirt, sofort in Stalluniform, zur Tafel befohlen. Nur aus dem Jahre 1805 mag bei dem Namen des später berüchtigten Generals Sarasin ein kleiner Charakterzug angeführt werden, der den früh entwickelten, den Unterdrückern des Vaterlandes feindlichen Sinn des Knaben durchblicken läßt. Der General, der, unzufrieden, nicht im fürstlichen Schlosse aufgenommen, sondern in der Stadt einquartirt worden zu sein, von meinem Vater deßhalb die nöthige Erklärung erhalten hatte, brachte nichts destoweniger Abends am Theetisch der Mutter seine Beschwerden von Neuem zur Sprache. Der elfjährige Knabe stand am Sopha neben der Mutter und da er sich über die läppischen Klagen ärgerte, die der General gegenüber vorbrachte, sagte er halblaut nach jedem Satze ganz trocken deutsch vor sich hin: „gut genug für dich, gut genug für dich," bis die Mutter, verlegen über die tendentiöse Unart des Sohnes, und besorgend, daß er verstanden werden könne, ihn aus dem Zimmer schickte.

Doch von der Schule einiges mehr. Das Gymnasium zu Weilburg hat schon im vorigen Jahrhundert einen verdienten Ruf auch in weiteren Kreisen genossen. In dieser Anstalt durchlief der Bruder alle Klassen. Die bedeutenderen Lehrer waren, im Range aufsteigend: der Conrector Krebs, der Prorector Eichhoff, der Rector Schellenberg. Den Religionsunterricht in der übrigens lutherischen Gemeinde hatte der reformirte Hofprediger Giesse ertheilt, ein eifriger Mann, nach eigner bester Meinung ein sehr positiver Theologe.

Prorector Eichhoff lehrte die Geschichte und zwar, ebenso wie

die alten Sprachen, nicht ohne Anregung zu geben. Wem sein singend pathetischer Vortrag einer Ciceronischen Apostrophe erklang, wurde unwillkührlich zum Römer; wer aber in der deutschen Geschichte die Schandthaten des christlichen Roms von seiner ersten Berührung mit Deutschland an mit gewohnter Uebertreibung erzählen hörte, der wurde in Gedanken lieber gleich wieder zum Barbaren. Die jedem deutschen Geschichtslehrer entgegentretende Schwierigkeit, von Karl dem Großen abwärts eine Normalperiode des nationalen Ruhms zu bezeichnen und hervorzuheben, in welcher die Elemente der Macht, der Freiheit, der sittlichen und der wissenschaftlichen Bildung in gleichzeitiger Blüthe sich vereinigten, diese Schwierigkeit hatte der Historiker Eichhoff natürlich auch nicht überwunden. Als Patrioten mag es ihm zuweilen wohl schwer gefallen sein, das Endergebniß seiner drei Jahrhunderte nationaler Entwicklung seit der Reformation, Angesichts des Rheinbundes, unter dem er bald lebte und wirkte, als das richtige Product anzuerkennen; — denn ein Patriot war er vor Allem.

Sein College Krebs war als eleganter Philologe und Antibarbarus in weiten Kreisen bekannt; mit diesem classischen Manne stand der damalige Secundaner Fritz noch dreißig Jahre später zuweilen im Briefwechsel, und mehrere an ihn gerichtete Gedichte desselben liegen vor.

Aber den entscheidendsten Einfluß auf den ganzen Bildungsgang des Knaben hatte unter den Lehrern der alte Rector Schellenberg. Er war ein höchst würdiger Mann, Type eines Schulmonarchen alter Zeit, in seinem philologischen Fache tüchtig und ganz demselben gewidmet. Er nahm sich meines ältesten Bruders als eines fähigen und ernsten Schülers mit besonderer Liebe und Sorgfalt an. Er ertheilte ihm nicht allein den ersten eigentlichen Unterricht in der Mathematik, seit dem dreizehnten Jahre, sondern gab seinen Studien und seinem Geiste überhaupt

eine mathematische Richtung. Schellenberg führte, wie wir aus den Notizen sehen, seine Primaner in die philosophischen Studien ein, nach Heften aus der Wolfischen Schule. Die steife und nüchterne Methode dieses Meisters, der seine bändereichen „vernünftigen Gedanken" möglichst mathematisch construirt hat, ist deutlich in einigen vorgefundenen Aufsätzen des Fritz aus damaliger Schul-Zeit zu erkennen, wie über die Themata: „Stolz, Selbstsucht und Ehrgeiz;" — sodann: „die meisten Leiden macht der Mensch sich selbst;" und die Einwirkung dieser Schule ist auch in der ganzen übrigen Bildung seines Geistes und Charakters wieder zu finden.

Sobald es dem eindringenden, des trockensten Ernstes nicht allein fähigen, sondern zu demselben neigenden Verstande Fritzens nur möglich schien die Arena des menschlichen Wissens zu umschreiten und den Flächengehalt annähernd zu ermessen, hatte er nicht allein die Wahl getroffen, mit welchen wissenschaftlichen Disciplinen er den Rahmen seines Lebens ausfüllen sollte, sondern er war auch für sich mit den Fragen an das Leben nahezu fertig.

Im Frühjahre 1809 ward dem Primaner Fritz einst vom Vater eine Aufgabe gestellt, die er in folgender Weise löste:

„**Kurze Abhandlung über mich selbst.** 1. Einleitung. Sie verlangen von mir, mein Vater, eine Schilderung meiner Gesinnungen, meiner Wünsche. Ich hoffe, daß hierüber in diesen Blättern nichts Wesentliches übergangen ist. Was ihnen etwa an Gründlichkeit oder Wahl des Ausdrucks fehlt, darf ich schwerlich durch die kurze Zeit entschuldigen, welche ich auf die Bearbeitung wenden konnte. Denn gewissermaßen muß man immer dazu vorbereitet sein, ein Bekenntniß über sich selbst abzulegen. Aber eine andere, eine triftige Ursache dieser Fehler ist, daß ich erst noch in voller Arbeit bin, mir eine

mentem compositam nach Seneca's Ausdruck zu verschaffen. Denn zu einem festen Charakter gehören durchdachte und tief eingeprägte Grundsätze. Ich habe zwar angefangen, mir Maximen festzusetzen, aber diese haben weder ihre Vollkommenheit erreicht, noch sind sie mir auch so habituell geworden, daß sie auf alle meine Handlungen einen Einfluß haben. Die Uebung, das Streben, die Bemühung von einigen Jahren werden wohl dazu erfordert. Was ich also hier sagen werde, ist oft Eigenschaft des Temperaments, oft durch Grundsätze so gebildet. Wenn etwas nur im Keime liegt oder auf Vorsätzen beruht, werde ich es besonders anführen. Ich eile zum Endzwecke.

2. Abhandlung. Ich habe die Eigenschaften der Seele in moralisch gute und in nützliche abgetheilt; denn obgleich Pflicht und Vortheil, besonders wahrer innerer Vortheil, oft zusammentreffen, so bleiben doch die Beweggründe verschieden. Drittens werde ich von meinen Vorsätzen und Wünschen reden. Mit der Untersuchung, ob mein Charakter sich mit meinen Wünschen und Aussichten vereint, werde ich den Schluß machen.

A. Von den moralischen Eigenschaften.

1. Ein gewisser Hang zum Nachdenken, der sonst sogar in Grübeleien ausartete, ist mir eigen. Ich kann mich sehr wohl allein, ohne Bücher, mit mir selbst beschäftigen, aber ich werde unwillig, wenn ich etwas nicht begreife. Nach dieser Neigung richten sich auch meine religiösen Ideen, die bei jedem Menschen anders sind. Ohne einen Wunsch zu haben, mir das Künftige ausmalen zu können, beschäftigen mich Religion und der Gedanke an die Vorsehung sehr oft. Aber um bei dieser Neigung glücklich zu sein, müßte ich sie mit mehr Resignation genießen. Es muß in der That mehr Genuß, mehr ruhige Wonne darin liegen, als daß es eine Quelle der Bekümmerniß für uns wird, wenn unser Verstand nicht überall durchdringt. Denn daß die Zukunft ein undurchdringliches Dunkel decket, schien mir ein Beweis zu sein, daß wir unsere Blicke hauptsächlich auf die Gegenwart und unsere Umgebung richten sollen. Bei mir erweckt die Einsamkeit mehr Andacht, als eine versammelte Gemeinde. Eine meiner besten Eigen-

schaften ist Toleranz. Ich halte jede Religionsmeinung für achtungswürdig, wenn sie nicht mit dem Sittengesetze streitet. Ein großer Fehler ist es, daß sich meine Stimmung nicht jeden Tag gleich ist.

2. Im Umgange bin ich rauh in Sitten, mehr zum strengen Recht, als zum Wohlwollen geneigt. Doch hasse ich die Menschen so wenig — wie Sie oft glaubten — daß mir die Worte: „Ehre die Menschheit, dich selbst," das Fundament des Glückes und der Zufriedenheit, und ihre Vernachlässigung der erste Weg zum Laster scheinen. Ich bin wenig für Freundschaft gebildet, denn mein Betragen bleibt sich nicht immer gleich, und mein Stolz und böse Laune scheuchen oft zurück. Ich habe wenig Unglück gesehen und keins gefühlt, also, glaube ich, sind stoische Grundsätze leichter zu fassen, als auszuführen. Ich bin geschickter dazu, mich von etwas schnell zu orientiren, als Sie wohl glauben. In kurzer Zeit kann ich mich mit den Gewohnheiten einer Gesellschaft bekannt machen und mich, so viel es nöthig ist, darnach richten. Auch ist eine meiner guten Eigenschaften, daß mir die Zunge nicht leicht mit der Vernunft entweicht. Ich fühle keinen Drang zu reden und könnte anvertraute Geheimnisse sehr gut verschweigen.

3. Der Ehrgeiz und die Herrschsucht, meine größten Fehler, ruhen jetzt, da ihnen alle Nahrung benommen ist. Aber sie schlafen nur, gestorben sind sie nicht. Eine gewisse Widerspenstigkeit und Starrsinn im Charakter müssen sich durch Umgang abschleifen. Furcht kenne ich gar nicht, eher habe ich zu viel Muth, der an Tollkühnheit grenzt. Sonst zwar heftig, sehe ich doch Allem mit großer Ruhe entgegen.

B. Von den nützlichen Eigenschaften.

Ich komme zuerst auf meine Kenntnisse. In der Ausbildung der Muttersprache bin ich am meisten vernachlässigt. Am besten bin ich mit dem Lateinischen bekannt, worin ich hauptsächlich den Cicero, Livius, Seneca und Horaz gelesen habe. Auch das Griechische fängt an, mir weniger schwer zu werden, mit Hülfe des Wörterbuchs. Zuletzt habe ich meine

Kräfte versucht an einem Gesang des Homer und Bruchstücken aus dem Plutarch. Im Französischen verstehe ich so ziemlich Alles, habe aber keine Geläufigkeit im Sprechen. Im Englischen hoffe ich durch Anstrengung einige Fortschritte zu machen. Was die Wissenschaften anbelangt, so habe ich in der Geschichte einen ziemlichen Synchronismus der Begebenheiten, aber große Unwissenheit in den Jahrzahlen; am bekanntesten bin ich mit der griechischen Geschichte. In der Mathematik stehe ich auf der Grenze von der reinen zur angewandten. Ich bin so ziemlich bekannt mit der Arithmetik, Geometrie, Anfangsgründen der Algebra und Mechanik. Auch einige Vorkenntnisse zur Befestigung hat mir Piehl gegeben. Bei meinen Arbeiten schreibe ich mir den Tag zuvor auf, was den andern geschehen soll. Auch wünschte ich mir anzugewöhnen, Abends immer für den andern Tag ein kleines Problem aufzuschreiben, um in den arbeitslosen Augenblicken etwas zum Nachdenken — ohne mit den Gedanken herumzuschweifen — sogleich bei der Hand zu haben.

C. Von meinen Wünschen.

Ich freue mich, diesen Theil so kurz als möglich abfassen zu können, denn ich kann mich rühmen, so wenig als möglich mit Wünschen und Hoffnungen mich abzugeben. Ich bin nicht zu bescheiden, um zu wünschen, aber zu stolz, um etwas gewünscht zu haben, das das Schicksal mir abschlagen könnte. Jeder Hoffnung folgt Furcht auf dem Fuße nach. Der einzige chimärische Wunsch, mit dem ich mich jemals abgegeben habe, war, an diesem Kriege Theil zu nehmen; doch Ueberlegung hat ihn gedämpft.

3. Schluß.

Ich bereite mich vor, Soldat zu werden; dazu wird Gehorsam, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erfordert, ich bin hingegen widerspenstig, distrait und in vielen Dingen ungeschickt, und ich vermuthe, Paris ist der Ort, mir dieses abzugewöhnen. Dreier negativer Tugenden kann ich mich rühmen: Ich erinnere mich nicht, mich je gefürchtet, mich je mit der Zunge übereilt und etwas sehr heftig gewünscht zu haben."

Der Inhalt beweist, daß dieser Aufsatz vor dem Abschiede von der Schule zu Weilburg und schon während des Krieges von 1809, also im Frühlinge jenes Jahres, von dem damals vierzehnjährigen Knaben verfaßt worden ist. Am Rande stehen mehrere väterliche Fragezeichen. Statt der Analyse aber einer Selbstprüfung des vierzehnjährigen Knaben, die zu einer Charakteristik für das Leben geworden ist, in einem Alter abgefaßt, in welchem bei Anderen erst Keime der Charakterentwickelung hervorbrechen, möge hier eine Aeußerung folgen, welche Fritz selbst an den Bruder Max schrieb, nachdem dieser die wieder aufgefundene Selbstprüfung von 1809 im Jahre 1842 abschriftlich und ohne Erläuterung einem Briefe nach Haarlem beigefügt hatte:

> Erst nachdem Du mich wiederholt darauf aufmerksam gemacht hast, habe ich die Charakteristik gelesen — und mich selbst erkannt. Wie kam sie in den Empfehlungsbrief für den Cadetten N.? Da dieser ein ganz guter Kerl, aber unbedeutend ist, hatte ich die Beilage, welche ich für seine Charakteristik hielt, nur oberflächlich angesehen. Gefreut hat mich diese Charakteristik nicht sehr; Wahrheit, Offenheit und richtige Selbsterkenntniß liegt zwar darin, aber von der letzteren viel zu viel für 14 Jahre; das Unjugendliche und Negative ließ schon damals vermuthen, daß nicht viel dabei herauskommen würde.

Das ist ein Ausdruck der echten Bescheidenheit, die tüchtigen Naturen bei aller Selbstschätzung und vollem Selbstgefühl eigen zu sein pflegt.

Erst nach Kenntnißnahme dieses Aufsatzes wird die Anführung begreiflicher, daß der Knabe Fritz mit den Fragen an das Leben in sich so frühe schon nahezu fertig war. Daß er über die höchsten menschlichen Fragen und das erreichbare Ziel des Wissens in diesem Gebiete schon im sechszehnten Jahre mit sich im Reinen gewesen sei, und seitdem niemals anders darüber ge-

dacht habe, auch niemals durch einen fremden neuen Gedanken mehr dauernd erfaßt worden sei, hat er öfters selbst ausdrücklich bezeugt. Des Wissens und Lernens innerhalb der erkannten Schranken auf die rationellste Weise sich zu bemeistern, ward von nun an sein unablässiges Streben. Die Welt, die er um sich her erblickte, auch wissenschaftlich zu erkennen, sein Verhältniß zu ihr nach Grundsätzen zu regeln, ward ihm daher Bedürfniß, selbst im Umgange mit den Seinigen; denn auch „das Sittengesetz“ betrachtete und behandelte er als eine Disciplin des Wissens. Sehr viel mit sich selbst, mit der Erkenntniß seiner Anlagen und Fehler beschäftigt, kostete es ihn keine Ueberwindung sich als stolz und hart zu bekennen. Hart war er gegen sich selbst besonders dadurch, daß er jede Regung des Gemüths zur Weichheit und eine allgemeine Neigung zur Schwermuth, als logisch nicht zu reguliren und zu rechtfertigen, in sich niederkämpfte und mit Trotz verläugnete. Daß ihm dieß gelang, das machte ihn stolz. Mit einer gewissen altklugen Steifheit meisterte er an sich und Anderen, und der Geist der Liebe und die geschwisterliche Vertrautheit wurde damals im häuslichen Verkehr an ihm vermißt. Wenn aber die Fähigkeit zur Selbsterkenntniß in dem obigen Spiegelbilde durch ihre Frühreife staunenswerth erscheint, so wird sie als höchst bedeutsam doch erst dann erkannt werden, wenn das Leben selbst des ausgeprägten Charakters die frühe Selbsterkenntniß als eine richtige erprobt; und wenn die auf Grund der ersten Weltanschauung gefaßten Vorsätze sich in demselben ganzen Leben auch bewähren. Mit gesteigertem Interesse wird man dann eine in vorgerückteren Jahren von Fritz verfaßte Charakteristik: „der Mann der That“, die ich mit Absicht an den Schluß des dritten Bandes verwiesen habe, vergleichend prüfen. Sie giebt uns ein, von jenem Ausgangspunkte aus, fast ohne Abweichung von der Bahn, wenn auch nicht in allen Zügen so erstrebtes,

doch fast mit Porträtähnlichkeit so erreichtes Ziel und Charakterbild unverkennbar wieder. —

Einstweilen haben wir noch einen Knaben vor uns, der seine Lebenswege nicht nach eigenem Gutfinden zu bestimmen hat; und — ist es hier die Aufgabe, derjenigen Persönlichkeiten Erwähnung zu thun, welche auf die Richtung des jugendlichen Geistes bedeutenden Einfluß nahmen, so tritt nach absolvirter Kinderstube und Schule der Vater in sein erstes und nächstes Recht.

Der Vater war in die Ereignisse der Zeit während der Jugendjahre meines Bruders so hervortretend verflochten, und diese Ereignisse haben auf des Letzteren Bestimmung und Leben so entscheidenden Einfluß geübt, daß schon dadurch ein Zurückgehen auf den Vater für die nächsten Zwecke der Lebensbeschreibung des Bruders nothwendig wird.

Dann aber glaube ich dem Andenken des Vaters keine bessere, mehr in seiner Seele empfundene Huldigung darbringen zu können, als wenn ich ihn, der über seine Handlungen, sein Wissen und Wollen, den Zeitgenossen in eigenen Schriften und Denkwürdigkeiten Rede gestanden, in diesen Blättern als Freund und Gleichgesinnten, als wissenschaftlichen Führer, zuweilen Gegner, zuweilen selbst Schüler, aber immer liebenden Vater dieses ausgezeichnetsten unter seinen Söhnen schildere; wenn ich Beider geistigen Verkehr in Briefen als Faden durch meine Aufgabe verfolge. Die ferneren Blätter werden also, immer darauf zurückkommend, das Parallelleben dieses Vaters und dieses Sohnes wesentlich behandeln; und wenn die sich ergebenden Gegenbilder so bedeutender Persönlichkeiten ihnen keinen größeren Reiz verleihen, so liegt es nur an der zu schwachen schriftstellerischen Begabung desjenigen, dem so reiches Material zu Gebote steht.

Es wird nicht nachtheilig, noch unwillkommen sein, wenn dadurch auch für das Lebensbild des Vaters neue Farben hervortreten, die er ihm selbst nicht geben konnte oder mochte. Aber gleich hier werde erwähnt und darauf hingewiesen, daß Fritz selbst in den 1830er Jahren eine Skizze des politischen und literarischen Charakters des Vaters gezeichnet hat, die im dritten Bande ihre Stelle findet.

Endlich bedarf es wohl keiner Entschuldigung, daß die Anlehnung an die Zeitgeschichte sich hier zur Familiengeschichte gestaltet; denn bei zwei in verschiedener Richtung begabten, von der Zeitgeschichte so sehr berührten, und sich so nahe gestandenen Männern gewährt es an sich ein hohes Interesse, die Einwirkung zu verfolgen, welche große Schicksale ihres Vaterlandes und die politische Stimmung ihrer Nation während solcher Ereignisse auf die Jugendzeit und Entwickelungsperiode Beider in so verschiedener Weise gehabt haben.

Zwischen Beiden war eigentlich weniger Aehnlichkeit der Charaktere oder Uebereinstimmung des Geschmacks, als gegenseitige Ergänzung und Anziehung, gegenseitige vollkommen richtige Beurtheilung. Von Natur waren Beide mit gesunden scharfen Sinnen begabt; der Vater mehr von sanguinischem Temperament, von leichterem Bau, von lebhaftem Auge und einnehmendem Ausdruck. Die Schärfe der Züge war gemindert durch die freie hohe Stirn und zuweilen durch ein feines Lächeln, das um die Mundwinkel spielen konnte; in der Unterredung war er rasch von Auffassung und Erwiederung. Der älteste Sohn dagegen war von hoher Gestalt, breit in der Brust, von stämmigem Unterbau und kräftigem „drallem" Gang. Kraft war auch das vorherrschende Gepräge der breiten offenen Stirn und des tiefen ruhigen Auges; der Ausdruck der Züge — später freundlich ernst, gewinnend, und Vertrauen fast ertrotzend — war in der früheren Jugend mürrisch zugleich und neckisch; seine Bewegungen —

später kraftvoll gemessen — in der Ungeduld nur oder in der Zerstreutheit schroff, müssen wohl während der Kinderzeit etwas Ungelenkes gehabt haben, da auf den ersten Blick schon Talleyrand bei dem 12jährigen Knaben den maître de grâces vermißt hatte.

Beiden Männern gestand man einen scharfen Verstand zu; beide hatten Thätigkeitstrieb und Arbeitskraft; Ehrgeiz und ein reges Bedürfniß, die großen Aufgaben des menschlichen Geistes, insbesondere die den Staat berührenden, von der höchsten ihnen zugänglichen Höhe zu betrachten; der Vater mit dem Anspruch sie lösen zu helfen, ihre Lösung durch Schrift und Beispiel zu fördern, — der Sohn mehr kritisch als produktiv. Es war der Vater mit einem starken Gedächtniß begabt, einer originellen Phantasie, raschem und weitem Ueberblick, feiner instinctiver Beobachtungsgabe. Mit der Zuversicht auf eigenen Takt und Inspiration verband er gewandtes Erfassen des Augenblicks, besaß er einen glücklichen Compaß, vermeidbare Klippen zu umschiffen.

Heiterer, argloser Scherz lag ihm nahe, fremd aber war seiner Natur Ironie und Satire. Eigenthümlich war ihm in Rede und Schrift das rasch Abspringende, scheinbar Unzusammenhängende, aber meist mit glücklicher Unmittelbarkeit Treffende im Ausdruck.

Viel langsamer von Auffassung war der Geist des Sohnes. Viel minder reich ausgestattet mit Einbildungskraft und jeder Divinationsgabe, drang er auf den wissenschaftlichen Gebieten ohne Gedankensprünge regelrechter vor, und strebte nach dem Ende und Ergebniß mit Anstrengung und Ueberwindung auch größeren Widerstandes; frühe schon verlangte er an sich und Andern Zusammenhang, System, richtige Stellung der Probleme; er war schon in der Anlage ein mathematischer Kopf. Von Gemüthsart waren Beide entschieden wohlwollend; zwar heftig Beide, aber großmüthig. Die Herzensgüte des Vaters konnte bis zur kindlichen Hingebung gehen. Interesse an menschlichen

Schicksalen nahm er nicht nur im Großen, da er nach seinem Ideal des Wohlwollens gegen die menschliche Gattung ganzer Welttheile Bevölkerung und Zukunft durch die Auswanderung unter einander auszugleichen gewünscht hätte; sondern auch im bescheidensten Maßstabe, indem das Loos jedes seiner Diener oder Arbeiter ein Gegenstand der besondern Fürsorge, freundlichen Rathes oder thätiger Verwendung für ihn wurde. In jüngeren Jahren über die hoffnungslose Lage des Vaterlandes bald schwermüthig unter der Last des Daseins und unter dem Drucke seiner Abhängigkeit, bald in raschem Wechsel zu begeistertem Entschluß hingerissen, gewann er nur allmählig Gleichmaß in der Schätzung menschlicher Dinge, ohne weder den warmen Unternehmungsgeist, selbst in hohen Jahren, zu verlieren, noch einen selbstsüchtigen ekeln Ueberdruß gleich so vielen abgelebten Staatsmänern unter dem Anschein weisen Gleichgewichtes zu verbergen. Es schienen in ihm die Gegensätze von Kühnheit und Mäßigung, ja von Trotz und Weichheit sich zu versöhnen. Mit elastischer Kraft, mit Feuer setzte er Entwürfe in's Werk, uneigennützig, wenn es fremde oder amtliche, über Vermögen zu Opfern geneigt, wenn es eigne waren. Mit classisch naivem Selbstbewußtsein nahm er dann seinen Antheil am Ruhme des Erfolgs in Anspruch, keineswegs unbekümmert um den Beifall der Mitwelt, doch gegen Verkennung und Tadel mit Gleichmuth gewaffnet.

Seine Resignation zur Unthätigkeit und b l o ß e n Beschaulichkeit war stets eine widerwillige, und er hat weder sich selbst, noch wie ich glaube den Minister vom Stein richtig beurtheilt, wenn er von diesem und sich sagt*):

„Ich glaube, in ihm ist stets die Sehnsucht geblieben, und zwar mehr als er sich selbst bekannte, zu wirken und zu verwalten. — Mich hat sie keineswegs beseelt oder angesprochen,

*) Mein Antheil an der Politik. IV. S. 12.

sobald ich nicht freie Hände hatte. Eine contemplative, literarische, ländliche Lebensweise war mir bequemer und angenehmer."

Die umgekehrte Behauptung wäre viel richtiger gewesen. Bewegung in geistigen und praktischen Interessen war das Element seines Lebens, gezwungene Unthätigkeit seine grausamste Marter. Seine ganze Natur war der Sonne zugewandt, wie schon sein Körper, obgleich niemals krank, stets heiteren Wetters bedürftig war. Anhaltende kalte Regenzeit, oder stetige rauhe Märzlüfte, und dauernde Entbehrung eines erwärmenden Sonnenstrahls konnten ihn bis zu empörter Ungeduld reizen. So hatte er gegen alles Häßliche einen physischen Abscheu; und schon das Finstere, was er „muffig" nannte, war ihm häßlich und zuwider. Gegen Unnatur, Mißhandlung von Thieren oder gar von Menschenkindern griff er sofort zu den bereitesten Waffen, wenn er selbst gesehen hatte, sehen mußte. Aber es war vielleicht seine schwächste Seite, die er auch nicht zu beschönigen suchte, daß er sich von dem Anblick des Leidens, den er nicht ertragen konnte, gern abwandte. Gegen das wechselnde, doch so beharrliche Erbtheil gemeiner menschlicher Noth war es der selbstvertrauenden Vernunft zwar natürlich, die Gegenwehr und Zerstreuung in sich selbst, in Nachdenken und Arbeit, oder in ernster Lektüre, bei der Vernunft und dem Gefühlsausdruck anderer Weisen zu suchen; Abhülfe oder Trost aber fand er dann am ersten in der befreundeten Natur, im Durchstreifen der grünenden Fluren, und in der sinnigen Stille des Waldes. Da schienen die Quellen seiner Erkenntniß, seiner Empfindungen und seiner Entschlüsse verborgen zu liegen; da war seine Religion seine Poesie. So hat auch Fritz den Vater aufgefaßt, in einem fast allein stehenden poetischen Versuche:

„— Komm näher, wag' es, dich hindurch zu winden,
Du wirst das Vaterhaus, das theure, finden.
Das Vaterhaus, wo uns der sanfte Weise
Am Blumenbeet mit off'nem Arm empfängt:
Er, der geprüft auf langer Lebensreise,

Mit warmem Herzen an den Seinen hängt;
Sein Auge, zugewandt dem Lichte,
Erkennt des ew'gen Lenkers Spur
Im offnen Buche der Natur
Und in den Büchern der Geschichte &c."

Für Dichtungen, als Producte künstlerischer Thätigkeit, hatte der Vater unglaublich wenig Sinn, besonders für die neuern; Horaz in seinen Sentenzen war ihm unübertroffen. Für Musik hatte er fast gar kein Gehör und dieß gab er selbst gerne zu. Gegen den Vorwurf des Mangels an Poesie aber würde er sich verwahrt haben, und es vertheidigte ihn einst dagegen eine geliebte Schwiegertochter mit der Erklärung: „Er ist ja selbst ein Gedicht!" Wohl verdiente diese Vertheidigung selbst wieder zum Gedichte zu werden; denn es ist nicht leicht, in karger Prosa von dieser liebenswürdigen, so lebendig angelegten Natur des Mannes ein Bild zu geben, das auch seiner ernsten Kraft gerecht werde, und so reiche und scheinbar widerstreitende Züge in einem glücklichen Ausdruck vereinige.

Des Vaters Jugend fiel in eine Zeit, die in der Culturgeschichte als „Humanitätsperiode" bezeichnet wird; eine Zeit, die, wenn sie ihren gelehrigen Söhnen auch ihren eigenen unverkennbaren Stempel aufgeklärter Willkür einprägte, ihnen dafür allerdings den Gesichtskreis erweiterte. Die Bühne der Welt war von hervorstechenden Persönlichkeiten überall in den höchsten Stellen erfüllt. Auch in Deutschland tagte da, während der anscheinend letzten Zuckungen des nationalen Bewußtseins, eine Zeit des Aufstrebens und hoffnungsvoller Neuerung auf so vielen Gebieten der Erkenntniß und des Schaffens; ein goldenes Zeitalter, wo nicht des Rechts, doch der Billigkeit und Nützlichkeit; wo nicht nationalen sittlichen Aufschwungs, — doch genialer, kosmopolitischer Anregung. In allen Fächern des Wissens, wie in den Kategorien des Lebens, war der geistige Individualismus durch originelle Gestalten zur Geltung gebracht; alles alte Wissen,

alle bisher unbestrittene Autorität schien flüssig geworden; alles Forschen dagegen und neue Wissen sich in den geistreichen Formeln der Encyklopädie von selbst zu krystallisiren. Im Wettstreit des erleuchteten Despotismus weltlicher und geistlicher Fürsten wurden Künste und Wissenschaften angepflanzt und gepflegt. Der Eindruck dieser wissenschaftlichen Erhebung mußte sich damals der ganzen gebildeten Welt schon mitgetheilt haben, wenn ein kleiner Zögling des fürstbischöflichen Seminariums zu Worms, unter den Auspicien der Jesuiten oder Exjesuiten, welche dieser Anstalt vorstanden, in seiner Abschiedsrede 1778, zuerst die Pflicht und das Interesse der Fürsten, die Wissenschaften zu schützen, begründen, und dann ein Panorama wie das folgende von den Fürsten Europa's, welche als Mäcenaten galten, entwerfen konnte.

Das sicherste Kennzeichen, daß ein Land unter einer weisen und glücklichen Regierung stehe, ist dieses: wenn die guten Künste in seinem Schooße wachsen. Das sind Blumen, die in einem fetten Erdreiche und unter einer gelinden Luft fortkommen, in der Dürre aber und vom Nordwinde verderben. Ein Reich wird durch nichts mehr berühmt, als durch die Künste, die unter seinem Schutze blühen. Die Zeiten des Perikles sind so bekannt wegen der großen Geister, die zu Athen lebten, als wegen der Schlachten, so damals von den Atheniensern geliefert wurden. Und wodurch haben sich die Zeiten des Augustus berühmt gemacht? Gewiß mehr durch einen Cicero, Ovid, Horaz, Virgil, als durch die großen Siege des Kaisers, welcher einen großen Theil seines Ruhmes der Leier des Horaz zu danken hat. Und darf ich's wagen noch mehr zu sagen? Die Zeiten Ludwig's XIV., sind sie wohl nicht durch die Corneilles, den Racine, Moliere, Boileau, Descartes ꝛc. berühmter geworden, als durch den berufenen Uebergang über den Rhein? Könige ehren die Menschheit, wenn sie diejenigen hervorziehen und belohnen, von denen sie die meiste Ehre hat; und wenn sie die erhabenen Geister aufmuntern, die sich dazu widmen, unsere Erkenntniß vollkommner zu machen. Laurentius Medicis — Marcus Aurelius — ꝛc.

Glückselige Fürsten, welche selbst die Wissenschaften üben! Die mit dem Cicero, dem römischen Consul, dem Erretter seines Vaterlandes, dem Vater der Beredtsamkeit sagen: Die freien Künste nähren die Jugend und belustigen das Alter; sie sind eine Zierde im Glücke und eine Zuflucht, ein Trost im Unglücke, sie ergötzen uns zu Hause; sie hindern uns nicht in der Fremde; sie übernachten bei uns, sie reisen mit uns und machen zu allen Zeiten und an allen Orten die Süßigkeit unseres Lebens.

O glückseliges Europa, das du viele solcher großer Fürsten in diesem Jahrhundert besitzest! Glückselige Musen, die ihr heut zu Tage so viele Verehrer, so viele Beschützer, so viele Fortpflanzer findet! Euch ehrt ein großer Joseph, Deutschlands Stolz; und Theresia seine noch größere Mutter; sie beglücken Oesterreich, sie bilden das sonst wilde und kriegerische Hungarn, sie geben dem durch so viele Kriege unterdrückten Böhmen Linderung. Euch ehret Katharina, die würdige Nachfolgerin des unsterblichen Peter des Großen, die sich die Liebe aller ihrer Unterthanen, den Respect anderer Prinzen und Nationen, und die Verehrung der Nachfolger dadurch zugezogen, daß sie in ihren Staaten die Quellen des Ueberflusses eröffnet hat, um Künste und Wissenschaften zu verbreiten und ihre Hauptstadt in ein neues Athen zu verwandeln. Euch ehret Friedrich der Große, von dem es noch nicht entschieden ist, ob er als Philosoph bei den Büchern, oder als General im Felde, oder als König in der Regierung größer ist; in dessen Ländern die Künste und Wissenschaften auf den höchsten Grad gestiegen sind; der Europens Zierde und Deutschlands anderer Hermann ist. Euch ehret Gustav, Nordens Glanz, der seine Schweden beglücket.

Euch schätzen Deutschlands meiste Fürsten und darunter fürnehmlich Karl Theodor, die Lust seiner Unterthanen, der beste Fürst, das Bild der Güte, der Großmuth Freund, der für das Wohl seiner Pfälzer unermüdet bedachte Karl Theodor! und welche glückliche Aussichten für Künste und Wissenschaften in diesen gesegneten Ländern unter der einstigen Regierung des erhabenen Fürsten Karl August von Zweibrücken? Wer be-

wundert nicht die unnachahmliche Pflanzschulen aller Wissenschaften, die Académie militaire Karl Eugens, Herzogen zu Würtemberg? Euch schätzte und schützte der unsterbliche Emmerich Joseph! — — Seinen Verdiensten, seinem Andenken seien die Thränen geweiht, die ich bei Nennung dieses Namens aus so vielen Augen fallen sehe! Euch schätzet endlich Karl Friedrich Joseph, sein würdiger Nachfolger, Kurfürst Erzkanzler durch Deutschland, Erzbischof zu Mainz, Bischof zu Worms rc., der durch seine Liebe gegen die Wissenschaften seinen Namen bis auf späte Jahrhunderte verewigen, und wie die Sonne unter kleinen Sternen, also unter seinen Vorfahren glänzen wird. Und sehen Sie, unter seinem Schutze habe ich zuerst die Bekannt- und Freundschaft mit den Musen errichtet, den Grund zu den Wissenschaften gelegt und mich denselben ergeben, — so sei Ihm, diesem höchsten fürstlichen Musenfreund, Dank für seinen genossenen Schutz und Gnade; Heil Ihm und unverrücktes Wohlergehen! Dank einem hochwürdigen hohen Domcapitel, welches unsere Schule stets begünstigt hat.

Also der junge Lobredner von Worms, der kein andrer ist, als mein Vater selbst, mit 12 Jahren, wie aus der Jahreszahl des Festprogramms und den Schlußworten hervorgeht:

Lebe auch du endlich wohl, geliebtes Worms, angenehme Stadt, in deren Mauern ich die zweite Hälfte meiner zurückgelegten 12 Lebensjahre meist durchlebt habe. Immer müsse mit dem Anwachs der Wissenschaften Friede sein in deinen Mauern und Glück in deinen Wohnungen! Es sei so!

Aber von den würdigen Vätern, seinen Lehrern, nimmt er mit folgendem Versprechen des Dankes Abschied:

Dank Ihnen, rechtschaffenste Lehrer, für Ihre Bemühungen und redlichen Eifer in Unterrichtung meiner und meiner Mitgenossen. Stets soll Ihnen meine Brust voll warmer Erkenntlichkeit und Freundschaft schlagen, stets werde ich an Sie voll Verehrung denken, und wenn einst Staub und Erde meine Asche deckt, so werden meine Verwandten oder meine Freunde sagen: Dies sind die Männer, die unsern Freund zum recht-

schaffenen, zum redlichen Manne zu bilden sich bemüht haben; immer werden sie Ihren Namen ehren.

Dagegen drücken die Lehrer sich in dem Vorbericht zu jener Erstlingsrede des 12jährigen Knaben: „über die Vortrefflichkeit der schönen Wissenschaften" auch ihrerseits anerkennend und vielversprechend aus:

„Die Absicht des jungen Freiherrn von Gagern (der, wie Alle und Jede, die ihn kennen, wissen, einen fürtrefflichen Verstand hat, mit demselben seine Sitten verbindet und überhaupt ganz Genie ist) mit dieser Rede war, seinen geliebtesten Herren Professoren öffentlich Dank zu sagen und sie damit unvermuthet zu überraschen."

„Er hat sich desfalls das Thema nicht nur selbst ausgesucht und dessen Eintheilung, sondern auch die ganze Rede ohne Jemandes Beihilfe oder Aufsicht auf eine solche Art gemacht, daß der Freund, den er um Revision ersucht hatte, an der Ausführung gar nichts — nur an Rangirung der Beweissätze hie und da etwas und einige Schreibfehler zu verbessern gewußt hat."

Eben diesen Lehrern stellt mein Vater in der eigenen Erzählung seines Lebens das Zeugniß aus: „Diese schwarzen Herren haben Religionssachen gar nicht mit eingemischt, sie nie berührt, mir die ersten Elemente der Wissenschaften versüßt und alle Aufmerksamkeit auf mein Fortkommen gerichtet." Das protestantische Christenthum war ihm gelehrt worden durch die streng reformirte Mutter Susanna Esther, aus der Familie Laroche von Starkenfels, die dem Kinde in der Bibel das Lesen gelehrt hatte.

Weder die Gelehrtenschule zu Zweibrücken, noch Pfeffel's Kriegsschule zu Colmar scheint in dieser Beziehung seinen Geist nachhaltiger erfaßt zu haben, als es in der Richtung jener Humanitäts- und Toleranzperiode lag, obgleich, wie der Vater selbst erzählt hat, an letzterem Orte „Lavater ihm bisweilen Stunden der Religion gegeben hatte."

Nur einen Namen nennt er in Verbindung und Beziehung auf seine religiöse Ausbildung mit Nachdruck:

Zollikofer ordnete zu Leipzig meine Studien. Er war in jungen Jahren lange Prediger zu Monsheim auf dem Schlosse meines Großvaters von mütterlicher Seite gewesen, folglich Freund der Meinigen. Wer ihn sah, hörte und kannte, huldigte dem protestantischen Prediger, Redner und Weisen auf seiner höchsten Stufe.

Sodann Platnern als seinen ausgezeichnetsten Lehrer rühmend, fügt er hinzu:

Doch auch ohne ihn, glaube ich wohl, wäre ich Skeptiker und Eklektiker und am meisten Pythagoräer geworden.

Von der katholischen Welt hatte der Jüngling außer den ersten bescheidenen Lehrern die mehr weltlichen Typen jener Zeit gesehen, die vornehmen elegant gelehrten Prälaten, wie die Wessenberg und Dalberg, mit denen mein Großvater gesellschaftlich und politisch befreundet war. Solche lobte und vertheidigte er immer, auch nachdem er zu Göttingen in Pütter's staatsrechtlichen Collegien eine entschiedener antikatholische Weltanschauung vernommen hatte; auch bekam er späterhin eine höhere Meinung, sonderbarer Weise auf die Autorität Talleyrand's hin, der sich rühmte, einer der ersten Theologen seiner Zeit zu sein, von der Weisheit des katholischen Lehrgebäudes. Seine eigentliche Bildung und Richtung führte der Vater wesentlich auf die classische Literatur der Römer und ihre Ausleger zurück.

Wenn ich davon Rechenschaft ablegen sollte, so sagt er selbst*), was auf meine Sittlichkeit und mein Bestreben wirkte, so trugen Richardson und Fielding viel und frühe dazu bei, ernster Hume und Montesquieu und Montaigne, Meiners und Herder; ganz vorzüglich aber und gleichsam in meiner Sinnesart Epoche machend: Middleton's Leben des Cicero. Nicht als ob mir nicht der Abstand vom römischen Consul zum deutschen Ritter genugsam vorgeschwebt hätte. Aber diese kluge Darstellung, dieser Zusammenhang, diese edeln Triebe

*) Mein Antheil an der Politik. I. S. 13.

und glücklichen Ausdrücke des Römers wie des Britten zeigten mir ein Ziel und eine Richtschnur! Der sensus recti, der von Natur in mir war, befestigte sich. Das Gefühl wurzelte, daß man sich der menschlichen Gesellschaft und besonders seinem Lande schuldig sei. Freiheitsliebe, und ich glaube wohl, die echte und edelste, eraltirte meine Seele; die Idee des Vaterlandes wurde mein Idol."

Das erwähnte Vorbild des Cicero giebt in der That den Schlüssel zur politischen Lebensanschauung meines Vaters; es erklärt seine Handlungsweise, seine Selbstschätzung, seine schriftstellerische Thätigkeit, und endlich den Sinn, in welchem er auch den Söhnen die Losung gab: „Capessite rempublicam!" „Ergreifet die Sache des Vaterlandes, widmet Euch ihr!"

Aber „der Abstand vom römischen Consul" oder analoger, vom römischen Ritter „zum deutschen Ritter" mag dem Vater besonders in der Vergleichung, die sich ihm unmittelbar praktisch aufdrängen mußte, vorgeschwebt haben, daß der römische Ritter das Leben der respublica, die er zu ergreifen hatte, in der concentrischsten Thätigkeit unmittelbar um sich her pulsiren sah, daß er nur hinzuzutreten und mit zu athmen brauchte; während das deutsche Gemeinwesen in irgend einem Mittelpunkte schon längst gar nicht mehr zu finden, folglich auch gar nicht in einem von selbst sich verstehenden Punkte zu ergreifen war.

Wir werden zum Verständnisse das Bild des Vaterlandes, der weitläufigen deutschen Republik, wie es dem jugendlichen Geiste des Vaters entgegentrat, uns zu vergegenwärtigen haben.

Noch zwar standen im Reiche die alten Institutionen thatsächlich da; nicht wesentlich verschlechtert, wenn man den damaligen Zustand nur mit demjenigen vergleicht, welcher der vorhergegangenen Generation sich dargestellt hatte.

Noch zwar bestand nicht der eine nackte Gegensatz von Herren und Unterthanen; es gab eine mannigfaltige Abstufung herkömmlicher Unterordnung vom Churfürstlichen Reichsstand herab bis

zum letzten Ritter und freien Bauern; — und nicht allein in der Erinnerung der Nation, sondern auch noch in deren Rechtsbewußtsein war es die Pflicht des Kaisers, einen Jeden bei seinem Stand und Wesen zu erhalten.

In der Theorie der Reichssatzungen, besonders in den Wahlcapitulationen, ruhte das ehrwürdige Dach auf den alten Pfeilern und beschattete noch immer die geheiligte Quelle des öffentlichen Rechts.

An eine Erschütterung aller Grundfesten, an Beseitigung ganzer Klassen von Reichsständen dachte damals noch Niemand. Aber es waren jene Fundamente der Verfassung doch um ein ganzes Stück weiter durch den großen Preußen-König unterwühlt, der mit den Formen des deutschen öffentlichen Rechts verächtlich spielte und sie in der öffentlichen Achtung noch mehr entwerthete.

Auch wissenschaftlich hatte das damals vor Allem gelehrte Deutschland bereits seit längerer Zeit angefangen, die Doctrin vom Staate und von den nothwendigen Erfordernissen der Staatsgewalt, zur nächsten Anwendung auf die reichsständischen Gebiete, — und gleichsam abgesehen vom aufgegebenen Reiche, von den Lehrstühlen des öffentlichen Rechts so zu lehren, als wäre in jedem reichsständischen Gebiete der souveräne Staat von Rechts wegen schon da, auf welchen jene Doctrinen Anwendung finden könnten und müßten.

An dem alten Rechtsgebäude wurden manche freilich fast unverständlich gewordene gothische Thürmchen im Renaissance-Style des allgemeinen Staatswohls, das als Aushängeschild die usurpatorische Emancipation von der stricten Unterordnung unter die Reichsgewalt und Hoheit beschönigen sollte, überbaut, mit willkürlichen Schnörkeln seichtester Aufklärung mehr noch verunziert, und die sich zerbröckelnden Mauern des Baues vormaliger Volksgröße und Macht mit ohnmächtigen Tendenzen und Phrasen

der Völkerbeglückung übertüncht, während dieser die nächste Unterlage entschwand: das Volks- und Einheits-Bewußtsein! So hatte sich von weither und, lange vor deren praktischer Geltung, die neue Lehre von der Staatssouverainetät in Anwendung auf die reichsständischen Gebiete, die weder mit der noch rechtlich bestehenden monarchischen Gewalt des Kaisers, noch mit den nur beschränkten Landeshoheitsrechten der Reichsstände verträglich war, wissenschaftlich vorbereitend ausgebildet, und besonders den territorialen Körpern der größeren Reichsstände war das Gift des partikularistischen Sichselbstgenügenkönnens auch auf theoretischem Wege immermehr eingeimpft worden.

Nach solchen Einleitungen fand man den Weg nicht mehr weit noch schwierig bis zu dem einen nackten Gegensatze von Herren und Unterthanen in jedem einzelnen der größern Reichsgebiete; das Capessite rempublicam wurde in diesen gar nicht mehr anders erfaßt noch verstanden, als daß man, ohne nach Anderem zu fragen, die partikularistischen Interessen dieses Reichsgebiets und seiner Regenten, dieser besondern Heimath, zu ergreifen und zu fördern habe.

Zu keiner Epoche der Geschichte Deutschlands war der Gedanke an das große Vaterland weniger lebendig; die Liebe zum Vaterlande in der Nation, im Großen und Ganzen genommen, weniger angeregt und werkthätig; die Sehnsucht danach schwächer, als in jener Brutzeit des partikularistischen Souverainetätsbegriffs. Später, während und nach der Rheinbundsperiode, als der Souverainetätsschwindel jedes kleinsten deutschen Staates im Zenith stand, da war zwar auch die Vaterlandsliebe ein exotisches Gewächs; da hatte es zwar auch nur eines kurzen Zeit- und kleinen Gedankensprunges bedurft, um von der Thatsache der usurpatorischen Lösung der Reichseinheit zu der gesetzlichen Anschauung in den Einzelstaaten zu gelangen, daß es unter die Kategorie des Hochverraths falle, ferner nach dem großen Vater-

lande sich umzuschauen. Aber die trostlose Erfahrung, die unglücklichen Folgen des Verfalls des Reiches, lagen doch, für Alle erkenntlich, vor; das Bedürfniß der Rückkehr machte sich fühlbar; die Reaction gegen die Kleinstaaterei wühlte, wie es ihre Natur mit sich bringt; und Viele schauten sich, — trotz dem Verbot, Kerker und Ketten, — nach dem großen Vaterlande dennoch wieder um. Damals aber war der Gemeinsinn, dieses erste und natürlichste Product der Vaterlandsliebe, so gänzlich abhanden gekommen, daß die Theilstaaten ihre Bevölkerungen, die auch solchen von den Fürsten und Regierungen gegebenen Impulsen folgten, zu gegenseitigem Haß und ekler Eifersucht aufstacheln konnten, und Jeder gierig war, auf Kosten des Ganzen wie der gelegenen Nachbarn sich zu vergrößern, zu bereichern und zu erheben.

Die Vaterlandsliebe ist unzertrennlich von dem Vaterlandsstolz. Man liebt nur das Vaterland, durch das man sich geehrt fühlt; um das man, seiner vergangenen Hoheit willen, trauert; für das man, zum Wiedergewinn des im Unglück Verlorenen, rüstet oder kämpft. Aber das deutsche Reich als solches bot dem Nationalstolz seit lange keine Nahrung mehr; seine vergangene Hoheit war zur halbverklungenen Sage geworden; man fühlte den Zug in der Atmosphäre, nicht nach seiner Herstellung, sondern nach seinem gänzlichen Verfall. Der Stolz war mit der Liebe gewichen und genügte sich an der Erhebung einzelner, mächtiger Theile. Für so berechtigt erkannte man in einem großen Theile des übrigen Deutschlands den preußischen Stolz, daß der Usurpator selbst von denen vergöttert wurde, die ihm feindlich gegenüber stehen mußten. So bedürftig war man des großen Mannes und seiner rettenden That, daß man den Zerstörer pries um der Macht willen, die man ihm, und ihm allein zutraute, auch wieder aufzubauen. Doch dazu war die Zeit noch nicht gekommen; es lag wenigstens zunächst nicht in seinen Planen.

Es liegt außer meiner Aufgabe nach den Ursachen zu fragen, welche eine so große Nation in ihren wichtigsten Interessen so sehr auseinander führen, so sehr, ohne daß es sich um Lebensfragen und getheilte Nationalinteressen gehandelt hätte, als zwiespaltig hinstellen konnte, wie das in Deutschland der Fall war. Aber eine der Ursachen trat um so deutlicher hervor, je mehr in der Humanitätsperiode die Forderungen an die Staatsidee sich steigerten, die Erfahrung nämlich, daß die die Vaterlandsliebe nährende Milch in den Brüsten des Vaterlandes versiecht, wenn die Pflege der großen Interessen, welche die Milch erzeugt, in dem Gesammtorganismus stockt und aus dem Ganzen in die Theile versetzt wird. Und die Trauer über solchen Verfall wurde noch gesteigert durch das Eingeständniß, zu dem man sich genöthigt sah, daß bei gänzlicher und hoffnungsloser Erschlaffung des Organismus der Reichseinheit die staatliche Entwickelung größerer Theilstaaten in der That noch als ein Fortschritt, als eine humanitäre Wohlthat begrüßt werden müsse.

Durch die ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche jene Ideen in der Praxis zu ihrem Nutzen handhabten — die Ideen nämlich von dem nothwendig gewordenen Sichselbstgenügen der einzelnen Reichsterritorien; und von den nothwendigen Erfordernissen einer auf solche Zwecke gerichteten Staatsgewalt, — konnte auch das Auge des jugendlichen Zeitgenossen von classischer Bildung und patriotischer Gesinnung bestochen werden, das in hoffnungsvoller, aber unklarer Erwartung Neues auf neuen Bahnen suchte. Doch hielt mein Vater zugleich an den alten Traditionen fest, die ihn abhielten auf die neuen Ideen weiter einzugehen, als das ihm so eigenthümliche Billigkeitsgefühl ihn bestimmte, die Natürlichkeit dieser Ideen und Entwicklungen unter den gegebenen Zeitverhältnissen anzuerkennen, dem Unvermeidlichen sich zu fügen; und so befand sich der Schüler der Humanitätsperiode häufig in einem unvermittelten Dualismus.

Die Familie meines Vaters stand, wie zur Zeit seiner Geburt, so zur Zeit seines Eintritts in die öffentliche Laufbahn, in keinem Unterthansverbande zu einem der fürstlichen Reichsstände. Er läßt es nicht unerwähnt, daß er auf dem ritterschaftlichen Schlosse der Aeltern — „also damals keines Fürsten Unterthan" — geboren sei, daß er selbst noch, wie mein Großvater, Ritterrath der reichsunmittelbaren Ritterschaft am oberen Rheinstrom gewesen sei; und dieses Bewußtsein reichsunmittelbarer Geburt begleitete den rheinischen Edelmann durch's Leben, trotz classischer Erziehung und antiker Vorbilder, trotz früherlebter Umgestaltung politischer Formen und Begriffe. Es brach sich zu Zeiten noch Bahn durch seine höchsten amtlichen Stellungen, in seiner landständischen Thätigkeit, wie durch die Zurückgezogenheit in ländliche Stille.

In seinen Schriften liebte er an die populären, ritterschaftlichen Namen von Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten zu erinnern; und dem vaterländischen Verdienste des Ministers vom Stein, in dessen thatenreiches Leben die Stellung als Mitglied der reichsunmittelbaren Ritterschaft gleichfalls so charakteristisch hereinragt, hat mein Vater die erste größere öffentliche Huldigung nach Dessen Tode dargebracht. Im Leben rief er bei himmelschreienden Vorfällen unwillkürlich nach dem Reich und griff im Unwillen, es nicht mehr zu finden, und in der Ungeduld wohl gar nach dem Art. 14 der Bundesacte und nach der Rechtsnothdurft einer Petition an den Bundestag.

Den denkwürdigsten Anachronismus der Begriffe in dieser Beziehung ließ sich mein Vater zu Schulden kommen, als er, gegen das auch ihn treffende Napoleonische Decret von Trianon, wodurch alle in den eroberten Staatsgebieten Geborne zu französischen Bürgern erklärt wurden, seine fortwährende schwedisch-pommerische Vasallenschaft wegen Rügen'scher Lehensgüter, mit denen die Familie von Gagern gesammter Hand belehnt war, worein jedoch eine eventuelle Lehenssuccession der Linie meines

Vaters in sehr weiter, wenn überhaupt in irgend einer Aussicht stand, mit dem größten Eifer geltend machte; und von dem naheliegenden Auskunftsmittel der Naturalisation in Nassau so wenig etwas wissen wollte, daß er vielmehr von dem Fürsten von Nassau-Weilburg die ausdrückliche Anerkennung verlangte: er sei, obgleich sein Minister, doch nicht sein Unterthan. — Doch das waren mehr vorübergehende Launen; in der Regel stand er mit beiden Füßen in der Gegenwart, und es war ihm von dem Ritterthum der jüngsten Vergangenheit etwa nur noch die Eigenheit geblieben, daß, wenn er, wie er zuweilen gethan, mit fürstlichen Personen als politischen Gegnern herausfordernd angebunden und eine Lanze gebrochen hatte, er dann den Sieg nicht verfolgte, nicht einmal Sieger zu sein behauptete; sondern galant zur Versöhnung die Hand bot und mit der Ehre des Ganges sich begnügte. Aber die ritterschaftliche Eigenschaft schloß unmittelbar keinen, die Geschicke des Vaterlandes berührenden Wirkungskreis ein; wenn jedoch mein Vater, um am deutschen Staatsleben sich betheiligen zu können, einem Einzelstaate dienen, und in dieser Hinsicht eine Wahl treffen mußte, so kam es dem reichsunmittelbaren Bürger Deutschlands niemals in den Sinn, auf die Landesgrenzen der zufällig gestalteten deutschen Staatsterritorien die Idee des Vaterlandes zu übertragen. — Mit dem Motto: Capessite rempublicam hielt er, darin sich unterscheidend von den Angehörigen größerer Reichsgebiete zu jener Zeit, — seinen Anspruch an das Reich fest, und seinen Antheil daran empfand er immer noch mit traditionellem Stolze.

Der Eintritt in den Dienst Oesterreichs würde für ihn, mein Vater erzählt das ausführlicher, wenig Schwierigkeiten gefunden haben. Ritterschaftliche Namen aus dem Reiche wurden dort im Allgemeinen begünstigt; ausgezeichnete Persönlichkeiten unter denselben um so mehr. Weit weniger war das in den Gebieten anderer größerer Reichsstände der Fall. Fand in diesen überhaupt

eine Begünstigung des Adels bei dessen Bewerbung um Civildienst statt, was nicht überall der Fall war, so hatte der einheimische landsässige Adel den ersten Anspruch, und in den meisten erwehrte sich ein einheimisches Patriciat von Staatsdienerfamilien sehr eifersüchtig des „fremden“ Einschubs und besonders des Einschubs fremder Adeliger.

Aber in Oesterreich würden ihm, dem Protestanten, theils die höchsten Ehrenstellen unzugänglich geblieben sein; theils war er nicht bemittelt genug, um auf eigne Kosten nach dortiger Sitte einen höheren Rang behaupten und dabei an der Ehre sich genügen lassen zu können.

Dagegen gab es in jenem großen, immerhin noch staatsrechtlich zusammenhängenden Deutschland neben den wenigen wirklichen Staaten manche kleinere Gebiete, die, ohne den Anspruch zu machen, einen Staat vorzustellen, so verwaltet wurden, daß die Landesregierung den localen Bedürfnissen und Interessen genügte; in denen der regierende Herr, durch persönliche Bekanntschaft und durch menschenfreundliches Eingehen in die Wünsche aller Klassen seiner Unterthanen, einen zufriedenen Hausstand in patriarchalischer Weise um sich versammelte; wo die Fürsten durch die Wahl kluger Räthe und durch taktvolle Zusammensetzung eines würdigen, auch wirklich gebildeten Hofpersonals die angemessensten Beziehungen zu benachbarten oder verwandten größeren Höfen zu unterhalten verstanden. Eben in solchen kleineren Ländern, in denen ein eigner landsässiger Adel nicht existirte, suchte man an die Spitze der Geschäfte junge Edelleute von Kenntnissen und Welt, die andern Ländern nicht schon von selbst angehörten. Dieß war auch in Nassau-Weilburg der Fall, und dazu kam, daß mein Vater zu gleicher Zeit mit dem damaligen Erbprinzen Friedrich Wilhelm in Leipzig studirt und frühe dessen Aufmerksamkeit auf sich gezogen, dessen Achtung sich erworben hatte. Ein solches Dienstverhältniß, als es sich ihm in Weilburg darbot, zog also

mein Vater vor; dort fand er solche geordnete Zustände und gute Beziehungen, und nahm deren Erhaltung bei seinem dort schnell steigenden Einflusse emsig wahr. Das genügte seinem Ehrgeiz. Daß ihm daran genügte, daraus geht hervor, daß er unter dem Ergreifen des öffentlichen Lebens durchaus nicht ein stürmisches oder sonst unberechtigtes Eindringen verstand, sondern auf Pflichten fußende Berechtigung, Entschluß und Widmung voraussetzte; und eine anständige, offene Bewerbung um die Gunst der Fürsten zu den erlaubten und gegebenen Wegen des Gelingens zählte.

Wie er bei den Bewerbern eine gewisse Unabhängigkeit eben sowohl der Existenz als der Ueberzeugung annahm, so unterstellte er bei den Fürsten auch patriotische Einsicht in die gerechten Ansprüche der Nation, richtige Würdigung ihres eignen Verhältnisses zum großen Ganzen, fürstliche Schätzung der Charaktere und Verdienste; — mit einem Worte, er gesann an sie in der öffentlichen Laufbahn des großen Vaterlandes den nur noch mehr berechtigten, aber gleich gepflichteten Ehrgeiz, von welchem er selbst erfüllt war.

Und da mein Vater mit 21 Jahren die Verwaltung eines kleinen deutschen Staates übernehmen konnte, von diesem kleinen Punkte aus in größere Ereignisse verwickelt wurde, und in denselben mit Takt, Energie und Glück sich geltend zu machen verstand, so war ihm die Vorstellung geläufig, daß, wie einst den freien Griechen und Römern, und in neuerer Zeit noch den Engländern, so auch auf der deutschen Erde eine öffentliche Laufbahn in patriotischem Sinne einem jeden dazu Erzogenen gleichsam von selbst offen stehe, in welchem größern oder kleinern Staate er auch dienen möge. Der durch so manche Erfahrungen ihm aufgedrungenen Berichtigung dieser vorgefaßten Meinung hat er lange Zeit mit einem gewissen Eigensinne widerstrebt. Mit solchen Gesinnungen machte der Schüler des classischen Alterthums, der die Wissenschaften als Zierde und Waffe des Edelmannes, des nach

seiner Auffassung gebornen Staatsmannes, nicht als Handwerksgeschirr zum Broderwerb des Geschäftsmannes betrachtete, den Uebergang aus den vagen, bald getäuschten Hoffnungen seiner Jugendzeit, durch die Katastrophe des Umsturzes hindurch, wiederum zu neuen Hoffnungen des Vaterlandes, während er selbst wesentlich derselbe geblieben ist. Und so konnte er, nach jener oben unterbrochenen Stelle fortfahrend, selbst von sich sagen:

Die Idee des Vaterlandes wurde mein Idol, und diesen Gedanken von der Gottheit: wäre sie nicht, so müßte man sie erfinden, — wendete ich auf dies mein deutsches Vaterland an, das leider noch weit schwerer zu finden, noch weit schwerer zu fassen und zusammen zu halten ist oder war. Aber diese Dulcinea haben wir verwirklicht. Oder soll ich sie mit dem steinernen Bilde vergleichen? Pygmalion-ähnlich haben wir wetteifernd, — die Fürsten, die Edeln, die Volkslehrer, die Dichter, die Jünglinge selbst, — sie in das Leben gerufen. Wehe dem, der sie wieder in Stein und Staub verwandelt! Dem Gedanken, der Absicht, dem Beginnen bin ich durch alle Hindernisse hindurch treugeblieben, jeden Moment der Möglichkeit auffassend. Die Geschichte überhaupt, das Staatsrecht meines Landes lernte ich gründlich kennen. Weltweisheit, die populäre vorzüglich, zog mich immerdar an; die alten Classiker wurden fortan die Unterhaltung, der Trost, der Schmuck meines Lebens und meine bessern Lehrmeister. —

Mehrere haben es mit solchem Anspruch des Vaters, auf Anerkennung seines patriotischen Charakters und Bestrebens, unverträglich erachtet, daß er bei denjenigen Begebenheiten sich activ betheiligte, welche die Auflösung des ehrwürdigen Bestandes des Reiches deutscher Nation in sich begriffen und beurkundeten. — Diese Begebenheiten waren: die Vergrößerung des Hauses Nassau auf Kosten seiner Mitstände, zur Entschädigung für die auf dem linken Rheinufer erlittenen Verluste, in Vollziehung des 7. Artikels des Lüneviller Friedens, und die Unterzeichnung als nassauischer Bevollmächtigter der Rheinbundsacte.

Ein anderer Vorwurf noch gegen seine damalige staatsmännische Thätigkeit wird aus dem entgegengesetzten Lager gegen ihn erhoben: er trage die Schuld, daß nicht noch mehrere vormalige Reichsgebiete mediatisirt worden seien. Es soll der thatsächliche Grund dieses letzteren Vorwurfs nicht geleugnet werden, er wird ihn leichter tragen. Denn wenn wirklich ohne meines Vaters Zuthun, oder vielmehr ohne sein Dagegenthun, die Klasse der kleineren deutschen Dynastien, von Nassau abwärts, gleich anderen der ältesten und um der Tapferkeit der Vorfahren willen berühmtesten Fürstengeschlechter, mediatisirt und die Zahl der deutschen Staaten weiter ermäßigt worden wäre, würde die Bundesverfassung heute dadurch stärker, Deutschland einiger, glücklicher und mächtiger, die Hoffnung namentlich und Aussicht auf künftige — Einigkeit oder Einheit — größer und sicherer sein?

Aber mit der Verantwortlichkeit für seine Betheiligung an jenen zuerst bezeichneten Begebenheiten hat sich der Vater dem öffentlichen Urtheil selbst gestellt, und es bleibt den Söhnen nur eine unbedeutende Nachlese, um die Anhaltspunkte für dieses Urtheil der Nachwelt zu vervollständigen.

Selbstthätig und in den nassauischen Verhältnissen maßgebend, wirkte er von dem Augenblicke an, als es sich darum handelte, den Artikel von Lüneville zur Vollziehung zu bringen und das Haus Nassau für dessen Verluste auf dem an Frankrich abgetretenen linken Rheinufer durch Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer zu entschädigen, auf demjenigen Boden, wo er erkannte, daß diese Frage entschieden werden würde, — in Paris nämlich.

Aber gerade weil er in dieser Stellung nicht als Patriot, nach freier Wahl, sondern zunächst im Interesse und als Diener eines der kleineren, wenn auch berühmtesten, Fürstengeschlechter handelte, und weil seine politische Rolle in dieser Periode auf das Schicksal, die Gesinnung und Parteinahme der Seinigen den entschiedensten Einfluß übte, so scheint es am Orte, die eigene

väterliche Vertheidigung in ihrer ganzen Unbefangenheit hier wiederzugeben. Ueber die Aufgabe, die ihm durch den Lüneviller Frieden erwachsen war, sagt er*):

„Deutschlands Verlust war also klar ausgesprochen. Allein Zweck, Ausdehnung, ja die Zustandebringung selbst der ganzen Entschädigungsmaterie war noch sehr weit aussehend und fortan den Gefahren des Mißlingens und neuem Zwiespalt ausgesetzt. Ernstlich hätte sich der Reichstag nun damit befassen sollen, wenn diese Behörde in Deutschland das wäre gewesen und hätte sein dürfen, was die Noth und der gegebene Zustand doch wahrhaft erheischte. Ein untrügliches Merkmal, wie wenig unsere Großen ihr eigenes Interesse verstehen. — Es war keineswegs ein gutes Vernehmen zwischen Oesterreich und Preußen, selbst da, wo sie so ähnliche Zwecke hatten. Der österreichische Hof fand vielleicht in seinem Gewissen mehr noch, wie in seiner Politik, Bedenklichkeiten, der katholischen Kirche zu wehe zu thun und selbst dazu die Hände zu bieten. Die Krone Preußen sprach weit über den Verlust an. Die Stipulationen zu Gunsten des oranischen Hauses, wie für Toscana und Modena, waren de re aliena. Man duldete also lieber die fremde Einmischung, man duldete lieber Frankreichs Dictatur, den gänzlichen Umsturz der katholischen Kirche, die ungleichsten Austheilungen und Alles, was im Voraus die Bande des Reichs und der allgemeinen deutschen Conföderation auflösen mußte. *Es war also bald für die Betheiligten nothwendig, nach Paris zu senden, das üble Beispiel der Großen, Jeder für sich selbst zu sorgen, zu befolgen.* Die Ernennung zur Gesandtschaft nach Paris hatte ich weniger einem allgemeinen Vertrauen aller nassauischen Linien, denn ich war Neuling in dem Fache und auf dem Schauplatze der großen Welt, als den beiden Umständen zu verdanken, daß ich der französischen Sprache wohl kundig und Weltmann war, und daß der Fürst von Nassau-Weilburg bereits als der präsumtive Erbe der

---

*) Mein Antheil an der Politik. I. S. 96 rc.

anderen beiden Linien von Usingen und Saarbrücken erschien; denn der Fürst Heinrich von Saarbrücken hatte mit einem unglücklichen Sturze zu Pferde die seinige geschlossen. — Meine Eigenschaft als dirigirender Minister jener Hauptlinie gab mir breiten Einfluß auf die Instruction und erleichterte ungemein meine Haltung und Rechenschaft. Mit anderen Worten, ich hatte volle Gewalt, nach meinen Einsichten zu handeln. Darum unterschied ich mich aber auch von jedem andern gewöhnlichen Gesandten, in dessen Arbitrium es steht, solchen Posten abzulehnen. Da die ganze Verantwortlichkeit auf mir ruhte, die ganze Pflicht der Rettung und bald in großem Maße allein die Mittel; da ich ferner in Glück und Wohlstand dies Ruder geführt, dies Brod gegessen hatte, hielt ich es für pflichtwidrig, irgend einer Chimäre oder Rücksicht diese Pflicht zu opfern und diese Herren und dieses Land, die auf mich zählten, ihrem Schicksale zu überlassen; nicht nur bei dieser Materie und Epoche der Entschädigungen, sondern auch bald bei der Mediatisirung."

Manche freilich, die Staatsdiener der neuen Schule, werden den innern Kampf, den mein Vater nach seiner eignen Rechenschaftsablage durchkämpfte, gar nicht begreifen; sie werden die persönliche Dienstpflicht gegen den Landesherrn unter allen Umständen für maßgebend; die Selbstvertheidigung meines Vaters, gegen den Vorwurf, die Interessen des Gesammtvaterlandes und seine Pflichten gegen dieses verletzt zu haben, für ganz überflüssig erachten. Politische Ehre, so werden diese sagen, sei nicht die höchste Bestimmung der Staaten und Nationen; Macht, folglich Geltung unter und vor den andern Nationen nach Maßgabe seiner Größe und seines sittlichen Werthes, das sei nicht der Beruf des deutschen Volkes; so hat man mit dem Anspruche, deutscher Staatsmann zu sein, in der That gesagt. Vaterlandsliebe, — für das Ganze, — individueller Anspruch auf politische Ehre, sei kein berechtigter Standpunkt.

Gegen solche Vertheidiger verwahrt sich mein Vater; und wir,

die Söhne, mit ihm; wir würden lieber das öffentliche Urtheil gegen ihn, unvertheidigt, ergehen lassen. Aber auch solchen gebe ich zu bedenken: Es giebt Zeiten und Stellungen — (und die Zeiten der frühesten staatsmännischen Thätigkeit meines Vaters waren solcher Art), — in denen die Pflicht des dienstlichen Gehorsams dem Auftrag noch keinen Inhalt giebt; in denen es sich für Staaten und Dynastien um die Existenz selbst handelt; wo aus Ansprüchen erst Rechte, aus Hoffnungen erst Macht, werden sollen. Und dann giebt es wieder Zeiten, in welchen die Erhaltung kleinerer staatlicher und dynastischer Existenzen nur durch Opfer an die Gesammtheit erreicht werden kann; wo weitersehende Klugheit, also doch auch eine Pflicht, darin besteht, gesammtvaterländische Interessen mit zu Rathe zu ziehen, da ja das deutsche Vaterland doch auch das Vaterland unserer Fürsten ist.

Den Maaßstab der Beurtheilung, den mein Vater an seine früheste politische Thätigkeit angelegt haben will, bezeichnet er in folgenden Worten*):

> Ich werde mit dem Standpunkt der Politik immerdar den der Sittlichkeit verbinden; mit der Frage, was war nützlich, die andere, was war Recht und Pflicht! Es wird also Uebung des Verstandes sein, zu prüfen, wo ich am Scheideweg irrte. Und nicht am Scheideweg zwischen dem Guten und Bösen, *sondern nur zu oft zwischen zwei Pflichten, wo ich die dringendere zu wählen hatte.*

Ueber diese ganze Zeit der französischen Herrschaft über Deutschland, über die Betheiligung am Rheinbund, geben die Denkwürdigkeiten des Vaters, aus seiner kleinstaatischen Stellung ebenso viele Aufschlüsse, als in Deutschland nur irgend Jemand, namentlich von dem Standpunkt der größeren Staaten aus, berechtigt sein könnte Fragen aufzuwerfen. Seine obige Behauptung wiederholend, — daß er dem vaterländischen Gedanken „durch

---

*) Mein Antheil an der Politik. I. S. 7.

alle Hindernisse hindurch treu geblieben, jeden Moment der Möglichkeit auffassend" — dürfte er getrost in Deutschland Rundfrage halten: Wann gab es in dieser Zeit, für den patriotischen Privatmann wie für den kleinstaatlichen Staatsmann, einen früheren Moment der Möglichkeit, eine Hoffnung und eine Stütze?

Mein Bruder Fritz aber, in der schon oben besprochenen von ihm verfaßten Skizze des politischen und literarischen Charakters des Vaters, welche der dritte Band enthält, faßt die Rechtfertigung des Vaters in folgende Sätze zusammen:

> Einige warfen ihm vor, daß er die rheinische Bundesacte unterzeichnet habe. Man erwartet, man verlangt mit Recht von denen, in deren Hand das Schicksal einer Nation liegt, von denen, welche im Glück Ehre und Vortheile ernten würden, daß sie in der Stunde der Gefahr bereit seien, sich mit Selbstverläugnung und uneigennütziger Widmung zum Opfer zu bringen. Aber kann man mit eben dem Recht eine vergebliche Widmung, ein zweckloses Opfer von untergeordneten Existenzen verlangen? — Fraget die, welche den Charakter unserer Fürsten, den Geist unserer Höfe und ihrer Regierungen kennen, ob Andere solchem Beispiel damals gefolgt wären! und isolirt, — was hätte es gefruchtet? Doch man mißverstehe diese Rechtfertigung nicht. Ein großes Beispiel, ganz unbekümmert um den Erfolg, verdient gewiß und erhält die Bewunderung der Nachwelt. — Aber solche Beispiele müssen aus dem selbsteigensten Antrieb des Opfernden ausgehen. Der Diener und Rathgeber eines kleineren Fürsten konnte diesem das Opfer seiner Existenz nicht aufdringen, unter den gegebenen Verhältnissen nicht dazu rathen. In seiner Stellung war es daher nicht auf Kosten des Ganzen, daß er dem Fürsten, dem er verpflichtet war, mit Einsicht und Erfolg diente, dessen Vergrößerung und Erhebung bewirkte.

Die Charakteristik des Vaters und seiner eigenen Auffassung der Verhältnisse, fordert die auszugsweise hier noch folgende Bekanntmachung einer ungedruckten Urkunde, nämlich einer Stelle aus seinem, im 84. Lebensjahre aufgesetzten, ausführlichen letzten

Willen, worin er den Kindern die Gründe seiner, nach so hohen von ihm bekleideten Aemtern, und nach so großem persönlich geübtem Einfluß — dennoch so mäßigen Verlassenschaft erklären wollte. Er sagte darin:

In den ersten Jahren des Jahrhunderts führte ich en chef die politischen Angelegenheiten des älteren Stammes des nassauischen Hauses glücklich durch die Gefahren der Zeit. Bei der Säcularisation und Entschädigung für abgetretene Lande unter französischer und russischer Mediation im Jahre 1802 erreichte ich die Verdoppelung des Gesammtstaates an Bevölkerung, und mehr noch an geographischer Ausdehnung. Noch andere deutsche Staatsminister waren in dem Fall, und überall war man bedacht, sie freigebig zu belohnen und mit Gütern zu dotiren. Ich wurde eigens über den Umfang meiner Wünsche sondirt, und als ich Güter im Gehalt von 4000 fl. Rente bezeichnete, drang man geraume Zeit in mich, mehr zu verlangen oder zu acceptiren. Es blieb aber bei jenem, zu meiner vollen Befriedigung. Es waren die Höfe Steinheim und Drais mit Appertinenzien im Rheingau. Doch nach wenigen Jahren erneuerten sich die Gefahren für Nassau um so mehr, weil der Prinz von Oranien seiner Lande und seiner früheren Entschädigung verlustig ging. Als ich durch den Beitritt zum Rheinbunde das fürstliche Haus rettete, und jetzt durch die Mediatisirung, wie früher durch die Säcularisationen, noch einen so ansehnlichen Zuwachs der fürstlichen Lande, zudem die herzogliche Würde und das Präsidium der Fürstenbank erreichte, wodurch also abermals eine ganze Hälfte des bisherigen Bestandes wenigstens an Bevölkerung hinzukam, so erschien abermals die Frage meiner Belohnung und abermals der vorige Modus mich selbst zu sondiren. Ja, da meine Güter ohne Wald waren, so deutete man auf sufficiente rheingauische Waldungen. Ich lehnte aber alles ab, weil der Zwischenraum dieser zwei so bedeutenden Staatsverhandlungen zu gering war in meinen Augen, und hauptsächlich weil diese Betheiligung am Rheinbunde an sich eine tadelnswerthe Handlung war, die nur durch die Nothwendigkeiten der Stellung

konnte vertheidigt werden. Dafür wollte ich weder solchen Lohn noch solches Eigenthum in meiner Familie wissen, und hoffte dadurch am meisten für alle Zukunft gerechtfertigt zu erscheinen. —

Diese Streiflichter, diese Einblicke in das politische Erbe der Familie, lassen in deutschen Verhältnissen, wo politische Denkwürdigkeiten noch seltner sind als unabhängige politische Stellungen und erbliche Familienfarbe, immerhin an einem lehrreichen Bekenntniß den inneren Kampf der Pflichten erkennen, den häufigen Widerstreit in einer und derselben Brust, — einerseits der berechtigten patriotischen Ueberzeugung des nationalen Staatsmannes, und andererseits der dienstbeflissenen Stellung des kleinstaatlichen und dynastischen Dieners. Sie zeigen, diese Streiflichter, noch klarer den Charakter des Vaters und die Bedingungen, unter denen es ihm gestattet war, an dem Loose des zerstörten Vaterlandes zu arbeiten, und eine schon durch den Namen Farbe tragende politische Ueberlieferung und Aufgabe den Söhnen zu überweisen.

Es war eine kurze, aber an traurigem Inhalte reiche Geschichte, von der Zeit des Eintritts des Vaters in das öffentliche Leben, bis zum Erwachen des politischen Bewußtseins des ältesten Sohnes.

Welchen Antheil dieser Sohn an den Geschicken des Vaterlandes genommen, das ist der Stoff der folgenden Blätter; zur Vervollständigung der Parallele wie der Gegensätze aber gehört es, gleich hier auch von dem Bilde des Vaterlandes zu der Zeit eine Skizze zu geben, in welcher an den Bruder die Losung des Capessite rempublicam erging.

Obgleich noch, eben so wie die beiden zunächst jüngeren Brüder, unter dem Reich geboren und jener an das Reich sich anlehnenden freien Ritterschaft angehörig, erhielt doch Fritz,

als sein politisches Verständniß erwachte, von Kaiser und Reich und von nationaler Berechtigung zu solcher Einheit keine lebende Kunde mehr; das Bedürfniß, wie der feste Glaube an das Recht zu seiner Wiederverwirklichung, trat erst durch Studium und Erfahrung an ihn heran. Er gehört dem neunzehnten Jahrhunderte, selbst nach den frühesten Erinnerungen an, und gerade durch sie einer in politischem Betracht traurigsten Jugendzeit.

Verschwunden von dem Schauplatze der deutschen Welt waren längst die mächtigen, die interessanten und anregenden, die räthselhaften Gestalten, die ein Menschenalter zuvor des Vaters Jugendgeist erfüllt hatten; die weltlichen und geistlichen Mäcenaten und Friedrich der Einzige und Kaiser Joseph. Josephs aufklärende, noch unaufgeklärte Flamme war in Rauch und Enttäuschung erloschen; seine dynastischen Entwürfe sollten mit und nach ihm scheitern. Wenn sein schöpferischer Geist der deutschen Nation ihre Kaiserkrone nicht mehr und nicht wieder, in mächtigem Glanze strahlend, zu zeigen verstand, — wie hätte die Rückkehr der Nachfolger zur bloßen Form und Langweile des verkümmernden Reiches das nationale Bewußtsein wieder beleben können?

Lebendiger waren die Züge Friedrichs II. den Augen des folgenden Geschlechts noch eingeprägt geblieben, und auf der Fläche, welche sein spitzer Degen aus der Karte des deutschen Reiches vollends herausgeschnitten, waren die scharfen Grundlinien weiß auf schwarz noch eingegraben, womit er seine, bei so sterilem Boden, staunenswerthe Musterwirthschaft — preußischer Staat, oder vielmehr Staat Friedrichs des Großen genannt — denn seiner bedurfte er fort und fort — geschöpft und geschaffen hatte. Aber eine ganze Regierung, baar an Geist und Ruhm, lag dazwischen, eine Regierung, während welcher noch nicht die schaffenden Losungsworte einer populären Zukunft gegeben waren, in welcher aber ein gewisses prädestinirtes Schwanken

seinen Anfang nahm zwischen Deutsch und Nichtdeutsch, zwischen reichsrechtlichem Herkommen und unrechtlichem Fortkommen, zwischen ritterlichem Beruf und kleinbürgerlichem Handeln; zwischen fremder Freigeisterei und hausbackner Orthodoxie; eine jener Regierungen, welche wie hysterische Frauen nach Stimmungen sich selbst befühlen oder befühlen lassen und sich abmühen mit Anwandlungen von Können und nicht Wollen, nicht Dürfen und doch Mögen, und wieder Wollen und nicht mehr Können: — wo jener unberechenbare Wechsel aufkam von Aufopferung und Eigennutz, tapfrer Offenheit und pfiffiger Gewaltthätigkeit, jener unvermittelte Widerspruch zwischen richterlicher Unbestechlichkeit in den ehrenvollsten Beispielen, und allmächtiger Kabinetsjustiz in bedeutender und grausamer Gestalt; von wissenschaftlichem Ernst und windiger büreaukratischer Unfehlbarkeit; endlich jenes plötzliche Abfallen und Aufsteigen von Begeisterung zu Jammer, von Hunger zu Blasirtheit; und jene Mischung von Aufgeblasenheit und Todesverachtung — ganz reif für Jena. Der preußische Name war damals bei den Nachbarn keineswegs beliebt, aber man hatte sich daran gewöhnt, in diesem Staate bereits einen die Gelegenheiten abpassenden Anfang zu einer Allen noch unklaren Zukunft zu sehen.

Ueberall sonst im Reiche war den neuerungssüchtigen Regenten die Resignation der Mittelmäßigkeit gefolgt. Nicht Bosheit, nicht Grausamkeit — denn der Seelenverkauf in den Beutel eines Nachfolgers Philipps des Großmüthigen war doch Ausnahme, — sondern eben nur Mittelmäßigkeit, wie sie am geeignetsten ist, die Masse über die heimischen Zustände in Gleichgültigkeit und Stumpfsinn zu lullen und darin zu erhalten. Die geistlichen Kurfürsten hatten von dem Lebensbaum, dem sie entsprossen waren, mit eigner Hand den Saft angebohrt, ohne daß eine heilsame, zur Einheit der Kirche zurückführende Reform daraus entquollen wäre; und der Adel, den die Pfründen der vor=

nehmen Kapitel nicht mehr lockten, hatte der Kirche und ihrem Hirtendienste alsbald den Rücken gewendet.

Die reifen und fruchtbaren Ideen der französischen Revolution waren, so gut wie die unreifen, leeren und giftigen, schon früher das Gemeingut der deutschen Mittelclassen gewesen, die ja, was wissenschaftlichen Unterricht und allgemeine Bildung betrifft, weit über den entsprechenden Schichten der Bevölkerung französischer Provinzialstädte standen und stehen. Unter dem Heranziehen des furchtbaren Unwetters hatte nur der Königsmord den ritterlichen Zorn der Mitfürsten eine kurze Weile vereint zu den Waffen gebracht; aber gegen die hinreißende Leidenschaft der nach Außen in Worten wie Handlungen immer kosmopolitischen und auflösenden, im Innern stets ihrer Einheit sicheren französischen Nation, hatte nur der nüchterne Gehorsam eines tapferen zwar und disciplinirten Heeres, aber unter unentschlossenen, ihres Zieles sich nicht bewußten und uneinigen Führern in's Feld geführt werden können.

In den noch uneinigeren Friedensverhandlungen hatte schließlich die müde, zur hohlen Form und Last gewordene Kaiserkrone, das deutsche Reich preisgebend, auf ein eignes österreichisches Kaiserreich allein sich zurückgezogen, dieses abzurunden gesucht; und durch die einer Vielherrschaft inwohnende natürliche Trägheit, Unpersönlichkeit und Schaamlosigkeit war zu Regensburg das Verhängniß über Deutschland besiegelt worden. Die deutschen Fürsten, Franz II. von Oesterreich einbegriffen, haben zuerst mit der Geschichte gebrochen; sie hatten mit dem Reiche, mit dem Grundrechte der deutschen Nation schon gebrochen, als Franz II. die unbrauchbare Krone niederlegte, um Franz I. zu werden. Mit der factischen Abschaffung des Reiches war der Faden des deutschen Rechtes abgerissen. Die deutsche Nation hatte ihr Selbstbewußtsein und gewissermaßen ihre Geistesgegenwart verloren, ja das Bewußtsein des Besitzes ihrer fünf Sinne und der Zu-

sammengehörigkeit ihrer Glieder. Schon durch früheste Erlebnisse und durch die Tradition selbst sich vertrauender Tapferkeit unstaatlich und individualistisch, war sie Jahrhunderte lang nur durch die höhere Machtidee des römisch-deutschen Kaiserthums aus der Zerfahrenheit und aus dem schlechten, so oft noch durch dynastische Interessen künstlich genährten Hange, die Stammesunarten zu cultiviren, herausgerissen und zu äußerer Einheit emporgehoben worden; mit dem Absterben dieser Idee war sie allmählig ganz auf der Bahn der Auflösung in zufällige Staatengebilde abgeirrt. Der reflectirende, aber träumerische individuelle Freiheitsgeist, der immer weniger die Autorität einer höchsten Einheit in der geistigen wie irdischen Sphäre ertragen mochte, hatte sich, wie in ein Fatum, in die Geistespolizei des unvollkommensten Kleinstaates gefügt und in undankbaren, kosmopolitischen Geisterreichen fortgeschwärmt, während alle Nachbarvölker, siegreich über kronsüchtige Aristokratie, ihre Staatsidee bereits in der Einheit nationaler Kronen verkörpert hatten.

Bis zum Wiedergewinn des nationalen Selbstbewußtseins für die Söhne des 19. Jahrhunderts war eine Zeit der Erniedrigung, der Erfahrung, der Ermannung und endlich auch des ernsten Studiums verhängt und erfordert; des Nachdenkens, wie die alten Fehler und Ursachen des Verfalls zu vermeiden; wo an das alte Recht wieder anzuknüpfen und zum Besseren vorzuschreiten sei? Dazu war die Kenntniß dieser successiven Zustände erforderlich, und so mag in den Schluß dieser Einleitung die Antwort auf die Frage zusammengedrängt werden: Was war denn durch die Jahrhunderte hindurch der Faden der Einheit, das alte Recht der Nation? und was dem gegenüber der thatsächlich gewordene Zustand nach Auflösung des Reichs?

Geschichtliches Recht war es, daß die Nation zusammen mit ihren Fürsten, — gegliedert bald in Stämmen, bald in Reichsämtergebieten, bald in Ständen, bald in Kreisen, — zu äußerer Einheit

unter einem gekrönten Haupte vereint sein sollte; daß das, ursprünglich innerhalb eines Fürstengeschlechts wählbare, Königthum so lange als möglich bei demselben erhalten bleibe; zwar unter einer Wahlform und nationaler Zustimmung bei jeder Thronfolge; so daß aber beim Erlöschen eines Hauses ein anderes durch eine ähnliche, auch als Gottesgericht geltende, von den mächtigeren Fürsten vollzogene, vom anwesenden Volke bestätigte Wahl, immer wieder mit demselben Vorzug eingesetzt wurde; daß die Nation für dieses ihr Haupt einen Anspruch hatte auf die höchste persönliche Würde der Christenheit, auf die römische Kaiserkrone, deren Ehrenpflicht der Schutz der Kirche war; daß es der Wahlfürsten Pflicht blieb, der Nation ein Oberhaupt zu wählen und zwar den dazu geeignetsten Fürsten, also, seitdem das Königthum kein unmittelbares Gebiet mehr hatte, den mächtigsten der in den größeren Gebieten erblich gewordenen Fürsten. Geschichtliches Recht ist es gewesen, daß der erbliche Vorzug des Geschlechts, welcher nach dem Untergange des dritten Königshauses ein Jahrhundert lang zwischen drei Häusern schwankte, wodurch das Wahlrecht der goldenen Bulle sich ausbildete, trotz diesem sich wieder nach altem Nationalrecht festsetzte und drei Jahrhunderte hindurch dem Hause Habsburg erhalten blieb. Geschichtliches Recht ist es daher geblieben, daß die deutsche Kaiserkrone, — obgleich sie so sehr in den drei letzten Jahrhunderten beschränkt und geschwächt worden war, daß darin nur noch ein Ehrenrecht für den Inhaber übrig blieb, — daß, sage ich, die deutsche Kaiserkrone für die Nation dennoch das Sinnbild und die Bürgschaft ihrer Einheit nach Außen, und vereint mit Reichstag, Reichsgerichten und Kreisverfassung, das legitime Organ eines möglichen Wiederaufbaues geblieben war, eine volle in sich selbst ruhende legitime Gewalt, ja noch immer die älteste und vornehmste Krone der Welt.

An die Stelle dieser legitimen Nationalsouveränetät von Kaiser und Reich trat 1803 bis 1806 für diejenigen deutschen

Fürsten, welche ihre Landeshoheit nicht mit einer außerdeutschen Krone consolidiren konnten, kein anderer Rechtsgrund ihrer neuen Staatsgewalt, als die Thatsache, daß im Gebiete der glücklichen Besitzenden Niemand war, der ein besseres Recht geltend machen konnte; sodann die völkerrechtliche Garantie der vermittelnden Mächte: Frankreich und Rußland. — Mit der Gunst und unter dem Protectorate dieser auswärtigen, der deutschen Nation in ihrem berechtigten einheitlichen Reichsverbande feindlichen Mächte, bereichert noch an Land durch neue, ihren ganz gleich berechtigten bisherigen Mitständen gewaltsam entrissene Districte; — bereichert an Macht durch die Bruchstücke der Kaiserkrone, die ihnen zur Souveränetät noch gefehlt, die aber der abdicirende deutsche Kaiser unter sie zu vertheilen weder Beruf noch Recht hatte, — war die neue Staatsgewalt nicht aus Kampf, Sieg und Eroberung, sondern aus einem, das höchste Interesse der Nation in schmählichster Weise aufopfernden und verrathenden diplomatischen Arrangement, aus einer nationalen Niederlage und Schande hervorgegangen. Die deutsche Nation selbst war entwaffnet und mundtodt gemacht; — dieselbe Nation, deren unverjährbares Recht auf einheitlichen Bestand noch zwölf Jahre zuvor in der jüngsten Wahlcapitulation §. 2. ausdrücklich an der Spitze der Verbriefungen steht:

„Wie wir denn auch in alle Wege wollen die deutsche Nation, — das heilige römische Reich, — und die Kurfürsten rc., Fürsten, Prälaten, Herren rc., — sonst auch einen Jeden bei seinem Stand und Wesen lassen."

An die Stelle des nationalen Zusammenhanges mit Kaiser und Reich trat in den kleineren Staaten als Thatsache, wie gesagt, die neue Souveränetät, im Inneren mit büreaucratischer Allgegenwart, die, der Luft gleich, alle leeren Räume erfüllte, nach Außen aber an den mächtigen französischen Kaiser als er-

kannten Protector angelehnt. Gegenüber der deutschen Nation irgend eine staatsrechtliche Theorie oder politische Rechtsfiction aufzustellen, wurde nicht nöthig erachtet und kaum anders versucht, als in Abhandlungen serviler Legisten oder in Hymnen auf den siegreichen Protector. Sei es, daß die öffentliche Meinung und das Lebensbewußtsein der Nation nicht zu sich selbst kommen konnte, während die Drachensaat des Neides unter zwieträchtigen Brüdern auf den deutschen Fluren täglich frisch mit Blute gedüngt wurde, ohne daß dies zur Einigung führte; sei es daß die höheren Classen in kosmopolitischer Verbildung wirklich so weit verirrt und herabgekommen waren; wir haben nicht nöthig Autoritäten unter den Zeitgenossen dafür anzurufen, wie theilnahmlos und stumpf für die Interessen des Vaterlandes der öffentliche Sinn in allen Classen der deutschen Welt, ungeachtet der scheinbaren Gleichartigkeit der politischen Bildung der höheren Classen in allen deutschen Ländern, ungeachtet der Gemeinsamkeit einer lebhaft cultivirten Literatur, ungeachtet die materiellen Interessen so wenig unüberwindliche Gegensätze darboten, bis 1809 geworden war. Wollten wir fragen, wohin denn, bevor der erste weiße Schaum die rückkehrende Fluth endlich verkündete, bei solcher Abwesenheit der Theilnahme an dem Loose des Vaterlandes die regeren Geister sich sonst gewendet haben mögen, die nicht zu Dienstpflichten berufen oder genöthigt waren, so müßten wir die Dichter aufsuchen, die den deutschen Geist erst auf anderen Wegen zu erziehen anfingen, oder die Philosophen, die aus ihren Werkstätten der Abstraction erst ihre Fäden zu ziehen begannen, wo nicht nach den praktischen Idealen des Vaterlandes, doch nach dem *A* und *Ω* aller politischen Weisheit, nach dem Wiedergewinn des für die Nation zur Zeit verloren gegangenen Bewußtseins des Ich.

Die öfteren Rückblicke auf die aus dem rechtlichen Chaos während der Auflösung des deutschen Reiches hervortauchenden

factischen Zustände können der Aufgabe dieser Blätter um so weniger fremd erachtet werden, als bei der damaligen Jugend, deren Verständniß für die Erlebnisse des Tages durch classische Bildung und Studium der Geschichte geöffnet war, der Eindruck nothwendig ein fatalistisch abstumpfender sein mußte, wenn er das Gemüth nicht in seinen innersten Werkstätten zu künftigen Thaten vorbereitete und aufstachelte.

Nicht gleichgiltig konnte der herangewachsene Knabe vernehmen, wohin der Reisewagen des Vaters angespannt werde; nicht gleichgiltig hörte er von dem Inhalte der Pariser Berichte, die alsobald dem ganzen nassauischen Ländchen eine andere Gestalt und Bedeutung gaben, indem sie meldeten: welche vormals Kur-Trier'sche Aemter und Orte alle, Nassau nächstens zugeschlagen werden sollten. Vielleicht hat er in der Geographiestunde von einem Lehrer, der nach schnell in Uebung gekommener Weise für die werdende nassauische Staatsfähigkeit mehr schwärmte, als für die Nationalehre und den Reichsbestand, der alten Landkarte vom lieben heiligen römischen Reiche, das seit gestern endlich sammt allen 10 Kreisen von Niemanden mehr gefragt sei, eben höhnisch Valet sagen gehört!

Mein Vater war in der vollsten Manneskraft, in der größten politischen Thätigkeit, als sein Erstgeborner im Jahre 1809 das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, bis zu welchem wir oben die Erinnerungen des Gymnasiasten von Weilburg vorausgeschickt haben. Längst waren Basel und Campo Formio, Rastatt und Lüneville, Amiens und Regensburg überstanden; auch der Rheinbund war geschlossen. Er hatte dabei dem Hause Nassau in der Weise gedient, wie es von ihm selbst beschrieben und oben zum Theil wiederholt ist; und seine vormals ritterschaft-

liche Besitzung Monsheim lag bereits in dem französischen Departement des Donnersbergs. Der nassauische Minister war seit dem Beginn des Jahrhunderts fast immer dem Schauplatze der Ereignisse, den handelnden Personen nahe; er kehrte öfter auf kurze Zeit an seinen Weilburger Hof, zu Frau und Kindern zurück, und prüfte gelegentlich den Geist und die Studien der älteren Söhne.

Wir haben oben gesehen, daß Fritz nach dem Abschied von dem Gymnasium zu Weilburg seine Studien in Paris fortsetzen sollte, wohin ihn der Vater im Herbste 1809 zunächst in eine vorbereitende Pension schickte.

Hier fahren die Notizen in dem Gedenkbuche also fort:

Ich komme in die Pension des Hrn. Hir, wo ich Bruder Karl schon finde. Der Vater kommt kurz vor Neujahr 1810 nach Paris und wir verlassen Hrn. Hir. — Cicero de officiis. — Fürst und Fürstin von der Leyen. Der Brand bei Fürst Schwarzenberg. Der Vater führt die Fürstin von der Leyen. — Die Schnalle verloren. — Fürstin v. d. L. stirbt. Schwester Amalie ist gleichzeitig im Kloster des Dames anglaises, rue des fossés St. Victor. Mad. Canning, la Supérieure. Die Datteln. — Graf Redern. Krusemark. — Café Hardy, wo der Vater gewöhnlich zu Mittag ißt. Ich komme zu Professor Garnier, rue Grenelle. Mathematische Studien. Pensionäre bei Garnier ***. Sein Spruch: „pourvu qu'aux leçons ils me rapportent les oreilles.“ Meine Hypochondrie, die beinahe Melancholie wird, beunruhigt den Vater. Fahrten in den Garten von Rincy und in die Vallée de Montmorency. Der Vater glaubt, ich sei verliebt. Ich reise im August 1810 von Paris ab und bleibe einige Zeit in Monsheim und Weilburg.

Was diese Zeit betrifft, die ausschließlich mathematischen Studien gewidmet war und gute Früchte trug, wenngleich sie nicht zum gewünschten Ziele der polytechnischen Schule führte, die nur gebornen Franzosen offen sein sollte, was mein Vater nicht beachtet hatte, so bleibt es dem Leser überlassen, die angeführten wenigen Thatsachen mit den bekannten Begebenheiten des damaligen Welttheaters in Verbindung zu bringen. Es handelt sich von dem letzten Aufenthalte meines Vaters in Paris als Gesandten des Rheinbundstaates. Nach der Vermäh-

lung Napoleons mit Marie Louise rechnete er auf längere Ruhe; er entschloß sich, den Sohn, wenn dieser auch später die Waffenbahn ergreifen wollte, doch zuerst auf einer deutschen Universität seine übrigen, gut eingeleiteten Studien fortsetzen zu lassen, und wählte die königlich westphälische Hochschule Göttingen.

Den kurzen Sätzen des Gedenkbuches, die diesem Zeitraume gewidmet sind, ist nur wenig beizufügen. Deutsche Sitten und Gebräuche hatten sich auf der Hochschule auch unter fremder Herrschaft, wenn man auf deutsche Gesinnung nicht weiter inquirirte, treu erhalten.

1810. Im September beziehe ich die Universität Göttingen. Ankunft vor beendigten Ferien. Ritt auf den Meißner. Empfehlungen des Vaters an Heeren. Encyklopädie des Rechts: Hugo. Logik: Schulze; mein Aufsatz (von demselben rühmlich beurtheilt). Institutionen: Waldeck. Welthändel: Lüder. Deutscher Styl: Bouterwek. — Ich wohne beim Schneider Freckmann, rothe Straße. Bekannte: Bene, Bausch, Strobel, Ysenburg-Wächtersbach, Haren. Die Hannoveraner: Meyer, Flügge, Conze, Oldekop. Schmidt. Die beiden Usedom, meine Vettern. Die Solms-Rödelheim; Schönberg, Brüder Merveldt. Brandis. Berendt, Hegar, Wiener; die Brüder Becker aus Gotha. Brockhaus, Lauteschläger, Mettingh, Althaus. Meine landsmannschaftliche Verbindung: Hannoveraner und Rheinländer. Duell mit Sch. Ich sekundire B. auf der Rasenmühle. Tod des St., der an einer Stichwunde stirbt. Fl. entflieht. — Repetitorium des Dr. Munter. — Prof. Artaud: Französisch. Ulrici: Fechten. Prof. Lünemann: Griechisch. Prof. der Theologie Pott, Prorector.

1811. Im Sommerhalbjahr: Pandecten bei Meister. Rechtsgeschichte: Hugo. Staatensystem: Heeren. Differential- und Integralrechnung: Thibaut. Physik: T. Mayer. Kriegskunst bei Hauptmann Klare, zugleich mit Arentschild. Prof. Strohmeyer mein Arzt. Richter. Bekannte: Erbach, die Schulenburg. Die Pommeraner. — Die Göttinger Bibliothek. Auszug nach dem Dorfe, wo sich im Pfarrhause ein Gespenst sehen läßt. Wir sind bewaffnet. Die Frau und Nichte. Die sterbende Magd. — Der Vater verläßt den nassauischen Dienst.

Im Winter 1811 auf 12: Statistik bei Heeren. Nationalökonomie bei Sartorius. Völkerrecht bei Saalfeld. Analysis bei Thibaut u. s. w. Die Schlittenfahrt mit ihren Folgen. Duelle mit M. W. P. R. L. — Mein Verhältniß zu Pott, dem Prorector, dem ich weigere, den Hergang der Sache zu erzählen. Westphalen, Hessen. Ich erscheine vor dem akademischen Senat. Carcer. Brühbach, der Carcerknecht, dem ich Göttinger Würste abkaufe.

Die Pedellen Doris und Schäfer. (Von Letzterem hat sich ein Stammbuchblatt erhalten:

„Es ist schon längst erwiesen,
Daß Studenten und Pedellen sich nicht schießen").

Ich erhalte das consilium abeundi. Abreise und großes Comitat. Marburg. Gießen. Weilburg.

Was die nicht seltenen Duelle betrifft, die in seltener Weise neben den fleißigen Studien hergehen, und in denen allen der 17jährige junge Bursche siegreich bleibt, so geben die Denkwürdigkeiten zahlreicher Stammbuchblätter darüber den Aufschluß, daß sie aus einer Gegnerschaft der deutsch gesinnten Hannoveraner und Rheinländer gegen die königlichen Neuwestphalen ihre Veranlassung erhielten, daß mein Bruder, schon im Geiste unter Oesterreichs Fahnen, den tapferen Widerstand von Wagram gleich einem Siege vertheidigte und deswegen den Beinamen „Wagram" erhielt.

Endlich waren die „rauhen Sitten" von Weilburg kein Hinderniß mehr gegen Anknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse, die zum Theil dauernd geblieben sind.

Während dieser Zeit der Göttinger Studien, nämlich im Juni des Jahres 1811, hatte der Vater den nassauischen Dienst verlassen. Obgleich der Höhepunkt der Macht Napoleons noch nicht erreicht war, das officielle Deutschland erst noch auf dessen Anstoß zum russischen Feldzuge in die Waffen treten sollte, so hatte sich der allmälig wieder erwachende Nationalgeist in nicht officieller Art doch schon mannigfach durch freiwillige Schwerter und Stutzen, wie durch verbotene Rede und Schrift offenbart. Schon vor der letzten österreichischen Schilderhebung war auch von den Erzherzogen die deutsche Nation vernehmlich bei ihrem Namen an- und aufgerufen, und in Preußen sogar durch die Gesetzgebung der brachliegende nationale Boden so tief gepflügt

worden, daß von der guten Saat bald hundertfältiges Korn in die Aehren schießen konnte. Der zunehmende Uebermuth und böse Geist des französischen Protectorats war meinem Vater während des letzten Pariser Aufenthalts oft unerträglich gewesen; die Zwecke seiner amtlichen Sendung waren erreicht, und wenn in Paris nichts mehr zu thun war, so war bei der Heimkehr auf den Ministerposten für ihn wenigstens nicht mehr das Rechte zu thun. Es war ganz natürlich, daß, während seiner häufigen und langen Abwesenheiten, die Zügel der inneren Verwaltung beider nassauischer, zu einem Herzogthum administrativ zwar vereinigter, aber bis zum bevorstehenden Aussterben der usingischen Linie dynastisch unter einer Doppelherrschaft stehender Fürstenthümer in die Hände des dirigirenden Ministers der älteren Linie, welche den Herzogstitel erhalten hatte, fast ausschließlich gelangt waren.

Die vielen neuen Landestheile waren unterdessen zusammengeschweißt worden; man fing erst recht an, in den Napoleonischen Verwaltungsgrundsätzen und Gewohnheiten im kleinen Maßstabe sich wohl zu fühlen, als mein Vater, schon von dieser Atmosphäre angeekelt und dem Entscheidungsmoment im Geiste voraneilend, das, was er als rheinbundischer Staatsmann nicht ändern, nicht verleugnen konnte, als Patriot unerträglich fand. In solcher Stimmung arbeitet das Gemüth innerlich und sucht nach hinreichenden Gründen, um mit der bisherigen Existenz zu brechen.

Napoleons Decret von Trianon (vom 26. August 1810), wodurch alle in seinem Staate Geborenen gezwungen französische Bürger wurden, mußte den Anlaß bieten und als Entschuldigung gelten, nicht länger nassauischer Minister bleiben zu können.

Gegen die gezwungene französische Naturalisation hatte er sich sogleich, und noch ehe er seine Entlassung genommen, durch Behauptung seiner fortwährenden schwedisch-pommerschen Vasallen-

schaft, wie schon oben beiläufig erwähnt, mit solchem Eifer zur Wehre gesetzt, daß er von seinem Fürsten sogar die ausdrückliche Anerkennung verlangte: er sei, obgleich sein Minister, doch nicht sein Unterthan. So wenig war er zu bestimmen sich halten zu lassen, daß er vielmehr seine nassauischen Dotationsgüter sofort und zur ungünstigsten Zeit verkaufte. Als der Fürst wiederholt durch die liebenswürdigsten Briefe in ihn drang, von dem Entlassungsbegehren und der Auswanderung abzustehen, blieb ihm nur der Vorwand von Krankheit oder „Spleen" als Entschuldigung. Der Abschied wurde endlich in der anerkennendsten Gesinnung für seine Verdienste um das neugebildete Land und unter den wohlwollendsten Bedingungen ertheilt, so daß meine Mutter mit den zurückbleibenden kleinen Kindern selbst die herrschaftliche Wohnung behielt, als mein Vater sich rüstete, auf neuen Schicksalswegen von dannen zu ziehen, den Aeltesten an der Hand, der nun mit ihm und unter solchen Eindrücken in die weitere Welt eintritt.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Der österreichische Dienst.

1812 und 1813.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Der österreichische Dienst.

1812 und 1813.

1812. April. Ich reise mit dem Vater nach Wien. Stuttgart: der alte dicke König; die Garden; Herr von Seckendorf: Bildhauer Dannecker. München, wo Karl in Garnison liegt. Bruder Heinrich in's Cadettenhaus. Geheimerath Dr. Fischer, eine alte Bekanntschaft. Präsentation bei Hofe. Der König Max, die Königin; Bildergalerie; Montgelas; Concert bei Hofe. Innsbruck und Tyrol: Spuren des Krieges. Der Kronprinz und die Kronprinzessin von Bayern. Schwatz; Scharnitz. Wir reisen über Salzburg und Linz nach Wien.

Den Winter 1811/12, während der ersten vorbereitenden Bewegungen zum russischen Feldzuge, brachte der Vater noch als Privatmann in Weilburg zu und zwar mit Studien zu seiner Nationalgeschichte der Deutschen eifrig beschäftigt.

Den ältesten, nur erst 17jährigen Sohn hatte er damals schon in vielen Dingen in sein Vertrauen gezogen, ihm das consilium abeundi, womit er im März 1812 von Göttingen heimkehrte, nicht weiter übel genommen; von dieser Zeit ab aber nahm er ihn zum Freunde an.

Die Entlassung aus dem nassauischen Staatsdienste hatte der Vater nicht in der Absicht gesucht, um procul a negotiis zu

leben, vielmehr um nun erst recht das Capessite rempublicam zu bethätigen und einen richtigeren Ausgangspunkt für ein wiederauferstehendes Vaterland aufzusuchen. Nicht allein für den Sohn Fritz, dessen Wahl und Vorliebe für den österreichischen Kriegsdienst längst getroffen und entschieden war, sondern auch für sich selbst suchte er in Oesterreich, wenn es sich so fügen wollte, Dienst; vor Allem aber einen seinen eigenen patriotischen Absichten entsprechenden Wirkungskreis. Er trat also in Begleitung der Söhne Fritz und Heinrich die südliche Reise an. Ueber den Zweck dieser Reise sagt der Vater in seinen Denkwürdigkeiten Band I. S. 206:

> Ich war stets aufmerksam auf Bayern, den Vordermann des Bundes, und kannte den überhandnehmenden Mißmuth und Argwohn auf beiden Seiten. Mein Weg nach Oesterreich führte mich durch München. Indem ich die Absicht hatte, mich in Oesterreich niederzulassen, dort Dienst zu nehmen, nahm ich den Versuch in meine Plane auf, wie ich ihn bei einer früheren Veranlassung entwickelt habe, zur gänzlichen Umstimmung Bayerns, zur Minderung der nachbarlichen Antipathie überall zu wirken. In der damaligen Lage war diese Versöhnung bei weitem das Wichtigste. Denn da waren die Elemente des wahren und frischen nachbarlichen Hasses. Zwischen Oesterreich und Preußen war Schlesien schon fast vergessen!

In eben diesen Denkwürdigkeiten ist erzählt, in welchem hohen Rang und Ansehen mein Großvater am zweibrückschen Hofe des Bruders und Vaters des Königs Max gestanden war; wie von daher des Königs mit Vertraulichkeit sich äußerndes Wohlwollen gegen den Vater in die neuere Zeit hereinreichte; wie durch dieses Verhältniß sowohl als durch andere bayerische Verbindungen meines Vaters neben dem ihm eigenthümlichen Selbstvertrauen dieser sich zu einem Unternehmen, wie das oben bezeichnete, berufen glauben konnte. Und während er für sich nach Oesterreich strebte, wollte er doch auch in Bayern, wo er sich als alter Zwei-

brücker nicht minder zu Hause sah, einen Fuß im Bügel behalten. Der zweite Sohn Karl war schon im Jahre 1810 in die leichte bayrische Reiterei eingetreten und schnell durch die Gnade des Königs zum Officier befördert worden; ich, Heinrich begleitete den Vater und Fritz auf der erwähnten Reise bis München, und wurde hier in die Cadettenschule gebracht. Nachdem seiner Absicht gemäß der Vater in München seinen patriotischen Hebel angesetzt hatte, verfolgte er dann seinen Weg weiter, nach Oesterreich, dem Vaterlande seiner Hoffnungen. Wie er schon einmal 1798 mit seinem nassauischen Fürsten von der Emigration aus versucht hatte, seiner Idee einer engeren Einigung der Fürsten unter Oesterreichs Führung in Wien Eingang oder vielmehr Förderung zu verschaffen, so faßte er, der unterdessen in der Behandlung größerer politischer Aufgaben Erfahrung erworben hatte, von Neuem hierzu den Muth. Er hat es selbst beschrieben, welche alte Verbindungen er dazu benutzte, welche neue er anknüpfte. Spärlicher sind die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen darüber, wie er während seines jährigen Aufenthaltes in Wien bald mit staunenswerthem Fleiße seine Studien der deutschen Nationalgeschichte zu einem Quartbande der lebendigsten Anregung gestaltet, bald rastlos zärtlich besorgt und freudig zugleich dem ältesten Sohne auf seinen ersten Schritten und Märschen in der militairischen Laufbahn folgte. Dafür mögen abwechselnd die Notizen aus Fritzens Tagebuch und Auszüge aus dem von dieser Zeit an besser erhaltenen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn die Beweise geben.

Tagebuch.

1812. Mai bis August. Häufiger Aufenthalt in Baden bei Wien. Das Helenenthal. Präsentation bei Kaiser Franz und dem Erzherzog Karl. General Nobili, der Director der Ingenieur-Akademie. Feldmarschall Bellegarde, der Hofkriegsraths-Präsident; seine Frau. Gräfin Tieskiewitz. Gräfin Pergen. Hormayr. Herr von Odelga, der nassauische Geschäftsträger, in Wien. Graf Stadion, Graf Ugarte, Stackelberg, Pignatelli. Hacke. Die

Familie Bühler (Russen), die Töchter. Fräulein Schilling. Graf Schladen, der Preuße. Der Brand in Baden. Die Familie Arnsteiner, Banquiers. Die Coudenhoven. Tod des Bruders Alexander. Ich werde in Wien beim Dragonerregiment Riesch (jetzt Fiquelmont) assentirt und gehe zur Reservedivision (Oberstlieutenant von Kronenberg) nach Napojedel in Mähren. Gräfin Cobenzl. Nachdem ich abgerichtet und einexercirt bin, gehe ich mit einem Transport unter Rittmeister Hengy zum Regiment nach Polen. Marsch über Teschen, Krakau und Lublin nach dem Lager bei Brzesk Litewsky. — Oberst Scheither. Ich werde eingetheilt in die Schwadron (Oberst 2.) des Rittmeisters Thum. Major Pellikan; Rittmeister Pfister; Oberlieutenant Sprengel; Lieutenant Müller. — Russischer Feldzug. Fürst Schwarzenberg, Commandirender. Oberst Gollner, Chef vom Stab. General Frimont, Divisionair der Cavalerie; General Fröhlich unser Brigadier.

Jene Namen alle bezeichnen die Verbindungen, in welche der Vater sofort in Wien eingetreten ist, und wie er auch gleich den Sohn an den Vortheilen der eigenen Stellung betheiligt hat. Nachdem Fritz in das Dragonerregiment Riesch als Cadet eingetreten war, meldete er schriftlich diese seine Aufnahme dem Inhaber des Regiments, und suchte sich dadurch wohl dem geneigten Wohlwollen desselben zu empfehlen. Die schriftliche eigenhändige Antwort auf diese Meldung, des Generals der Cavalerie und Oberstinhabers Grafen Riesch an den noch nicht 18jährigen Cadetten scheint mir von culturgeschichtlicher Merkwürdigkeit, und ich kann mir nicht versagen, sie wörtlich mitzutheilen:

Teplitz, den 20. September 1812.

Hoch- und Wohlgeborner Freiherr!

Insonders geehrtester Herr Regiments-Cadet!

Ich habe Ihre werthe Zeilen vom 20. August, wodurch Sie mir Ihre Aufnahme als Cadet in mein inhabendes Dagonerregiment berichten, mit vieler Zufriedenheit erhalten, da ich zum voraus versichert bin, daß die Vorliebe, mit welcher Sie in die allerhöchste Kayserlich Oesterreichischen Dienste getretten sind, und die Anhänglichkeit, welche Ihre gantze Familie für das allerdurchlauchtigste kayser Haus hat, Ihnen auch jenen Diensteiffer und besondere Auszeichnung einflößen wird, welche mir Ihre baldige Beförderung zu einer Officierstelle wünschens-

werth machen soll! — Ich habe bereits Sr. Excellenz dem Hrn. Feldmarschall Grafen Bellegarde sowohl, als Ihrem Hrn. Vater meine schriftliche Erklärung gemacht, daß ich es mir zur Ehre schätze, einen mit so vielen guten Eigenschaften und Anlagen begabten jungen Cavalier in meinem Regiment zu besitzen, und aus eben dieser Ursache Euer Hoch- und Wohlgeboren sowohl dem Herrn Obristen Baron Scheither, als dem Herrn Obristlieutenant Baron Kronenberg bestens anempfohlen! — Ich bin versichert, daß Sie meiner Hoffnung ganz entsprechen werden, und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu sein,

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

ganz ergebenster Diener

Graf Riesch.

G. d. C.

Während dieser ersten Monate des Dienstes erhielt Fritz eine Reihe väterlicher Briefe, aus denen hier einige Stellen folgen:

Vater an Fritz.

Baden bei Wien, den 30. September 1812.

Ich zeige Dir sogleich den Empfang des Deinigen aus Krakau an; möge Deine übrige Route eben so gut von statten gehen. — Unter meinen Briefen ist für Dich der merkwürdigste die Antwort des Fürsten Reuß, der zu Lemberg commandirt. Er ist siedend heiß für mich und Dich und hat alsobald an Oberst Scheither geschrieben. Den Grafen Bellegarde habe ich lange gesprochen. Er zweifelt kaum, und nach dem guten Empfang zu Napojedel darf ich wohl auf das übrige schließen. Ob übrigens die Geschichte so schnell aus ist, wie Du meinst, bezweifle ich. Kaiser Alexander und Bernadotte werden zu Abo wohl nicht de lana caprina gehandelt haben. Ob etwa Riga oder Rügen ihr Ziel ist? De forcer la main aux Danois, könnte nur en passant geschehen. Wenn Rügen, so wäre alsbald das Staatsrecht zu Göttingen zu repetiren. Adieu. Uebermorgen ziehe ich nach Wien. Wie freut es mich, daß Du wohl bist! Bleibe es! Die Hausgenossen fragen viel nach Dir, und Bender (Kammerdiener) ist tout coeur!

Vater an Fritz.

Wien, den 1. November 1812.

Nachgerade wird es mir zu toll, daß ich gar nichts von Dir vernehme, nichts seit Lublin. Mit dem Kriegsminister habe ich vor wenigen Tagen gespeist und daher auch nichts anderes vernommen, als was die Zeitungen sagen, daß das Regiment Riesch gegen Siedlce detachirt worden sei, um den Streifereien des Feindes bei Warschau Einhalt zu thun. Sicher hast Du mir geschrieben, nur kommt es nicht an! Welche Kanäle stehen mir zu Gebote? Die Gemahlin des Fürsten Schwarzenberg, die ich aus Paris kannte, ist noch in Böhmen. — Deine Mutter schreibt mir, Dungern, der mit dem Erbprinzen in München gewesen, lobe sehr die Münchner Söhne! — Hier die zugesicherten Anlagen — sans phrases. Aber als doppelter Probebogen (der Nationalgeschichte), vor der Censur! Also keinen Gebrauch weiter davon! Welchen solltest Du aber auch machen? — Auf Deiner Detachirung kam es mir vor, daß Du da mehr in Deinem Element, näher dem Dienste der leichten Cavalerie sein würdest; oder nicht? Mein Segen, wenn der Himmel darauf achtet, sei mit Dir!

Unterdessen fährt das Notizbuch fort:

Scheither's glückliche Streifzüge. Wir nehmen auf dem Wege nach Pinsk ein neuangeworbenes sogenanntes Kosakenregiment gefangen. Einnahme von Pinsk. Unsere Schwadron geht über den Canal und wird abgeschnitten. Angriff, Rittmeister Thum, schwer blessirt, geräth in Gefangenschaft. Wir ziehen uns seitwärts durch den gefrornen Morast und übernachten in einem Edelhofe. Am andern Tage Beute in Ghizin. Wir kommen wieder zum Regiment (27. November). Rittmeister Pfister erhält das Theresienkreuz. Scheither wird von Frimont bei der Rückkehr in Arrest gesetzt, weil er geantwortet hat: „Soll ich zum Holzholen mit dem linken Fuße antreten lassen?“ Aber Scheither wird bald darauf General. Wallner, Oberlieutenant, sein Adjutant.

Fritz an den Vater.

In der Nähe von Pinsk 3. (?) Nov. (?) 1812.

Bester Vater, gestern erhielt ich Ihren Brief vom 1. Nov. welcher mir nur halb erfreulich war. Sie haben noch keinen Brief von mir seit Lublin, und ich habe wenigstens vier abgeschickt und eben so viele zerrissen, weil sie zu alt geworden

waren ... Seit einigen Wochen ist das Regiment mit einiger Unterstützung von Infanterie auf einem Streifzuge begriffen, wobei der Oberst mehrere glückliche coups ausführte, welche Ihnen die Wiener Zeitung melden wird. Ich war bei drei kleinen Affairen, immer bei Nacht. Die letzte lief für unsere Schwadron ungünstig ab; wir verloren unsern Rittmeister und waren so von Feinden und Morästen eingeschlossen, daß wir mit Mühe der Gefangenschaft entgingen. Dadurch, daß unser Rittmeister vermißt wird, gab es Avancement. Der Oberst hat aber statt meiner oder meines braven Kameraden M., der der nächste gewesen wäre, einen Wachtmeister, der bei den Reserven in Troppau steht, zum Lieutenant gemacht. Auf diese Art kann ich ewig Cadet bleiben, ohngeachtet ich selbst von Schwarzenberg empfohlen bin. Wenn ich Officier wäre, könnte ich mich auf die wohlfeilste Art mit Beutepferden equipiren, deren wir eine Menge in Pinsk bekamen. Wir treten nun wieder unsern Weg zur Armee an. Fürst Schwarzenberg hat den Feind auch bei Brzesk stark geschlagen, und man spricht hier von Winterquartieren; — in diesem Falle habe ich noch weniger Hoffnung zu avanciren. Der Brief, welchen Sie mir für den Obersten geschickt haben, ist bei einem starken Regen auf dem Marsche zum Regiment so durchweicht worden, daß ich ihn nicht übergeben konnte, denn ich habe alle meine Bagage auf meinem Pferde. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie einen neuen schrieben. Was meine Gesundheit betrifft, so war diese bisher im besten Zustande und ist es noch; nur habe ich Blasen an den Füßen, weil ich so lange die Stiefeln nicht ausziehen konnte. Mit einem guten Pelze habe ich mich, wie fast alle Officiere und Gemeine, versehen. Die große französische Armee hat sich uns auch genähert. Doch wir hören hier nichts Authentisches über ihre Thaten; man will behaupten, die Russen seien in üblem Zustande. Meine Bitte, es zu betreiben, daß ich beim Frieden dem Generalstabe zugetheilt werde, wird Ihnen wohl zugekommen sein; ich hoffe, Sie genehmigen meinen Plan und meine Gründe. Dieß würde besonders den Vortheil haben, daß ich meine Studien fortsetzen könnte, welches ich so sehnlich wünsche.

Ihre Antwort erwarte ich mit großem Verlangen, und ich freue mich schon im voraus, einmal wieder Bücher in die Hand zu bekommen. Ich danke Ihnen für das überschickte erste Blatt Ihrer deutschen Geschichte. Ich hoffe, Sie werden durch Vollendung dieses Werkes den Ruhm erlangen, die erste schöne deutsche Geschichte geliefert zu haben. Welche Sensation hat Ihre Aristokratie (Resultate der Sittengeschichte, Band 2) in Wien gemacht? Oder sind die Wiener nicht für geistige Sensation? Von der Erreichung Ihrer Absichten reden Sie gar nichts und sagen mir überhaupt nicht, wie Sie in Wien leben. Ihre Geschicklichkeit und Ausdauer läßt mich hoffen, daß Sie Ihre Wünsche erfüllt sehen. Ich habe erst einen Brief von der Mutter bekommen. Wie haben Sie das Geld von den Gütern angelegt? Mein Geldvorrath beläuft sich noch auf 100 Ducaten, da der Marketender allein Gelegenheit giebt, ihn schmelzen zu machen. Ich hoffe, Sie sind jetzt wieder ganz gesund und haben auch Ihre vorige Munterkeit und gute Stimmung wieder. Auch schmeichle ich mir, daß Sie doch bisweilen den badner Plagegeist ein wenig vermissen, und wünschte ich, daß Sie Ihr väterliches Andenken an mich durch häufige und lehrreiche Briefe zu erkennen gäben. Sie können ja schreiben, wann Sie wollen; ich muß den günstigen Augenblick erwarten. Viel Schönes bitte ich den Münchnern (Karl und Heinrich) zu sagen. Ewig Ihr Sie herzlich liebender

Fritz.

Vater an Fritz.

Wien, den 16. Nov. 1812.

Ich war schon in bangen Besorgnissen, als mich endlich der Deinige daraus zog. Ich bin nur froh, daß Du die ersten Strapazen wohl ausgestanden hast. Manches hättest Du mir wohl deutlicher sagen können: in welcher Eigenschaft Du dienst, wie der Oberst gegen Dich gesinnt ist u. s. w.? Komme nur glücklich zurück, so will ich deine Wünsche schon befördern; sie scheinen mir so schwer nicht. Meine Verbindungen mehren sich auch. Ich habe zu jeder Stunde freien Zutritt bei dem

Erzherzog Johann, der mir wohl will. Die Frau des General Nobili, der der Ingenieur-Akademie vorsteht, ist meine und deiner Mutter alte Freundin; durch sie bin ich in den häuslichen Zirkel des Kriegsministers introducirt und — dies diem docet. Meinen Zwecken, sie mögen gelingen oder nicht, gehe ich schnurgeraden Weges entgegen. Heute bin ich der Kaiserin präsentirt worden; sie hat mir gleichsam Entschuldigungen gemacht, daß sie mich nicht früher sah, und sie ist sehr liebenswürdig. Bei dem Kaiser habe ich Audienz begehrt und werde mein ganzes Dichten und Trachten ohne Weiteres auskramen. Mit dem Grafen Metternich habe ich noch nicht Ursache sonderlich zufrieden zu sein. Meldete ich Dir schon, daß ich dem Erzbischof aufgewartet habe?

Strauß (die Druckerei) ist in voller Activität; ich lasse zwei Setzer zugleich arbeiten, an Text und Noten; aber mein Hauptcorrector, Fridericus Barbarossa, ist fern von mir! Wie sieht es mit dieser barba aus? Es scheint, daß der Erbprinz nach Neujahr herkommen wird. Es ist mir ganz recht. Was er oder sein Begleiter von mir hier sagen mögen, kann nur zu meinem Relief dienen. Von Haus lauten die Nachrichten über den Keuchhusten gar nicht zum besten, und wenn ich nicht zu trübe sehe, so ist der gute Max in Gefahr! ja auch der Moritz ist sehr angegriffen. Das Fortepiano von Brodmann für den Geburtstag der Mutter am 1. Nov. hat besonderes Glück gemacht und gefreut. Der Joseph Fischer (Tyroler) prangt in deinem Flaus; das ist wohl die größte Ehre, die dem Flaus noch widerfahren konnte. Seit wenigen Tagen ist der Ehrenmann bei mir eingetreten, Bender dagegen zum Mundkoch erhoben, was gut von statten geht. Wenn Du könntest, so wünschte ich Du kämest in Urlaub hierher und scheutest die Kosten nicht. Lebe wohl, ich schätze und liebe Dich über Alles!

Fritz an Vater.

Kossow, 7 Meilen von Slonim, den 9. Dec. 1812.

Ich habe nun einen zweiten Brief mit Einlagen erhalten. Der Brief des Fürsten war sehr artig. Ich bin neugierig auf

den Erfolg Ihrer Audienz beim Kaiser; ich hoffe das Beste. Sie fragen was die Functionen eines Cadetten sind? Definitio: Ein Cadet ist ein gemeiner Soldat von Stand, welchem man zwar die niedrigeren und beschwerlicheren Dienste nach Willkühr mehr oder weniger erläßt, welcher aber übrigens in der Linie und vor dem Feinde als gemeiner Soldat dient. Dies ist also auch mein Loos. Man ist zwar äußerst artig gegen mich, allein es wäre mir doch sehr wünschenswerth, endlich Officier zu werden, und ich würde ungern als Cadet aus dieser Campagne zurückkehren. Ich freue mich darauf, Sie nach dem Frieden noch in Wien zu finden, und hoffe dort als ein Fleißiger, dem Generalstab Zugetheilter zu leben. Was macht der Mundkoch Bender? ich lasse ihn vielmals grüßen. Ich hoffe, Sie haben Nachricht erhalten, daß der arme Max außer Gefahr ist? Ich bin gesund wie ein Fisch. Seit acht Tagen ist hier eine grimmige Kälte eingetreten, die uns auf den langen Märschen sehr zur Last ist. Schreiben Sie mir doch einmal politische Nachrichten, die sich dem Papier anvertrauen lassen. Ich höre hier gar nichts. Leben Sie wohl, bester Vater, ewig Ihr Fritz.

Vater an Fritz.

Wien, den 2. Dec. 1812.

... Meine Briefe von Haus lauten so, daß die Kinder wieder alle besser sind, auch daß Amalie als Hofdame prosperirt und gefällt. Nun nach Wien. Die verkündete Audienz habe ich denn gehabt. Der Text also: ich selbst begehre Dienst, und ich nannte in einer Reihe: Staatsrath, auswärtige Angelegenheiten, Erziehungswesen. Der Kaiser war freundlich, sehr sogar, anwortete nicht evasiv, sondern mit den ausdrücklichen Worten: Es mache ihm Vergnügen. Dabei war viel von Metternich die Rede. Von meinen historischen Versuchen schien er Kenntniß zu haben. Also mit Metternich. Das hat denn auch stattgehabt. Ich habe versucht, ihn noch einmal vollkommen à son aise zu setzen. Allein er war artig, versichernd, wenn schon in allgemeinen Ausdrücken, er werde mit dem Kaiser reden; rebus sic stantibus werde ich ihm

dazu alle Zeit lassen. Freilich sehe ich selbst noch nicht, was sie mit mir machen können. — Kehre Du nur mit heiler Haut zurück. Ich fürchte Erkrankung mehr wie Wunden. Laß mich doch von Dir hören! Meine Editio in quarto geht mit Riesenschritten voran; ich gebe mir selbst die Mühe einer dreifachen Correctur. Ich hoffe, im Februar soll das Buch da sein. Ich lasse nur 200 Exemplare auf Velin drucken, Strauß aber für seine Rechnung 500. Hormayr, Censor in Person, mag ihm wohl gesagt haben, daß das Ding Hände und Füße habe. Vale, vale, vale.

Vater an Fritz.

Wien, den 13. Dec. 1812.

O mein lieber Fritz, ich höre kein Wort von Dir und bin darüber ordentlich trübsinnig. Der Fürst Louis Lichtenstein ist als Courier anhero gekommen und glaubte Dich gesehen zu haben. Wir wissen hier die glänzenden Affairen der Dragoner von Riesch, und Dein Name ist unter den Blessirten nicht. Aller Mund ist voll von Riesch und Oberst Scheither. Wie oft denke ich dann: ist mein Großfechtmeister dabei? wo und wie? Die Retraite der Hauptarmee veranlaßt wohl auch die Eurige. Den Erzherzog Johann besuche ich noch fleißig, ebenso den Erzherzog Karl. Ich komme eben von Letzterem, und unsere beiderseitigen opera omnia waren ein Hauptgegenstand; aber auch er voll Lob von Scheither und Riesch Dragonern. Im Hause des Feldmarschall Bellegarde werde ich mit Auszeichnung und Güte behandelt. Von der Metternich'schen Seite bisher altum silentium. Im Grunde bin ich darüber nicht verwundert. Der französische Botschafter, der von meinen Plänen weiß, ist gegen mich höflich, aber kalt; über die hiesige Stimmung ist er teuflisch wild. Ich weiß nun nichts mehr, als daß ich Dich von Herzen liebe.

Vater an Fritz.

Wien, den 26. Dec. 1812.

Wenn irgend eine Nachlässigkeit von Dir im Spiele ist, daß ich ohne Nachricht bin, so hast Du Dir Vorwürfe zu

machen . . . Welche merkwürdigen Dinge sind seitdem geschehen. Sie haben ungemeinen Einfluß auf meine Lebensplane! Auf Graf Metternich zähle ich nun nicht mehr. Mein in quarto ist zur Hälfte fertig und wird gut. Alsdann werde ich Kanonen von schwererem Kaliber aufführen. Das ist Ende Februar. Von München hat Heinrich angefragt, ob er sich dort soll confirmiren lassen. Nein, war meine Antwort, nach seinem Wunsche, daß es zu Weilburg geschehe. Ich umarme Dich zärtlich, innig und besorgt.

Vater an Fritz.

Wien, den 9. Januar 1813.

Endlich habe ich von Dir zwei Briefe vom 3. November und 10. December. Ersteres war wohl ein Irrthum in der Datirung. „Wohl wie ein Fisch“ war mehr als ich erwartete. Gottlob! wie groß war meine Freude! wie glücklich fühlte ich mich einige Tage und ließ mich die Mühe nicht verdrießen, für die Angehörigen abzuschreiben, was abzuschreiben war. Doch sonst — wie viele Trauerbotschaften aus diesem Feldzuge! . . . Daß Du noch nicht Officier bist, verdrießt mich. Alsobald habe ich mit Bellegarde gesprochen, der wohl ernstlich erinnern wird. Der hiesige Hof wird wohl vor der Hand so Zuschauer bleiben; vielleicht wird von seiner Mediation die Rede sein. Für Preußen ist das aber nicht möglich; diese müssen stark Partei nehmen. Können sie gut französisch sein? Und wäre der Hof noch intimidirt, wird die Nation es dulden? Davon wird Vieles abhängen an der Elbe und Donau, ja bis an den Rhein hin abhängen. — Nur Briefe von Dir! mehr und umständlich! — Ewig der Deinige.

Fritz an Vater.

Bei Ostrolenka, den 6. Jan. 1813.

Bester Vater, am Neujahrstage erhielt ich Ihren Brief vom 2. Dec. und las mit Vergnügen, daß sich ihre Relationen in Wien mehren und angenehmer werden. Aber ich erstaune, daß Sie meine Briefe nicht haben . . . Ich bin bisher immer gesund gewesen, auch habe ich an Kleidung, Nahrung und Geld noch

keinen Mangel gehabt; letzteres wird aber bald schmelzen, wenn ich Officier werde. Ich habe vom Grafen Riesch einen sehr artigen Brief erhalten.

Unser Verhältniß zu den Russen ist jetzt sehr sonderbar. Sie schicken alle Gefangenen zurück, die sie von uns machen, und wir ziehen uns in größter Bequemlichkeit und Sorglosigkeit zurück. Es scheint, daß eine geheime Convention geschlossen ist. Die Vorposten wärmen sich an einem Feuer, und die Kosaken theilten mit unseren Dragonern ihren Branntwein; dies ist aber jetzt verboten worden. Die Armee ist sehr gespannt, was das Wiener Ministerium jetzt thun wird und wünscht eine Veränderung in den Relationen mit Frankreich. Ich freue mich, daß Ihre literarischen Arbeiten so gut von Statten gehen. Ich habe zufällig einen alten zerrissenen Virgil aufgegabelt und lese die Aeneide. Sobald ich Officier werde, will ich die Meldung in einem artigen Briefe an den Großvater machen. Ich habe noch immer den Wunsch, zum Generalstab zugetheilt zu werden, wenn ich einige Studien gemacht haben werde. Leben Sie wohl, bester Vater, behalten Sie mich ein wenig lieb.

Ihr gehorsamer Sohn.

P. S. am 8. Ich bin heute Officier geworden und eile dies zu melden, denn ein Courier geht diesen Moment in's Hauptquartier ab. Dieser Tag ist mir doppelt erfreulich, denn ich habe soeben auch ihre beiden Briefe vom 13. und vom 26. Dec. erhalten. Messen Sie mir die Schuld nicht zu an dem Ausbleiben meiner Briefe; sie wäre doppelt groß bei einem so ängstlich besorgten gütigen Vater. Wie sehr wünschte ich Sie zu sprechen in diesem in der Weltgeschichte gewiß Epoche machenden Zeitpunkt!

Vater an Fritz.

Wien, den 26. Jan. 1813.

Eben vernehme ich zufällig, daß ein Courier abgeht. Also nur zwei Worte: Glück denn zum Officier und hier einstweilen 50 Ducaten. Gestern ließ mich die Fürstin Schwarzenberg zu sich ersuchen. Der Marschall hatte Dich in Briefen an sie gelobt. Wie bist Du mit Dir selbst zufrieden? Was kann ich

am heilsamsten für Dich thun? Was der Erzherzog Johann? Von zwölf Kapiteln druckt man am zehnten. Ich war in Prag, dem Kurfürsten von Hessen aufzuwarten.

Vater an Fritz.

Wien, den 8. Febr. 1813.

Unsere Correspondenz scheint jetzt regelmäßiger zu gehen. . . Ich sinne darauf, Dich zu Erzherzog Johann Dragonern zu versetzen, und so zum Generalstab. Aber vielleicht bedarf ich Deiner anderwärts, immer mit der Clausula: si placet, und insofern Du keinen ganz entschiedenen Hang für Dein jetziges Regiment habest. Die hiesige Politik scheint mir noch schwankend. Zur Mediation sind abgegangen: der Baron Lebzeltern (gutgesinnt und in besonderer Gunst des Grafen Metternich) in's russische Hauptquartier, und der ad hoc berufene Freiherr von Wessenberg nach England, derselbe, bei dem Du zu München gespeist hast. Von der Mediation indessen verspreche ich mir nicht viel. Am Ende wird man wenigstens nicht bei der französischen Allianz bleiben: denn ich halte kein Gouvernement stark genug, heutzutage gegen den entschiedenen Wunsch der Nation zu handeln. — Durch O. habe ich von Graf Metternich neuerlich die Versicherung erhalten, daß er es für seine Verpflichtung halte, mich in den hiesigen Dienst zu ziehen. Ich zähle darauf nicht. Möglich wäre es jedoch, daß man mich aufsparen wollte, bis man wird Partei genommen haben.

Kannst Du mit Urlaub kommen, so warte meinen Ruf ja nicht ab, sondern eile in die offenen Arme Deines Dich liebenden Vaters und Freundes.

Vater an Fritz.

Wien, den 19. Febr. 1813

Feldmarschall Schwarzenberg hat selbst shake hands mit mir gemacht, Dich insbesondere auf das Zeugniß des Obersten Scheither gelobt und über euer Regiment ist nur eine Stimme. Sit ut sit — komme unverzüglich anher; alle Einleitungen zum Urlaub sind von hier getroffen; ich wünsche, daß Du nicht später als den 20. März hier eintreffest . . . Lebe wohl.

Renkowitz, den 20. Febr. 1813.

F. an V.

Bester Vater, Aus meinem letzten Briefe sehen Sie, daß meine Liebe für den österreichischen Dienst, nun da ich ihn kenne, nur noch größer geworden ist, und daß mich meine Martyrschaft von einigen Monaten keineswegs gereut. Dagegen gilt es mir gleich, in welchem Regiment ich diene; der Mann, dem das Regiment Riesch Dragoner seinen erneuerten Ruf verdankt, Oberst Scheither, ist weg, ungewiß wer ihn ersetzen wird. Außerdem bin ich mit keinem Officier intim. Johann Dragoner wäre mir gerade ebenso lieb, und eine Zutheilung beim Generalstab (die aber schwer halten wird), würde ich noch weit vorziehen. Urlaub zu bekommen, ist unter den jetzigen Umständen für mich unmöglich . . . Wenn Sie mich daher abrufen, muß ich geradezu meinen Abschied nehmen. Wenn Sie mir anderwärts ein ehrenvolles Feld eröffnen, so ist es mir genug, das Glück zu haben, mit Ihnen und unter Ihrer Leitung thätig zu sein. Es würde mir weniger kosten, mich von Oesterreich zu trennen, ja es würde mir diese Trennung wünschenswerth sein, wenn es sich näher an Frankreich anschließen sollte, und an eine schläfrige Neutralität wird auch nicht lange zu denken sein. Machen Sie aus mir was Sie wollen, bester Vater, und zählen Sie immer ebenso auf meinen unbedingten Gehorsam als Sie gewiß von meiner ewigen Liebe und Verehrung überzeugt sind.

Ueber diesen verhängnißvollen Winter ist aus dem Notizbuch zu dem hier mitgetheilten Briefwechsel Weniges nachzuholen:

Nachricht von dem Verlust der Franzosen; einzelne Verlaufene kommen zu uns. Fritz Dungern (Jugendgespiele von Weilburg her, in der bayerischen Cavalerie gestanden) ist bei Wiasma geblieben. Die Sachsen und Franzosen unter dem französischen General Reynier; Langenau, Chef des Generalstabs. Unser Rückzug. — Die Russen folgen uns auf dem Fuße; wir wissen, daß eine Abkunft mit ihnen getroffen ist. Aufenthalt in Warschau. Rückzug hinter die Pilica. Die polnischen Juden. Die Kälte des Winters 1812. Ich bekomme das Nervenfieber im December. Mein Privatdiener Nebowitz pflegt mich. Ich werde Lieutenant (2. Januar 1813). Rittmeister Schmidbach, 2. Rittmeister Rabenau, Oberlieutenant Dwernicki, ein Pole, Oberlieutenant Jung, ein Elsässer vom Regiment Royal Allemand. Lieutenant

Falkenstein und ich sind die Officiere der Majors 2. Escadron. Ich habe einen Rückfall des Nervenfiebers im März 1813, erhalte Urlaub nach Wien, aber der Arzt will mich nicht abreisen lassen. Ich setze es durch und werde auf der Reise durch die bloße Veränderung der Luft und Lebensart gesund. Ich begegne dem Vater unterwegs; wir übernachten zusammen in Nicholsburg; er erzählt mir die Tyroler Episode. In Wien finde ich den Tyroler Joseph in der Wohnung des Vaters. Feldmarschall Bellegarde. — Ich habe Audienz bei dem Erzherzog Johann.

Also während der nunmehrige Dragoner-Lieutenant Fritz zur Genesung von der schweren, anfänglich verheimlichten Krankheit nach Wien zu dem sehnsüchtigen und ahnungsvoll besorgten Vater eilt, war dieser bereits, in Folge der verunglückten tyroler zweiten Schilderhebung von Hormayr und Genossen aus Wien und Oesterreich verbannt, wie die väterlichen Denkwürdigkeiten es am Schlusse des ersten Bandes ausführlicher erzählen.

Gründlich verargen mochte man meinem Vater seine Betheiligung bei dieser Sache zwar nicht, und Graf Metternich forderte ihn sogar beim Abschiede ausdrücklich auf, seine Richtung in das Hauptquartier der Alliirten nach Breslau zu nehmen, „dort den echten Verlauf darzustellen und Oesterreichs nahen Beitritt anzukündigen.“

Aber unbequem mochte diese extemporirte Schilderhebung, welche die österreichische Neutralität und Rüstungsfrist störte, den österreichischen Staatsmännern und besonders dem Kaiser Franz selbst gekommen sein, der so wenig Selbstbestimmung in niederen Sphären, als politische Autodidakten in höheren Sphären liebte, und es war ganz natürlich, daß dadurch die Aussichten meines Vaters, in österreichischen Dienst einzutreten, und seine Absicht, für sich und die Söhne ein Vaterlandes und eine Zukunft zu finden, vereitelt wurden. Er hinterließ also in Wien bei seiner Abreise am 22. März die Wohnung und Verhaltungsbefehle für den erwarteten Sohn, im Falle er ihn unterwegs verfehlen sollte.

Nachdem nun die Begegnung in Nicholsburg, wo während der Nacht im Gasthofe die nächsten Wechselfälle besprochen worden waren, so glücklich sich zugetragen hatte, schreibt der Vater aus Schlesien an den Sohn nach Wien:

Vater an Fritz.

Breslau, den 30. März 1813.

Zwei Worte nur, mein Theurer! Ich bin langsam, aber wohl angekommen. Indessen sind die Russen und das Hauptquartier nicht mehr hier. — Gestern überbrachte man mir, ohne irgend mein Zuthun, den Antrag des Prinzen von Oranien, seine Angelegenheiten zu führen und für ihn Besitz zu nehmen. Ich werde acceptiren. Es nähert mich dem vorigen Holland-England, wenn nicht alle Aussichten wieder zu Trümmern gehen. Sei in Reden sehr behutsam! Grüße Bekannte und Hausleute. In Eile. Ich umarme Dich.

Unerwartet rasch und glücklich, aber nicht ohne Schicksalstücke, trat so für meinen Vater eine Wendung der Dinge ein, die ihn von der betretenen freiwilligen Bahn des großen wieder erstehenden Vaterlandes ablenkte auf eine neue, die aber, wenn die Oranier nach Holland zurückkehrten, nicht einmal eine deutsche; — wenn sie auf das alte Dillenburg und neue Fulda beschränkt blieben, wiederum eine kleinstaatische im kleinsten Verhältnisse werden sollte! Indessen hatte der Antrag des Prinzen Erbstatthalters für ihn unverkennbare Vorzüge. Zunächst gab er ihm überhaupt wieder festen positiven Boden, um den Hebel zu politischen Zwecken anzusetzen, den der Privatmann so leicht nicht findet; und wenn dieser Boden auch erst wieder erobert werden mußte, so war doch Stoff zur Thätigkeit und ein gültiger Titel dazu in seinen Händen. Die Oranier waren zudem, wenngleich die jüngere, doch die berühmtere und anerkannt die vornehmere Linie des Hauses Nassau, dem er bisher gedient hatte, von einer specifisch ihm zusagenden traditionellen Farbe in der Politik, und endlich erschienen ihm die Holländer, damals noch Administrirte französischer Departe-

ments, in seinen Hoffnungen in Bausch und Bogen jedenfalls mit als wiederzubefreiende Deutsche. In der Wirklichkeit war man im April 1813 von solchen Hoffnungen noch sehr fern. Die folgenden Briefauszüge mögen dem Leser die bekannten Ereignisse von dem eigenthümlichen Standpunkt eines Mandatars ohne Land vergegenwärtigen und beleuchten.

Vater an Fritz.

Breslau, den 8. April 1813.

Erst einen Brief habe ich von Dir, mein Theurer. Bereits bin ich im Begriff von hier abzugehen, und Du schreibst mir nun nach Dresden. Unter andern habe ich den Grafen Wallmoden hier gesprochen. Seine Legion existirt noch nicht, indessen bleibt eine solche Aussicht noch immer. Arbeite Du nun selbst an Deinem Fortkommen. Wegen des Generalstabs schreibe ich heute an Graf Metternich. Jedenfalls verharre, sei es bei Deinem oder mit Avancement in einem andern Regiment. Was sagt dazu der Erzherzog? Um consequent zu sein, müßte ich wohl den Karl (den bayrischen Sohn) so anweisen! Wenn der nun kommt! Wie, wenn Ihr in einem Regiment dienen könntet? Schreibe mir darüber Deine Ansichten. Meine oranischen Vollmachten habe ich schon in Händen. Mich dünkt, man wird in Dresden eine Art germanischer Junta errichten! zu spanischem Stolz vielleicht russische Unordnung! Um größere Uebel, so viel an mir ist, zu hemmen, gehe ich vielleicht, doch nicht ganz tête baissée, da hinein. In dieser großen Krisis werde ich mich meinem Vaterlande mit männlicher Brust und reinem Herzen widmen. In den Stürmen der Zeit ist diese Verpflichtung um so größer. Indessen ist mein Gemüth trüber als den Tag, wo ich dich sah. Die Bekanntschaft des Ministers vom Stein habe ich, da er über hier von Kalisch nach Dresden ging, ziemlich solid gemacht. Er erinnert sich, daß ich in der Noth sein und seiner Familie Beistand war und hat Attentionen für mich. Aber ob ich mit so heißem Kopfe und exasperirtem Gemüth werde zurecht kommen? — Ich rede zu Dir wie zu einem Alten, das bist Du nun ja auch. — Schreibe Du nach Hause; von der säch-

sischen Gränze will ich es selbst thun. Bender adorirt Dich. Ich aber begnüge mich, Dich sehr zu lieben.

Den letzten Zeilen gemäß wurde nun die arme Mutter durch einen beschwichtigenden Brief des Sohnes aus Wien erfreut, worauf hier die Antwort eine Stelle finden möge.

Mutter an Fritz.

Weilburg, den 30. April 1813.

Gar froh war ich über Deinen letzten Brief, lieber Sohn; denn ich hatte so lange nichts von Dir gehört und gefürchtet, Du möchtest wieder krank sein. Mit schwerem Herzen sehe ich Dich zum Regiment zurückkehren und bilde mir ein, daß es anders gegangen wäre, wenn der Vater bei Dir in Wien geblieben wäre. Was ihn in diesem wichtigen Augenblicke bewogen, es zu verlassen, vermag ich nicht zu beurtheilen; allein ich muß glauben, daß seine Gründe von der größten Wichtigkeit waren, sonst könnte er nicht so gehandelt haben. Ich danke Dir herzlich, bester Fritz, für des Beruhigende, so Du mir in Deinem letzten Briefe über ihn sagst; Gott segne ihn und sei bei ihm, so auch mit Dir, mein bester Freund. Die treuesten Wünsche deiner Mutter geleiten Dich. Gedenke ihrer mit Liebe und verlasse nie den Weg der Tugend, welchem Du bis jetzt treu gefolgt. An Euch, meine Kinder, hoffe ich noch Freude zu erleben ... Wir leben bis jetzt ruhig hier und hatten noch keine andere Einquartierung, als Polaken. Das Frühjahr habe ich noch wenig genossen, vielerlei Besorgnisse haben mir den Genuß verbittert. Lebe wohl, theurer Fritz, empfange die Versicherung der unwandelbaren Liebe Deiner Mutter.

Aus demselben Monat April sind drei Briefe aus Breslau und Dresden datirt, durch welche mein Vater dem Grafen Metternich sein Versprechen löst. Im ersten wiederholt er, daß wegen des Verfahrens in der tyroler Sache keine Bitterkeit in seiner Seele geblieben sei, nimmt sich aber die Freiheit, den Lenker der österreichischen Geschicke mit sehr starken, fast drohen-

den Argumenten zum Beitritt zur Allianz und zur Ergreifung der deutschen Sache zu bewegen. Den zweiten kann ich mir nicht versagen mitzutheilen.

Der Vater an den Grafen Metternich.

Dresden, den 19. April 1813.

Sehen und prüfen E. E., ob ich durch die Anlage ferner Wort halte. Ich habe diese kurze Entwickelung so dem Minister vom Stein übergeben, für dessen redliche, deutsche, der kaiserlichen Majestät treu ergebenen Gesinnungen ich bürgen kann. Nur stellt ihm sein durchdringender Verstand die Fehler unserer vorigen Einrichtungen sehr lebhaft vor Augen. — Nun ist es an E. E., mich zu leiten oder mich eines Bessern zu belehren oder belehren zu lassen. Mich dünkt, die sind in großem Irrthume und überschauen die Sache nicht oder wollen des Nachdenkens überhoben sein, — welche vermeinen, man solle nur erst den Feind schlagen, das Uebrige werde von selbst kommen. Denn man stößt augenblicklich auf sehr praktische, nicht zu umgehende Fragen, deren ich nur zwei erwähnen will: 1. Wenn Oesterreich zur deutschen Sache tritt, in der großen Fehde unserer Unabhängigkeit die Waffen nimmt, wacht die römisch-kaiserliche Würde damit von selbst wieder auf, oder bedarf es neuer Einleitung und Wahl? 2. Wenn die Armeen und ihre Behörden das Land untergeordneter Fürsten betreten, erkennen sie diese oder die obere Botmäßigkeit der Fürsten des Rheinbundes an? Diesmal soll mich nur die erste beschäftigen. Dagegen spricht: a) die förmliche Entsagung; b) der Widerspruch, der möglicher Weise darauf gegründet werden kann; c) daß es räthlich wäre, auf das Neue zu beurkunden, daß die ganze Nation durch ihre Häupter das vorige will; d) und endlich, daß die Revision der Wahlcapitulation eben dann zu Verbesserung den natürlichsten und constitutionellsten Weg bahnt. Dafür aber: 1) das Bedürfniß, daß alsobald wieder eine feste Ordnung der Dinge bei uns eintrete; 2) die sonst verlorene Zeit; 3) die manchem Zweifel noch unterworfene Frage von der Berechtigung zur Wahl, bei dem Primas angefangen. Denn das Entschädigungswerk (der

Reichsdeputation von 1803 — ist wohl gemeint) taugt nicht viel besser als die rheinische Conföderation. 4) Die Gattung jener abgedrungenen Abdication, durch deren freiwillige Fortsetzung man dem französischen Kaiser oder seinen böslichen Absichten gleichsam Recht und Folge zugestünde. 5) Sodann die Ermangelung jenes möglichen Widerspruchs und die gewisse Ueberzeugung, dessen ich gültiger Zeuge bin, daß kein einziger deutscher Hof jene rheinische Conföderation gewollt hat. 6) Endlich daß alle Absichten einer zu revidirenden Wahlcapitulation, Wahlsystems und Verfassung, auch per modum commissionis oder auf dem künftigen Wege einer römischen Königswahl nach dem Frieden, und sobald die Zeit dazu bequem ist, können erreicht werden. Diese Gründe scheinen mir überwiegend, und ich bin der Meinung, daß es nur der Proclamation bedürfen werde. (Im Concept stand: „auch der Minister vom Stein ist der bündigen Meinung, daß es nur“ u. s. w. Eine Randnote sagt: M. Stein verbat sich hier genannt zu werden.) — Ich bitte E. E. und durch Ihr Organ die kaiserliche Majestät, diesen Absichten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und an die schuldige Verehrung zu glauben, womit ich verbleibe H. G.

Einem späteren Briefe an den Grafen Metternich aus Reinerz bei Glatz vom 3. Juni waren Antworten meines Vaters auf brennende Fragen, die Stein aufgeworfen hatte, beigefügt: z. B. auf welche früheren Reichsgrundgesetze und Friedensschlüsse man zurückgehen müsse? — Ferner:

> Wie sind die Fürsten entstanden? Wie haben sie ihre Pflichten in den großen Krisen des 30jährigen, des Revolutionskrieges erfüllt? — Wie soll in alles dieses Kraft, Einheit, Nationalität gebracht werden?

Die gemäßigten oder mäßigenden Antworten meines Vaters auf diese Fragen erklären sich aus seiner damals noch nicht überwundenen, angebornen Parteilichkeit für die reichsständischen, hergebrachten Rechte, die er auch als die seinigen betrachtete. Aber ungeachtet dieser Parteilichkeit für alte Namen

und traditionelle Berechtigungen von so neuem Datum, wollte er doch und auch aus Abneigung gegen den Dualismus, damals, wie früher und später, eine allerdings allgemeinere Unterordnung unter die nationale kaiserliche Krone. Denkschriften von Privaten haben in solchen Zeiten natürlich nur insofern Bedeutung, als sie den Niederschlag siegreichen Pulverdampfs glücklich auffangen, oder auf bestimmte Persönlichkeiten berechnet sind. Daß in Wien die Entscheidung nicht eher erfolgen würde, bis die Rüstungen vollendet und für die Eventualitäten möglichst gesorgt sein werde, lag auf der Hand.

Doch ich kehre zu dem Bruder zurück. Der junge Dragonerofficier wurde in Wien mit Wohlwollen empfangen, kehrte nach kurzer Erholung zum Depot, und Anfangs Juni zum Regiment zurück, und lernte jetzt erst recht gründlich Reglements und Dienst, wie er in einem Briefe vom 26. Juni aus der Nähe von Budin und Theresienstadt dem Vater meldet. Dieser war längere Zeit in der Nähe des Hauptquartiers in Schlesien und Sachsen geblieben, um den Interessen seines oranischen Hofes und seinen eigenen Gedanken und Wünschen für die Einigung aller Deutschen weiteren Eingang zu verschaffen, reisete aber Anfangs Juli über Schweden nach England dem Prinzen von Oranien nach, um die wichtigsten Punkte seiner Aufgabe zu berathen. Von Stralsund schrieb er dem Sohne:

Vater an Fritz.

Stralsund, den 12. Juli 1813.

Ich habe eine Menge Zeit vertändelt, unzählige Briefe geschrieben, um von den Meinigen, von Dir besonders und von Karl (dem bayerischen Sohne, der noch den französischen Fahnen folgen mußte), Nachrichten zu erhalten. Umsonst, von keiner Seite eine Sylbe. In wenigen Stunden geht also mein Schiff ab, das mich nach Schweden bringt. Von da nach England. Der Prinz von Oranien ist noch dorten —

ich müßte ihm denn begegnen. Die Briefe des Prinzen sind ausnehmend artig geschrieben. Er hat über meine Acceptation die größte Freude ausgesprochen. Vier Tage war ich auf Rügen und sehr vergnügt. Die drei Schwestern meines Vaters in Bergen hatten eine kindische Freude. Sie sind alle wohl wie die Fische im Wasser; bei ihnen ist oft rendez-vous der angesehenen Insulaner, wenn sie zur Stadt kommen. Die Usedoms, nächste Vettern meines Vaters, sind angesehene, reiche, verständige Leute. Auch am mecklenburgischen Hofe ist es mir ganz gut gegangen; ich sah da manchen braven Krieger, Dörnberg, Wallmoden, Nostitz. Vorher schon in Berlin und in dem nahen Schönhausen war ich von den oranischen Damen sehr wohl aufgenommen. Deine Geldgeschäfte mache mit der Mutter ab; seitdem ich nicht mehr ganz auf eigene Kosten zehre, ist zu große Sparsamkeit nicht mehr so nöthig. Vernünftig und damit gut. Insbesondere halte keine schlechten Pferde. — Gott mit Dir! Am Ende dieser Krisis wollen wir weiter sehen. Ich werde allen Deinen Wünschen sehr gerne Gehör geben. Lebe wohl, auch wenn mich ein Zufall oder das allgemeine menschliche Loos treffen sollte. Laß Dir dann die Unsrigen und die Mutter besonders empfohlen sein. Ich umarme Dich auf das zärtlichste.

Drei Monate blieb er in England; der Briefwechsel verstummt. Unterdessen cantonirte das Regiment Riesch Dragoner bis zum halben August; und ich beschränke mich für die folgenden französischen Feldzüge, einfach auf die Aufzeichnungen des Notizbuches.

1813. Februar. Ich gehe wieder zum Regiment, das zwischen Troppau und Jägerndorf stationirt. — Exerciren und Reglements. Ich bin Stationskommandant. Rittmeister Tschebulz. Oberst Kronenberg in Jägerndorf. Das Regiment bricht auf und marschirt über Collin nach Budin an der Eger in Böhmen.

April. Mai. Die Position an der Eger von Laun bis Raudnitz wird verschanzt; bei Leitmeritz ein Brückenkopf. Der Bischof von Leitmeritz. Divisionär: der Erbprinz von Hessen-Homburg; Brigadier: Raigecourt. Die Großfürstin Katharina; wir empfangen sie in Budin (Juli). Ich werde als Ordonnanzofficier in's Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg nach Brandeis kommandirt und lerne meinen Vetter Pfeill kennen, der Adjudant beim General

Radetzky ist. Das Hauptquartier geht nach Prag. Lieben bei Prag. Congreß. Oesterreichisches Manifest, 12. August. 15. August. Die Escadron concentrirt sich bei Raudnizek. — 16. Enge Concentrirung des Regiments bei Schlan. 17. Escadron auf Piquet nach Beruz. 18. Ablösung. Langes nächtliches Umherirren. 19. Große Heerschau vor den 3 Monarchen bei Wraney. 20. Nächtlicher Marsch in's Lager bei Kaaden. Das Regiment ist unter dem Corps des F.-Z.-M. Grafen Giulay. Oberst Latour, Chef des Stabs. Starkes Regenwetter tritt ein. 21. Marsch über das Gebirge nach Presnitz. 22. Marsch über die Gränze nach Marienberg. Klenau Chevaurlegers macht die ersten Gefangenen. Kaiser Chevaurlegers hat das erste Gefecht mit polnischen Uhlanen. 23. Marsch nach Großwaltersdorf, das Hauptquartier Mittel-Sayda. Regenwetter. 24. Rasttag unter beständigem Regen 25. Marsch über Berwald nach Dippoldiswalde in's Lager. 26. Vorrücken gegen Dresden. Ich bin als Ordonnanzofficier beim General Ignaz Giulay. Napoleon schon mit Verstärkung da. Die Infanterie, bis in die Vorstädte eingedrungen, muß wegen des fürchterlichen Wetters daraus weichen. Giulay wird das Pferd todtgeschossen und er erhält eine Contusion. Weissenwolf übernimmt das Commando des linken Flügels. General Klenau. Oberst Rothkirch, sein Stabschef. Der Kaiser von Rußland, Jomini, Moreau. Der preußische General Kleist. 27. In der Nacht ist die Escadron unter Rittmeister Schmidtbach auf Piquet unter fortdauerndem Plänkeln. Am Morgen zieht sich die Armee auf die Höhen von Dresden zurück, um den Angriff des Feindes zu erwarten. Klenau kann wegen des schlechten Weges nicht früh genug eintreffen; kein Gewehr geht los. Nach einer fürchterlichen Kanonade zieht sich die Armee gegen Abend in's Lager bei Gittersee zurück. Escadronverlust 8 Mann 17 Pferde. Moreau †. 28. Das Regiment kommt Abends in's Lager bei Altenberg Russisch-österreichisches Hauptquartier. 29. Ueber Zinnwald zurück nach Dur; abscheulicher Weg über das Gebirge. 30. Von Dur nach Lowositz bei Leitmeritz. Großes Gefecht bei Kulm. Vandamme gefangen. Johann Dragoner und die Preußen zeichnen sich aus. 31. Nach Dur zurück. Divisionär: Schneller. 1. bis 4. September. Regiment im Lager bei Dur mit Johann Dragoner und Kaiser Kürassier. Ich rücke beim Regiment wieder ein. Nachrichten von den erfochtenen Siegen des Kronprinzen von Schweden und Blüchers. Division Schneller kommt zum Corps des F.-Z.-M. Hieronymus Colloredo; sie besteht aus Deutschbanater und Brigade Gustav von Hessen-Homburg, welcher Riesch Dragoner und Homburg Husaren hat. Divisionär: Graf Hardegg. Brigadier: Graf Raigecourt. Kronenberg geht vom Regiment ab, und wird durch Oberstlieutenant Baron Wangen (von Royal Allemand) ersetzt. 5. September. Die Division über Hundorf nach Zinnwald auf Vorposten. 6. Weil man erfahren hat, daß Napoleon sich auf Bautzen ziehen will, um Blücher zu erdrücken, geht die Armee bei Presnitz (Aussig) über eine Pontonbrücke auf das rechte Elbufer. Schlechtes Wetter. Regiment in's Lager bei Aussig. 7. Sept. Ueber die Elbe in's Lager bei Lewin, nach einem beschwerlichen Marsch über das Gebirge.

8. 9. 10. 11. Division Schneller beim Dorf Haber im Lager. Die französische Armee zieht sich wieder nach Dresden. Gute Nachrichten. 11. Sept. Am Brückenkopf bei Leitmeritz vorbei, über Mittag in Lowositz, Abends im Lager. 12. Wir marschiren in's Lager bei Karwitz. Te Deum über die Siege des Bernadotte; im ganzen Lager Salven von Teplitz bis Aussig. 13. Von Karwitz in's Lager bei Kulm. Wir schlafen zwischen halbvergrabenen Leichen und todten Pferden. Der Tandelmarkt. 14. Von Kulm über Nollendorf gegen Breitenau. Vorbereitung zur Attaque, aber der Feind zieht sich zurück. 15. Sept. Rasttag auf den Höhen vor Breitenau. In der Nacht über Nollendorf nach Kulm zurück. 16. Wir ziehen uns zurück, um den Feind debouchiren zu lassen. Zweites Treffen bei Kulm. Rechter Flügel: Merveldt, linker: Wittgenstein, Centrum: Colloredo. Reserve: Giulay. Napoleon zurückgedrängt und Merveldt droht ihn von Nollendorf abzuschneiden. Regenwetter. 17. Man erwartet den Feind zum zweiten Mal vergeblich, er zieht sich hinter Breitenau zurück. 18. u. 19. Lager bei Deutsch-Neudorf. Regen continuirt. 20. Cantonnirung daselbst. 21. u. 22. Rasttag. Der Feind soll das rechte Elbufer verlassen haben. — 23. bis 26. Daselbst. Die Höhen von Nollendorf bis Peterswalde sind mit Todten und Pferden bedeckt. Bivouac auf dem Schlachtfelde. Unsere Vorposten von Peterswalde über Schönwald gegen Zinnwald. 27. bis 30. Sept. Im Lager bei Klawitz, immer 1 Escadron auf Vorposten nach Nollendorf. Viele Deserteurs kommen herüber, meist Polen und Holländer. Hauptarmee über Kommotau gegen Leipzig. Bernadotte bei Wittenberg über die Elbe, Blücher bei Torgau, beide marschiren gegen Leipzig, um Napoleon zu zwingen, Dresden zu verlassen oder seinen Rücken preiszugeben. Großer Mangel an Fourage; es wird 3 Meilen weit fouragirt. Marsch bei abscheulichem Wetter. Rittmeister Jellesky will Abends von unsern Leuten für die Officiere eine Strohhütte gebaut haben. Ich widersetze mich, die müden Soldaten bauen mir eine, während ich schlafe.

(Beim Erwachen fand er sich unter einem Laubzelte, sein junges Haupt von den dankbaren Soldaten bekränzt; dies war und blieb seine liebste Kriegserinnerung aus allen Zeiten.)

Wachtmeister Minuth. Meine Ordonanz, Glöckner. 1. bis 8. October. Während des Marsches der Hauptarmee bleibt das Corps des F.-Z.-M. Colloredo bei der eben angekommenen Bennigsen'schen Armee, um gemeinschaftlich dem Feinde das Debouchiren bei Nollendorf zu verwehren. Der Feind wagt aber nichts gegen uns. Die Russen thun den Vorpostendienst gemeinschaftlich mit uns. Die leichte Division cantonnirt einige Tage in den Dörfern Lumey ꝛc. Eine Recognoscirung des F.-M.-L. Hardegg, wobei 2 Escadrons unsres Regiments, bewährte den Rückzug des Feindes. Das Corps von F.-Z.-M. Colloredo erhält Befehl zur großen Armee einzurücken. 9. Die Division Hardegg rückt ins Lager bei Breitenau vor. 10. Wir gehen bis Maxen über Liebstadt. Mein blutiger Kampf mit den in Maxen plündernden Russen; ich haue einem den Arm aus der Pfanne. 11. Bis Dippoldis-

walde. Starke Requisitionen an Lebensmitteln werden in dem Lande ausgeschrieben. 13. Das Regiment kommt in dem Dorfe Loßnitz bei Freiberg in Cantonnirung; ich mache vorher dort Quartier; die Husaren ziehen durch meine List den Kürzeren. 13. Das Regiment cantonnirt bei Chemnitz in den Dörfern Draisdorf und Oberelsdorf. 14. Rasttag allda; wir sind in Quartier bei einem Landrichter. Man hört bei Leipzig canoniren. 15. Cantonnirung in einem Dorfe bei Penig. 16. Lager bei Borna. Die beiden detachirten Escadrons rücken ein. 17. Aufstellung bei Gröbern nahe bei Leipzig, um den andern Tag aus dem Commodlager in die Schlachtordnung einzurücken. Auf dem Marsche über das Schlachtfeld von Wachau Gefangene, Todte, Blessirte und Verbandhäuser; aufgeschichtete Arme und Beine. 18. Schlacht bei Leipzig. Die österreichische Armee und besonders unser Corps leidet an diesem Tage am meisten und entscheidet den Sieg. Lieutenant Hartmann blessirt. Jung: das Leben ist süß! Jellesky, Wittmann, Cerrony todt. P. wird vom Regiment weggejagt. Neben mir — der Wachtmeister Schnitzer und Savadill todtgeschossen; letzterem der Kopf abgeschossen, wie wenn er mit dem Beil abgeschlagen wäre. Der Schmidt Luz glaubt, sein Bein sei abgeschossen, da er doch am Arm blessirt ist. Fürchterliche Canonade, meist schweres Geschütz und Haubitzen werden vom Feinde aufgeführt. Die Sonne geht unter und jede Armee hat ihre Stellung behauptet. Wir haben 9 Officiere verloren, 3 Todte und 6 Blessirte. Nachts bin ich auf Vorposten. Wir bleiben rühig, bemerken aber, daß die feindlichen Colonnen an ihren Lagerfeuern vorbei sich gegen Leipzig ziehen. Mit Tagesanbruch war der Feind verschwunden. 19. Wir rücken vor und bemerken die fürchterliche Niederlage. Leipzig wird von den Russen mit leichter Mühe genommen, während wir mit der feindlichen Cavalerie plänkeln. Poniatowsky †. Probsthaida. Die gardes d'honneur: „mon général, voudriez-vous m'indiquer le chemin pour retourner chez moi." Großfürst Konstantin in weißer Uniform: „Attaquiren Sie!" Mein tiefer Schlaf im Koth, während Leipzig genommen wird. Beute. Mein Zug (4.) will mich behalten. 20. Marsch in's Lager bei Zeitz. 21. Marsch über Eisenberg in's Lager. 22. Marsch durch Jena in's Lager bei Krippendorf in der Nähe des Schlachtfeldes bei Vierzehnheiligen. Die Todtenhügel; wir passiren die Schnecke. 23. Ueber Weimar nach Buttelstädt in's Lager. 24. In's Lager bei Hopfgarten, Hauptquartier des Prinzen von Würtemberg. 25. Cantonnirung und Rasttag in Hopfgarten. 26. Marsch nach Klettbach in Cantonnirung; wir sehen rechts Erfurt, den Petersberg und die Cyriaksburg liegen, wohin der Feind eine Besatzung geworfen hat. 27. Wandersleben, Cantonnirung. Die 3 Gleichen. Ich habe Arrest vom Oberst Wangen, weil ich meinen eingeschrumpften Helm, der mich drückte, nicht aufhabe, und mich entschuldige: Mein Helm würde auf meinem Kopf nicht besser sein als Mambrins Helm. 28. Am Thüringer Wald her nach Schönau. Cantonnirung. Die Baiern sind schon zu uns übergegangen. 29. Marsch über den Thüringer Wald und durch Schmalkalden, wo unser Kaiser hinkam, in Cantonnirung nach Schwalingen. 30. Rasttag in Kalten=

bergsfeld; wir alle hatten nie bessere, gutwilligere Menschen gesehen. 31. Oberelbe in's Lager, über Dermbach, wo das Hauptquartier. 1. Nov. Marsch in die Cantonnirung von Liebholz; wegen schlechter Unterkunft wird größtentheils bivouaquirt. 2. Ueber Hünfeld, Fulda, nach Neuhof. Die Straße nach Frankfurt ist mit todten Franzosen wie besäet, die an Wunden oder an Kraftlosigkeit gestorben sind. Kranke und Halbtodte liegen schon 5 Tage ohne Hülfe, Nahrung, Feuer und Bedeckung am Wege und müssen verkümmern. Die Bauern helfen ihnen nicht. 3. Cantonnirung in Wallrod bei Schlüchtern. 4. Wir kommen in die Wetterau; ich finde in Wächtersbach Isenburg und Sternfels. Station Leisenwald. Requisition ohne Erfolg. 5. Station Diebach; immer nur kleine Märsche. 6. Das Regiment nach Windecken; guter Empfang. 7. Ilmenstadt, gehört dem Grafen Leiningen. 8. Wir passiren Frankfurt, wo der Kaiser war, und kommen nach Nied. 9. Marsch nach Sulzbach. Ein Theil der Armee rückt vor, um den Feind aus seiner Position bei Hochheim zu werfen. 10. Rasttag des Regiments in Sulzbach. Ich gehe auf Requisition für die Artillerie nach Oberursel. 14. Ich werde abgelöst und sehe in Frankfurt meinen Vater.

Von ihm hatte dieser österreichische Sohn schon auf dem Marsche wieder die erste Nachricht erhalten; nach der Rückkehr aus England.

Vater an Fritz.

Leipzig, den 3. Nov. 1813.

Willkommen mein Geliebter! Willkommener noch, wenn ich bald vernehme, daß Dir kein Unheil widerfahren ist. Vom Augenblick an, wo ich bei Stralsund die Leipziger Schlacht vernahm, reiste ich mit ungemeiner Schnelligkeit hierher — Deinetwegen. Umsonst habe ich mich überall nach Leuten von Riesch erkundigt; umsonst die Spitäler durchsuchen lassen; — das letzte desto besser. Auch der General Thielmann wußte nichts von Euch. Wie haben sich die Zeiten geändert! Wie sind nicht die wesentlichsten unserer Wünsche erfüllt; das Uebrige wird kommen. Drei Monate ungefähr habe ich in England zugebracht, das Land kennen gelernt, die oranischen Verhältnisse befestigt und auf eine Bestimmung gebracht; Hannovers Beiwirkung beobachtet, mit dem Grafen Münster sehr heilsame Verhältnisse geknüpft, meine Kenntnisse bereichert. — Auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse trachte ich immer einige Einwirkung zu behaupten, nicht fruchtlos. Das wird wieder auf jene oranisch-nassauischen Sachen eine gute Rückwirkung haben.

Nicht nur den Prinzen von Oranien Vater fand ich in London, sondern bald kam auch der Sohn aus Spanien mit den Depeschen vom Siege der Pyrenäen. Ich habe vom Prinzen nun Generalvollmacht zu Allem, was mir gut dünkt. Vor allem, Eintracht im Hause herzustellen. Gerne bleibe ich auch jetzt in diesen Verhältnissen, ohne nach anderen zu trachten, weil ich da nicht auf's Neue zu lernen habe. — Wann werde ich Dir erzählen können und von Dir hören? Und Karl? Wo mag der sein? Wrede hat schon Handgemenge gehabt, er hat also wohl auch Pulver gerochen, und meine Besorgnisse verdoppeln sich. Heinrich hat mir einen so artigen Brief nach England geschrieben, daß er auch dort meinen Befreundeten sehr gefallen hat. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß er nicht sehr gut dort (in München) aufgehoben ist und will ihn sobald möglich abrufen, mit dem Zweck, ihn vorerst den Wissenschaften wiederzugeben. Darum scheint er zu bitten und die Zeit seiner Confirmation ist mehr als da. Rekrut wird er wohl sobald nicht mehr werden. — Ueber Dein künftiges Schicksal zu sprechen, ist wohl hier der Ort nicht; dazu muß ich Dich sehen und hören mit aller Geneigtheit Deinen Wünschen entgegenzukommen. Ich schicke mich an, vorwärts zu gehen. Im schwedischen Hauptquartier und bei dem Staatskanzler Hardenberg habe ich zu thun. Am wenigsten bei Euch. Schreibe mir nach Frankfurt und das Duplicat nach Fulda. Nun lebe wohl, der Himmel behüte Dich, auf baldiges Wiedersehen.

Dies baldige freudige Wiedersehen hatte also in Frankfurt statt, und dabei eröffnete der oranische Generalbevollmächtigte unter andern dem militärisch schon brauchbaren Sohne den Wunsch, daß er sich für den künftigen Dienst des Prinzen von Oranien zur Verfügung stellen möge, im Falle Holland sich für die alte statthalterliche Familie erheben und waffnen sollte. Ein solcher Vorschlag, der ihm ein Jahr vorher, während der Neutralität, vielleicht nicht unwillkommen gewesen wäre, konnte ihm nun nach den glücklichsten Waffenthaten und mitten im Siege der deutschen Heere nicht lockend erscheinen. Fritz fühlte sich jetzt erst recht hei-

misch im kaiserlichen Dienste, er freute sich auf den Einmarsch in Frankreich; er war wohl gelitten im Regiment, hatte engere Freundschaft mit Kameraden geschlossen, und wer weiß nicht, wie keine Armee enger als die österreichische zusammen gewachsen ist, wie nirgends ein besseres kameradschaftliches Verhältniß der Officiere besteht, wie das Soldatenherz, selbst das nicht in Deutschland geborene, an den kaiserlichen Fahnen hängt? Indessen wollte er sich den lebhaften väterlichen Wünschen, die ihm mehr als entfernte Hoffnungen erschienen waren, nicht geradezu widersetzen, eine bestimmte Absprache wurde nicht genommen und heiter kehrte er zum Regiment zurück, das in den folgenden Tagen aus der Nähe von Frankfurt über Darmstadt, Ladenburg und Heidelberg nach Ettlingen bei Karlsruhe marschirte. Hier war Rasttag; es wurden die Pferde der gebliebenen Officiere versteigert und eine Musterung der drei Regimenter, welche die erste leichte Armeedivision ausmachten, fand am 22. Novbr. statt. An den folgenden Tagen ging es weiter über Rastadt nach dem Breisgau, wo überall noch die lebendigste Anhänglichkeit an Oesterreich angetroffen wurde.

„Man ruft in Freiburg: „„Das sind die rechten Leute!““ Die Bauern können nicht genug österreichische Einquartierung kriegen.“

Aber während das Regiment eben von Freiburg durch den Schwarzwald nach der Schweiz hin marschirte, kam eine Ordre des Fürsten Schwarzenberg, daß dem Dragonerlieutenant von Gagern auf Ansuchen seines Vaters und in Erwartung der förmlichen Entlassung aus dem kaiserlichen Dienste die Erlaubniß zu ertheilen sei, das Regiment zu verlassen und sich nach Holland zu begeben. Gleichzeitig traf folgender Brief ein:

Vater an Fritz.

Francfort, 28. Nov. 1813.

Le changement, mon cher fils, que nous avons prévu et dont nous avons parlé, est arrivé. La révolution de

la Hollande s'est faite d'elle-même. Le Prince y est, ou va y paroître. Par conséquent j'ai demandé votre démission. Arrivez ici le plutôt que vous pourrez, je voudrois vous envoyer en courrier dans ce pays-là. Je vous attends avec impatience. Tout à vous.

Der Entschluß wurde ihm schwer, noch schwerer der Abschied vom Regiment und den guten Kameraden, (besonders Dwernicky, Jung und Falkenstein), am 9. December zu Ufhausen bei Freiburg. Der Oberst, Baron Wangen, stellte dem Lieutenant Friedrich Freiherrn von Gagern das Zeugniß aus, daß er „durch sein muthvolles Benehmen in den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig an dem Ruhme, welchen sich das Regiment bei diesen Gelegenheiten erwarb, einen ehrenvollen Antheil genommen habe, so daß man gewunschen hätte, ihn länger bei dem Regimente beizubehalten, wenn nicht sein Herr Vater freiwillig für gut gefunden hätte, seine Entlassung aus den k. k. Kriegsdienste zu bewirken." Vorher hatte ihm der Oberst beim Abschied gesagt, er werde ihm seine Officiers-Stelle im Regimente noch einige Zeit offen halten, so daß ihm der Wiedereintritt frei stehe, und nach Jahresfrist ließ ihm Fürst Schwarzenberg noch das österreichische Campagnekreuz zusenden.

So endigte seine kurze österreichische Laufbahn und es beginnt die niederländische fast gleichzeitig mit der des Vaters. Denn dieser hatte eben erst, im Laufe des Decembers von den altoranischen Landen wieder Namens des Prinzen von Oranien Besitz ergriffen und in Dillenburg seinen Wohnsitz als Statthalter des Prinzen Statthalters von Holland aufschlagen können. Das Central-Departement der verbündeten Mächte, an dessen Spitze Stein sich befand, nahm keinen Anstand mit ihm einen Vertrag über die Wiedereinsetzung des Prinzen in die Fürstenthümer Dillenburg, Siegen, Hadamar, Dietz und die Herrschaft Beilstein zu schließen, welche bis lange zum Großherzog-

thum Berg gehört hätten. Als aber mein Vater auf ausdrücklichen Befehl des Prinzen auch die, für die holländische Statthalterschaft durch den Reichsdeputationsschluß gegebenen Entschädigungslande Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten und den Johannisberg wieder in Anspruch nehmen sollte, so antwortete ihm Staatskanzler Hardenberg am 7. December 1813:

> Da glücklicher Weise zu hoffen steht, daß der Prinz wieder zu dem Besitze desjenigen Objectes gelangen werde, für welches sie als Entschädigung dienen sollten, so müssen sich die verbündeten Mächte die Entscheidung über dieselben bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens vorbehalten.

In Dillenburg also mußte der aus dem Breisgau von der Armee abberufene Sohn den Vater aufsuchen. Das Tagebuch sagt kurz:

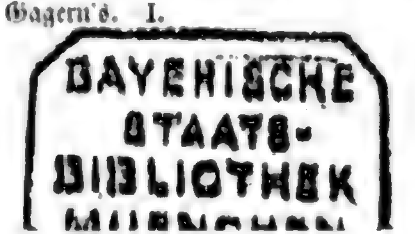
> Einige Tage in Dillenburg und in Weilburg. Mutter. Den Fürsten von Weilburg hier zum letzten Mal gesehen. Reise mit Depeschen des Vaters für den Prinzen von Oranien über Siegen und Düsseldorf, wo ich die Größmutter Gaugreben und Onkel Pfeill sehe, nach dem Haag, in den letzten Tagen des Jahres 1813.

Um in so bewegter Zeit das Bild des Familienlebens nicht ganz aus dem Auge zu verlieren, mag hier zum Schlusse dieses Abschnittes erwähnt werden, daß mein Vater, als er eben im Hauptquartier der Alliirten zu Frankfurt die oranische Politik vertrat, fast zwei Jahre von Hause, von dem nahen Weilburg, entfernt gewesen war, wo meine Mutter mit den 6 jüngeren Kindern (Fritz und Karl im Kriege, Heinrich im Cadettencorps zu München abwesend, Alexander seitdem gestorben) sehnlich auf Briefe von allen Seiten warten mußte und endlich auf das erste Lebenszeichen folgende Zeilen erwiedern konnte:

Die Mutter an den Vater.

Weilburg, den 10. November 1813.

Gott sei's gelobt und gedankt, endlich Nachricht von Dir, mein bester Freund; nun will ich ja gern Alles ertragen, mein Herz klopft hoch vor Freude, Dich so nahe zu wissen; kaum



kann ich meine Gedanken sammeln. Du gibst mir gute Nachrichten von Fritz, Dank sei der Vorsehung, und ich kann Dir, Gott Lob, gute von Karl geben; sein letzter ist vom 5. Nov. bei Darmstadt; er war munter und wohl, hatte einigen Treffen beigewohnt, unter andern auch dem großen bei Hanau, wo er sich einige Pferde erbeutet. Auch Heinrich ist wohl, so auch alle die Kinder, welche mich umgeben; sie hüpfen hoch vor Freude über Deine Nähe und sind darum alle ausgelassen; auch alle unsere Leute sind außer sich vor Freude. Lebe wohl — man eilt . . . Charlotte.

Wohl hatte es, gegenüber dem unruhigen politischen Berufe des Gatten und seinen rücksichtslos scheinenden Entschlüssen, nicht an ernsten Erinnerungen gefehlt, wie die folgenden, und charakteristisch ist bei solchem Inhalt der Gebrauch der französischen Sprache:

Nous avons été trop souvent et trop longtems séparés, mon excellent ami . . . le désir de vous faire un nom dans le monde, l'ambition s'emparant de cette ame autrefois si bienveillante, a étouffé une partie de vos sentimens de tendresse pour nous . . . mais plus de reproches là-dessus, vous sentez souvent votre tort vous-même . . .

Aber wo sich so innige kindliche Freude ausspricht vor dem nahen Wiedersehen, da kann die Trennung eben nur eine zeitliche Trennung sein, auch wenn, wie es wirklich der Fall war, eine neue von Jahren folgte.

Zur Erheiterung der geliebten Mutter trug die kurze Erscheinung des ältesten Sohnes ein Großes bei. Daß er damals der Mutter und den Geschwistern zu Liebe noch einmal sein weißes Dragonerkoller mit hellblauem Kragen und Aufschlägen anzog, den Helm mit der seidnen, schwarz und gelben Raupe aufsetzte und den Säbel umgürtete, blieb eine der frühesten lebendigen Erinnerungen meiner jüngeren Geschwister; und die Reste des Riesch-Dragonerhelms unseres Fritz aus dem Freiheitskriege sind eine Reliquie der Familie.

Drittes Kapitel.

Oranien

und

die Gestaltung des Königreichs der Niederlande.

Von 1813 bis nach dem zweiten Pariser Frieden.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Oranien und die Gestaltung des Königreichs der Niederlande.

Von 1813 bis nach dem zweiten Pariser Frieden.

Die Ueberschrift dieses Kapitels deutet darauf hin, daß darin mehr von meinem Vater, als von meinem Bruder die Rede sein werde; es ist jedoch durch die Berufung meines Vaters in den deutschen Dienst der Oranier (1813) und durch seine nicht gesuchte, sondern eher abgewehrte Verpflanzung in den niederländischen (1814) das Schicksal seiner Familie und wesentlich das seines ältesten Sohnes für dessen ganzes ferneres Leben mit den Geschicken jenes Doppelreiches tief verwebt worden.

Das Königreich der Niederlande, wie es durch den Wiener Congreß 1815 gegründet, und durch die Scheidung Belgiens von Holland — thatsächlich im Jahre 1830, vertragsmäßig im Jahre 1839 — wieder aufgelöst wurde, gehört jetzt schon der Vergangenheit an. Der rücksichtslose Egoismus der niederländischen Politik in den Jahren 1816 bis 1830; die dort festgehaltene chicanöse Auslegung der Rheinschifffahrtsbestimmung: jusqu'à la mer, — hat den Oraniern und ihrem Staate die Ungunst der deutschen öffentlichen Meinung zugezogen. In Ver-

bindung mit der größeren Sympathie, welche die erkämpfte Unabhängigkeit der Belgier sich zu gewinnen gewußt hat, ist jene Ungunst der öffentlichen Meinung auf die Entstehung des Staates der vereinigten Niederlande zurückgetragen worden; und die Expostweisheit der Geschichtschreibung hat mit großer Einmüthigkeit das Urtheil gefällt, daß von allen Schöpfungen des Wiener Congresses keine unnatürlicher, also unhaltbarer und unklüger gewesen sei, als die der vereinigten Niederlande. Ist ein solches Urtheil einmal zum Gemeinplatz geworden, so ist es weder leicht noch dankbar, dagegen anzustreben. Mit diesem Urtheil ist auch eine Kritik und Verurtheilung der Betheiligung meines Vaters an jener Schöpfung vielfach in Verbindung gesetzt worden. Doch liegt mir ein Material vor, welches über die Vergangenheit des Königreichs der Niederlande, sowohl was Entstehung als Auflösung betrifft, manches Neue enthält, und zur Berichtigung der herrschenden Ansichten wenigstens der Würdigung werth befunden werden wird.

Mein Vater war der höchste Beamte des Prinzen von Oranien, als König später Wilhelm I. genannt, da dieser von Land und Leuten vertrieben, noch im Exil, für sich und sein Haus eine Herrschaft erst wieder suchte, — ungewiß wo? und wo nicht?

Mein Bruder Fritz war Zeuge der ersten Wiedereinrichtung der Oranier in Holland, nachdem dieses sich eben erhoben hatte, und bevor noch die alten österreichischen Niederlande hinzukamen. Dieser Bruder sowohl, als endlich auch der jüngste, Max, waren dann auch, den leitenden Personen und den entscheidenden Ereignissen nahe gestellt, Zeugen der Wiederauflösung.

In dieser Stellung und Betheiligung mehrerer Mitglieder meiner Familie liegt an sich schon eine Rechtfertigung nicht nur, sondern Aufforderung, deren Erlebnisse und Urtheile über die Ereignisse mitzutheilen. Dazu kommt, daß mein Vater, der im Uebrigen von seiner politischen Wirksamkeit ausführlich Rechenschaft abge-

legt hat, in seinen Denkwürdigkeiten zwischen dem ersten Bande, welcher mit dem für die zurückeroberten deutschen Länder unter Stein eingesetzten Verwaltungsrath abschließt, und dem zweiten, der sogleich zum Wiener Congreß übergeht, absichtlich und aus Rücksichten für den damals lebenden König Wilhelm I. eine Lücke gelassen hat, in welche die Schöpfungsperiode der oranischen Politik und der Anfang ihrer Herrschaft fällt. Endlich ist von Allem dem in den Niederlanden so wenig Kunde und Erinnerung geblieben, daß auch dadurch die Aufforderung, das historische Gedächtniß aufzufrischen, vermehrt wird. Aus allen diesen Gründen glaube ich sowohl einem historischen Interesse zu dienen, als eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, wenn ich hier ausführlicher in die Entstehungsgeschichte des Königreichs der Niederlande eingehe. Das 6. Kapitel wird dann die Erlebnisse der Brüder bei seiner Auflösung bringen. Es wird von Interesse sein, die weiten Umrisse der Aufgabe, eine oranische Herrschaft zu begründen, wie sie sich im Geiste des Prinzen gestaltete, von seiner eignen Feder vorgezeichnet zu sehen.

Ich erinnere einleitend, daß der Prinz von Oranien für die Ansprüche seines Hauses zur Wiedererlangung einer europäischen Machtstellung die Hauptstützen in England und Preußen hatte. Die verwandtschaftlichen Bande zwischen den Häusern Brandenburg-Preußen und Nassau-Oranien waren immer vielfältiger und enger geworden, seitdem Holland seine vormalige maritime Größe durch die Concurrenz England's verloren, damit seine hohe politische Bedeutung im europäischen Staatensystem eingebüßt hatte, und des Schutzes immer mehr bedürftig wurde; — seitdem Preußen europäische Hauptmacht, und in der Periode zwischen dem Hubertsburger und dem Tilsiter Frieden die, Holland benachbarte, nordische Schutzmacht geworden war. Nicht zu gedenken der älteren politischen und confessionellen, der älteren und neueren verwandtschaftlichen Bande (die Gemahlin des Prinzen

von Oranien war die Schwester Friedrich Wilhelms III. von Preußen), so hatte es sich ereignet, daß der Prinz wegen seiner Parteinahme im Kriege von 1806 für und mit Preußen seiner alten und neuen deutschen Länder verlustig gegangen und dadurch, als Opfer seiner Anhänglichkeit an Preußen und die preußische Politik, ein natürlicher Schutzbefohlener des wiedererstandenen und eben wieder zu Macht gelangenden Preußens geworden war.

Aehnliche Bande knüpften die Oranier an die englisch-hannöverische Politik, und diese Bande waren ihnen in dem entscheidenden Augenblicke um so vortheilhafter, als Preußen, eben in seinem Wiederaufbau begriffen, mit seinen eigenen noch so unconsolidirten Interessen fast ausschließlich beschäftigt sein mußte; und weil England damals noch als die Seele der Coalitionspolitik gegen Napoleon und Frankreich dachte und handelte. Das alte Holland, seitdem es zum Bewußtsein gekommen war, England's maritime Oberherrschaft nicht mehr bestreiten zu können, und seitdem es in Frankreich einen, unmittelbar seine Existenz bedrohenden, bösartigeren Feind erkannt hatte, dieses alte Holland erschien seit Wilhelm III. als die stets bereite und tragfähige Landungsbrücke für Englands Betheiligung an den continentalen Hauptinteressen, von wo aus England dem in seinen katholischen Niederlanden so schwachen Oesterreich zum Zusammenwirken gegen Frankreich die Hand bot. Die Tradition der Popularität der Oranier und der englisch-holländischen früher so engen Allianz, als des Pfeilers der Gleichgewichtspolitik in Europa gegen Frankreich's Uebergewicht, hatte in England durch die Napoleonische Periode hindurch sich erhalten, und mit dem wachsenden Glücke der alliirten Waffen trat jenes Interesse für England wieder in erste Linie.

Beide den Oraniern verwandte Schutzmächte — England-Hannover und Preußen — waren im Wesentlichen auch wohl über das holländische und oranische Interesse einig; denn das

noch während des französisch-russischen Krieges von dem Grafen Münster gepflegte Project, wonach, nach dem Sturze Napoleons und der Demüthigung Frankreichs, ein Welfenreich zwischen Schelde und Elbe zu gründen gewesen wäre, war nicht blos an der preußischen Erhebung und an dem rühmlich wieder erkämpften Anspruch Preußens, seine erste Stelle in Norddeutschland zu behaupten, gescheitert; es hatte dieses Project wohl auch geringen Anklang bei den englischen Staatsmännern gefunden. Noch waren in England die vorwiegend hannöverischen Neigungen Georgs I. und Georgs II. in zu frischem Andenken, um nicht fürchten zu lassen, daß bei jenem größeren, deutsch-niederländischen Welfenreiche, im Besitze des Inhabers der Krone Englands, die beständige Gefahr für die innere wie äußere nationale Politik Englands noch viel drohender sein werde. Obige Voraussetzung von dem Verhalten der englischen Staatsmänner zu den hannöverischen Vergrößerungsprojecten wird theils durch Englands entschiedene und eifrige Bemühung für die holländische und oranische Restauration außer Zweifel gesetzt, theils auch von meinem Vater*) bestätigt, der von der Stellung der Parteien bei dem Wiener Congreß redend, sagt:

„Der Wahrheit zur Steuer sei es jedoch hier bemerkt, daß die englischen Botschafter sämmtlich das niederländische Interesse weit höher hielten als das hannöverische, — folglich mehr dem Sinne ihrer Nation und des Parlaments folgten, als dem Interesse ihrer königlichen Familie.“

Daß aber Graf Münster ein solches Project wie das eben besprochene, welches davon ausging, daß Preußens Macht für immer gebrochen sei, ernstlich meinen konnte, und daß auch nachher noch hannöverische Machtgelüste, die endlich zur Abtretung von Ostfriesland von Seiten Preußens an Hannover

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 60.

führten, fortbestanden; das deutet hinreichend darauf hin, daß es ungeachtet der Einigkeit der verwandten Schutzmächte über die holländische und oranische Restauration, im norddeutschen Territorialsystem doch Punkte gab, wo sich die vermeintlichen beiderseitigen Interessen kreuzten.

Die Verständigung darüber zwischen England = Hannover und Preußen hatte zu Ende October 1813 noch nicht stattgefunden und in Holland hatte sich für das Haus Oranien noch nichts gerührt, als der Prinz von Oranien aus London folgende Depeschen an meinen Vater in das Hauptquartier der Alliirten nach Frankfurt a. M. abgehen ließ:

I. Der Prinz von Oranien (später Wilhelm I.) an meinen Vater.

London. 16 Harley Street. 2. Nov. 1813.

Je profite du courrier . . . pour vous informer, Monsieur, que le Baron de Jacobi (preußischer Gesandter in London) m'a informé, l'autre jour, qu'il avoit été question entre lui et Lord Castlereagh des intérêts de la Hollande et de la maison d'Orange. Qu'il avoit été dans le cas de lui donner à connoître que les Puissances désiroient connoître les vues de l'Angleterre sur ces objets, préalablement à l'invitation d'accéder aux stipulations dont elles s'occupoient. Que Ld. Castlereagh avoit répondu favorablement et tout à fait dans le sens, dans lequel il s'en étoit expliqué vis-à-vis de moi, donnant à connoître le désir du Gouvernement et l'intérêt qu'il attache à la délivrance de la Hollande et à notre rétablissement dans ce païs. Il a de plus témoigné être d'opinion que les défauts et inconvéniens de l'ancienne constitution feroient désirer d'établir les changemens requis pour donner plus de force et d'énergie à la marche du gouvernement futur de ce païs, et qu'en conséquence sa forme devroit être plus monarchique. Le Baron de Jacobi a pris occasion de l'expression de ces intentions favorables pour le sort futur

de la Hollande pour insister sur une coopération militaire, du moment que les armées s'approcheroient des frontières de la Hollande, la motivant par sa grande utilité et par l'intérêt particulier que l'Angleterre doit attacher à la réussite de ce qui concerne ce païs. Dès vendredi dernier le Baron de Jacobi a rendu compte au Baron de Hardenberg du résultat susmentionné de sa démarche auprès de Lord Castlereagh et je m'empresse de vous mettre au fait des intentions favorables des Puissances à notre égard, pour que vous puissiez régler vos démarches en conséquence. ... Pour le moment il me semble préférable d'attendre encore le résultat des opérations à la Sale et la connoissance des déterminations des armées en conséquence, ainsi que de l'effet que cela peut produire dans les Départemens Hollandois ce qui peut nous parvenir à tout instant. ..... Recevez les assurances des sentimens d'amitié et de considération qui vous sont voués.

G. F. Pr. d'Orange.

II. Derselbe an Denselben.

Harley Street, 11. Nov. 1813.

.... Je présume que vous serez justement arrivé à temps en Allemagne pour pouvoir agir en conséquence des grands événemens militaires qui y ont eu lieu. .... Mes divers états en Allemagne se trouvent par là libérés de la ligne Française et sont dans celle que les alliés occupent, de manière que je puis me féliciter de leur réhabilitation et que vous soyez à même d'y prendre les mesures requises par les circonstances, ainsi que de veiller à mes intérêts. Il n'y a que Weingarten que le gracieux Souverain de Wurtemberg a dans ses griffes, dont la situation n'est pas changée pour moi; si cependant il a suivi l'exemple de la Bavière, je suppose qu'il sera plus traitable que quand il me dit, que de mon vivant il ne vouloit rien me rendre, et qu'après ma mort il auroit la bonté de penser à mes enfans. D'ailleurs l'appuy de l'Autriche pourroit lui donner des sentimens moins fâcheux et dans le cas que son amitié Bonapartienne dure encore,

il est à espérer que le parti que les Puissances prendront à son égard, me rendra la possession, si ce n'est honorable, du moins agréable et profitable de Weingarten. La situation de l'Allemagne me feroit voler de ce côté de la mer, si des intérêts plus majeurs ne me retenoient encore ici et ne me permettoient point de former de projet de départ. J'ai de plus en plus à me louer du parti pris de me mettre en rapport direct et personnel avec ce Gouvernement, puisque je suis à portée de me convaincre de ses sentimens par rapport à la Hollande, et de chercher à entretenir et utiliser ses bonnes dispositions pour la situation future de cet état. J'ai eu Dimanche dernier une conversation très intéressante sur cette matière avec Lord Castlereagh et il a eu la bonté de me communiquer les explications données à la Russie, l'Autriche, la Prusse et la Suède sur les vues de l'Angleterre à l'egard de la Hollande. Le résumé en est environ, que le rétablissement de cet état dans ses frontières comme elles étoient en 1792, y compris Maestricht et Venlo, était indispensable; que cela ne s'opposoit pas au principe adopté de la rive droite du Rhin, puisque même après la cession de la gauche et jusqu'à la réunion finale à la France, cette frontière ne s'étoit pas étendue à ce païs, la Hollande ayant toujours été située sur les deux bords de ce fleuve; que la levée de 2000 hommes Hollandois destinés à servir avec l'armée du Prince Royal de Suède, jusqu'à ce que les circonstances permissent de les employer en Hollande et de leur donner des augmentations, avoit été déterminée sous ma direction, et que 2000 fusils étoient tenus prêts pour être envoyés à la première réquisition en Hollande, puisqu'on avoit des raisons de compter sur les bonnes intentions des habitans, que ceux-ci désiroient le retour de la maison d'Orange, et qu'en effectuant celui-ci, il seroit cependant désirable et nécessaire de donner au Gouvernement de ce païs le nerf et la force requise, et par là un plus grand degré d'énergie qu'il n'avoit eu avant 1795; que la position de la Hollande, en en faisant le

marché de l'Europe, et sa tranquillité et sûreté étant surtout nécessaires pour donner la confiance nécessaire aux opérations d'argent, il étoit requis de donner une étendue de territoire à ce païs qui assurât son indépendance politique, que la possession d'Anvers lui devoit être particulièrement accordée, et en général ce qui seroit indispensable pour la garantir contre une invasion Françoise. Je ne puis qu'être extrêmement sensible à cette communication et parfaitement satisfait de son contenu, puisqu'il coïncide parfaitement à mes vues. Je le donnais à connoître à Lord Castlereagh et tout en lui en marquant ma reconnoissance, je l'assurois que les intentions de l'Angleterre étoient tellement conformes à ce que je considérois nécessaire, que je n'aurois pu m'exprimer différemment si j'avois été dans le cas de vouloir l'engager à entrer dans mes idées. Parlant ultérieurement sur cette matière et particulièrement sur la position des forteresses situées sur la Meuse, j'observois que leur sûreté exigeoit d'étendre les frontières vers le Rhin aussi bien que dans les Païs-Bas, et que Juliers étoit une place indispensable pour empêcher les François d'attaquer la Hollande et de paraliser les places de la Meuse. Ceci engagea Lord Castlereagh à me donner à connoître le désir que je lui communique mes idées sur la consistance, que je croirois requise, à fin de donner à la Hollande la force nécessaire pour résister au moins assez longtems à la France pour que les alliés puissent venir à son secours. Je m'y engageois et lui envoyois conséquemment avant-hier le mémoire dont copie ci-joint, par lequel j'ai cherché à prouver la nécessité d'étendre la frontière jusqu'à la Moselle, Luxembourg et l'ancienne frontière des Païs-Bas contre la France. Je vous communique cette pièce et vous informe de la conversation avec Lord Castlereagh pour que vous puissiez en faire usage dans vos entretiens avec les différens ministres et que vous saisissiez toutes les occasions qui se présentent de convaincre les alliés de la nécessité de mettre la Hollande en état d'assurer le repos de l'Europe, en

étant à même de résister à la France assez longtems pour laisser aux Puissances plus éloignées [le tems?] de venir à son secours et la garantir de tout danger. Luxembourg est indispensable pour cet objet, et pour peu qu'on y réfléchisse, cette nécessité n'échappera pas. Comme cependant il seroit possible, que les vues et arrangements des Puissances continentales ne portassent pas si loin, je n'ai osé trop insister sur sa possession, mais s'il y a moyen de contribuer à les faire revenir là-dessus et de les convaincre de l'intérêt qu'ils y ont, vous rendrez un grand service, moins à moi et à la Hollande qu'à l'Europe, en les engageant à exiger ce sacrifice de la France. En relisant mon résumé des intentions énoncées par le Gouvernement Britannique, je m'aperçois avoir omis, qu'à l'égard des colonies il étoit disposé à faire des sacrifices et à en rendre, mais que la latitude à donner à cette mesure dépendroit de la situation dans laquelle la Hollande seroit placée, puis qu'on ne pourroit faire des réstitutions considérables et lui rendre des possessions qui augmentent ses moyens, sans être sûr qu'ils ne tomberoient pas immédiatement à la disposition de la France, ce qui exposeroit l'Angleterre à fortifier son ennemi en voulant aider son allié. Il n'a rien particularisé sur les différentes colonies, mais j'ai lieu de présumer que Lord Aberdeen a plus ou moins des données à cet égard dans les instructions reçues précédemment. . . . Soyez assuré des sentimens etc. G. F. Pr. d'Orange.

P. S. Je me propose de vous envoyer incessamment un mémoire Allemand sur le système militaire à établir, afin de pouvoir retenir la France dans de justes bornes. Ce qui concerne la Hollande et l'agrandissement à donner à cet état, est tiré principalement de cette pièce dans le mémoire ci-joint, et il y a sur l'Allemagne des idées, qui ne se bornent point aux idées militaires, mais concernent des objets, qui ont rapport à sa constitution et aux membres principaux qui en feroient partie.

III. Derselbe an Denselben.

Harley Street, 14. Nov. 1813.

Voici le mémoire Allemand, dont j'ai fait mention dans le P. S. de ma lettre du 11; il est du Général de Phull et la seule altération que je m'y suis permis est d'omettre le projet de partage des Provinces allemandes, ainsi qu'une nouvelle limite entre la Prusse et l'Autriche; d'abord parce qu'il ne me plaisoit pas entièrement; que d'ailleurs en ayant l'air de favoriser ou de faire tort à l'un ou l'autre des partis intéressés, il étoit aisé de supposer de la partialité, enfin que le manque de données statistiques étoit cause qu'il n'étoit également pas acceptable, l'égalité des charges, qui est le principe de toute fédération bien organisée, ayant été par là perdue de vue. Si cependant vous croyez qu'un semblable projet devroit être ajouté, ce qui pourrait avoir lieu par forme de note ou d'un mémoire ad hoc, vous serez bien plus à même d'y suppléer que nous ne pouvons le faire ici, connoissant la statistique des divers états et étant à même de savoir ce qui déjà a été arrêté par les Puissances, ou est de leur convenance. Je vous prierai donc de former casu quo un semblable projet d'arrangement pour l'Allemagne dans le sens du mémoire, à quelle occasion vous pourriez proposer l'échange du Duché de Berg contre les indemnisations que la maison de Nassau a reçues près du Main, tout comme mes états héréditaires seroient le seul objet qui me concerneroit et qui étant limitrophes de Berg feroient un ensemble avec la Hollande agrandie et régénérée, qui pourroit être fort avantageux tout pour le présent que dans l'avenir aux deux branches de la maison de Nassau. Vous jugerez mieux que je ne peux le faire, de la manière de faire usage du mémoire que je vous envoye, pour que les idées qu'il contient soient goûtées, ou que du moins il soit possible de convaincre les parties intéressées de la necessité de semblable mesure fédérative, pour empêcher que l'Allemagne ne soit toujours exposée à être en proie aux malheurs, dont elle a été le théâtre et le sacrifice depuis

près de vingt ans. Si la position brillante, que la Hollande agrandie semble avoir, est une suite de sa situation géographique, elle seroit, à la bien apprécier, hérissée de difficultés, et plus pénible que tranquille et agréable. Comme boulevard de l'Europe, il ne seroit possible cependant d'exiger qu'elle réponde à son attente, à moins de lui donner les moyens de le faire, et je regrette avoir l'air d'être trop intéressé à semblable arrangement, pour employer tous les argumens en sa faveur, sans être accusé de partialité.

Mettez tout autre à la tête du Gouvernement de la Hollande et je serai tout aussi convaincu, qu'il est nécessaire d'assigner à ce païs des frontières qui lui permettent d'opposer une résistance temporaire à la France. Si l'Autriche vouloit se charger des Païs-Bas, je le regarderois comme infiniment préférable à être limitrophe du colosse François; mais cette Puissance ne le voulant pas, il vaut mieux de se soumettre à cet inconvénient avec l'ancienne frontière Françoise, qu'avec l'ancienne Hollandoise; le pire de tout seroit un état intermédiaire foible, qui ne donneroit pas de sûreté et exciteroit la jalousie. Je me flatte qu'aucune des Puissances alliées puisse prendre ombrage du mémoire de Phull. C'est la chose principale, pour ne pas les indisposer contre les idées qu'on voudroit leur faire goûter. Si cependant vous croiriez y trouver des choses, auxquelles il faut suppléer d'une autre manière, faites les substitutions, pourvu que les idées soyent acceptées et assurent le repos de l'Europe; voilà le but de l'auteur et le mien. Le 20. j'ai communiqué au comte Munster mon mémoire, dont les idées coïncident assez avec les miennes. Il se prépare à partir dès que l'on aura des nouvelles que la communication par Helgoland est ouverte; et muni de l'autorisation du Prince-Régent d'Hannovre, s'il est possible aussi en sa qualité de Régent d'Angleterre, il se propose de se rendre au quartier général des Majestés et de tâcher d'amener les affaires d'Allemagne à un résultat qui assure ordre, tranquillité et sûreté au ci-devant Empire Germanique. Il a connoissance du mémoire du

Général Phull et en a adopté plusieurs idées. Lord Castlereagh ne m'a pas parlé de mon mémoire depuis que je le lui ai envoyé. Cela n'est aussi pas nécessaire, pourvu qu'il fasse attention aux idées qu'il contient, quand l'occasion se présente de les faire valoir. Le Général Phull m'a encore donné un mémoire, qui sert proprement à l'autre et est destiné à préparer la conviction des vérités, que contient le second; je vous en envoye aussi copie, étant possible que vous puissiez juger utile ou nécessaire d'en faire usage ou d'employer dans l'occasion les idées qui y sont énoncées. Le 22. Nov. Le départ de celle-ci a tant tardé que maintenant je puis accuser la réception de la vôtre du 25. Octobre. Que d'évènemens se sont passés depuis! Hier nous avons reçu la nouvelle de la Contre-Révolution opérée en Hollande et vous jugez de ce que j'éprouve en conséquence. R. Fagel part aujourd'hui pour annoncer mon arrivée, qui suivra de deux jours, me rendant à l'invitation de la Nation. Veuillez en donner connoissance aux Hauts Alliés; dès ce que je serai en Hollande, je le ferai ultérieurement. Ici tout est dans la joie et on nous donne troupes, armes, munitions et argent, pour nous aider à soutenir l'ouvrage commencé. Le Prince Régent se montre parfaitement à mon égard à cette occasion et le ministère est aussi bien disposé que possible. Guillaume est rappellé d'Espagne. Veuillez m'adresser maintenant vos lettres et rapports directement à la Haye. J'y fais venir Hofmann de manière que j'espère avoir bientôt de nouveau l'assistance nécessaire pour la correspondance allemande. Toujours le même.

G. F. Pr. d'Orange.

Der Kenner diplomatischer Aufträge wird in diesen Instructionen des Prinzen, in dieser schmucklosen Entwickelung eines Feldzugsplanes ohne eigene materielle Waffen, gewiß weder die Feinheit, noch die Tragweite der Absichten, noch die Eindringlichkeit der Argumente vermissen. Der Ausgangspunkt, das „Gib mir wo ich stehe" zur Ansetzung des Hebels ist das kleine

Oranische Stammland. Von da aus spinnen sich die Fäden. Mitten im Gedränge der Sieger, im Angesicht des noch so wehrhaften Feindes, war es im Hauptquartier der Alliirten, die über die Bedingungen ihrer eigenen Zukunft unter sich noch nicht einig waren, gewiß nicht ganz leicht für den Bevollmächtigten eines Prätendenten, der noch keine Muskete hinter sich hatte, für eine solche Kette von Ansprüchen sich Raum zu verschaffen.

Aber allerdings war dafür bereits durch die Engländer vorgearbeitet; der Prinz von Oranien stand auf dem Grunde seiner Argumentation nicht ohne Halt und Hoffnung. Nach der Wendung, welche das neue Völkerrecht nahm, wonach der Rechtsbestand der europäischen Staaten auf der gegenseitigen Assecuranz eines Ausschusses von Mächten zu beruhen anfing, war der Augenblick ganz wohl gewählt für einen Fürsten zweiten Ranges, zwar noch ohne Land und Heer, aber mit einer Persönlichkeit und mit Antecedentien, die nicht allein vorwurfsfrei waren, sondern ihn zu besonderer Berücksichtigung dreien der Hauptmächte, — England, Preußen und Oesterreich, und bald auch der vierten, Rußland, — empfahlen, um gerade zwischen den sich kreuzenden Interessen der betheiligten größeren Nachbarstaaten Posto zu fassen, und mit dieser, so zu sagen, neutralen Persönlichkeit zur Uebernahme einer Mission für die friedliche Zukunft Europa's sich darzubieten.

Es bedurfte in der That nur einer kühnen und glücklichen Combination von traditionellen Axiomen europäischer Gleichgewichtspolitik und von strategischen Bedürfnissen; von ganzen und halben Rechtsansprüchen und Billigkeitsrücksichten; von Handelsinteressen, Familienverbindungen und Zuträglichkeiten; um bei den handelnden Personen die Oranische Grundidee mit Erfolg in Umlauf zusetzen.

Der Prinz hatte überdem in dem russischen General von Phull, der im Beginn des französisch-russischen Krieges im russischen

Generalstab nicht ohne Einfluß auf den russischen Vertheidigungsplan gewesen, dann aber von den Russen verdrängt worden war und damals in London privatisirte, einen Projektenmacher nach seinem Geschmack gefunden, der sich in solchen Combinationen dem Prinzen gefällig erwies, und auch später, als russischer Gesandter im Haag, dem Oranischen Interesse ergeben blieb.

Mein Vater galt in den Augen des Prinzen vielleicht zunächst nur als ein geschickter diplomatischer Unterhändler, dessen Rath und Kenntnisse, troß dem, daß sein kühleres und mäßigendes Eingehen auf die Oranischen Vergrößerungsabsichten ihm das ganze Vertrauen des Prinzen nicht erwerben konnte, doch von diesem gewürdigt wurden.

Gewiß, indem mein Vater in das Oranische Dienstverhältniß trat, hatte er auch der Förderung des Oranischen Interesses und Strebens, wiederum eine bedeutende Europäische Stellung zu gewinnen, sich gewidmet. Wer aber von dem Charakter meines Vaters auch nur das Allgemeinste weiß, der kann nicht glauben daß dieser sich zu einem Unterhändler auf den Grund von Instructionen könne hergegeben haben, die er nicht im Einklang sah mit seiner Ueberzeugung über die Bedürfnisse und Zuträglichkeiten für das einem gedeihlichen Friedenszustande wiederum zurückzugebende Europa und für die Wiederaufrichtung Deutschlands. Die Interessen Europa's, Deutschlands, der Niederlande und der Oranier dachte er sich in Uebereinstimmung, und zielte dahin, sie in Uebereinstimmung zu setzen; das hielt er für seine staatsmännische Aufgabe. Wie er diese aufgefaßt, wie er danach die Instructionen des Prinzen theils zurückgewiesen, theils dessen Plane auf das im allgemeinen Interesse Wünschenswerthe, Gerechte und Mögliche zurückzuführen bemüht gewesen ist, und wie er sich dieser Aufgabe entledigt habe, das wird der Stoff der nächsten Blätter sein, nachdem ich die Mittheilung der Ansichten des Prinzen in ihrer fortschreitenden Entwickelung werde vervollständigt haben.

So weit war der diplomatische Feldzugsplan von Seiten des Prinzen von Oranien entworfen, und meinem Vater empfohlen und überlassen worden, die entwickelten Ideen im großen Hauptquartier, in welches er sich nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau begeben hatte, weiter fruchtbar zu machen, als endlich durch die glückliche Schilderhebung der Holländer in der Mitte Novembers 1813 für Oraniens niederländische Stellung ein Anfang gewonnen wurde.

Die Namen der ausgezeichneten Männer sind auch in Deutschland bekannt, die damals an der Spitze der Bewegung in Holland standen: die Grafen von Hogendorp, Stirum, van der Duyn, die Fagel, Dedel, Falck, Kemper und andere, die als der Ausdruck der öffentlichen Stimme und Achtung auch stets anerkannt blieben. Als Kern der Oranischen Partei in Holland hatten von Alters her die Fagel gegolten, von denen die beiden ältesten Brüder Heinrich und Jacob gelehrte Staatsmänner waren. Am nächsten der Person des Prinzen war aber immer Herr Robert Fagel geblieben, der als Adjutant ihm früher sogar in die auswärtigen Kriegsdienste gefolgt und später fast 40 Jahre lang niederländischer Gesandter in Paris gewesen ist; ein lebhafter, kluger, überaus liebenswürdiger Charakter, von dem nur deswegen nicht mehr gesagt wird, weil mein Vater und besonders mein jüngster Bruder Max, dessen Kenntniß niederländischer Personen und Zustände aus dieser Schilderung herausgefühlt werden wird, und der Herrn Robert Fagel zugleich zu besonderem Dank für viele erwiesene Güte verpflichtet ist, ihn zu sehr liebten, als daß das Urtheil über ihn als ein unparteiisches erscheinen könnte. Außerdem waren in der Umgebung der Oranischen Familie von langer Zeit her auch angesehene französische Schweizer, wie die Constant und Perponcher. Für die deutschen Angelegenheiten diente dem Prinzen in unmittelbarer Umgebung sein ganzes Leben hindurch ein Cabinetssecretär, Herr Hofmann aus Dillenburg,

ein Mann von Ergebenheit, Fleiß und Wohlwollen. In London hatte der Prinz damals wie immer nur das nothwendigste Personal zu seiner Begleitung. Die Auffassung und Sprechweise patriotischer Holländer jener Zeit wird man nicht ungern in einer Depesche wiederfinden, welche, an den Prinzen gerichtet, den man schon in Deutschland glaubte, in Frankfurt meinem Vater, als seinem Bevollmächtigten, übergeben und von diesem vorläufig beantwortet wurde:

La Haye, ce 19. Nov. 1813.

Monseigneur,

La Nation s'est levée, elle porte vos couleurs, elle proclame votre nom. A la bourse d'Amsterdam on a poussé des cris de joie prolongés. Les plus notables se joignent à la foule en oubliant tout esprit de parti: ils ne craignent pas de prononcer leurs sentimens, ils croyent seulement devoir attendre quelques jours encore pour leur donner une forme légale. Je presse cette affaire de tout mon pouvoir. La tranquillité est parfaite, il y a de la joie et de l'ordre. Dans Amsterdam les premiers jours ont été orageux par la seule faute des François. En attendant on n'a réellement fait de mal à aucun François. Ici le Comte Léopold Stirum est provisoirement Gouverneur au nom de V. A. S. et son activité, sa fermeté, son courage méritent les plus grands éloges. Je prie V. A. de lui faire savoir au plutôt un mot pour l'encourager à continuer. Les troupes françoises suivent partout les autorités dans leur fuite. Nous nous flattons qu'Utrecht est abandonné et que Gorkum va l'être. S'il n'en étoit pas ainsi, il faudroit que le corps placé sur l'Issel achevât cette petite besogne. En tout cas ce corps pourra servir avec tous les autres à porter la guerre dans le Brabant. Nous y en joindrons un au plutôt. Malheureusement nous ignorons où se trouve V. A. et nous envoyons l'Officier porteur de celle-ci à sa découverte. Mr. J. Fagel est parti pour l'Angleterre avec Mr. de Perponcher qui a servi dans ce pays-là. V. A. ne peut

se rendre trop vite au milieu de nous, et si Elle en est absolument empêchée, je La supplie de me donner de ses nouvelles et de me marquer ce qu'Elle désire. La Maison d'Orange sera Souveraine avec des lois fondamentales et un grand corps national servira de garant. Tel est le voeu de tous les partis. Je suis avec le plus profond respect Charles de Hogendorp.

Hierauf antwortete mein Vater nach wenigen Tagen, während deren er die nöthigen Schritte gethan hatte:

Francfort, 30. Nov. 1813.

Monsieur le Comte,

S. A. S. le Pr. d'Orange ne se trouvant pas dans ces contrées, mes pleins pouvoirs me donnaient le droit d'ouvrir la dépêche de V. E., datée de la Haye le 19. d. c. m. dont Mr. le Capitaine Vauthier étoit porteur. J'en ai donné sur le champ connoissance officielle aux cours, toutes réunies ici, d'Autriche, de Prusse et de Suède, ainsi qu'aux Ministres Britanniques, enfin au Général Wrede, relevant de ses blessures et traitant les affaires politiques de la Bavière. L'absence momentanée de S. M. l'Empereur de Russie est un retard et empêchement aux décisions finales que prendront entre elles les grandes Puissances alliées relativement à cet évènement important. J'ai le plaisir cependant d'annoncer à V. E. et aux hommes d'état qui, en appellant le Prince, ont pris instantanément les rênes du Gouvernement, que ce changement inopiné, opéré sous ces auspices, et ce retour vers l'ancien ordre, a causé ici une joie et satisfaction universelle. Je n'ai aucun lieu de douter qu'il entrera pour beaucoup dans les plans militaires des Puissances belligérantes et que votre noble patrie sera soutenue et secourue avec sagesse et énergie. S. A. S. le Pr. Frédéric d'Orange se trouvant ici, appellé par S. M. le Roi (de Prusse), son oncle, j'ai lieu de croire qu'il sera porteur des résolutions, instructions, plans et ouvertures, qui conviendront à cet état des choses. J'ai écrit préalablement à S. A. S. le Pr. d'Orange, que je dois

présumer être au milieu de V. E.; mais ne le seroit-il pas, vous achéveriez sans doute un si bel ouvrage, si étroitement lié aux besoins de l'Europe et à l'oeuvre de sa pacification, avec ce dévouement et cette persévérance qui ont toujours caractérisé votre illustre nation; et vous ajouterez aux pages de l'histoire, qui en parlent avec complaisance. Enfin dans le cas de cette absence de S. A. S. peu probable, vous voudriez bien continuer de me communiquer les faits les plus importants et vos voeux: j'y répondrai de mon mieux jusqu' au moment où vous serez plus dignement représenté. Je suis etc.

Baron. de Gagern.

Bald darauf kam aber die officielle Depesche des Prinzen:

IV. Der Prinz von Oranien an den Freiherrn von Gagern.

La Haye, 1. Dec. 1813.

Arrivé hier à la Haye, je me rends demain à Amsterdam et n'y resterai qu'un ou deux jours. Il m'a été impossible pendant mon séjour dans cette ville, et il le sera pendant celui d'Amsterdam, de soigner l'expédition de lettres aux monarques alliés. — Je le ferai immédiatement après mon retour et pense pour lors pouvoir le faire plus dignement qu'en ce moment, me proposant d'envoyer alors quelqu'un d'ici pour annoncer en forme ce qui a eu lieu dans ce pays. Je vous préviens néanmoins de mon débarquement, avec prière d'en donner connoissance, ainsi que de la manière affectueuse dont j'ai été reçu. Il faut en avoir été témoin pour l'apprécier. J'ai lieu de croire que les mêmes sentimens animent la totalité de la nation. Nous avons eu hier quelques alarmes, les François approchant de Gouda et ayant été à Papendrecht, mais ils se sont retirés sur Gorkum, et il paroît même qu'ils pensent à évacuer cette ville. Le Brielle, Hellevoet et le Helder sont toujours occupés par l'ennemi. Cela gêne entièrement la communication maritime et rend le débarquement de troupes anglaises plus difficile. Les vents nous contrarient aussi à cet égard. Les armes parties avant moi

ne sont arrivées que ce soir devant Scheveningen. La prise de Muiden par le Général Benkendorf, soutenue par quelques Amsterdamois, sera déjà connue. J'espère avoir bientôt de vos nouvelles et que ma dernière lettre de Londres, où je vous annonçois mon départ et communiquois tout plein de pièces, vous parviendra bientôt; mais étant sans nouvelles de vous depuis Stralsund, je ne sais où vous les adresser. Soyez assuré de la continuité de mes sentimens.

G. F. Pr. d'Orange.

Darauf die Antwort meines Vaters:

Francfort, le 8. Dec. 1813.

Monseigneur,

Je voudrois féliciter V. A. S. en la bien servant; toutefois je commence ma lettre par des expressions de devoir et de dévouement. Le courrier est arrivé le sixième, jour de Ste. Catherine, dans la matinée et pendant la grande parade. Je m'y suis rendu et je n'ai pas hésité d'aborder les monarques mêmes, pour leur donner connoissance de cette importante nouvelle. De là je me suis consécutivement transporté chez Mess. de Metternich, de Nesselrode et de Hardenberg. Partout j'ai reçu le même bon accueil. La courte dépêche de V. A. S. était aussi bien écrite qu'ostensible. J'en ai laissé prendre copie et j'ai remis l'original entre les mains du Chancelier de Hardenberg. Le Pr. de Metternich m'a reçu au lit. Lecture faite, il a sur le champ expédié un courrier à Vienne pour les gazettes, me donnant assez à entendre que l'esprit public avoit besoin d'être travaillé de ce côté-là. Le comte de Nesselrode entroit parfaitement dans le sens de la question et dans toute sa latitude. Seulement dans le cours de la conversation il exprimoit le désir, que V. A. S. ne voulût écouter aucune passion ni vengeance politique.

Je dois maintenant faire mention particulière du Baron de Humboldt. Dès mon arrivée dans ce pays-ci, Monseigneur, je vous ai fait l'aveu, que je me trouvois trop faible d'appui

et d'amis. Car il faut se replacer à l'époque avant les évènemens heureux de Hollande. J'ai donc mis sur le champ à exécuter l'idée de V. A. S. de le nommer son Plénipotentiaire à la cour de Vienne . . . il aidera indubitablement à faciliter les vues de V. A. S. et déjà il s'en est occupé; la théorie est fort bonne et on l'écoute de toute part.

Je dois aux bontés de Lord Aberdeen la communication de ses propres instructions, ci-jointes, qui quoiqu'elles coïncident avec ce que V. A. S. me mande, me paroissent cependant d'une grande importance et utilité. Elles nous serviront de boussole. Divisons d'abord la question: extension de pouvoir — extension de frontières. 1. Personne ne s'y opposera. La question „an" est beaucoup plus facile à résoudre que le: quomodo. Qui entreroit ici dans ces détails et spéculations? Moi-même, quoique je me sois beaucoup occupé de ces questions, je connois trop peu ce qui a été en Hollande pour porter un jugement. Il faudroit être sur place. Lord Aberdeen même paroissoit opiner que la constitution anglaise est trop locale, trop faible, peut-être trop vicieuse pour servir de modèle, surtout en formant et créant le pouvoir royal. Mais si les Hollandois venoient au-devant avec des propositions, ils prêcheroient partout des convertis . . .

2. La barrière! Tout le monde encore convient de cette nécessité; mais c'est la peau de l'ours. Il faut se battre et prendre. La question de la paix paroît entièrement ajournée. Mais ici cet objet se divise encore. Si l'on avoit de grands succès, pourquoi l'Autriche ne reprendroit-elle pas? L'Angleterre même paroît y viser et y inviter de préférence comme la plus forte barrière. Si non, si les pourparlers de paix continuoient, je n'ai aucune doute, que l'extension, la sûreté de la Hollande, seroit ajoutée dès aujourd'hui comme principale base. A mon avis ce plus ou moins devroit être l'objet de discussion et de recherches d'un comité militaire, pour préparer, préciser et motiver cette grande question politique. Outre que je lui donne dans mes conversations tout le relief

que ma faible logique peut inventer, je prépare un pamphlet d'accord avec le Baron de Stein, pour travailler l'opinion publique dans ce sens. Le Baron de Stein est toujours l'un des plus chauds partisans de la maison d'Orange. Je dinai hier chez lui et il prit occasion de dire: Tout le monde sait que je n'aime pas les princes (Selbstverständlich soll das heißen: les petits princes souverains.) . . . . . . mais j'en excepte les Orange, ce sont les hommes de l'Europe, de la liberté, de l'indépendance etc. etc. et choses semblables. Lui aussi défend le système d'une plus forte barrière et paroissoit opiner que l'Autriche n'y contribueroit pas de trop bonne foi, parce qu'elle craindroit de fortifier le parti du Nord de l'Allemagne, c. a. d. principalement la Prusse. Je ne partage pas trop cette opinion et V. A. S. sera à même, je pense, de conserver les faveurs de l'Autriche partout plein de réciprocités. Je n'ai pas lieu de douter qu'on enverra de ce côté des secours militaires. C'est, comme opération militaire, ce qui doit rester le plus secret pour moi . . . Le Chancelier de Hardenberg m'enverra son paquet. Apprenant les succès de V. A. S., il avoit presque les larmes à l'oeil et il m'a embrassé à plusieurs reprises, comme un homme qui croit célébrer ses propres succès. La proclamation ci-jointe sort des bureaux autrichiens; il y a du bon sans doute, pourvu que cet accroissement de la France ne soit pas pris sur les bords du Rhin, mais ces paroles vagues ne signifient pas grand'chose. Je finis par vous demander une grâce, Monseigneur, et déjà je crois y avoir des droits, si bien que j'ai demandé sans hésiter la démission de mon fils aîné, lieutenant dans les Dragons autrichiens de Riesch. Veuillez l'attacher à votre suite et à l'état-major. Il mérite ma recommandation à tous égards comme un jeune homme probe, ferme, instruit et dont le coeur est à toute épreuve. N'importe le grade. Il se rendra digne de toutes faveurs. De la bataille de Leipzig il a ramené 11 dragons sur 24; et avant et après il étoit de toutes les bonnes fêtes. J'attends donc l'am-

bassade Hollandoise. Mais si elle tardoit, elle ne trouveroit plus les monarques rassemblés. On se transporte vers le Haut-Rhin .... Je suis etc.

Gagern.

Dieser Correspondenz folgte bald die officielle Notification an die Mächte durch den Baron von Spaen, und mein Vater konnte nun seiner nächsten Aufgabe, der Reorganisation der Verwaltung der oranischen Fürstenthümer in den wiederum neuen Verhältnissen des Ländchens sich widmen, die ihm als Nassau-Oranischem dirigirendem Minister, gleichsam Statthalter, mit sehr ausgedehnten Vollmachten übertragen war. Als das diplomatische Hauptquartier der alliirten Mächte gegen das Ende des Jahres 1813 Frankfurt a. M. verließ und nach dem Oberrhein zu sich in Bewegung gesetzt hatte, schlug mein Vater seinen Wohnsitz in Dillenburg auf.

Es muß meinem Vater hier die ihm so natürliche Bemühung, ein freundnachbarliches Verhältniß zu den Nassauischen Vettern der Walramischen Linie und ihren Behörden zu begründen, durch den schroffen, eigennützigen Charakter des Prinzen von Oranien sehr erschwert worden sein, wenn er schon so bald Anlaß fand, diese Haltung des Prinzen in einer Wendung zu rügen, die in mehrfacher Hinsicht bedeutsam ist:

Hans v. Gagern an den Prinzen von Oranien.

Dillenburg, am 29. December 1813.

...... Ungemein hat es mich gefreut, daß Ew. K. H. in dem Beglaubigungsschreiben an den Kaiser von Oesterreich die deutsche Kaiserwürde als etwas Wünschenswerthes wieder erwähnen. Es ist meine wahre Ueberzeugung und Sie erlauben mir also in dem Sinne fortzuhandeln. Alsdann aber wacht auch meine Idee wieder auf, daß die Kurwürde diesen Nassauischen Landen gebühre. Und das

würde der bessere Theil der Directorialfunctionen Ew. K. H. sein. Nun Ew. K. H. wieder Statthalter und mehr wie Statthalter sind, waltet auch bei mir kein Zweifel mehr ob, daß Sie zu diesem Directorio des Nassauischen Hauses berechtigt seien. Der dürre Buchstabe des Erbvereins sagt es so, den kein Theil einseitig aufkündigen und brechen kann und nur eine obere Gewalt. ..... Allein das mehr oder weniger wird immer Streitfrage bleiben, wenn Ew. K. H. es nicht zu einem wohlthätigen Amte machen und hin und wieder Nachgiebigkeit bezeugen.

In den letzten Decembertagen schon konnte der Bericht über die Reorganisation der Fürstenthümer nach dem Haag abgehen.

In eben dieser Residenz des neuen „Souveränen Fürsten der Vereinigten Niederlande“ war um dieselbe Zeit auch schon als Courier der gewesene österreichische Dragonerofficier angekommen, dessen Notizbuch alsobald in den jetzt schon bekannten kurzen Sätzen, wie eine Mönchschronik des siebenten Jahrhunderts fortfährt:

Ich komme im Haag an und werde den 6. Januar als Hauptmann im Generalstab und Ordonanzofficier des Prinzen von Oranien angestellt. Hr. Hofmann. Hr. R. Fagel. Oberst van der Wyk, Adjudant des Prinzen. General von Phull, russischer Gesandter. Zuerst die See gesehen bei Scheveningen. Ich gehe mit Oberst Robert Fagel zur Blokade von Gorkum ab. Die Preußen unter General Zielinsky.

Lassen wir den neuen Generalstabsofficier eine Weile das Terrain recognosciren. Befriedigt, heiter und ausgiebig müssen die ersten Nachrichten von ihm nicht gelautet haben, wenn wir die väterlichen Antworten an ihn zum Maßstab nehmen.

Vater an Fritz.

Dillenburg, 15. Januar 1814.

Mon cher ami! Eh bien! votre sort est donc jeté. Puisse-t-il être heureux et toujours. Soyez aimable et reconnoissant de ce côté-là. Parlez-moi du prince héréditaire

et s'il vous veut du bien? Demandez autant d'argent qu'il vous faut. On m'en doit beaucoup et les 600 Louis étoient venus fort à propos à ce que Mr. de Constant me mande. Au surplus j'écrivai un de ces jours à Robert Fagel. Vous a-t-il bien traité? Vous plaît-il? Pensez que je l'aime beaucoup et que son âme est d'une excellente trempe. Je m'occuperai de vos chevaux. Mais pourquoi n'en faites-vous pas venir d'Angleterre? Ne regrettez pas de ne pas toujours sabrer. Employez le loisir à apprendre la langue et votre métier. Laissez un peu sabrer votre frère Charles; et à force de vous faire des amis, n'oubliez pas le meilleur qui s'appelle

H. G.

Vater an Fritz.

Dillenburg, 29. Jan. 1814.

Cher ami, je suis affligé. Vous ne m'écrivez pas un mot; cet oubli n'est pas dans votre coeur. Je présume donc qu'il y a quelque chose dans votre position, qui vous contrarie essentiellement; vous ne vous trouvez pas heureux. Pensez donc souvent que l'homme, l'être pensant, n'est pas essentiellement destiné à sabrer, surtout quand on a déjà fait ce métier-là. Qu'est-ce que toutes ces escarmouches contre Nollendorf et Leipsic? Il y a trop d'étoffe en vous pour être toujours fier-à-bras. Et si vous rencontrez quelque gêne, la vie humaine en est hérissée. Procurez-vous un cheval anglais, bref, tout ce qui est décent. — Adieu. Tout à vous.

H. G.

Unterdessen gingen weder die kriegerischen Operationen an der Maas und anderwärts, noch die diplomatischen Verhandlungen so rasch und günstig vorwärts, wie solches der souveräne Fürst erwartet zu haben scheint. Obgleich die eigentlichen Staatsverhandlungen bereits in die Hände der regelmäßigen Gesandtschaften übergegangen waren, so blieb doch der deutsche Nassau-Oranische

Staatsminister in Dillenburg für die endlichen Friedensverhandlungen ausersehen, wurde darüber, wie sich die oranischen Aussichten und Ansprüche gestalteten, auf dem Laufenden erhalten, und erhielt Aufträge von allgemeinem Niederländischem Interesse. Die Verbindung von beiderlei Interessen beschäftigte, wie natürlich, den Geist des neuen Herrschers, und eine weitere Denkschrift folgte als Instruction den früheren.

V. An den Staatsminister Freiherrn von Gagern zu Dillenburg. (Canzleischreiben.)

Haag, den 1. Februar 1813.

Ich theile Ihnen eine Abschrift desjenigen mémoire zu Ihrer weiteren Information hierneben mit, welches ich dem Lord Castlereagh auf sein Ansuchen mitgetheilt habe. Dieses und die früheren mémoires geben dasjenige an die Hand, worauf bei etwaigen Friedensunterhandlungen hinzuarbeiten mein Interesse erfordert. Vorzüglich wird dahin zu trachten sein, daß das Großherzogthum Berg mit den Nassauischen Ländern vereinigt werde, um dieselben dadurch mit den Niederlanden in unmittelbare Verbindung zu bringen. Der in dem Ihnen gegenwärtig mitgetheilten mémoire enthaltene Vorschlag wäre ein Mittel, dieses in's Werk zu setzen. Ließe es sich indessen bewirken, daß das Großherzogthum Berg ganz oder größtentheils, besonders in der Rücksicht, um meinem zweiten Sohne künftig ein besseres Etablissement zu verschaffen, mir als ein Ersatz für meine Entschädigungslande assignirt würde, so wäre solches unstreitig das Zweckmäßigste. Ich gebe Ihnen nun anheim in diesem Sinne zu handeln, und sehe zugleich einem Gutachten von Ihnen alsbald darüber entgegen, ob etwa noch andere Punkte von meiner Seite bei den Friedensunterhandlungen zur Sprache zu bringen sein möchten.

Wilhelm.

Beigeschlossenes Mémoire.

... Les raisons en faveur d'une réunion de l'ensemble de la Belgique et des Provinces de la rive gauche du Rhin

jusqu'à la Moselle (avec la Hollande) ont été développées précédemment et il est superflu de revenir ici là-dessus. Le mérite de ce projet ne sauroit échapper et sans le désir supposé à l'Autriche, de former un établissement pour un des archiducs d'une partie des Provinces, qui ont autrefois appartenu à leur maison, on se flatte, que toutes les Puissances belligérantes en reconnoîtroient la nécessité. Semblable établissement n'offriroit cependant que peu d'avantages, s'il se borne à une partie de la Belgique et qu'une autre seroit destinée à former la frontière militaire de la Hollande. Il paroît préférable de chercher à y suppléer de l'une ou l'autre manière, et l'on pense possible de trouver des objets convenables en formant un état limitrophe d'objets, qui en convenant d'avantage par leur situation géographique à l'Autriche, préviendroient les inconvéniens inséparables d'un arrangement, par lequel la Hollande seroit séparée de la France par un état faible et incapable de s'opposer aux efforts de cette puissance. Il semble que la partie de la rive gauche du Rhin à la droite de la Moselle, jusques à la frontière de l'Alsace pourroit remplir le but proposé. En dédommageant le Duc et le Prince de Nassau-Weilbourg par le Duché de Berg, les états actuels de ces Princes pourroient être en grande partie ajoutés aux possessions de ce nouvel, état à la rive gauche du Rhin. De plus le Grand-Duché de Francfort est situé de manière à compléter l'apanage destiné à un Archiduc en l'y ajoutant en tout ou en partie. Enfin si cet arrangement rencontroit des difficultés insurmontables, ou paraissoit insuffisant et qu'il fut impossible d'étendre les limites de ce nouvel état du côté de la frontière françoise avant la révolution, de manière à rendre inévitable d'y joindre une partie des provinces considérées nécessaires pour la sûreté et l'indépendance de la Hollande, cette diminution de territoire pourroit être prise de la partie des Départements réunis à la France, de Rhin et Moselle et de la Sarre, qui est située à la rive gauche de la Moselle, plus le Département des Forêts. Il seroit cependant pour lors fort

à désirer que la population qui par là seroit perdue pour la Hollande, ainsi que la non-acquisition de la forteresse de Luxembourg, fût compensée d'une manière qui ne diminue pas les moyens de défense de la Puissance destinée à être le boulevard de la liberté de l'Europe.

La Haye, le 10. Janvier 1814.

Die Stelle, welche die Länder der deutschen Stammesvettern betrifft, gewinnt aber erst durch die folgende Depesche des Prinzen eine verständlichere Bedeutung.

VI. An den Staatsminister Freiherrn von Gagern in Dillenburg.

Haag, den 15. Februar 1814.

Ihre Gegenwart wird erst auf dem allgemeinen Congresse nothwendig sein. Bei diesem werden Sie alsdann nicht blos als mein privativer Gesandter, sondern auch, zufolge des mir erbvereinsmäßig zustehenden Hausdirectoriums, als Directorialgesandter des Gesammthauses Nassau zu erscheinen und dessen Interessen zu wahren haben. Sie werden daher alsbald veranlassen müssen, daß meine Herren Agnaten ihre Wünsche und Bedürfnisse, welche dieselben vorzubringen haben, mittheilen, damit ich sodann, soweit es angeht, bei dem Congresse dafür sorgen lassen könne. Aus dem Ihnen zuletzt mitgetheilten mémoire werden Sie inzwischen ersehen haben, daß ich mich nicht blos mit meinen eigenen, sondern auch mit den Interessen meiner Herren Agnaten beschäftige. Dagegen darf ich dann aber auch erwarten, daß dieselben nicht allein alle mir entzogenen Besitzungen ungesäumt völlig restituiren, sondern auch in Ansehung der vollkommenen Ausübung des Hausdirectoriums mir nicht die mindeste Schwierigkeit in den Weg legen werden. Sollten wider Vermuthen meine Herren Vettern sich hierin nicht geziemend nachgiebig beweisen und mir mein Eigenthum noch länger vorenthalten, so würde ich alsdann genöthigt sein, an die Stelle meiner Verwendung für dieselben bei den verbündeten Mächten eine Beschwerde gegen dieselben eintreten zu lassen, und ihren Absichten entgegen zu wirken.

Wilhelm.

Mit diesem fürstlichen Erlaß kreuzte sich ein von meinem Vater erstattetes

Gutachten über die wesentlichen Punkte der Oranischen Interessen bei den Friedensunterhandlungen,

welches ich hier noch folgen lasse.

Dillenburg, den 14. Februar 1814.

Holland war mit ungleichen unverhältnißmäßigen inneren Kräften zugleich See- und Landmacht, und schwankte zwischen beiden, worauf es mehr Gewicht legen wollte. Unkundig der Seesachen übergehe ich diesen Punkt und berühre ihn nur in Absicht der Colonien und des Verlustes an solchen in diesen uns vorderen Kriegen. Sollte England welche behalten, oder Ew. K. H. im Namen des Staats darauf minderen Werth setzen, so giebt es möglichen Stoff zu neuen Ansprüchen.

Allein ich mache mir darüber keine Illusionen, daß nach dem Zustande der Europäischen Angelegenheiten es zu schwer, ja unmöglich sei, auf beiden Seiten des Rheins Ihre niederländischen Provinzen oder auch das hiesige Land zugleich bedeutend zu vergrößern. Die Concurrenz wird zu groß sein. Ew. K. H. im Vergleich mit andern Potentaten haben zu wenig durch Heere und offene Schlachten zum glücklichen Ausgang beigetragen und beitragen können. Man wird Ihnen die Unersättlichkeit vorwerfen, und die Basis, ja sogar der Vorwand fehlt. Es ist schon eine Regel des gemeinen Rechtes, man kann nicht rem et pretium, die Sache und den Ersatz haben. Nun, was heißt das Wort Ersatz anders als Entschädigungsland? Unter so vielen Hindernissen will ich nur eines anführen und das stärkste: den Zustand und die Formation der Preußischen Monarchie. Sie strebt ohnehin unablässig, Macht des ersten Ranges zu werden und als solche zu handeln. Dieser Staat hat ungeheure Einbußen erlitten, und wenn Rußland große Theile von Polen anspricht, ja Preußen danach als einer lästigen Besitzung nicht mehr trachtet, wie ich fürchte, so wird es suchen 3,000,000 Menschen in Deutschland wieder zu gewinnen. Aber wo sie hernehmen? Nicht in Schwedisch-Pommern, nicht in Mecklenburg, nicht

in Hannover, nicht in Holstein, nicht in Kassel. Wenn ich nun 1) diesen Bedarf, 2) die Lage von Wesel und der Grafschaft Mark, 3) die großen Verdienste um diesen Krieg und das jetzige Incaminiren oder die Vorbereitungsmaßregeln, die dort vorgehen und die ich wohl beobachte, betrachte, so ist für mich schon kein vernünftiger Zweifel, daß Preußen, und mit ungemein gegründeten Ansprüchen, Berg, als Niemand gehörend und ihm so gelegen, sich zueignen werde. Denn entweder will der Berliner Hof diesseits Rheins mit den Grenzen der Monarchie stehen bleiben, so bedarf er in jenen Gegenden um so mehr; oder man geht jenseits über das Clevische noch hinaus, so bedarf es der Cohärenz und einer breiteren Verbindung. Unter jenen preußischen Vorbereitungsmaßregeln nehme ich wahr, daß sie selbst ihre eigenen vormaligen Provinzen nicht recht an sich nehmen oder organisiren, sondern eines mit dem andern in Mischung lassen, um das Ganze zu erhalten. Davon bin ich nun so überzeugt, daß mir selbst der Austausch des Herzogthums Nassau gegen Berg nicht mehr platzgreiflich und weit eher die politische Idee zu drohen scheint, diesseits alles Nassauische, auch das hiesige, (die vier oranischen Fürstenthümer) an Preußen oder Andere zu cediren, und an der Saar oder der Mosel und Maas die Besitzungen und die Fürstenthümer wieder zu gründen. Wäre nun das unvermeidlich, so ist nur dahin zu trachten, daß die belgischen Provinzen diesen Ersatz nicht bilden, weil einestheils man mit Nassau zu theilen hätte, anderntheils Ew. K. H. Staats- und Familienabsichten für den zweitgebornen Herrn verrückt würden; sondern, daß wenigstens dieses neue Etablissement, diese Dotirung an der rechten Seite der Mosel, gleichgültig wo, wenn nur in genügendem Maaße, gefunden werde. Wenn erst so eine Basis feststeht, so ein Fingerzeig und Faden gegeben ist, dann läßt er sich künftig fortspinnen. Dahin eben schauend, habe ich den Herrn von Humboldt so eifrig und so wesentlich in Ew. Königl. Hoh. Pflichten versetzt. Er wird Ihnen wohl nie Schaden zufügen, ohne den reichlichen Ersatz gleich vor Augen zu haben.

I. Einen großen Theil der übrigen katholischen Niederlande mit den Ihrigen zu verbinden, muß also Ew. K. H. erstes Streben sein, und alsdann diese mit Weisheit und Indulgenz zu combiniren und zu constituiren. Ob zu dieser so theuern Barriere, zu der Haltung so vieler Festungen zu Handen des deutschen Reichs, dieses deutsche Reich oder England, und nicht der Beutel Ew. K. H. 10,000 Schweizer solden sollten, überlegen Sie selbst. Ein geringerer Punkt, an den aber Ehrgefühl und Liebe zur Kunst erinnern, ist die Restitution der Sammlungen, die man nach Frankreich geschleppt hat.

II. Wäre es aber Sache, daß Oesterreich wieder die Niederlande, um die stärkere Barriere zu leisten, in Anspruch nähme, was auch England zu begünstigen scheint, so ist alsdann wenigstens der Versuch zu machen: ob man Berg unter dem Vorwand erlittenen Verlustes und nothwendiger Verstärkung Hollands sich verschaffen möge.

III. Demnach ist der zweite wesentliche Punkt im Interesse Ew. K. H. die hiesigen Lande zu vertheidigen. Das Vergrößern müßte der Zufall bringen. Aber dazu gehört 1) mit Nassau gut zu tauschen; 2) indem man sich längs der Dill extendirt, die Stadt Wetzlar zu gewinnen; 3) Westerburg, vielleicht die Hatzfeld'schen Herrschaften; 4) die Dietkircher Güter; 5) den Johannisberg; 6) Weingarten'sche fructus percepti; 7) u. 8) Arrangements durch Tausch mit Preußen und Nassau in Betreff einzelner Parcellen.

IV. Geschieht aber nothgedrungen die Translocation jenseits des Rheins, so ist es überflüssig im Voraus und ehe man mehr data hat, darüber Projecte zu schmieden. Die Gesandtschaften, die nun an Ort und Stelle sind, die Herrn von Spaen und von Humboldt, müssen andeuten, wohin Andere zielen, was man mit dem Elsaß, vielleicht mit Lothringen, mit der Unterpfalz, mit den Saarlanden, mit dem Kurfürstenthum Trier vor hat. Eins ist so gut wie das andere, und die Saarlande haben nur das für sich, daß 1) sie früher zum Theil zu Nassau gehörten, 2) den Niederlanden näher, 3) vortrefflich, 4) in großer Masse protestantisch sind.

Die letztere Bemerkung, sowie die besondere Empfehlung, die katholischen Niederlande mit Weisheit und Indulgenz zu behandeln, hatte mein Vater wohl deßwegen nicht für unnöthig gehalten, weil der Prinz von Oranien während seiner kurzen Regierung zu Fulda keineswegs sich Vertrauen und Liebe des katholischen Landes erworben hatte.

Nach dieser Mittheilung für die Geschichte nicht unwesentlicher Urkunden will ich die Geschichte der Entstehung des Königreichs der Niederlande und der Betheiligung meines Vaters daran, wie sie sich an diese Urkunden anlehnt, vervollständigen, um gegen die Kritik, welche geübt worden ist, eine wahrheitsgetreue historische Grundlage zu gewinnen.

Schon vor der Erhebung Hollands, und ehe das holländische Volk aus eigenem Antrieb die Oranier zurückgerufen hatte, war auf das Befragen Preußens nach Englands Absichten bezüglich Hollands und der Oranier von Seiten Englands in einem eigenen Memorandum*) seinen Alliirten der Wunsch zu erkennen gegeben worden, das Haus Oranien mit Souveränetätsrechten in einem wenigstens in den Grenzen von 1792 herzustellenden Holland, jedoch Maestricht und Venloo als unentbehrlich einbegriffen, wiedereingesetzt zu sehen. Man wünsche jedoch diesem Staate Holland eine noch größere Ausdehnung, die seine politische Unabhängigkeit sichere, damit es mit eigenen Mitteln im Stande sei, einem unvorhergesehenen Angriff Frankreichs, bis andere Mächte zu Hülfe kommen könnten, zu widerstehen. Zu dem Ende werde ihm namentlich der Besitz von Antwerpen zuzugestehen sein.

---

*) Siehe Nouveaux Suppléments au Recueil de Traités par Martens et Murhard. Tome I. 1769—1829. Nr. 32. Seite 326.

Siehe auch: Mein Antheil an der Politik. II. Beilage II. Seite 245.

Im fortgesetzten directen Verkehr mit den englischen Staatsmännern suchte der in London anwesende Prinz von Oranien die Geneigtheit der englischen Politik zu seinen Gunsten zu steigern, welche Geneigtheit auch in der Rücksicht begründet sein mochte, daß England in einer durch seine Bemühung zu bewirkenden Vergrößerung Hollands auf dem Continent von Europa den Vorwand suchte, einen Theil der vormals holländischen Colonien, die es während der Napoleonischen Herrschaft über Holland occupirt hatte, mit Anstand behalten zu können. England drückte diese Absicht so aus: es sei bereit, die von ihm occupirten Colonien theilweise herauszugeben, je nachdem ihm durch eine größere Machtstellung Hollands Sicherheit geboten werde, daß Holland sie gegen Frankreich vertheidigen könne; denn es wünsche sich nicht der Gefahr ausgesetzt zu sehen, während es durch solche Rückerstattung seinen Alliirten kräftigen wolle, indirect die Hülfsquellen des Feindes zu vermehren.

Auf solche Geneigtheit der englischen Politik zu seinen Gunsten fußend, setzte der Prinz von Oranien in einer Lord Castlereagh auf dessen Wunsch mitgetheilten Denkschrift die politische Räthlichkeit auseinander, die Grenzen Hollands oder des neuen oranischen Staates bis an die Mosel auszudehnen, d. h. ihm die alte Grenze Luxemburgs und der österreichischen Niederlande gegen Frankreich zu geben, damit dadurch die Maas-Linie mit ihren Festungen genügend gegen eine Invasion von Seiten Frankreichs gedeckt sei. Der Prinz erklärte dabei: Wenn Oesterreich seine alten Niederlande wieder übernehmen und der Nachbar Frankreichs werden wolle, so würde er dies bei Weitem vorziehen; wenn aber Oesterreich dies nicht wolle, so werde der zu schaffende Oranische Staat sich der Schwierigkeit, Nachbar des kolossalen Frankreichs zu werden, nur mit Herstellung der alten französischen Grenze gegen

die Niederlande, so daß Belgien zu Holland gehören müsse, nicht aber mit der alten holländischen Grenze gegen Belgien, unterziehen können. Die schlechteste Politik würde die sein, einen schwachen Zwischenstaat zwischen Holland und Frankreich zu schaffen, der keine Sicherheit biete, aber die Eifersucht und Habgier errege.

Es war dabei die übereinstimmende Ansicht Preußens, Englands und des Prinzen, daß das wiederhergestellte Holland im Innern centralisirter, monarchischer organisirt werden müsse, damit die Regierung für den europäischen Zweck mehr Bestand und Nerv habe als früher.

Mein Vater, als diese Aussichten des Oranischen Hauses ihm durch den Prinzen eröffnet wurden, erklärte sich mit der englisch-französischen Theorie, daß ein stärkeres Holland im Interesse Europa's zu schaffen sei, damit es seine Unabhängigkeit mit eigenen Mitteln gegen den ersten Anlauf zu erhalten vermöge, einverstanden, und alle Welt sei es, „namentlich der Staatsminister Freiherr vom Stein", so berichtete er von Frankfurt a. M. aus, am 8. December 1813. Die Aufstellung im Prinzip der Nothwendigkeit eines verstärkten Hollands, als einer der wesentlichen Grundlagen künftigen Friedens, würde schon von heute an ohne Zweifel gut geheißen sein; aber — das sei die Haut des noch lebendigen Bären, die man erst haben, um die man sich erst schlagen müsse. Die Voraussetzung bleibe stets, daß Oesterreich nicht selbst seine vormaligen Niederlande zurückverlange. Und doch scheine selbst England das als die stärkste Barriere anzusehen und in erster Linie zu wünschen. Vor Entscheidung dieser Vorfrage sei es überflüssig, weitere Projecte zu schmieden. Namentlich ließ sich mein Vater auf das in dem Memoire des Generals von Phull entwickelte alternative Project gar nicht ein, wonach dem unterstellten Verlangen Oesterreichs, einen an Frank-

reich stoßenden Staat unter der Regierung einer Oesterreichischen Secundogenitur errichtet zu sehen, entweder in der Art entsprochen werden könnte, daß 1) das Land zwischen dem rechten Moselufer, dem Elsaß und dem Rhein (also Lothringen, die Oberpfalz und ein Theil des vormals Trierschen), 2) das Herzogthum Nassau (während die nassauischen Vettern durch das Herzogthum Berg zu entschädigen wären) 3) das Großherzogthum Frankfurt ganz oder zum Theil zu einem solchen neuen österreichischen Vorland vereinigt würden; — oder in der Art (wenn das erste Project nicht ginge oder insufficient befunden würde), daß zwar ein Theil der vormals österreichischen Niederlande auf dem linken Ufer der Mosel (Luxemburg) nebst Landstrichen aus den ehemals noch französischen Departements Rhein und Mosel, Saar und Wälder, den Kern des neuen österreichischen Staates bilden möchten, jedoch so, daß Hollands Vertheidigungsmittel, besonders wenn ihm die Festung Luxemburg entginge, so wenig als möglich beeinträchtigt würden. Ich sage, mein Vater erklärte dem Prinzen ausdrücklich, sich auf solche Projecte vor Entscheidung der Vorfrage über das künftige Schicksal der katholischen Niederlande nicht einlassen zu können, und ich habe dieser Projecte hier nur in dem historischen Interesse des Nachweises, was Männer in hoher Stellung damals für möglich hielten, gedacht.

Dagegen wurde von meinem Vater eingeräumt, daß, da für jeden Anspruch ein gerechter und billiger Titel bestehen müsse, die Aneignung von Seiten Englands vormals holländischer Colonien, „wenn der Prinz im Namen des Staates darauf minderen Werth setze,“ möglichen Stoff zu neuen Ansprüchen geben könne. Endlich meinte er, die Verstärkung der königlichen Gewalt in Holland werde von Seiten der Mächte keinen Widerstand finden; aber es sei wünschenswerth, daß dazu, über das wie und wieviel, die Holländer die Initiative ergriffen.

Die Erhebung Hollands zu Gunsten der Oranier erfolgte, wie oben des Ausführlicheren erzählt wurde, in der zweiten Hälfte des Novembers 1813; am letzten November kam der Prinz von Oranien in den Haag zurück, am 1. December in die Hauptstadt Amsterdam, und übernahm hier, unter dem Titel eines souveränen Fürsten der vereinigten Niederlande, die Regierung von Holland, wo nur noch wenige Plätze in Feindes Hand sich befanden.

In Deutschland suchte der Prinz von Oranien gleichzeitig die Wiedereinsetzung in die Regierung seiner vormaligen Reichslande. Der vormalige Oranische Besitz mit Landeshoheit im deutschen Reiche bestand theils in den Erblanden, den Fürstenthümern Dillenburg, Dietz, Hadamar und Siegen, theils in den, durch §. 12 des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 zur Entschädigung für die Statthalterschaft in Holland und die in Holland und Belgien verlorenen Domänen, dem Hause Oranien zugetheilten Bisthümern Fulda, einschließlich des Johannisbergs im Rheingau, und Corvey, der Abtei Weingarten, den Abteien und Probsteien Hofen, St. Gerold im Weingartischen, Bandern im Lichtensteinischen Gebiete, Dietkirchen im Nassauischen und der Reichsstadt Dortmund.

Nachdem nun durch die kriegerischen Erfolge der Alliirten zu Ende October und Anfangs November 1813 die vormals Oranischen alten und neuen Lande, mit Ausnahme der unter würtembergische Hoheit gekommenen Abtei Weingarten, von fremder Occupation befreit worden waren, wurde mein Vater beauftragt, dieselben im Namen des Prinzen von Oranien in Besitz zu nehmen. Die höheren Interessen, welche den Prinzen damals noch in England, später, vom 1. December 1813 an, in Holland zurückhielten, erlaubten ihm vorerst nicht, nach Deutschland zu kommen. Der Prinz glaubte zur Wiederbesitznahme in allen den alten Stamm- und den neuen Entschädigungslanden berechtigt zu sein. Die Wiederherstellung seiner Regierung fand aber nur

in den alten Stammlanden statt; die Alliirten verweigerten, wie bereits oben angeführt, sie auch in den Entschädigungslanden eintreten zu lassen, in Erwartung der nahen Befreiung Hollands und der Wahrscheinlichkeit, daß die Oranier dort wiedererlangen würden, wofür die Entschädigungslande gegeben waren.

Die weitere Absicht des Prinzen von Oranien, für den Fall seiner Restauration hier und dort, ging bei der ihm günstig gewordenen Lage der europäischen Angelegenheiten dahin, einen geographischen Zusammenhang wo möglich zunächst zwischen seinen deutschen Landen, und dann auch zwischen diesen und Holland hergestellt zu sehen. Das Herzogthum Berg gränzt an das oranische Fürstenthum Siegen; nun gränzt es zwar nicht auch an Holland oder an das Limburgische und Luxemburgische, aber durch Erwerbung eines Theils des Herzogthums Cleve, und zwar des zwischen Rhein und Maas liegenden Theils, wäre die Verbindung herzustellen gewesen. Die Erwerbung des Herzogthums Berg ist also ein Hauptanliegen des Prinzen, auf welches er unter allen Formen zurückkommt. Sollte das europäische Interesse, den neuen Oranisch-Niederländischen Staat stark zu schaffen, nicht ausreichen ihm zu diesem Erwerbe zu verhelfen, so wünscht er ihn durch Tausch zu bewerkstelligen. Zwar drückt sich der Prinz nicht deutlich darüber aus, was er gegen das Herzogthum Berg zu vertauschen gedenkt. „Die Entschädigungen, welche das Haus Nassau am Main erhalten hat," — gehören nicht ihm, sondern zum Herzogthum Nassau der Walram'schen Linie; der Nassauische Länderbesitz am Main, auf der Strecke zwischen Frankfurt und Kassel gegenüber Mainz, ist auch so unbedeutend, daß das nicht als Tauschobject gegen das Herzogthum Berg gelten kann. Der Gedanke, wie er durch die Depesche des Prinzen an meinen Vater vom 1. Februar 1814 erläutert wird, scheint aber folgender gewesen zu sein: Der Prinz von Oranien will in erster

Linie seine Entschädigungslande von 1803: die Abteien Fulda, Weingarten, die Stadt Dortmund xc., die er ja nur so kurze Zeit besessen, daß die Oranische Regierung in so zerstreuten Gebietstheilen sich nicht befestigt haben, noch weniger zur Tradition geworden sein konnte, xc. gegen das Herzogthum Berg vertauschen; der geographische Zusammenhang der Nassauischen Gesammtlande unter dem erbvereinsmäßigen Oranischen Directorio in dem Gesammthause Nassau, mit dem vergrößerten Holland unter Oranischer Regierung, erscheint aber dem Prinzen von so großem Vortheil und von so hoher Bedeutung für das Gesammthaus, daß seiner Meinung nach auch die herzogliche Walram'sche Linie ein Opfer zu bringen habe, damit dieser Zweck erreicht werde, und zu solchem hat er in zweiter Linie als weiteres Tauschobject gegen das Herzogthum Berg „die Entschädigungen, welche das Haus Nassau am Main 1803 erhalten hat," ausersehen.

Diese weitaussehenden Plane des Prinzen von Oranien, zu einer Zeit entwickelt, als bei den großen Mächten die Friedensstimmung, und zwar zu einem Frieden, wonach das linke Rheinufer bei Frankreich geblieben wäre, fast überwog, war mein Vater so weit entfernt demselben einzugeben, oder auch nur ihn in solchen Hoffnungen sich wiegen zu lassen, daß er vielmehr dem Prinzen wiederholt vorstellte: die Vergrößerung Hollands, der oranischen Machtstellung überhaupt, so sehr er im politischen Princip damit einverstanden sei, hänge von den Erfolgen des noch nicht beendigten Krieges ab, für welchen Anstrengungen erforderlich seien, und der mit Recht dem am meisten einbringen müsse, der die größten Anstrengungen gemacht, das meiste zu den glücklichen Erfolgen beigetragen habe. Auch im günstigsten Falle dürfe der Prinz nicht erwarten, zugleich in Holland und in Deutschland eine Gebietsvergrößerung zu erhalten; selbst die Anerkennung im Princip, daß eine verstärkte oranische Macht-

stellung, an Holland sich anlehnend, politisch wünschenswerth oder nothwendig sei, werde dazu nicht ausreichen; die Concurrenz derer, die Vergrößerung mit guten Gründen ansprechen, sei zu groß.

Diese mäßigenden Vorstellungen entwickelte mein Vater in folgender Weise:

Dillenburg, den 1. Febr. 1814.

. . . . Ein officielles Wort über holländische Sachen zu sprechen, bin ich gar nicht befugt. Der directe Stoff fehlt mir ganz, da Ew. k. H. hier restituirt sind. Sie haben mir erlaubt, immer unverholen meine wahre Ueberzeugung auszusprechen! Wegen Fulda habe ich auch nicht die leiseste Hoffnung! Es fehlt selbst der Vorwand. Fulda war Ersatz für Holland, das Sie nun wieder haben. Sie trachten dort (in Holland) nach viel ausgedehnteren Grenzen und mit Recht und guten Erwartungen. Wie ist es denkbar, daß man auch hier (wegen Fulda) vage Ansprüche begünstigen werde, da Ew. K. H. noch nicht im Falle waren, mit eigenen Armeen viel für die gemeine große Sache zu leisten? Andere Monarchien, wie Oesterreich und Preußen, haben so schwere Einbuße an Provinzen erlitten: sie haben das Meiste zum guten Erfolge beigetragen; sie haben die Gewalt in der Hand. Wie ist es anders denkbar, als daß sie zuerst an sich denken werden und Provinzen sich zueignen, die Niemand gehören und ihnen Ersatz leisten? — Anders ist es mit den genossenen Früchten von Weingarten, dem Johannisberg, den stiftischen Gütern von Dietkirchen. Da sind Möglichkeiten.

Alsdann kann das ganze erbvereinte Nassauische in Gefahr sein — wenigstens der Verpflanzung jenseits Rheins. Wenn man das sehr ernstlich meint, so wird es schwer sein zu widerstehen. Aber immer ist es Pflicht gegen die Seinigen, das Mögliche zu thun.

Nachdem er dann aus dem fürstlichen Erlaß vom 1. Februar (siehe oben unter V) ersehen hatte, wie nothwendig es der Oranischen Begehrlichkeit gegenüber sei, die bezüglichen Argumente in

der stärksten Sprache auszudrücken, fügte er in dem oben mitgetheilten Gutachten vom 14. Februar noch Folgendes hinzu:

„Es ist schon eine Regel des gemeinen Rechts: man kann nicht rem et pretium, die Sache und den Ersatz haben wollen“ ꝛc. — „Man wird Ihnen Unersättlichkeit vorwerfen“ ꝛc.

In eben diesem Gutachten meines Vaters sind dann die Gründe auseinandergesetzt, aus denen

„für ihn kein vernünftiger Zweifel mehr bestehe, daß Preußen, und mit ungemein begründeten Ansprüchen, Berg, als Niemand gehörend und ihm so gelegen, sich zueignen werde. Denn entweder will der Berliner Hof diesseits Rheins mit den Grenzen der Monarchie bleiben, — so bedarf er in jenen Gegenden um so mehr; oder man geht jenseits über das Clevische noch hinaus, so bedarf es der Cohärenz und einer breiteren Verbindung.“ — — — „Wäre es aber Sache, daß Oesterreich wieder die Niederlande, um die stärkere Barriere zu leisten in Anspruch nähme, was auch England zu begünstigen scheint, so ist alsdann wenigstens der Versuch zu machen, ob man Berg unter dem Vorwande erlittenen Verlustes und nothwendiger Verstärkung Hollands (d. h. natürlich der Oranischen Stellung in Holland) sich verschaffen möge.“

So schwach war übrigens seine Rechnung auf den Erfolg solchen Versuchs, daß er es für seine Pflicht hielt, den Prinzen auf die, wie es ihm schien, dem Gesammthaus Nassau drohende Eventualität vorzubereiten, statt das Herzogthum Berg zu seinen Stammlanden zu erwerben, vielmehr das gesammte Nassauische, also auch seine, des Prinzen, Stammlande, gegen Entschädigung auf dem linken Rheinufer vielleicht abtreten zu müssen.

Wir werden später sehen, wie diese drohende Eventualität durch den Eintausch Luxemburgs gegen Abtretung aller Oranischen Stammlande an Preußen, das hernach wieder mit Nassau-Walram'scher Linie tauschte, für die Oranier in Erfüllung gegangen

ist. — Es war so wenig in dem Sinne meines Vaters, und ich hebe das hier mit Nachdruck hervor, den Preußischen Ansprüchen und Zuträglichkeiten mit den Oranischen in den Weg zu treten, daß er den Prinzen veranlaßt hatte, den Preußischen Staatsminister Wilhelm von Humboldt auch in seine Pflichten zu versetzen, um Collisionen der Preußischen und Oranischen Interessen zu vermeiden. Er motivirte das in seiner Depesche vom 8. December 1813:

„Dès mon arrivée dans ce pays-ci, Monseigneur, je vous ai fait l'aveu, que je me trouvois trop faible d'appui et d'amis. Car il faut se replacer à l'époque avant les évènements heureux de Hollande. J'ai donc mis sur le champ à éxécution l'idée de V. A. S. de le nommer son Plénipotentiaire à la Cour de Vienne . . . il aidera indubitablement à faciliter les vues de V. A. S. et déjà il s'en est occupé.“

Und in dem Gutachten vom 14. Februar 1814:

„Dahin eben schauend“ (die angestrebten Erwerbungen an der Mosel) „habe ich den Herrn von Humboldt so eifrig und so wesentlich in Ew. K. H. Pflichten versetzt. Er wird Ihnen wohl nie Schaden zufügen, ohne den reichlichen Ersatz gleich vor Augen zu haben“ 2c.

Kaum sechs Wochen später, als mein Vater das Gutachten (vom 14. Februar 1814) über die Oranischen Interessen erstattet hatte, sind durch den ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) mehrere der Vorfragen entschieden, welche als alternative Ausgangspunkte für die Ziele der Oranischen Politik bezeichnet waren; doch damit bin ich dem Gange der Ereignisse vorausgeeilt. Die Einleitung zur Restauration des Prinzen von Oranien, sowie diese Restauration selbst, sowohl in den Deutschen Erblanden als in Holland, war erfolgt, während noch das diplomatische Hauptquartier der Alliirten in den Monaten November und December 1813 in Frankfurt a. M. sich befand, und damit endigte vor-

erst, wie wir gesehen haben, die diplomatische Thätigkeit meines Vaters.

Zwar war mein Vater wohl frühe schon ausersehen, bei den endlichen Friedensverhandlungen das Oranisch-Niederländische wie deutsche Interesse zu vertreten, und aus diesem Gesichtspunkte ist die von Dillenburg aus fortgeführte diplomatische Correspondenz zwischen dem Prinzen von Oranien und ihm zu beurtheilen; Niemand aber konnte vorhersehen, wie schnell die kriegerischen Ereignisse zum friedlichen Ziele führen würden. Einstweilen wurden die oranischen und holländischen Interessen bei dem großen Hauptquartiere, namentlich bei den ersten Verabredungen in Chatillon und Chaumont, durch die Engländer vertreten. — Schon in Frankfurt a. M., vor dem Rheinübergange der Alliirten, hatte Lord Aberdeen seine bezüglichen Instructionen meinem Vater mitgetheilt; später trat auch, neben dem damaligen Leiter der englischen Politik, dem Lord Castlereagh, der Lord Clancarty ein, der zum englischen Gesandten bei dem souverainen Fürsten der Niederlande ernannt war, dem mein Vater stets das Hauptverdienst bei der Vergrößerung der Niederlande zuerkannt und den König bei geeignetem Anlaß wiederholt daran erinnert hat.

Die Frage, was aus den vormals österreichischen Niederlanden werden solle, blieb unentschieden bis zum Tractat von Chaumont (1. März 1814), dem unmittelbar vorgängig wahrscheinlich Oesterreich erklärt haben wird, daß es die Wiedererlangung seiner vormaligen Niederlande nicht wünsche. Dabei scheint im Allgemeinen die Verabredung unter den Mächten, nicht allein der Vereinigung Belgiens mit Holland unter der Regierung des Hauses Oranien, sondern auch dahin getroffen worden zu sein, daß der größere Theil der bis dahin französischen Departements der Roer, Köln und Aachen einbegriffen, zu den zu vereinigenden Niederlanden gehören solle. Die niederländische Note an die vier Mächte vom

24. December*) 1814 erinnert ausdrücklich an diese Uebereinkunft von Chaumont.

Auch die Stipulation im Art. VI. des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 ist noch allgemein gehalten; aber die getrennten und geheimen Artikel 3 und 4 dieses Friedensinstrumentes enthalten das Ausdrücklichere. Es gehört zur Vollständigkeit der Uebersicht des Thatsächlichen, daß ich bemerke, wie der Artikel II. des ersten Pariser Friedens die Erhaltung Frankreichs in den Grenzen, wie sie zur Epoche des 1. Januar 1792 bestanden haben, jedoch mit einer Territorialvergrößerung über die Grenze von 1792 hinaus innerhalb der durch den nächsten Artikel gezogenen Demarcationslinie, verfügte, so daß also die vormals Oesterreichischen Niederlande von Frankreich wieder getrennt waren. Zu den zahlreichen Ausnahmen von der Grenze vom 1. Januar 1792 zu Gunsten Frankreichs gehören nach Artikel III. folgende, welche Belgien betreffen:

1) In dem Departement von Jemmappes bleiben die Cantone von Dour, Merbes-le-Château, Beaumont und Chimay bei Frankreich;

2) in dem Departement der Sambre und Maas sollen die Cantone von Valcour, Florennes, Beauraing und Gédinne zu Frankreich gehören.

Wir werden unten sehen, daß diese Ausnahmsbestimmungen beim zweiten Pariser Frieden zu Gunsten der Niederlande wieder zurückgenommen wurden.

Durch jene getrennten und geheimen Artikel 3 und 4 zum Friedensvertrag vom 30. Mai 1814 und durch die Militärconvention vom nächsten Tage ist nun Folgendes in Rücksicht auf die vereinigten Niederlande bestimmt:

1) Da die Verwirklichung eines gerechten Gleichgewichtes von Europa fordert, daß Holland mit solcher Macht ausge-

*) Mein Antheil an der Politik. II. Beilage X. S. 299.

stattet werde, um im Stande sich zu befinden, seine Unabhängigkeit mit seinen eigenen Mitteln aufrecht zu erhalten;

2) so sollen die Länder zwischen der Nordsee, zwischen den neu durch diesen Vertrag geregelten Grenzen von Frankreich, und zwischen der Maas für alle kommenden Zeiten mit Holland vereinigt werden.

3) Die Grenzen auf dem rechten Ufer der Maas sollen geregelt werden nach den militärischen Zuträglichkeiten Hollands und seiner Nachbarn.

4) Die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer, welche seit 1792 mit Frankreich vereinigt worden sind, sollen zur Vergrößerung Hollands und zu Entschädigungen für Preußen und andere Staaten dienen.

5) Das Herzogthum Berg, ebenso wie die Länder auf dem linken Rheinufer, zwischen Rhein, Maas und Mosel, sollen einstweilen von Preußischen Truppen,

6) die Länder auf dem linken Ufer der Maas von Holländischen und Englischen Truppen unter dem General Graham besetzt werden.

Nach diesen, noch immer allgemein gehaltenen geheimen Bestimmungen sollten die weiteren Territorialanordnungen auf dem Congreß zu Wien erfolgen; das Protokoll aber zur Vollziehung des Art. VI. des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 wurde durch Lord Clancarty dem Prinzen von Oranien Namens der großen Mächte vorgelegt und dessen Acceptation entgegen genommen.

Mit diesen Nachträgen ist bis auf Weniges die Lücke ausgefüllt, welche mein Vater in seinem „Antheil an der Politik“ über seine Betheiligung und Nichtbetheiligung an der Schöpfungsgeschichte des Königreichs der Niederlande gelassen hat. Ueber sein Wirken bei dem Wiener Congreß und in Paris bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens berichtet er selbst, und ich kann bezüglich dessen, was mir noch zu sagen nöthig

scheint, aus seinen eigenen, schon veröffentlichten Berichten schöpfen oder darauf verweisen.

Nachdem er im Juli 1814 seine Ernennung als zweiter Gesandter des souveränen Fürsten der Niederlande, zugleich als Gesandter des Nassauischen Gesammthauses, zum Wiener Congreß erhalten hatte, verfaßte er*) noch in demselben Monate die „Observations sur les articles secrets du traité de paix de Paris.“

Folgende für die Verhandlungen leitende Gedanken übergab er damit der Prüfung, Gutheißung oder Berichtigung des Prinzen von Oranien. Ich übersetze aus dem französischen Original:

England will aufrichtiger und kluger Weise, daß die Regierung der vereinigten Niederlande mächtig, auf guten Grundlagen aufgebaut, und fähig sei, sich gegen einen gewaltsamen, ungerechten und plötzlichen Angriff zu vertheidigen. Aber diese relative Macht besteht nicht sowohl in der Zutheilung einer größeren oder geringeren Zahl von Provinzen und Departements, als vielmehr in ihrer Auswahl, Lage und natürlichen Anlehnung an andere Vertheidigungsmittel, die gleich geeignet sind, den Zweck zu erleichtern. Der Pariser Friedensvertrag und die geheimen Artikel, welche die vereinigten Provinzen und ihre Vergrößerung betreffen, eröffnen den Weg, enthalten den Keim; es handelt sich darum ihn zu entwickeln.

. . . Ich werde darum nicht mehr von den Landschaften zwischen dem Meere und der Maas reden; denn das ist ein übereingekommener Punkt, eine entschiedene Sache; sondern nur noch von den Landschaften zwischen Maas und Mosel, von dem Rhein als Basis ausgegangen.

Wenn Preußen auf dem linken Rheinufer nichts besäße, so würde es für Preußen selbst wünschenswerth sein, daß es auch da nichts erwerbe; aber da es hier schon besitzt, da es Herr des Herzogthums Cleve ist, welches mit der wichtigen Festung Wesel an beiden Ufern des Rheins liegt, so ist nichts natürlicher, als daß Preußen sich auch auf dem linken Ufer

*) Mein Antheil an der Politik. II. Seite 26—28.

ausdehne. Da die Forderung einmal zugestanden, daß die preußische Monarchie einen Länderzuwachs erhalten soll, so scheint mir folgendes das zu lösende Problem:

1) Daß sie nicht unmittelbar an Frankreich grenze, um nicht die Wahrscheinlichkeiten üblen Vernehmens und der Zerwürfnisse zu vervielfältigen; besonders bei dem Zustand der Spannung und Aufregung in welchem sich die Bevölkerungen und die einflußreichen Männer Preußens befinden.

2) Aber daß sie in zweiter Linie sich befinde, um mit ihrer Hülfe zur Hand zu sein, sowie die 17 Provinzen bedroht oder ihre Grenzen überschritten würden.

3) Daß diese neue (preußische) Provinz ausgedehnt, reich an Hülfsmitteln und volkreich sei, damit sie neue Vertheidigungsmittel schaffe.

4) Daß sie jedoch nicht von solcher Beschaffenheit sei, um Holland zu beängstigen oder auf ihm zu drücken.

Mein Vater begleitet diese Mittheilung in seinen Denkwürdigkeiten mit der Bemerkung:

Anderes ist seitdem besser geworden, und gewisse Besorgnisse wurden nicht gerechtfertigt. . . . . Preußens Begrenzung mit Frankreich hat die bösen, irritirenden Folgen nicht gehabt, die man damals scheute.

Mit solcher Aufgabe, die endliche Begrenzung der vereinigten Niederlande zu erwirken, mit solchen Vorsätzen begab sich mein Vater zum Congreß nach Wien, und das Ergebniß der dortigen Verhandlungen für die Niederlande und Oranien enthalten die Art. 65 bis 73 der Wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815. Nachdem, wie gesagt, schon durch den Pariser Friedenstractat vom 30. Mai 1814 festgesetzt war, daß die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer, namentlich die zwischen Maas, Rhein und Mosel, auch zur Vergrößerung Hollands dienen sollten, erhielten die Niederlande nun wirklich Folgendes:

1) Die Vervollständigung der wallonischen Provinz Namur auf dem rechten Ufer der Maas, vormals belgisch.

2) Das Bisthum Lüttich in seinen vormaligen Grenzen.

3) Die vormals vom Bisthum Lüttich getrennten Abteien und Landschaften Stablo und Malmedy wurden zwischen Preußen und den Niederlanden in der Art getheilt, daß Malmedy Preußen, Stablo den Niederlanden anheimfiel.

4) Das zum Großherzogthum erhobene Luxemburgische, mit dessen Erwerbung es aber die Bewandtniß hatte, daß dagegen der Prinz von Oranien — jetzt König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg — seine deutschen Stammlande an Preußen abtreten mußte, damit dieselben von Preußen zum Theil wieder an die herzogliche Linie von Nassau vertauscht würden, und daß das eventuelle Successionsrecht der Walram'schen Linie des Nassauischen Hauses in die an Preußen cedirten Oranischen Stammlande, in ein Nassauisches Successionsrecht in das Großherzogthum Luxemburg verwandelt wurde.

Mit dem Luxemburgischen wurde dann noch vereinigt:

5) Das Herzogthum Bouillon, über welches zwei Prätendenten, die Prinzen von Rohan und der Prinz Philippe d'Auvergne, Chef der in England etablirten Linie, seit langer Zeit ohne Erfolg sich gestritten hatten, unter dem Vorbehalt einer schiedsrichterlichen Entscheidung, die ganz zu Gunsten des Oranisch-luxemburgischen souverainen und ausschließlichen Besitzes ausfiel.

6) Einen zu Limburg, und also zu den vormals österreichischen Niederlanden gehörigen Landstrich auf dem rechten Ufer der Maas.

7) Einen Landstrich auf dem rechten Ufer der Maas, zwischen Venloo südlich und Gennep nördlich bis dahin, wo die Maas die alt-holländischen Staaten Nordbrabant und Gelderland scheidet; so daß die ganze Maas, von dem Punkte an, wo sie das französische Gebiet verläßt, auf niederländischem Gebiete fließt, und so daß das preußische

10*

Gebiet, wie es in den gleichförmigen Artikeln 25 und 66 der Congreßacte wesentlich heißt, überall **wenigstens** 800 rheinländische Ruthen von dem rechten Maasufer entfernt bleibt.

Das Königreich der Niederlande hatte durch das Aufgebot bedeutender Kräfte, welche der neue Krieg gegen Frankreich nothwendig machte, und durch seine Betheiligung an dem Siege von Waterloo, den Erwartungen Europa's entsprochen, und seine billigen Forderungen fanden bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens Gehör. Der Friedenstractat vom 20. Novbr. 1815 bestimmt im Art. I. für Frankreich die Grenzen von 1790, entzieht Frankreich theilweise die Gebiete wieder, die diesem in Folge des Art. III. des Friedenstractats vom 30. Mai 1814 ausnahmsweise von der Regel welche ihm damals die Grenze von 1792 belassen hatte, zugestanden worden waren, und ordnet im Art. I. 1. zu Gunsten der Niederlande an:

> Auf den Nordgrenzen bleibt die Demarcationslinie, wie sie durch den Pariser Vertrag bestimmt war, bis gegenüber Quievrain; von da wird sie **den alten Grenzen der belgischen Provinzen, des ehemaligen Bisthums Lüttich und des Herzogthums Bouillon**, wie diese 1790 waren, folgen, **indem sie die inclavirten Territorien von Philippeville und Marienbourg mit den Städten dieses Namens, eben so wie das ganze Herzogthum Bouillon, außerhalb der Grenzen von Frankreich lassen.** Von Villers bei Orval (am Zusammenstoß des Departements der Ardennen mit dem Großherzogthum Luxemburg) bis nach Perle, auf der Straße welche von Thionville nach Trier führt, bleibt die Demarcationslinie, wie sie durch den Vertrag von Paris bestimmt war.

Durch diese Friedensbestimmung kamen nicht allein die sogenannten cedirten acht Cantone (Artikel III. des ersten Pariser Friedens): Dour, Marbes-le-Château, Beaumont, Chimay, Valcour, Florennes, Beauraing und Gedinne, welche früher zu

Belgien gehört hatten, wieder an dieses, vielmehr die Niederlande, zurück, sondern außer diesen die Enclaven Philippeville und Marienbourg.

Dies ist, in übersichtlicher Zusammenstellung, die Geschichte der Entstehung des Königreichs der Niederlande und der Betheiligung meines Vaters daran. Es ist über dessen politische Wirksamkeit überhaupt in jener ereignißvollen Zeit Irriges und selbst Sichwidersprechendes zu seiner Verunglimpfung in geschichtlichen Werken von sonst anerkanntem Werthe vorgetragen worden. Je größer das Ansehen, in dem die Autoren dieser Werke stehen, um so stärker die Aufforderung, ihre Irrthümer zu berichtigen und ungerechte Angriffe zurückzuweisen. Ich werde daher in das Gewand der Abwehr kleiden, was ich ferner zu sagen habe.

Professor Dr. A. F. H. Schaumann*) in Göttingen findet es unerklärlich, wie, besonders bei den französischen Geschichtschreibern und Staatsmännern der neuesten Zeit, der Irrthum entstehen konnte:

> daß Herr v. Gagern bei den Friedensverhandlungen zu Paris im Jahre 1815 eine ganz besonders wichtige Rolle gespielt habe . . . da die unbedeutende officielle Stellung, auf welche man von Anfang an den Minister der Niederlande beschränkt hat, ziemlich klar vorliegt, und es ihm auch nicht gelungen ist, nur mit einer einzigen seiner Forderungen Gehör zu finden oder gar zu den eigentlichen diplomatischen Verhandlungen über die Punkte, welche er berührte, mit zugelassen zu werden.

In gerade entgegengesetzter Richtung sagt „Pertz**), das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein.

---

*) Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Göttingen 1844. Seite 120 und 121.

**) Im angeführten Werke. Band IV. Seite 107. 186.

Der Hofrath v. Gentz ward zum Protocollführer der allgemeinen Conferenzen erwählt, und labte seinen Gaumen an den Tafeln aller Gesandtschaften.

Es war für solche Gäste, daß der Niederländische zweite Gesandte Herr v. Gagern, wie er selbst erzählt, einen französischen Koch mitgebracht, und zu seinen Instructionen eine Ladung guter Rheinweine aus den Nassauischen Kellern verlangt und erhalten hatte. Er verstand und benutzte mit rastloser Thätigkeit die Mittel um seinen Zweck zu fördern. Seine Uebergeschäftigkeit für die Niederlande zog ihm, dem Deutschen, gleich Anfangs Vorwürfe Metternich's zu, und schon vor dem Aufbruch zum Congreß hatte ihn Stein gewarnt: „Vergessen Sie über dem Batavisiren das Germanisiren nicht;“ aber er ruhte nicht, bis er die Niederlande zu Deutschlands Nachtheil so erweitert hatte, daß dieses nicht helfen konnte als das überladene Gebäude unter dem Anstoß der Julirevolution zusammenfiel — Lüttich, Huy, Namur in Preußischen Händen würden damals sicher Belgiens Abfall verhindert haben.

Sodann an einer andern Stelle:

Gagern, welcher den Holländern außer Belgien auch noch Aachen und Köln zuzuwenden hoffte.

Gervinus*) endlich schreibt den Pertz nicht einmal treu ab, indem er den Anklageact gegen meinen Vater so formulirt:

Den Umfang des neuen Staates zu umschreiben, hatte der Prinz England ganz überlassen: er sollte höchst freigebig die österreichischen Niederlande (Belgien) und die Länder diesseits der Maas von Mastricht und Aachen bis Köln umfassen. Dies wäre ein empfindlicher Raub an Deutschland gewesen; gleichwohl arbeitete der deutsche Gagern in Wien auf diese Gestaltung so eifrig hin, daß ihm Stein seinen Batavismus vorwerfen und Metternich ihn über die nur allzugroße Gunst gegen „das

*) Geschichte des 19. Jahrhunderts. Erster Band. Seite 192.

Schooskind der Mächte" ernst bedeuten mußte. Den holländischen Räthen des Prinzen von Oranien aber war dieses Zuviel noch nicht genug; sie hatten gleich Anfangs ihre Blicke auch auf das jenseitige Ufer der Maas geworfen. Ganz so schlimm nun kam es nicht; doch wurde dem österreichischen Belgien noch das Bisthum Lüttich, Limburg und ein Theil der Abteien Stablo und Malmedy zugefügt; Luxemburg dagegen war eine Entschädigung für die an Preußen abgetretenen oranischen Erblande Nassau-Dillenburg, Siegen, Hadamar und Dietz.

Ueber Herrn Schaumann's Meinung nun, daß meines Vaters Wirksamkeit eine sehr unbedeutende gewesen und daß es ihm nicht gelungen sei, auch nur mit einer einzigen seiner Forderungen Gehör zu finden, könnte ich mich füglich beruhigen, da sie in den beiden anderen angeführten Geschichtswerken ihr Gegengift bereits gefunden hat. Ich kann Herrn Schaumann natürlich nicht zumuthen, daß er als Axiom gelten lasse, womit mein Vater*) selbst seine politische Bedeutung in jener Zeit erklärt: „Der Verstand galt viel, und es bildete sich damals eine öffentliche Meinung, die noch mehr galt."

Ich will falsche Anschuldigungen gegen meinen Vater zurückweisen, und Herrn Schaumann's obige Meinung enthält wenigstens nicht die schwere Anschuldigung gegen ihn, deutsch-patriotische Pflicht verletzt zu haben.

Anders ist es mit den Andern.

Der Biograph des Ministers Freiherrn vom Stein läßt keinen Anlaß vorbeigehen, die eigene Abneigung gegen meinen Vater zu erkennen zu geben. Doch gereicht es zu einigem Trost, daß er selbst nicht umhin gekonnt hat von dem in späteren Jahren immer zunehmenden Vertrauen Stein's zu meinem Vater, von seinem steigenden Wohlwollen für diesen, wie von dem gegen-

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 7.

seitigen Bedürfniß des Ideenaustausches Zeugniß abzulegen. Die Erde, die meinen Vater deckt, wird ihm darum nicht weniger leicht sein, wenn auch Herr Pertz ihm nicht die gleich achtungsvolle und anerkennungsvolle Gesinnung zollt. Ich halte mich darum bei dem Eingange jener oben angeführten Stelle aus dem Leben Stein's, die dieses dankenswerthen Werkes so unwürdig ist, nicht weiter auf. Herr Pertz glaubt sicher selbst nicht, daß mein Vater während des Congresses zu Wien um schlechter Zwecke willen gastfrei gewesen sei, und nur, wie er doch gegen besseres Wissen und gegen bessere Ueberzeugung hämisch andeuten will, schlechtere Gesellschaft bei sich gesehen habe.

Die historische Kritik bezüglich der Entstehung des Königreichs der Niederlande und der Betheiligung meines Vaters daran läßt sich in der Erörterung folgender Sätze erschöpfen:

I. Ist es ein Europäisches Bedürfniß, daß dem aggressiven Frankreich in Nordosten eine starke Barriere entgegengestellt werde?

II. War das Königreich der Niederlande, wie es durch die Verträge geschaffen worden ist, geeignet solchem Bedürfniß zu entsprechen?

III. Ist durch diese Schöpfung der Niederlande Deutschland beeinträchtigt, geschwächt und verhindert worden, im Nordosten Frankreichs die stärkere Barriere zu bilden?

Zu I.

„Die Geschichte der letzten Jahrhunderte hat die Ueberlegenheit der französischen Einheit über die deutsche Vielheit, des französischen Ungestüms über die deutsche Kaltblütigkeit, des französischen Ehrgeizes oder Ehrgefühls über die deutsche Gleichgültigkeit und was uns Besonnenheit zu nennen beliebt, der französischen Festungsreihen über diesen relativen Mangel auf unserer Seite, bewährt! Es bedarf nur der Aufregung

oder energischer Charaktere dort zum Ausbruch und zur Störung! Sei es Henri IV., Mazarin, Richelieu, Louis XIV., der Convent oder Buonaparte."

Mit diesen Worten beantwortet mein Vater*) diese Frage. Die sogenannte Politik des europäischen Gleichgewichts ist die aus der Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands hervorgegangene Politik der Allianzen gegen das continentale Uebergewicht Frankreichs. — Nur ein einiges Deutschland kann das aggressive Frankreich in Schranken halten. Das Bedürfniß der Einheit Deutschlands und der geeinigten Fürsorge gegen Frankreich wird durch die seitdem ebenso drohend gewordene Stellung Rußlands nur noch erhöht. Schon mit dem Abschluß des ersten Pariser Friedens war es entschieden, daß weder Deutschland in genügender Weise geeinigt, noch Frankreich so geschwächt werden würde, daß es aufhöre gegen Osten offensiv zu sein; es war damit entschieden, daß es mit der Gunst wenig entfernter Zeiten wieder aggressiv werden könne, und nach dem Ausspruche: La France veut ce qu'elle peut, — wieder aggressiv werden würde.

Daran haben die Resultate des Wiener Congresses und des zweiten Pariser Friedens nicht allein nichts geändert, sondern die Zweifel der Patrioten wie der Fremden an der Selbstbestimmungskraft des deutschen Volkes und an der Neigung der deutschen souverainen Cabinette, Deutschland zu einer wahren Gesammtmacht zusammenwachsen zu lassen, wurden vollkommen bestätigt.

Damit war man auf die Gleichgewichts- und Barrierenpolitik wieder hingewiesen, und das Einverständniß zwischen England, Preußen und Oesterreich wenigstens darüber war so erwünscht, als bei der Lage Europa's natürlich. Es ist in der Literatur zum Modeton geworden, über die Politik des sogenannten Europäischen Gleichgewichts zu spotten oder den Stab zu brechen.

*) Kritik des Völkerrechts. S. 216.

Indem ich von dem Modeton rede, kann ich die ernsten Historiker unter der Anklage nicht begreifen wollen. Jene Manier hat eine gewisse Berechtigung, wenn man eine Selbstgenugthuung dabei empfindet, etwa wie Börne, die eigene Schwäche und die daraus erwachsenden Bedürfnisse zu verspotten. — Das heutige Deutschland bedarf dieser Politik, sowohl zu seinem Schutze, als um auf das zu seinem Nachtheil gestörte Gleichgewicht und das daraus sich ergebende Bedürfniß seiner inneren Erstarkung immer wieder und allen Widersachern gegenüber zurückzukommen; der Patriot muß dieser Politik anhängen. Stein, der gewiß nichts befürworten und aufrecht erhalten wollte, was nur eine Beschönigung der Schwäche ist, sagte*) 1814:

> Preußen muß treu festhalten an den Grundsätzen der Unterstützung des Europäischen Gleichgewichts, das ist sein wahrer Vortheil; dadurch daß es sich wieder an sie gehalten, hat es sich gerettet, daß es sie verlassen, sich zu Grunde gerichtet, und es ist bei seiner Wiederherstellung nur in der Absicht begünstigt worden, um ihm die hinreichende Macht zu verschaffen, das Europäische System zu stützen.

Eine andere Frage ist, ob auch die mit Deutschland bisher in der Regel alliirten Staaten, ob namentlich England Ursache hatte, fortdauernd an die Weisheit und Haltbarkeit der Politik des Gleichgewichts mit dem herkömmlichen Allianzsysteme zu glauben? Dieser Zweifel ist es wohl, den Gervinus**) ausdrücken will, wenn er sagt, daß das Zurückkommen Englands auf die Barrierenpolitik, und dessen Wunsch nach einem verstärkten Holland als Vorposten Europa's gegen Frankreich, ein bloßer „Vorwand", nicht aber das entscheidende Motiv gewesen sei. Dieser Zweifel ist allerdings begründet, wenn man erwägt, mit welcher

---

*) Pertz. IV. Seite 185 u. 186.

**) Geschichte des 19. Jahrhunderts. I. Seite 191—193.

Leichtigkeit England 15 Jahre später seine eigene im Interesse der Gleichgewichtspolitik unternommene Schöpfung, die Vereinigung der Niederlande unter dem Oranischen Hause, wieder preisgegeben hat.

Auch mein Vater*) nimmt an, daß seit der Zeit des Wiener Congresses, seit dem 3. Januar 1815, seit der an diesem Tage erfolgten Unterzeichnung jener Allianz Englands, Frankreichs und Oesterreichs gegen nunmehr vorzugsweise drohendes russisches Uebergewicht, hoffentlich nur damals noch im Bunde mit Preußen, die Tradition der bisherigen Gleichgewichtspolitik bei England erschüttert worden sei:

> Dem Anschein nach wäre das so wichtig nicht (die Unterzeichnung jener Allianz), weil es hernach vorüberging. In der That aber hat das Allianzsystem von dem Tage an gewechselt, und England und Frankreich sind seitdem viel enger verbunden geblieben. Zu meinem großen Vergnügen als Niederländer, als Politiker und als bloßer Zuschauer. Vergeblich würden sie sich sehr wehe thun wollen.

Nicht also, daß England und Frankreich sich näherten, wechselseitige eingewurzelte Feindschaft in sich niederzukämpfen trachteten, beklagte mein Vater, — er billigte es vielmehr; — wohl aber daß England im Jahre 1830/31 die gegen Frankreich gerichtete Gleichgewichtspolitik aufgegeben zu haben schien, das erklärte er zuerst, und verurtheilte es dann, aus Englischem wie Europäischem Standpunkte, in einer für die damalige Zeit merkwürdigen prophetischen Weise, auf die ich zurückkomme. Gervinus aber, nachdem er die Schöpfung der vereinigten Niederlande im Interesse des Systems des Europäischen Gleichgewichts als einen bloßen Englischen „Vorwand“ bezeichnet und für „Englands Hauptzweck“ dabei erklärt hat: „allen Einfluß Frank-

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 98.

reichs auf Belgien und Antwerpen abzuhalten" setzt voraus daß England diesen Zweck schon zur Zeit der Schöpfung der vereinigten Niederlande nicht mehr durch ein Allianz-System, sondern durch Anbahnung seiner Selbstherrschaft verfolgt habe, indem seine Staatsmänner darauf ausgegangen seien: durch die Vereinigung Belgiens mit den Niederlanden diese bis zur Abhängigkeit sich zu verbinden; den politischen Einfluß durch verwandtschaftliche Bande noch zu stärken; durch diese innigste Verknüpfung Hollands und Englands die Rückkehr eines Continentalsystems für immer unmöglich, und diese Vereinigung so viel bedeuten zu machen, als sei Belgien und Antwerpen an England gegeben. Dieser zusammengewebten Unterstellung Englischer Politik steht das bereits erwähnte Memorandum über Englands Absichten bezüglich Hollands entgegen, worin es heißt:

> If things can be restored on the side of the Low-Countries to a state, similar to that in which they stood at that period, when one of the great military powers of Germany was interposed as a protection between France and Holland, the British Government will not feel it necessary to press for any departure from the ancient arrangement of limits — but if the course of events should be such as to render this highly desired object unattainable etc.

und damit stehen die oben mitgetheilten ersten Depeschen des Prinzen von Oranien an meinen Vater ganz im Einklang, indem auch daraus hervorgeht, daß England, ehe es auf die Vereinigung der Niederlande hinwirkte, in erster Linie die Restauration Oesterreichs in seinen vormaligen Niederlanden gewünscht habe. Es würde hiermit der Beweis geliefert sein, daß England an der Tradition seiner niederländisch-continentalen Politik festhielt, daß also seine Staatsmänner, damals noch in richtiger

Würdigung der unzureichenden Englischen Offensivkräfte für entscheidende Intervention bei continentalen Fragen, in natürlichen Allianzen, und nicht in angemaßter Autorität von Selbstherrschaft die verlässigeren Mittel zur Erreichung Englands politisch-continentaler Zwecke erkannten. Es ist auch kein Grund bei den Englischen Staatsmännern damaliger Zeit eine so beschränkte Einsicht vorauszusetzen, daß sie Ursache von Wirkung nicht mehr hätten zu unterscheiden gewußt. Die Politik des Gleichgewichts war auf das im Schachhalten des französischen continentalen Uebergewichts überhaupt gerichtet, das in seiner nächsten Wirkung Belgien und Antwerpen für Frankreich zu gewinnen strebte. Blieb die Ursache, so war das Widerstreben gegen die Wirkung ein fruchtloses Beginnen. Um den französischen Ehrgeiz von Antwerpen abzuhalten, muß ihm durch eine ebenbürtige Macht oder natürliche Allianz eine dauernde Schranke gesetzt werden, — und das wollten die englischen Staatsmänner. Aber nur, indem ihnen ein beschränkterer Zweck und mit so aussichtslosen Mitteln grundlos unterlegt wurde, war die Veranlassung gegeben, mit sich überhebender Weisheit zu beweisen, daß diese Politik so falsch berechnet, als eitel und verfehlt war.

Als aber in den Jahren 1830/31 nun wirklich die vereinigten Niederlande, von England preisgegeben und damit die bisherige Gleichgewichtspolitik wenigstens scheinbar von ihren Staatsmännern aufgegeben wurde, da forschte mein Vater*) nach den Gründen:

Ich denke mir die englische Politik und Gedankenfolge — wie sie vor uns liegen, etwa so; froh wenn ich mich hin und wieder täuschte; dankbar sogar, wenn man mir mehr edles, wahres, kluges, vorsichtiges, auf Dauer berechnetes entdecken wollte:

---

*) Kritik des Völkerrechts. S. 212—214.

Diese Bevormundung Frankreichs ist in der bisherigen Form nicht mehr thunlich. Sie hat faktisch aufgehört. In Deutschland sehen wir wenig, was uns Achtung, Neigung, Vertrauen einflößen sollte. Die Vereinigung sämmtlicher Niederlande war ohnehin mehr ein Versuch. In dem Betragen oder Verfahren des Königs der Niederlande ist manches, was wir als Blößen, als dem britischen Interesse nicht Zusagendes darstellen und glauben machen können. Krieg, solcher Krieg, liegt dermalen ganz außer unseren Wünschen. Die beiden französischen Revolutionen wirken noch auf uns, wir haben genug im Innern zu thun. Unser Finanzwesen ist der wunde Fleck. Und Kriege sind zu unseren Zeiten eben so theuer, als unabsehbar. — Im Handel, im Colonialsystem haben wir keinen wahren Nebenbuhler. Was wir wollten — und noch mehr, ist unser! So viel anderes fällt uns von selbst zu. Was können wir noch gewinnen? — Frankreich freilich bleibt in vieler Hinsicht ein gefährlicher Nachbar oder Feind. Laßt uns trachten, versuchen, dieses Frankreich durch unsere Allianz, im Wege der Freundschaft zu gewinnen, zu wältigen, in Sicherheit einzuwiegen, und fortan von unserer Seite ganz allein im Zaume zu halten, weil es die Mehrheit nicht mehr kann oder bereits aufgegeben hat. Zu dem Ende müssen wir freilich etliche Unarten (gentillesses?) so dulden und damit componiren: — Ancona mit Vorwand; Algerien mit Ziel und Maß; Antwerpen sogar mit unserer Hilfe oder Zuthun. Wir behalten das Alles, so bilden wir uns ein, zur Remedur, noch in unserer Hand. Jenen fundamentalen Familienvertrag, jene perennirende Allianz zwischen Spanien und Frankreich, haben wir einstweilen beiläufig zernichtet; oder die Zeit hat unsere Wirksamkeit verschleiert. Wir erscheinen als Freunde, — zugleich Spaniens und seiner alten unabhängig gewordenen Colonien. Weder Colonien, deren wir eher zu viele haben, noch Hannover, dessen wir überdrüssig wurden, noch Holland, noch constitutionelle Versuche und Wallungen, die wir eher belächeln, liegen uns besonders an, — sondern allein der Orient. —

Dort, dort ist für uns Brand. Dort haben wir zu löschen. Diesen Löschanstalten, die wir in vielem Betracht schon versäumt haben, wollen wir alte Freunde, den Inhalt der heiligsten, bündigsten, umfassendsten Verträge, — Treue und Glauben, — Völkerrecht und das ganze europäische System willig zum Opfer bringen. Immerhin laßt uns so Zeit gewinnen. Möglich daß dazwischen etwas geschieht, was den Sachen eine andere Wendung giebt. Dann sind wir da!

Ueber solche Englische Politik, so gedacht und von ihm unterstellt, urtheilt er aber:

Was konnte aus solchen unnatürlichen, unhaltbaren Verwickelungen, aus solchen mageren Sophismen, aus solchem Widerspruch mit der Klugheit vergangener Zeiten anderes hervorgehen, als Schwäche, Falschheit, Trug, Confusion und oft Widerspruch mit sich selbst? Was anderes als baare Schande in den Blättern der Universalgeschichte — und in eben dem — ja in jedem denkbaren Systeme des Völkerrechts? Die Geschichte der Viren, der Vertrag von Chunkiar-Jskelessi, der Notenwechsel darüber — die Protokolle über Belgien, — die zweideutige leere Fassung des Instrumentes der Quadrupel-Allianz, seine doppelsinnige Auslegung und Anwendung, — die Verblutung der spanischen Nation, — die, wie die Engländer selbst sagen, ohne Anlaß gegen spanische Herzen gekehrten Mordinstrumente; die dort immerhin für Engländer geholte militairische Schande, die Verhältnisse zu Egypten, — die scheelen Gesichter über Algier, die matten Verwahrungen; — zeigen sie irgend System, Consequenz, Nachdruck oder Menschenliebe? Die vielen anderen Reibungen und Eifersüchteleien — an der Westküste von Afrika — im Norden von Brasilien, in der Südsee, — nicht einmal gerechnet!

Unmittelbar darauf jedoch fährt er fort:

Wenn europäisches Gleichgewicht betrachtet wird, so ist von seinem Centrum, von Deutschland so wesentlich die Frage ꝛc. —

Aber Oesterreich hat seine alten Niederlande aufgegeben, — Preußen — unberechenbar — folgt nur königlichen Velleitäten.

Mein Vater entschuldigte die Engländer selbst mit dem ihnen in den Mund gelegten Zugeständniß:

In Deutschland sehen wir wenig, was uns Achtung, Neigung, Vertrauen einflößen sollte.

und so will mir dünken, als ob er in seinem Zorn über England diese durchschlagendste Entschuldigung der Englischen neueren Politik nicht hinlänglich betont und gewürdigt habe. —

Zu II. Die weitere Frage:

War die Schöpfung der vereinigten Niederlande geeignet, solchem Europäischen Bedürfnisse zu entsprechen?

fordert eine Zergliederung.

1) Hätte eine andere Europäische Macht oder eine andere Staatenbildung diesen Barrieren-Schutz besser und sicherer leisten können?

Will man nicht in Phantastereien sich verlieren wie etwa die Karte von Europa besser eingetheilt sein könnte, sondern will man von thatsächlichen Verhältnissen ausgehen, so wird man einräumen müssen, daß die Befreiungskriege, auch nach der damaligen Stimmung der Völker, wesentlich die Wiederherstellung des früher Gewesenen, zwar in verbesserter Gestalt, — aber immer die Restauration zum Ziele hatten. Und nicht deshalb blos wird den Holländern der wohlverdiente Anspruch, ihre unter der Gunst der Zeitverhältnisse von ihnen selbst wieder eroberte Unabhängigkeit zu bewahren, nicht bestritten noch verkümmert werden.

Mit der ersten Frage, die dahin beantwortet wurde, daß dem aggressiven Frankreich im Nordosten ein starker Damm entgegengesetzt, daß es hier geschwächt werden müsse, ist auch bereits ausgesprochen, daß Belgien bei Frankreich — und damit Frankreichs Offensivstellung in der drohenden Gestalt, wie sie vor dem Kriege auf Europa und Deutschland lastete, — nicht

belassen werden dürfe. Auch war es keineswegs der Wunsch des Belgischen Volkes, mit Frankreich vereinigt zu bleiben. Belgien ist bis zur Französischen Revolution und dem Frieden von Lüneville eine Oesterreichische Provinz gewesen. Die Wiederherstellung des Oesterreichischen Regiments in Belgien würde, wenn sie Oesterreich gewünscht hätte, wie wir gesehen, auch von England nach den Freiheitskriegen vorgezogen worden, und überhaupt damals auf keine Schwierigkeit gestoßen sein. Aber Oesterreich, wesentlich auf territorialen Zusammenhang des Kaiserreichs bedacht, wünschte sie nicht, und auch von Belgien, die Bevölkerung im Ganzen genommen, kann man wohl sagen, daß es die Rückkehr der Oesterreichischen Herrschaft nicht gewünscht habe. Mein Vater*) spricht sich darüber so aus:

Wien war entfernt, die Sitten, die Bildung, die Bedürfnisse zu verschieden, die Vertheidigungsmittel zu theuer und erschwert, als daß diese Einrichtung Europa zuträglich und von Bestand hätte sein können; ... daher der eben so natürliche, als lebhafte Wunsch — nach einem ganz anderen Systeme 2c.

Damit ist wohl der Oesterreichische Verzicht erklärt, aber, auch nach dem Urtheil meines Vaters, nicht gerechtfertigt, und gewiß noch weniger durch jenen Ausspruch Thugut's, der die Belgische Provinz einen Mühlstein an dem Halse Oesterreichs genannt hatte. Dagegen ist es jetzt Thatsache, daß das neue System nicht von Bestand, folglich auch Europa nicht zuträglich war.

Heeren**), von dem Utrechter Frieden redend, sagt:

22. Die Trennung der Nebenländer von Spanien wurde für das Staatensystem von Europa besonders dadurch wichtig, daß dessen Niederlande an Oesterreich kamen. Fortdauernd

---

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 23.

**) Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems. Göttingen, 1809. S. 295.

das nächste Ziel der Eroberungen Frankreichs, ward es eine der herrschenden Maximen in der Politik, daß ihre Erhaltung das Interesse Aller und die Bedingung der Aufrechthaltung des Gleichgewichts sei. Hing nicht auch davon das Schicksal der Republik, des deutschen Reiches und mit ihm Oesterreichs selber ab?

Indem Oesterreich den größeren Werth darauf legte, sich in Italien zu vergrößern, indem es sich aus seinen Niederlanden und Vorlanden freiwillig zurückzog, ohne daß Deutschland so constituirt war, um als Gesammtmacht mit seinen übrigen, einem und demselben Staatsinteresse und Willen dienenden Staatskräften in die Europäische Stellung Oesterreichs am Rhein und in den Niederlanden eintreten zu können, dadurch hat Oesterreich sowohl seinen vormals überwiegenden Einfluß auf Deutschland am Rhein in naturgemäßer Folge, und welches auch die entgegenstehenden Erklärungen, Bündnisse und Zwischenspiele sein mögen, aufgegeben, als auch dem Europäischen Interesse sich damals versagt. Weder die über das linke Rheinufer vorgeschobene Stellung des von der Memel bis zur Maas gedehnten unzusammenhängenden Preußens, noch die Schöpfung der Niederlande konnte ein genügendes Surrogat für die frühere, wenngleich zu schwache, Stellung Oesterreichs abgeben. Deutschland ist auch deswegen seitdem verpflichtet, eine einheitlichere innere Organisation zu suchen. Es scheint, daß bei den Oesterreichischen Staatsmännern selbst, nach den während des letzten Decenniums gemachten Erfahrungen, Zweifel erwacht seien, ob Oesterreich bei seinem Verzicht auf die Niederlande in seinem eigenen rein staatlichen Interesse unter verschiedenen Uebeln das geringere gewählt habe? Die Frage aber, ob, wenn Oesterreich seine vormaligen Niederlande und Vorlande behalten hätte, seine Politik im Innern wie nach Außen vielleicht vor jener Richtung bewahrt geblieben wäre, in der es die Sympathien der Völker eingebüßt, ohne daß es

die Freundschaft und das Vertrauen der Cabinette erworben hat; ich sage, diese Frage gehört in das unermeßliche Gebiet der politischen Möglichkeiten, die sich darum der ernsten Erörterung entziehen.

Oesterreich bedarf freilich jetzt der Englischen Allianz nicht mehr zum Schutze seiner Niederlande; aber nur ein Universalreich, wie es Europa nicht erträgt, genügt sich selbst in der Isolirung. In dem jetzt bestehenden Europäischen Staatensysteme ist auch der Starke nur stark und für alle Eventualitäten gerüstet, wenn er natürliche, in gemeinsamen Hauptinteressen begründete Allianzen sorgsam pflegt. Seitdem Oesterreich seine Niederlande nicht mehr besitzt, hat die Entfremdung zwischen Oesterreich und England steigend zugenommen; sie ist von unpolitischen Politikern beider Nationen systematisch gesteigert und die Völker gegen einander verhetzt worden, und die Geschichte der drei letzten Jahre hat die bitteren Früchte dieser Politik, für die Interessen Europa's und der beiden Reiche selbst, gezeigt.

Wäre Belgien, unter welcher Regierungsform auch, neben Holland selbstständig geblieben, so würde wenigstens die Vereinigung der Defensivmittel für den gleichen Zweck des Widerstandes gefehlt haben; dann war und ist die größere Wahrscheinlichkeit, daß das, wenn auch von Anfang selbstständige, Belgien, bei so manchen Berührungs- und Anziehungspunkten in Sitte und Sprache, besonders aber bei den stets nur schlummernden Eroberungsgelüsten der Franzosen, dem französischen Einfluß immer mehr unterliegen werde. Wenn die Weisheit des Königs Leopold, ungeachtet er gleich in den ersten Tagen seiner Regierung durch französische Intervention auf seinem Throne erhalten wurde, die noch größere Abhängigkeit Belgiens von Frankreich zu vermeiden oder doch zu vermindern gewußt hat; wenn jetzt die Unantastbarkeit Belgiens von Seiten Frankreichs eine der Bedingungen der Französisch-

Englischen Allianz ist, so hat doch gewiß mein Vater Recht, zu sagen*):

Allein wo bleibt die Dauer, die Zuversicht, die Hoffnung selbst, — ja die Möglichkeit eines Bestandes auf irgend einen gegebenen wahrscheinlichen Zeitraum in der Welt- oder Staatengeschichte? Solche Unterstellung gehört augenscheinlich in das Fabelreich des ewigen Friedens. Ewiger Frieden mit unseren Verwickelungen, Staatsformen und Leidenschaften! —

Ist nun in der That ein solcher künftiger so wahrscheinlicher, universal-historisch so hergebrachter Krieg, ein heftiges Zusammenstoßen zwischen Deutschland und Frankreich — mit belgischer Neutralität, für den Staatsmann oder Krieger auch nur denkbar? Und kann nach ernsthaftem heftigem Kampfe ein status quo ante bellum, eine Herstellung des Königreichs Belgien in seinen jetzigen politischen Zuständen von irgend einem Staatsmanne vernünftig angenommen werden? Verhehlen die Franzosen aller Classen einen Augenblick ihr Gelüst, die Grenzen bis an den Rhein auszudehnen, und sparen wir zur Erwiderung den Wunsch oder die feste Absicht, sie, gegebenen Falles, auch bei Straßburg gänzlich vom Rheine zu entfernen? — Kann es einen anderen Ausgang (bis zum Wiederanfang) haben? Es müßte denn Alles anarchisch und auflösend in Theile zerfallen! Das ist die occidentalische Frage!

Daß Belgien, das ganze Belgien, mit Preußen vereinigt werde, das hat Preußen selbst nie erstrebt; der damalige politische Gedanke ist nicht weiter gegangen, als daß die Krone Preußen, an die Saar, Mosel und Maas gerückt, in zweiter Linie stehe, um den Niederlanden, sowie diese bedroht sein würden, zu Hilfe zu kommen.

Die Vergrößerungsabsichten Preußens bei dem Wiener Congreß waren wesentlich auf Sachsen gerichtet. Es war ein Ge-

---

*) Kritik des Völkerrechts. S. 232. 235.

danke, in dem zunächst England und Frankreich einverstanden zu sein schienen (Oesterreich aber nicht), daß Preußen nicht an Frankreich grenzen solle.

Talleyrand*): Nous ne voulons pas les Prussiens pour voisins, parceque c'est une puissance essentiellement querelleuse par sa nature géographique.

Und als es dennoch anders gekommen war, klagte darüber Lord Castlereagh**) noch bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens und getröstete sich, daß wenigstens die gekräftigten Niederlande zwischen die beiden so kriegerischen Nationen gestellt seien. —

Belgien, eine preußische Provinz, machte ein unabhängiges Holland ebenso unmöglich, als Belgien, eine Provinz Frankreichs. Nur um die Grenze Preußens zwischen Rhein, Mosel und Maas handelte es sich noch nach dem ersten Pariser Frieden, und davon das Weitere unten.

Das Schicksal Belgiens war wesentlich entschieden, ehe mein Vater an den Verhandlungen zur endlichen Gestaltung der Niederlande in officieller Eigenschaft Theil zu nehmen hatte. — Wäre das aber auch nicht der Fall gewesen, so würde wohl weder ihm, noch den Staatsmännern, welche diese Entscheidung wirklich herbeigeführt haben, ein Vorwurf daraus zu machen sein, daß Belgien nicht französische Provinz blieb, daß es nicht preußische Provinz wurde, daß es nicht damals schon als selbstständiger Staat, der es früher nie gewesen war, aufgerichtet wurde. Für den Verzicht Oesterreichs auf seine Niederlande war weder mein Vater, noch ein sonstiger Staatsmann, außer den Oesterreichischen, verantwortlich; es geht vielmehr aus allen früher mitgetheilten Depeschen und Aeußerungen hervor, wie sehr

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 77.

**) Daselbst, V. S. 146. 147.

es meines Vaters politische Ueberzeugung gewesen und bis zur erfolgten Entscheidung seine Voraussetzung geblieben ist, daß Oesterreich seine Niederlande zurücknehmen werde und solle. Es bleibt der politische Gedanke der Vereinigung Belgiens mit Holland zu erörtern übrig.

2) Waren die vereinigten Niederlande zur Barriere, aus militärischem Standpunkte die Frage betrachtet, stark genug? — Das europäische Defensivsystem gegen französisches Uebergewicht beruht auf Allianzen. Dieser Allianzen konnte natürlich auch das neue Königreich der Niederlande zu seiner europäischen Bestimmung nicht entbehren*), es wurde vielmehr nur als Vorhut errichtet. „Und der König fühlte damals wohl, daß Deutschland sein Hort sei, der feste Rücken, an den er sich anlehnte, dem er die so gestärkte Hand reichte.“ Mit solchen Allianzen waren die wirklich vereinigten Niederlande natürlich stärker und augenblicklich widerstandsfähiger, als die getrennten Niederlande, Belgien mochte im letzteren Falle eine Provinz des entfernten Oesterreichs, oder es mochte die ausgiebigere Hilfe aus dem östlichen Preußen zu erwarten sein. Welche gegen den ersten Anlauf ausreichende Mittel, Holland wie Belgien, um so mehr also beide vereint, aufzubieten vermögen, das haben beide nun getrennte Niederlande im Verlaufe der belgischen Revolution gegen einander zur Genüge gezeigt.

3) Aber diese Vereinigung Belgiens mit Holland war ja, so sagt man, aus inneren Gründen eine unnatürliche. Auf diesen Punkt hat sich wesentlich die historische Kritik geworfen.

Mein Bruder Fritz, indem er seine Erinnerungen aus der belgischen Revolution niederschrieb, hat auch die Ursachen dieser Revolution und dabei die Frage erörtert, ob es wahr, daß das Königreich der Niederlande nicht lebensfähig geboren sei? (Siehe

*) Kritik des Völkerrechts. S. 220.

das sechste Capitel.) — Aber auch neben diesem auf alle Momente und Beschwerden eingehenden Urtheile meines Bruders behält dasjenige seinen Werth, womit mein Vater*) die Schöpfung vertheidigt, die er:

nicht so gestaltet, — nicht so erfunden, aber an der Modalität, an der Begrenzung vorzüglichen Antheil gehabt; die Paragraphen der Wiener Congreßacte, die davon reden, gefaßt (hat) mit eigener Hand 2c.

— Noch einmal also, wie viele innere und äußere Gründe sprachen nicht für die Vereinigung der beiden oder gesammten Niederlande? — Und sprechen noch jetzt!

Sie berühren sich auf weite Strecken; sie trugen denselbigen Namen; vormals und geraume Zeit gehörten sie zusammen. Die Maximen, die Wünsche nach Freiheit hatten sie getheilt, und den Freiheitskampf mit einander gegen Spanien begonnen. Der Genter Vertrag, der sie damals einigen sollte, hielt zwar nicht, doch aus der Trennung des Schicksals entstand weder Vorwurf noch Haß. Später unter Oesterreichischer Herrschaft, was Belgien betrifft, war man meist befreundet; — der Barrieretractat wurde ein neues Verbindungsmittel zu gemeinschaftlicher Sicherheit. Luxemburg und Maestricht dienten sich wechselseitig zur Stütze. In dem vereinten Königreich bot der nördliche Theil nach Lage und Beschaffenheit, was dem südlichen abging, und umgekehrt. Gab Antwerpen einst Anlaß zu Eifersucht und Unfrieden, so beseitigte und endigte eben die Vereinigung solche gespannte Zustände. Zusammen boten sie eine Kraft dar, wie jene großen Staatsverträge ausdrücklich bezielten, und Europa so wesentlich bedurfte; die wohl berechnet und fähig war Widerstand zu leisten, bis andere Freunde und Alliirte gerüstet hinzukommen und die Hülfe leisten würden.

In Belgien war die größere Bevölkerung, der fruchtbarere Boden; in Holland größere Macht zur See, in den Capitalien und der Entfaltung des Handels. Die übrig gebliebenen Colonien gehören ihm! Darum eine ungefähr gleiche Reprä-

*) Kritik des Völkerrechts. S. 219. 220. 228 u. 229.

sentation oder Wahlberechtigung zum Parlament: mit so vielen Mitteln, eigenthümliche Zwecke zu verfolgen, und Beschwerden Gehör und Abhülfe zu verschaffen. Es blieben allerdings Inconvenienzen rc.

. . . . Dieses Belgien von Frankreich und französischem Einfluß zu trennen, durch Wiederverknüpfung der früheren burgundischen Provinzen in einen selbstständigen Staat zu verwandeln, ihm eine solide, den Zeiten, der Lage, den vermuthlichen Gesinnungen, den nahe liegenden Mustern gemäße Verfassung zu geben, das Oranische Haus, so fruchtbar an Helden, an ernsten, denkenden, standhaften Männern, ihm zum Oberhaupt zu geben, ihre, der doppelten Niederlande Interessen auszugleichen, bis zur alternirenden Residenz, und das Alles unter Europäische Obhut und Garantie zu stellen, war die gestellte, war die vollbrachte Aufgabe.

Da kamen die Fehler der Regierung — und ich bitte, die Urtheile meines Bruders, im sechsten Capitel, mit Vorstehendem zu vergleichen und beide Ausführungen im Zusammenhang zu denken.

Diesen Argumenten steht die Thatsache der gelungenen Belgischen Revolution, so bald nach der Entstehung des Staats, gegenüber; sie fordert allerdings die historische Kritik auf, den Gründen nachzuforschen; diese thue es denn mit der Sachkenntniß und Unparteilichkeit, die man in der Erörterung meines Bruders zu würdigen Gelegenheit finden wird. Er erkennt an und ich greife seiner Entwicklung damit vor: „Ehe ein Volk zu den Waffen greift und blutige Kämpfe kämpft, muß, — sei es nun mit Grund oder durch verführerische Ueberredung — es muß die Ueberzeugung von erlittenem Unrecht tiefe Wurzeln geschlagen haben.“ Unrecht, gewiß, ist zugefügt, große Fehler sind begangen worden; aber Angesichts der übrigen Europäischen Staatenbildungen und ihrer Geschichte lasse die historische Kritik davon ab, die Vereinigung der Niederlande als eine voraussichtliche Mißgeburt aus solchen Gründen zu verurtheilen, wie: angeblich feind-

liche Erinnerungen, verschiedener Charakter der Bevölkerungen, verschiedene christliche Glaubensbekenntnisse, angeblich unvereinbare materielle Interessen. Diese Argumente hat mein Vater und Bruder, ich glaube es sagen zu dürfen, gründlich abgefertigt. Die Behauptung*): es habe die politische Schöpfung der Niederlande „jeder historischen, nationalen und confessionellen Grundlage" entbehrt, der Ausgang des von den wieder vereinigten Niederlanden gemeinsam begonnenen Kampfes gegen das spanische Joch im sechzehnten Jahrhundert habe „in der Entwickelung der beiden Völker" (?) einen durch nichts mehr auszugleichenden Unterschied hervorgebracht, diese Behauptungen sind theils historisch unrichtig, theils statistisch unwahr, und würden unter allen Umständen zu viel beweisen. Es giebt keinen einzigen größeren Staat in Europa, in welchem nicht ein viel ausgeprägterer Antagonismus der historischen Erinnerungen, der nationalen oder auch nur Stammescharaktere der Bevölkerungen, und der wirklichen oder vermeintlichen Interessen zusammen geschmiedet wären, als das in den vereinigten Niederlanden der Fall gewesen ist. Wie lange war nicht selbst Dänemark und Schleswig-Holstein friedlich und freundlich vereint, ehe ein in Dänemark fast plötzlich sich kundgebender Umschlag der eifersüchtigen Volksstimmung wie der Regierungspolitik das Trennungsbedürfniß erzeugte!

In dem Gedanken, daß die Schöpfung der vereinigten Niederlande unter den gegebenen Verhältnissen das den europäischen Interessen Zuträglichste, das auch für Frankreich am wenigsten Offensive sei, vereinigten sich selbst die damaligen Antipoden unter den Mächten und Staatsmännern. Talleyrand**): Quand on a fait à Paris les articles secrets pour

---

*) Siehe auch Eduard Arnd. Geschichte der letzten 40 Jahre. Berlin 1854. I. Seite 406.

**) Mein Antheil an der Politik. II. S. 77.

la Hollande et le prince d'Orange, Lord Castlereagh pensoit négocier avec moi. Je lui ai dit: Vous ne négociez pas, car je n'ai aucune objection.

Und bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens sagte zu meinem Vater*) W. v. Humboldt: „Preußen wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie müssen stärker sein, mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen".

So wie Oesterreich darauf verzichtete seine vormaligen Niederlande wieder an sich zu nehmen, war die Schöpfung eines Staates der vereinigten Niederlande, als hinreichend starke vorderste nordöstliche Schutzwehr gegen ein übergreifendes Frankreich, sowohl durch die Tradition der Europäischen Politik als durch die Natur und die Beziehungen der zusammenzufügenden Bestandtheile angedeutet und genügend motivirt.

Zu III.

Der Zusammenhang jener drei Fragen, um zur Erörterung der dritten den richtigen Standpunkt zu gewinnen, wird der näheren Begründung nicht bedürfen. Es kam darauf an, darzuthun, daß der Oranische Staat in den Niederlanden und in Deutschland zwar im Interesse des gemeinsamen Europäischen Defensivsystems gegen Frankreich, dann aber auch im wesentlichen Interesse des Deutschlands, das aus sich selbst in den Jahren 1814/15 mehr nicht zu machen gewußt hat, aufgerichtet worden sei. Dennoch würde ich in die Kritik der Schöpfungsgeschichte der Niederlande und derjenigen Deutschen, die sich daran betheiligt haben, aus deutschem Standpunkte einstimmen, wenn es wahr wäre, daß die Verbindung deutscher Landstriche mit dem neuen Staate als eine Entäußerung deutschen Gebietes hätte betrachtet werden

*) Mein Antheil an der Politik. V. S. 111.

können. Keine europäisch-politische Constellation könnte eine solche Entäußerung rechtfertigen; das Leben des gesunden Körpers pulsirt in jeder Arterie und Vene; der nationale Körper ist nicht gesund, der nicht für die Erhaltung des Theiles das ganze Leben einsetzt; nur der Besiegte opfert Theile auf, um den verstümmelten Rest sich zu bewahren. Ich trete daher der Kritik von Pertz und Gervinus näher, indem ich zur Erörterung der dritten der oben gestellten Fragen übergehe: Ist durch die Schöpfung des Königreichs der vereinigten Niederlande Deutschland beeinträchtigt, geschwächt und verhindert worden, im Nordosten Frankreichs selbst die stärkere Barriere zu bilden, oder ist eine solche Beeinträchtigung und Verhinderung beabsichtigt worden?

Ich trenne die concrete Beschuldigung, wonach meinem Vater zur Last fallen soll, daß die Maas-Festungen: Lüttich, Huy, Namur in Niederländischen und nicht in Preußischen Besitz gekommen seien (Pertz), und daß mein Vater eifrig, wenn auch fruchtlos sich bemüht habe, den ganzen deutschen Landstrich von Maestricht-Aachen bis Köln für die Niederlande zu erwerben (Pertz und Gervinus), von der allgemeinen, gleichsam grundsätzlichen, wonach es ein empfindlichster Raub an Deutschland gewesen sei, den neuen Oranischen Staat auf Deutschem Boden zu vergrößern. Denn nur in dieser grundsätzlichen Allgemeinheit kann ich den von Gervinus so formulirten Anklageakt verstehen.

Diese letztere Anklage ist präjudiziell; denn ist sie gegründet, so trifft meinen Vater die gleiche Schuld und Verantwortlichkeit, er mochte die Oranische Restauration an der Lahn und Sieg, oder an der Ruhr, dem Rhein und der Maas betrieben haben. Der patriotisch so gefärbten Anklage gegenüber behaupte ich, daß sie auf Vergeßlichkeit der Umstände, die bei der Bildung des neuen Oranischen Staates obgewaltet haben, oder auf Unkenntniß derselben beruhen müsse.

Die Ungerechtigkeit der Anschuldigung gegen meinen Vater wird durch den Anachronismus, dessen die genannten Geschichtschreiber sich schuldig machen, indem sie Anschauungen und Eindrücke, die durch die traurigen Resultate der Entwickelung der deutschen Bundesverhältnisse erzeugt worden sind, in die Entstehungszeit des deutschen Bundes und seiner geographischen Umschreibung zurücktragen, zwar nicht entschuldigt, aber erklärt.

Höchst ungerecht bleibt es immer, wenn sie in ihrem, im Uebrigen gerechten Unmuth Wirkungen aus Ursachen herleiten, oder aus den Handlungen von Männern hervorgehen lassen, die daran ganz unschuldig sind.

Der Prinz von Oranien, nachdem er 1803 für den Verlust der Holländischen Statthalterschaft in Deutschland entschädigt worden war, blieb nur noch ein deutscher Fürst.

Durch den Tilsiter Frieden, nachdem er seine Existenz für Deutschland und Preußen eingesetzt hatte, wurde er auch seiner deutschen Besitzungen beraubt und mußte von Land und Leuten fliehen, ein Opfer seiner Widmung.

Nach dem Sturze Napoleons suchte er seine Restauration, — mehr wie Andere dazu berechtigt unter die angesehensten Fürsten Deutschlands wiederum zu zählen. Er suchte seine Restauration in den Niederlanden und in Deutschland zugleich, seine alte Stellung als deutscher Fürst nicht gegen Deutschland, wie jene Historiker irre leiten, sondern mit und in Deutschland. —

Den Oraniern zu dienen und die Oranische Restauration in der günstigst möglichen Weise befördern zu helfen, das hielt mein Vater allerdings für einen dem deutschen Patrioten nicht nur erlaubten, sondern auch desselben vollkommen würdigen Beruf.

Nachdem der Prinz seine frühere Holländische Stellung und mehr als das wieder gewonnen hatte, erkannte er selbst (und mein Vater bestärkte ihn darin) das Bedürfniß des innigen Zusammenhanges seiner deutschen mit seiner holländi-

schen Stellung. Wenn mein Vater seine Ansicht nun über den möglichen und wünschenswerthen Grad der Verbindung dieser Stellungen auf überschwengliche Hoffnungen gründete, die er in die nächste Zukunft Deutschlands und dessen Anziehungskraft setzte, so waren diese Hoffnungen ein Irrthum, den er mit den ehrenwerthesten Patrioten und den einflußreichsten Staatsmännern jener Zeit theilte. Die spätere Entfernung und Entfremdung der Niederlande und Deutschlands — von der einen Seite jene gänzliche Unfähigkeit, einen schöpferischen und leitenden Einheitsgedanken deutscher Politik im Bunde zu gestalten, wodurch man im Stande gewesen wäre, die deutschen Dependenzen an eine deutsche Politik zu fesseln, — auf der andern Seite jenes verhängnißvolle Selbstvertrauen, bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit, und der strafbare Egoismus bis zu dem Exceß des jusqu'à la mer — das, fürwahr, waren nicht gedachte, nicht für möglich erachtete Ergebnisse; und es ist, wie gesagt, die höchste Ungerechtigkeit, für solche Zustände, als für selbstverständliche Folgen aus dem Verhältnisse zwischen Deutschland und den Niederlanden, meinen Vater verantwortlich machen zu wollen.

Ihm hatte bei dem Gedanken, für die deutsche und holländische Stellung der Oranier einen Einigungspunkt zu finden, die Wiederherstellung des Burgundischen Kreises vorgeschwebt. Er hatte schon am 29. December 1813 dem Prinzen berichtet, wie oben ausführlich angeführt:

> Ungemein hat es mich gefreut, daß Ew. K. H. in dem Beglaubigungsschreiben an den Kaiser von Oesterreich die deutsche Kaiserwürde als etwas Wünschenswerthes wieder erwähnen. Es ist meine wahre Ueberzeugung und Sie erlauben mir also, in dem Sinne fortzuhandeln.

In diese Richtung war außer Stein auch Graf Münster eingetreten, der am 10. August 1814 meinem Vater schrieb:

„Die Theilnahme des souveränen Prinzen von Oranien an dem deutschen Bunde ist von großer Wichtigkeit. Deutschland wird seine niederländische Grenze gegen Frankreich zu seinem und unserem Nutzen mehr schützen können, als es jeder Staat für sich, der eine ohne zahlreiche Armee, der andere ohne Festungen, würde thun können. Aber wie soll die Vereinigung geschehen? Will man den burgundischen Kreis herstellen oder soll Oranien blos als Besitzer von Lüttich, Luxemburg und Dietz zum deutschen Bunde gehören?"

Auch bei den Verhandlungen des Wiener Congresses hat es sich ereignet, daß die deutsche Verfassungsfrage, nachdem sie mit freudiger Hoffnung eifrig angegriffen worden war, dann über der Schwierigkeit der Lösung in's Stocken kam; — und so wurde auch die Bundesacte endlich, als ein Werk der Verzweiflung, ob etwas Besseres unter den gegebenen Staatenverhältnissen möglich sei, während schon fast die Kanonen wieder dröhnten, nach allem Anderen Hals über Kopf zu Stande gebracht.

Ueber die erste Anregung in Bezug auf das Verhältniß der Niederlande berichtet mein Vater*):

Bei dieser neuen Gestaltung Deutschlands und der Niederlande kam ihr engeres Verhältniß und Band unaufhaltsam zur Sprache. Alles war auf das Materielle, auf diese Hülfe, auf diesen Bund berechnet. Aber nun das Formelle?

Maximilian I. und Karl V. hatten unstreitig Absichten, als sie 1512 auf dem Reichstage zu Köln, und 1548 durch den burgundischen Vertrag die burgundischen Lande als den zehnten Kreis wieder in das Reichsverband aufnehmen ließen. Lockerer jedoch als die anderen (so daß es in „Buder's Repertorium" heißt: Es scheint von der jedesmaligen Convenienz abzuhängen, bei vorkommendem Fall den burgundischen

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 190—194. 197—199.

Kreis mehr oder weniger für ein Reichsland zu halten.) — Und als sich die protestantischen Niederlande von aller fremden Abhängigkeit losrissen, blieben doch die katholischen noch so verbunden &c.

Bei dieser Restauration der Niederlande nun war es nicht vorzusehen, wer etwa Deutschlands Wortführer sein, die alte Theorie aufwärmen und nachdrücklich behaupten würde: Wer so sehr des deutschen Schutzes, der deutschen Kraft und Eintracht bedürfe, gehöre am besten und einfachsten zu dem Verbande selbst, mit allem Gewinn und Verlust &c.

Und jene Sätze, gesteigert und gerechtfertigt durch die Thatsachen, durch die deutsche und besonders die brandenburgische Tapferkeit, wären schwer zu widerlegen gewesen. Auf solchen Zustand war auch die Weite (latitude) meiner Instructionen gerichtet.

Zwar nahm der erste Preußische Entwurf einer deutschen Bundesverfassung einen Anlauf in diesem Sinne in folgender begleitenden Bemerkung:

Es ist in Vorschlag gekommen, Belgien und wo möglich die ganzen Niederlande in den deutschen Bund einzuziehen. Die Idee scheint vortrefflich! Dann müßte man aus diesen Ländern den burgundischen Kreis machen, und dem Fürsten der Niederlande eine selbstständige Kreisobristenstelle geben.

Aber es blieb dieser Anlauf ohne Folge, und es trat dann für die deutsche Verfassungsfrage beim Congreß die verhängnißvolle Pause, jene Abspannung und Verkühlung der nationalen Hoffnungen ein, die mein Vater in ihren Wirkungen also schildert:

„Preußen wollte die Kaiserwürde nicht mehr! Es wollte sie nicht als Hülfsmittel und Gewicht in Oesterreichs Hand, ohne Aequivalent für sich selbst. Und es wollte sie nicht als ein bloßes Nichts. Man hatte zu viel Verstand, um solche Nichtigkeit — — — kurz die lange Agonie von Kaiser und Reich noch zu verlängern &c. — — — Dennoch wollte man keineswegs die Auflösung — und die große

Mehrheit selbst ein festeres Band; — aber in Worten, nicht unter schwerer Pön und Acht 2c. — — Daher die bunte Mischung von Ansichten mit den überall durchschimmernden Selbstinteressen. Daher dieses Wollen und Nichtwollen, — dieses Streben nach Einheit und Eintracht ohne Verantwortlichkeit!

Während so Bestrebungen und Gegenbestrebungen über die Gestaltung des deutschen Reiches sich kreuzten, waren die Territorialfragen durch den Congreß erledigt, auch der Umfang und die Bestandtheile des Oranischen Ländergebietes endgültig festgesetzt worden. Es hatte jedoch bis dahin gegen Wunsch und Absicht meines Vaters das künftige Verhältniß dieses Ländergebietes zu Deutschland nicht bestimmt werden können; denn auch über den geographischen Begriff von Deutschland hatte eine Einigung noch nicht stattgefunden. Aber aus der Dämmerung der Bestrebungen waren folgende Sätze allmälig zum Licht gedrungen:

Unter den deutschen Staaten sind mehrere, die einer Unterordnung unter eine außer ihnen stehende deutsche Reichsgewalt widerstreben, welche thatsächlich so unabhängig sind, daß ein Act der Reichsgewalt, der darauf ausgehen wollte, ihrem Willen Zwang anzuthun, den Charakter eines, bezüglich seiner Resultate zweifelhaften, Executionskrieges annehmen würde.

Bei solchen Gebietsverhältnissen innerhalb Deutschlands ist eine selbstständige Reichsgewalt, folglich eine organische Reichseinheit unmöglich; die Reichsgewalt kann nur eine vertragsmäßige, für den einzelnen Fall aus dem Gesammtwillen der selbstständig gewordenen Staaten hervorgehende sein; Einheit und Reich werden auch künftig von dem guten Willen und der Einsicht der einzelnen größeren deutschen Staaten abhängen.

Sowie es sich nur um ein Bundesverhältniß handelt, wird für die föderative Gesinnung und Politik der einzelnen Staaten das größere oder geringere Bedürfniß der Anlehnung und des Schutzes entscheiden.

Bei so unterstelltem bloßem Föderativbande bedarf es weniger eines geschlossenen Grenzsystems; denn es handelt sich ja nicht um Ausübung der Reichshoheit über ein bestimmtes Reichsgebiet.

Der Unterschied zwischen Bundesgenossen und Bundesverwandten ist damit angebahnt; es wird Staaten geben, die mit einem Theile ihres Ländergebietes im Bunde, mit einem andern Theile, um die selbstständige Europäische Stellung zu wahren, außer dem Bunde stehen. Die Aufgabe wird sein, daß die föderativen Formen nur nicht zu lax bleiben.

Bei solchem Offenliegen widerstrebender Interessen, bei schon so gesunkenen Erwartungen von einem künftigen Deutschland entsprach es ganz dem praktisch-politischen Sinne der Holländer, wenn der geistreichste und gelehrteste der holländischen Staatsmänner, der Staatssecretär Falck, mit wohlgezielter Ironie meinen Vater von der zu engen Verbindung Hollands mit dem Deutschland, das sich selbst nicht zu finden wisse, also abmahnte:

Il faudroit bien que nous fussions possédés de cet amour du vague, dont parle Chateaubriand, pour désirer ardemment de nous lier au nouvel empire, dont personne n'entrevoit la forme. Il vaut mieux laisser reposér ce projet et nous y montrer indifférens.

Solcher Indifferentismus sagte zwar, wie den Bestrebungen, so dem Charakter meines Vaters gleich wenig zu; aber den guten Grund der Abwehr mußte er erkennen, und namentlich konnte es ihm nicht zweifelhaft sein, noch von ihm unberücksichtigt bleiben, daß Falck die holländisch-nationale Ansicht damit ausgesprochen habe. Und wenn für irgend einen Staat zweiter Ordnung im Bundesverhältniß ein wohlbegründeter Anspruch nicht blos, sondern die Nothwendigkeit einer autonomen staatlichen Stellung und Politik besteht, so ist dies für die vereinigten

Niederlande der Fall mit ihrem so wichtigen und ausgedehnten Colonialbesitz und den eigenthümlichen auswärtigen Verhältnissen, welche sich daran knüpfen.

Von diesen Eindrücken zeugt des Vaters*) weiterer Bericht.

Die ganze Frage war mir und meiner Einleitung gleichsam allein überlassen. Mir schien weder das alte Reich so liebenswürdig und achtbar, noch die neuen Machinationen so einladend, daß den Niederlanden, besonders dem holländischen Theile, damit ein besonderer Dienst und Gefallen gethan würde x. — — Daher opinirte ich weder für die gänzliche Verbindung, noch für die gänzliche Sonderung x.

In seinem Schlußberichte endlich über die wesentlichen Ergebnisse seiner Verhandlungen: Le Luxembourg, état allemand — Le Luxembourg, forteresse d'Empire, — und die Abneigung des Königs gegen die letztere Bestimmung kennend und bekämpfend, deutete er wiederholt darauf hin**):

Les Bays-Pas formoient le cercle de Bourgogne, le dixième cercle de l'Allemagne. A tout prendre, le sang allemand a reconquis. En justice et droit de gens, je n'entrevois pas trop ce qui peut obliger les Allemands de renoncer à tout et à la partie.

Der Irrthum meines Vaters bestand darin, daß, da er das föderative Band für Deutschland überhaupt als ein genügendes erachtete und die Anomalie für eine gegebene und unvermeidliche betrachtete, daß Bundesglieder mit einem Theile ihrer Besitzungen in dem Bunde sein sollten, während sie doch, der Sache nach, für das Ganze ihrer Besitzungen unabhängige Europäische Mächte, und also unabhängig vom Bunde besonders dann blieben, wenn dieser Bund, ohne von einem einheitlichen Gedanken zusammengehalten zu werden, in Nichtigkeit verfiel, — ich sage, sein Irr-

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 193.

**) Daselbst. S. 130.

thum bestand darin, daß er dennoch eine Besserung deutscher Zustände, bei noch verschlimmerten Territorialverhältnissen als sie vor Auflösung des Reichs bestanden hatten, für möglich hielt; daß er die Zukunft Deutschlands durch das Gewissen der jeweiligen Führer und durch die vermeintlich ewige Dauer des gleichen Bedürfnisses des Zusammenhaltens gesichert glaubte*):

> Die Hauptsache schien mir nicht in Worten, nicht in solchen Distinctionen (Bundesgenossen und Bundesverwandte) zu liegen, sondern daß es treu und fest gemeint sei, und so nach der Gestaltung gemeint sein müsse.

Von den Vielen aber, die mit ihm in einer Richtung gingen, unterschied er sich wesentlich dadurch, daß bei ihm die deutsch-föderative Gesinnung der wahre politische Glaube, bei Andern nur Schein und Lüge war, und daß mein Vater, auch nach gewonnener Einsicht, der gesammte Oranische Länderbesitz, namentlich Holland mit den Colonien, werde nicht zu dem geographischen Begriff von Deutschland und zu dem zu schließenden deutschen Bunde gehören können, nichtsdestoweniger das Wesen der Föderation mit Deutschland für den ganzen oranischen Länderbesitz festhielt und das formelle Band für denjenigen Theil, der wirklich zum deutschen Bunde gehören sollte, um so enger unter den Symbolen der Reichseinheit zu schließen strebte.

Nachdem der König der Niederlande, wie sich ergeben wird mit Widerstreben seine ererbten deutschen Besitzungen der besseren Arrondirung Preußens an der Sieg hingegeben und dafür das Luxemburgische eingetauscht hatte, und nachdem es entschieden war, daß von dem Oranischen Länderbesitze nur dieses neue Großherzogthum Luxemburg Bestandtheil des deutschen Bundes sein werde, da arbeitete mein Vater, wenn auch fruchtlos, an der Spitze der Gesandtschaften der minder mächtigen deutschen

---

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 56 u. 57.

Staaten, damit dieser Bund einen Inhalt bekomme; damit trotz Allem, was dagegen geltend gemacht wurde, in der deutschen Kaiserkrone und in der Beibehaltung der officiellen Benennung: „das deutsche Reich“ statt „Bund“, wenigstens die Symbole der Einheit Deutschland erhalten bleiben möchten.

In jenen Conferenzen der Gesandten*) sagte er:

Dann ist noch ein Gegenstand, den ich für den wichtigsten ansehe, die Kaiserwürde. Lassen Sie uns das als allgemeinen Wunsch alsobald ausdrücken.

Und vor der Unterzeichnung der Bundesacte erklärte er in officieller Note vom 6. Juni 1815**):

Der Luxemburgische Bevollmächtigte würde sich nur wiederholen, wenn er hier noch einmal entwickeln wollte, warum es besser gewesen wäre, von den alten Reichsformen das Anwendbare beizubehalten.

. . . . Se. K. Majestät denken Sich bei dem deutschen Bunde nur die Gesammtheit oder das deutsche Reich. Nur darin sehen Sie die Erfüllung der Zwecke, nur in dieser hochwichtigen Einigung vermeinten Sie für Ihren Staat Vortheile zu finden.

Ueber seine ganze Bestrebung endlich, den Oranischen Staat im Föderativverhältniß zu Deutschland aufzubauen, drückte er sich also aus***):

Die Eintracht, das feste Band unter den Deutschen wünsche ich sicher mehr wie irgend Jemand. Es war die nothwendigste und vorgeschriebenste Politik der Niederlande. England wird nicht immer mit geübten Heeren, und mit Marlborough's und Wellington's ausgerüstet sein. Das sahen wir in den neunziger Jahren. Auf Deutschland, auf die nachbarliche kräftige Continentalmacht muß man zählen können, ohne Spaltung, ohne Willkür, ohne Wort-

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 203.
**) Daselbst. S. 239. 240.
***) Daselbst. S. 200. 201.

und Bundbrüchigkeit! — Alsdann sah ich auf das Nassauische Haus, dem ich durch das ganze Leben und meine Dienstzeit angehört hatte, dessen Ansehen, Gestaltung, Rundung mein neuerliches Werk war. Der Erbverein, das Erbrecht, mein und des Königs Schwur auf diese pacta, meine gemeinschaftliche Sendung, also mein vorderstes Amt bewog mich ganz direct zu der Rolle, die auch mit meinen Ideen von Recht, von Möglichkeit und dem Glück der Unterthanen in Harmonie war.

Wenn die Holländer meinem Vater den Vorwurf gemacht hätten und haben, daß er sie, mehr als ihnen zuträglich schien, zu germanisiren gesucht, so wäre dieser Vorwurf vielleicht begründet; der entgegengesetzte aber, daß er Aachen und Köln „den Holländern zuwenden zu können gehofft", daß er deutsche Landschaften habe „batavisiren" wollen, daß nach damaligen Bestrebungen und Anschauungen ein solches Resultat, wenn nämlich ein größerer Complex deutscher Landschaften denselben Regenten mit dem Staate der vereinigten Niederlande erhalten hätte, mit Wahrscheinlichkeit wäre zu erwarten und vorherzusehen gewesen, und daher mein Vater einen Raub an Deutschland beabsichtigt habe, — dieser Vorwurf ist von erwiesener Unwahrheit. Der Geschichtschreiber, welcher sich des natürlichen und starken Triebes rühmt, „allen Dingen und Menschen nach strengster Ueberzeugung gerecht zu werden", wird seine übereilte Beschuldigung berichtigen müssen.

Die Restauration der Oranier war zunächst die Restauration eines deutschen Fürstenhauses in seine Deutschen Staaten; und nach damaligen Anschauungen eine solche von höchster patriotischer Gerechtigkeit. Die Wiederberufung der Oranier nach Holland änderte daran nichts als den Umfang der Restauration auf Deutschem Boden. Sie war unter der Mitwirkung meines Vaters vollendet, ehe das Verhältniß des Deutschen Staates zu dem Nichtdeutschen, und das Verhältniß des Ganzen zu Deutschland ausgesprochen und geregelt werden konnte. Die Besorgniß, daß durch

die staatliche Verbindung Deutscher Landschaften mit Belgischen und Holländischen unter derselben Krone die Nationalität der Deutschen Landschaften gefährdet werden könne, lag um so ferner, als seit Jahrhunderten die Regierung der Oranischen Erbstaaten, während die Oranier Holland regierten, eine ganz Deutsche, und eine der aufgeklärtesten und besten unter den Regierungen der kleinen Deutschen Fürstenstaaten geblieben war. Die engere staatliche Verbindung aller Bestandtheile des neuen Staates wurde dadurch allerdings erleichtert, daß der Deutsche und nichtdeutsche Länderbestand, beide aber von nahe verwandten Bevölkerungen bewohnt, jetzt in geographischem Zusammenhang sich befand, was daraus sich ergab, daß die Oranier im Interesse der Preußischen Arrondirung auf ihre Erblande an der Lahn und Sieg verzichtet hatten, um dagegen das Luxemburgische mit seiner gemischten Uebergangsbevölkerung einzutauschen, das, schon früher mit Belgien unter derselben Regierung stehend, sich selbst immer mehr als zu Belgien gehörig betrachtete. Wenn es, wie man wohl wird zugestehen müssen, von Seiten der Oranier kein Raub an Deutschland gewesen sein würde, ihr Erbe zu behalten, so kann es auch kein Raub an Deutschland genannt werden, wenn der Ersatz für jenes Erbe zwischen der Maas und dem Rhein auf einem Boden, der nicht Deutscher sein kann, als der an der Lahn und der Sieg ist, gefunden und in weiterem Umfange gesucht wurde. Es ist genügend nachgewiesen, und der Geschichtschreiber mußte das wissen, daß meines Vaters Bestreben dahin ging, wenn nicht sämmtliche vereinigte Niederlande, doch einen bedeutenden Theil des neuen Staates als einen Deutschen Staat aufgerichtet zu sehen, und daß alle früheren Vorgänge und bisher bestandenen Einrichtungen dieses Bestreben als ein natürliches erscheinen ließen.

Ich bin so sehr überzeugt als Einer, es sei besser so, daß Köln und Aachen unter Preußische Herrschaft gekommen sind und nicht unter Oranische; aber auch davon darf ich wohl überzeugt

sein, ohne mich der Anklage auszusetzen, ein Räuber an meinem Vaterlande gescholten zu werden, daß die vormals der Tradition nach vorwiegenden deutschen Länder: Luxemburg, Lüttich und Limburg, deutscher geblieben sein, sich Deutschland nicht mehr noch entfremdet haben würden, wenn sie mit einem größeren Theile der heutigen Preußischen Rheinprovinz unter derselben Regierung, sei es nun eine Preußische oder Oranische, staatlich verbunden worden wären. Es lag nicht in den Europäischen Zuträglichkeiten, Preußen zugleich in Sachsen und in diesen Niederlanden in solchem Umfang sich vergrößern zu lassen, und es ist hier meine Aufgabe nicht, zu erörtern, inwiefern überwiegende Gründe Preußen bestimmen mußten, seine Vergrößerung in erster Linie an der mittleren Elbe und an der Saale zu suchen; aber das ist mir bei der Kenntniß der damaligen Lage der Dinge nicht zweifelhaft geblieben, daß Preußen, wenn es bei den Verhandlungen des ersten Pariser Friedens und bei dem Wiener Congreß, statt ganz Sachsen anzusprechen, zu Luxemburg, welches es schon besaß und wieder abtrat, Lüttich und einen Theil des heutigen Limburgischen hätte hinzu haben wollen, mit solchem entschiedenen Verlangen durchgedrungen sein würde. Denn seit den Verabredungen von Chaumont bis zum ersten Pariser Frieden, der Frankreich viel mächtiger ließ, als man in Chaumont die Absicht gehabt, also auch das Theilungsobject vermindert hatte, waren die Absichten, einen umfangreicheren und mächtigeren Niederländischen Staat zu gründen, einigermaßen schon gemindert; der Anwachs von Köln und Aachen, den man in Chaumont den künftigen Niederlanden in Aussicht gestellt hatte, war jetzt schon, wie die Franzosen sagen würden: bon pour le discours. — Mein Vater hatte, wie oben erzählt ist, vorher gesehen und gesagt, daß die Oranischen Erblande, im Interesse des Deutschen Vertheidigungssystems und bei dem Preußischen Bedürfnisse relativer Arrondirung, nicht würden dem Oranischen und Nassauischen Hause erhalten werden können. Er suchte dafür Ersatz,

er suchte ihn auf Deutschem Boden, und war hierzu nicht allein berechtigt, sondern auch aus patriotischen Gründen verpflichtet.

Während der erste Pariser Friedenstractat in mangelhafter, Deutschland beeinträchtigender, Redaction bestimmt hatte, daß die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer, welche seit 1792 mit Frankreich vereinigt waren, auch zur Vergrößerung Hollands dienen sollten, so ist mein Vater dagegen bemüht gewesen, das für Oranien zu Erwerbende zu Gunsten der deutschen Stellung der Oranier, also für Deutschland zu erwerben. Nicht die Oranier verschulden, daß die Verfassung Deutschlands, der sie sich für ihre Deutschen Besitzungen unterwarfen und für mehr als das zu unterwerfen bereit waren, so unvollkommen geblieben ist. Großes Unrecht begingen zwar die Oranier, — und mein Vater ist daran unschuldig, — daß sie die Deutsche Bundesverfassung in der Art, in welcher sie sich verwirklichte, mit der Verachtung behandelten, die sie verdiente, und sich und ihr Ländergebiet Deutschland zu entfremden strebten, nachdem sie, vielleicht irrthümlich, erkannt zu haben glaubten, daß ihnen der Bund keine Vortheile gewähre. Sie hätten wenigstens das Ihrige thun sollen, um den Deutschen Bund auf bessere Wege zu lenken, und sie thaten es nicht. Daß es aber dahin kommen konnte, daß die Entwickelung und das Gebahren des Bundes unter dem Oesterreichisch-Preußischen Dualismus zu dieser Entfremdung natürlich führte, das war nicht die Schuld der Oranier, nicht fürwahr — und sein Bestreben als Luxemburgischer Gesandter am Bundestag giebt davon Zeugniß — die Schuld meines Vaters, sondern — in erster Linie, — die Schuld Deutschlands, d. h. Gesammt-Deutschlands, seiner Leiter und Organe.

Es bleibt mir übrig, auf die concreteren Beschuldigungen, daß mein Vater die Vergrößerung der Niederlande zu Deutschlands Nachtheil betrieben und erwirkt habe, mit Wenigem zurückzukommen. Ich glaube ihnen mit der Zurückweisung jener grundsätzlichen Anschuldigung, wonach es ein Raub an Deutschland gewesen sein sollte, Deutsches Land für das Haus Oranien zu erwerben und mit Holland, so wie es beabsichtigt wurde, in staatliche Verbindung zu bringen, die Spitze abgebrochen zu haben.

Was den unbegreiflichen Irrthum von Pertz betrifft, der doch selbst Seite 31 u. 32 des 4. Bandes von Stein's Leben die geheimen Artikel des Pariser Friedenstraktats von 1814 wörtlich mittheilt, als habe es mein Vater zu verantworten, daß die Maasfestungen Lüttich, Huy, Namur in Niederländischen und nicht in Preußischen Besitz gekommen seien, so habe ich bereits nachgewiesen, daß Alles, was über die Herstellung des späteren Königreichs der vereinigten Niederlande bis nach dem ersten Pariser Frieden verhandelt und festgesetzt worden ist, wie namentlich die Vereinigung Belgiens mit Holland mit der „lisière de la Meuse," d. h. mit einem Landstrich längs dem rechten Ufer der Maas, dessen Ausdehnung nur noch nicht bestimmt war, — daß dies ohne alle Betheiligung meines Vaters, ich möchte fast sagen, ohne directe Betheiligung der Niederlande und der Oranier selbst, jedoch unter wesentlicher Mitwirkung der Staatsmänner der deutschen Großmächte, Preußens insbesondere, so erfolgt ist; daß das schon vollendete Thatsachen waren, als mein Vater in die Gesandtenfunction für die Niederlande bei dem Wiener Congreß eintrat.

Pertz sagt: „Lüttich, Huy, Namur in Preußischen Händen würden damals (1830) sicher Belgiens Abfall verhindert haben." Ich verstehe nicht, wie das gemeint ist. Soll es soviel heißen: Wenn ganz Belgien Preußisch gewesen wäre, so würde es nicht von Preußen abgefallen sein, so ist das eine Meinung,

die ich als solche nicht bestreiten, sondern nur darauf aufmerksam machen will, wie nahe ohnehin der Europäische Krieg im Jahre 1830 drohte; wie wahrscheinlich es ist, daß Belgien auch gegen Preußen sich empört und auf die Unterstützung Frankreichs nicht umsonst gerechnet haben würde; daß dann der Krieg schwerlich vermieden worden wäre, mit seinen Folgen von Gewinn oder Verlust. Ich lasse ganz dahin gestellt, ob der Ausbruch des Krieges damals für Deutschland ein Glück oder ein Unglück gewesen sein würde. Oder geht Pertz's Meinung dahin: Belgien wäre zweckmäßiger im Jahre 1814 zwischen den Niederlanden und Preußen getheilt worden, so daß ein Theil des Wallonischen Landes an Preußen gefallen, Brabant, Flandern und der Hennegau etwa mit Holland vereinigt, dann durch den Preußischen Besitz der Maasfestungen der Abfall beider Theile verhindert worden sein würde? Alle Erfahrungen sprechen dafür, wie stark bei den vormals Oesterreichischen Niederlanden, ungeachtet der nationalen Unterschiede, der Instinkt der Zusammengehörigkeit ausgeprägt ist. Die Theilung würde wenigstens die Zufriedenheit des Landes nicht vermehrt haben; denn von allen politischen Auskunftsmitteln ist sie die unnatürlichste und schlechteste. Dagegen hatte mein Vater noch bei dem Wiener Congreß das Argument geltend gemacht*): On se propose sans doute de ne pas séparer ce que jadis étoit uni par les limites connues, la langue et le gouvernement. Daß Preußen bei sich die Ordnung würde erhalten haben, das soll nicht bezweifelt werden; daß es unter der Voraussetzung der Theilung den Abfall des mit Holland vereinigten Theiles verhindert haben würde, das ist eine von den hypothetischen Behauptungen, die sich eben so gut aufstellen als bestreiten lassen.

Gewiß ist nur, daß Preußen 1830 die Erhaltung des Friedens

*) Mein Antheil an der Politik. II. Seite 113.

eifrigst, und man könnte sagen, um jeden Preis, wünschte; daß es, obgleich mit dem ihm in Luxemburg eingeräumten Besatzungsrechte zu besonderer Bundestreue verpflichtet, die Deutsche Schande der Luxemburgischen Theilung damals vor den Augen seiner Besatzung und unter seiner eigenen Mitwirkung gerade so hat vor sich gehen lassen, wie es 1850/51 zu der Mißhandlung Schleswig-Holsteins endlich selbst noch die hülfreiche Hand bot.

Was nun die Anklage von Gervinus gegen meinen Vater betrifft, so habe ich auch bei dieser zunächst einiges Ungenaue zu berichtigen. Er sagt in der oben ausführlicher angeführten Stelle:

> Den holländischen Räthen des Prinzen von Oranien war dieses Zuviel noch nicht genug; sie hatten gleich Anfangs ihre Blicke auch auf das jenseitige Ufer der Maas geworfen. Ganz so schlimm nun kam es nicht, doch wurde dem österreichischen Belgien noch das Bisthum Lüttich, Limburg und ein Theil der Abteien Stablo und Malmedy zugefügt.

Es erweckt diese Stelle eine ganz irrige Vorstellung von dem Verhalten der Holländer und enthält eine unbegründete Beschuldigung. Die Großmachtsbestrebungen der Oranier wurden von den wahren Holländern nicht getheilt. Die Vereinigung mit Belgien haben diese nicht gewünscht, sondern nur geduldet. Die Wiedererlangung ihrer vormaligen Colonien Ceylon, des Cap, Guyana wäre den Holländern lieber gewesen als alle continentalen Vergrößerungen. Für diese Enthaltsamkeit derselben legt mein Vater*) verschiedentlich Zeugniß ab:

> On destine ces provinces à la Hollande, non parcequ'elle est conquérante, mais parcequ'elle ne peut pas s'en passer. Cela est si vrai, que les impartiaux et l'Angleterre me paroissent bien plus persuadés de

---

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 27.

cette nécessité, que les hommes d'état en Hollande même, qui préféreroient ou leurs anciennes limites, ou une portion bien plus modique sur la rive droite du Rhin.

Sodann:

*) Alle Begehren, alle Wünsche strömten mir also nicht aus Holland, sondern aus Belgien zu, um Schutz, um Befestigung der Gränze, um die Wiedergabe zum wenigsten der acht Cantone, die der erste Pariser Friede noch bei Frankreich gelassen hatte.

**) — — Die Holländer haben nie etwas an mich gesonnen. Wohl aber war ich mit Belgischen Vorstellungen und statistischen Ausführungen über den hohen Werth der acht Cantone und die Schädlichkeit der Absonderung von Belgien gleichsam überschwemmt.

Ich zweifle ob Gervinus bessere Quellen zu Gebote standen, auf deren Grund hin er von der Begehrlichkeit der Holländischen Räthe nach dem jenseitigen Ufer der Maas sprechen konnte.

Es ist ferner nicht richtig, wenn Gervinus sagt, Limburg sei dem Oesterreichischen Belgien zugefügt worden. Limburg gehörte zum Oesterreichischen Belgien. Dem alten Limburg wurde aber längs dem rechten Ufer der Maas ein weiterer Landdistrict, mit dem vormals Geldern'schen Venloo, zugefügt, und auch der Holländische Generalitätsdistrict Maestricht mit dieser Provinz vereinigt. Auch wurde nicht, wie Gervinus sagt, dem Oesterreichischen Belgien „ein Theil der Abteien Stablo und Malmedy" zugefügt, sondern Stablo ganz, und Malmedy, welches ganz an Preußen fiel, gar nicht.

Die Thatsache, daß mein Vater Deutsche Landstriche zwischen Maas, Mosel und Rhein für Oranien hat erwerben wollen,

---

*) Kritik des Völkerrechts. S. 221.

**) Mein Antheil an der Politik. V. S. 123.

wozu er durch den Pariser Friedenstraktat gleichsam angewiesen war, und zwar zu einer Zeit hat erwerben wollen, in welcher über die künftige Verfassung Deutschlands, und also auch dieser zu erwerbenden Landstriche, noch nichts bestimmt war, — diese Thatsache kann ich nicht bestreiten wollen. Die Anklage, die aus dieser Thatsache gegen meinen Vater aus angeblich patriotischem Standpunkte geschleudert worden ist, glaube ich gründlich zurückgewiesen zu haben. Doch über die Art und Weise, wie mein Vater die Zwecke, die ihm aufgetragen waren, verfolgte, von welchen Gesichtspunkten er dabei ausging, glaube ich noch einige Erläuterungen beifügen zu sollen, welche auch die concreten Beschuldigungen auf ihr Nichts zurückführen werden. Folgende bereits bekannte thatsächliche Verhältnisse sind dabei in ihrer Wechselwirkung ins Auge zu fassen:

1) Die Oranisch-Deutschen Erblande waren durch die Umstände bedroht, in andere Hände übergehen zu sollen.

2) Dem Prinzen von Oranien war ein Anwachs an Holland von Deutschen Ländern auf dem linken Rheinufer zuerst durch die Verabredungen von Chaumont in weiterem Umfange zugedacht, dann durch den vierten geheimen Pariser Artikel zugesagt.

3) Ferner durch den dritten geheimen Pariser Artikel zugesagt, daß die Grenze auf dem rechten Ufer der Maas nach den militärischen Zuträglichkeiten Hollands und seiner Nachbarn geregelt werden sollte.

4) Die Landstriche, wo diese Vergrößerung zu schöpfen, waren nebst solchen auf dem rechten Ufer der Maas, die früher unbestritten zu Belgien gehört hatten, nach der vorläufigen Militärconvention durch Preußische Truppen ausschließlich besetzt.

5) Ehe die Sächsische Frage bei dem Congreß entschieden war, galt es bei mehreren der Hauptmächte als Axiom, daß Preußen nicht der unmittelbare Nachbar von Frankreich werden solle.

Preußen selbst schien es nicht zu wünschen. Erst nachdem die Sächsische Frage zu Ungunsten Preußens entschieden war, mußte das Vergrößerungsobject für Preußen anderswo gesucht werden; jenes Axiom wurde aufgegeben, und während bis dahin die Saargegend von Sarreguemines bis gegen Trier und das Luxemburgische hin, Bayern noch bestimmt war, um die Verbindlichkeit Oesterreichs an Bayern wegen Salzburgs zu lösen, so rückte jetzt Preußen über die Saar und wurde Frankreichs unmittelbarer Nachbar.

Von dieser Basis aus hatte mein Vater zu operiren; die Landschaften zwischen Maas, Mosel und Rhein sollten theils Preußen, theils den Niederlanden anheimfallen; es war also die beiden Staaten vortheilhafteste Grenze, die natürlichere Zusammengehörigkeit zu ermitteln, und wesentlich handelte es sich dabei um eine Verständigung mit Preußen.

Die Forderung höher zu spannen, um sich dann mit Wenigerem zu begnügen, ist überall die Verhandlungsmaxime. Ich brauche übrigens nur die zerstreuten Sätze meines Vaters aneinanderzureihen, um den Vorwurf allzugroßer Begehrlichkeit, von dem Vordersatze einmal ausgegangen, daß ein mächtiges Niederland, an Deutschland sich anlehnend, bestehen soll, zu entkräften:

„Wer den Gang des menschlichen Gemüthes erwägt," so sagt mein Vater*), „das beati possidentes und Preußens Ansprüche, dem wird es einleuchtend sein, daß der Besitzstand Preußens die Anwendung des dritten und vierten geheimen Artikels, in Beziehung auf Maas und Mosel, zu Gunsten der Niederlande erschwerte."

**) Es war wohl klar, daß das niederländische Loos nicht konnte geworfen werden, unabhängig von allem Anderen, und

---

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 18.

**) Daselbst. S. 54.

daß besonders die Polnische, Sächsische und Preußische Fragen im Voraus gleichsam mußten entschieden werden. Indessen säumte ich nicht, an die Engländer meine Forderungen hochzustellen und ihnen insbesondere die Annäherung an den Rhein und die Handreichung an andere deutsche Fürsten als systematisch Kräfte sichernd und folglich wünschenswerth darzustellen.

*) Meine Art (mit den englischen Ministern) zu argumentiren, blieb überall dieselbe:

Wäre die Aufgabe nur gewesen, den Prinzen von Oranien zum reichen und großen Herrn zu machen, so wären wohl Holland und Belgien Stoff genug, solchen Ehrgeiz zu befriedigen, und es scheine — — absurd noch so viel mehr zu verlangen. Da es aber hier auf ein großes politisches Princip ankomme, da es darauf ankomme, einen Staat zu bilden, der wenigstens Frankreichs erstem Anfall widerstehen könne, so sei das allein zu erforschen und allein der Maßstab. Sicher sei auch das Englands große Intention, — — und nur große Schwierigkeiten oder die pure Unmöglichkeit könnte sie wieder davon abgehen machen.

Lord Castlereaghs Berichtigung bestand hauptsächlich darin, es komme darauf an: ce qui convenoit à l'Europe, und zu viele Festungen in des Prinzen Händen, womit Luxemburg gemeint schien, seien dem Prinzen eher schädlich: wobei sie immer auf die lisière de la Meuse zurückkommen. Endlich meinten sie: die Belgier, bei aller Neigung und Gunst für sie, schienen ihnen noch nicht zuverlässig. Den ersten allgemeinen Europäischen Satz konnte ich sehr leicht zu dem meinigen machen; dem übrigen — — nicht widersprechen.

**) Die lisière de la Meuse unterstützte und begünstigte ich auf alle Weise — sie war aber mehr eine Erfindung und Werk der Engländer. Es war eine blos militärische

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 57. 58.
**) Daselbst. S. 114.

Frage zu den Zwecken der Vertheidigung, die ich geographisch oder statistisch nicht zu verlangen getraut hätte.

Immer blieb es (so fährt mein Vater nach Anführung der gleichförmigen Artikel 25 und 66 der Wiener Congreßacte fort) eine ungemeine Nachgiebigkeit von Seiten des Preußischen Hofes gegen England und den König der Niederlande, und die Engländer bestrebten sich aufrichtig, es anzuerkennen und zu erwidern.

In der bereits erwähnten Note vom 24. December 1814 an die vier Mächte*), worin die Eröffnung der Verhandlungen erbeten wurde, heißt es:

Il s'agira moins d'ajouter au revenu de l'état, d'étendre vaguement ses limites — que de les choisir — de trouver cette convenance militaire, de satisfaire le juste amour propre et l'attente de ces peuples; d'unir, ce qui étoit uni par les moeurs, la langue, la religion, les besoins mutuels, les liaisons des fabriques, et enfin par les voeux qui en sont le résultat naturel et nécessaire.

On étoit convenu à Chaumont d'une ligne qui destinait aux provinces unies la majeure partie du Département de la Roer en embrassant Cologne et Aix-la-Chapelle.

Depuis cette époque d'autres circonstances sont survenues, et nous ne citerons que les cessions (des cessions précieuses) faites à la France qui mériteront sans doute toute l'attention de Votre Excellence.

Und ganz in Uebereinstimmung mit dieser gemäßigten Forderung:

Aber der Hauptgewinn nach den früheren Friedenstractaten blieb immer das Lütticher Land, so ausgedehnt, so reich an Mitteln, so voll Industrie, so analog in Sprache, Sitten, Wünschen mit den Niederlanden.

---

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 114 u. 115.

Endlich *):

On s'arrangera à peu près sur ce pied. — En cédant ses états héréditaires Votre A. R. aura de 400,000 à 450,000 âmes à la droite de la Meuse, et à travers mille difficultés, contradictions et jalousies. Dans cette hypothèse c'est le Duché de Luxembourg, qui sera un pays allemand ....

Si V. A. R. avoit voulu conserver ses possessions allemandes, il falloit mettre un veto parfait et irrévocable à leur cession. — L'Allemagne n'est pas le désert du Canada. Dès qu'on cédoit en Pologne, il falloit reconstruire la Prusse en Allemagne. Et combien n'avoit-elle pas de droits, d'amis et de moyens. Moyens de faire tourner tout à son avantage.

Was hat nun mein Vater nach Alle dem bei seinem Bestreben für die Vergrößerung der Niederlande Deutschland entzogen oder zu entziehen beabsichtigt?

Er hat einem durch Napoleon vertriebenen Deutschen Fürsten seine Dienste zur Wiedereinsetzung der Regierung desselben in seinen ererbten Deutschen Besitzungen geweiht; dabei aber vor den Verabredungen zu Chaumont die hochgespannten und in seinen Augen ungerechtfertigten Hoffnungen und Erwartungen des Prinzen von Oranien zu mäßigen gesucht, den von diesem beabsichtigten Erwerb des Herzogthums Berg aus Gründen der Politik wie der Billigkeit als unerreichbar ihm dargestellt. Er war unbetheiligt bei den Verabredungen zu Chaumont, durch welche von Neuem die Erwartungen des Prinzen so hochgespannt waren. Hier wurde der Anwachs des größeren Theils des Departements der Roer, Köln und Aachen einbegriffen, den Niederlanden in Aussicht gestellt, und es ist noch zu erweisen, mit welchem übermäßigen Eifer mein Vater die weitere Verfolgung dieser Verab-

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 104 u. 105.

redungen unter den Großmächten sich hat angelegen sein lassen, nachdem der Friedenstraktat vom 30. Mai 1814 so günstig für Frankreich ausgefallen, daß das Theilungsobject wesentlich geschmälert war. Er war unbetheiligt an den bereits ermäßigten Stipulationen für die Niederlande des Friedenstractats vom 30. Mai 1814, die zu verwirklichen dann sein Auftrag wurde. Und wo und in wiefern kann man ihm hierbei eine Uebergeschäftigkeit im Niederländischen Interesse vorwerfen, und wer vermißt sich, das Maß der erforderlichen und pflichtgemäßen Geschäftigkeit dem für solche Aufgaben erprobten Manne zumessen zu wollen, dem man zugestanden hat, daß er seine Zwecke zu erreichen gewußt hat, und dem man künftig nicht mehr wird nachreden wollen, daß seine Zwecke und Ziele nicht erlaubte, gerechte und patriotische waren?

Er hat allerdings auf dem rechten Ufer der Maas wieder für die Niederlande erworben, was früher Holländischer oder Oesterreichisch-belgischer Besitz war; — aber Luxemburg nicht, ohne dafür die oranischen Stammlande tauschweise zum Opfer zu bringen.

Er hat die von den Engländern bedungene lisière de la Meuse von nördlich unterhalb Gennep bis südlich oberhalb Venloo in der gemäßigtesten Weise, ohne größere Anforderungen zu machen, zur Anwendung gebracht, und es ist darüber von Preußischer Seite keine Klage erhoben worden.

Wer die diplomatische Sprache kennt, der wird in der in wörtlichem Auszug eben angeführten Niederländischen Note vom 24. December 1814, und zwar, nachdem unmittelbar vorher der Beredungen von Chaumont Erwähnung gethan war, in den Worten: „depuis cette époque d'autres circonstances sont survenues", die Resignation auf das Unerreichbare erkennen. Nichts Anderes konnte damit gesagt sein als: „Da Ihr die Verabredungen von Chaumont nicht erfüllt habt und nicht mehr erfüllen könnt, da Ihr überdem von dem alten Belgischen

Gebiet die so werthvollen acht Cantone an Frankreich cedirt habt, so macht das wenigstens jetzt wieder gut, insoweit Ihr das noch könnt, und gebt uns nach den Verheißungen des Pariser Vertrags, was uns auf dem rechten Ufer der Maas vom höchsten Werth, und uns so homogen ist, — das Bisthum Lüttich." Damit ist die behauptete Begehrlichkeit meines Vaters für die Niederlande nach dem Besitz von Köln und Aachen abgethan, und die concrete Anschuldigung gegen meinen Vater wird auf die Frage zurückgeführt: Ist es besser, daß der größere Rest des alten Bisthums Lüttich — denn die Stadt, mit dem auf dem linken Ufer der Maas liegenden Theile des alten Bisthums, und ebenso ein schmaler Strich auf dem rechten Ufer der Maas ist ja schon durch die Friedensstipulation der „lisière de la Meuse" den Niederlanden bestimmt — ist es besser, daß dieser Rest mit seiner gleichfalls großentheils wallonischen Bevölkerung ein Bestandtheil Belgiens und der Niederlande wurde, und daß das alte Lütticher Land ungetheilt blieb, oder würde es besser, wesentlich zu Deutschlands Vortheil gewesen sein, wenn das Land getheilt, und jener größere Rest zu Preußen und Deutschland geschlagen worden wäre?

Ich habe für die Beantwortung dieser Frage keine weiteren Argumente geltend, aber auf Eines noch aufmerksam zu machen.

Preußen hat Luxemburg nicht behauptet, sondern freiwillig aufgegeben, ohne welches der Besitz jenes Theils von Lüttich keinen Sinn hatte.

Daß aber endlich Luxemburg wiederum ein Deutsches Land wurde, das ist sicher das Verdienst meines Vaters; weder Deutscher noch Holländischer Seits würde das nach bekannter Lage der Sache bei dem Wiener Congreß sonst, ohne meinen Vater, verlangt worden sein, und das leiseste Widerstreben des Prinzen von Oranien würde in diesem Falle genügt haben, ihm die Eigenschaft eines Mitgliedes des Deutschen Bundes zu ersparen. Die Nassauischen Stammesvettern würden, für den eventuellen Fall der

Succession in Luxemburg gleichzeitig auf die Succession in den Niederlanden ausgehen, und also von keinem von dem Oranischen abweichenden Interesse geleitet werden.

So groß oder so klein dieses Verdienst jetzt auch angeschlagen werden mag, immerhin wird es dem angeblichen Vergehen oder Fehler die Wagschale halten können: an die Stipulationen von Chaumont, ohne die Verwirklichung derselben zu verlangen, erinnert, und die Theilung des alten Lütticher Landes verhindert zu haben.

Es sind jedoch endlich zwei bedeutende Zeugen vor die Schranken der gegen meinen Vater zu Gericht sitzenden historischen Kritik geführt worden, die für sein übermäßiges Batavisiren ausgesagt und seinen Mangel an Patriotismus bezeugt haben sollen — Stein und Metternich. Mein Vater erzählt unbefangen und nicht wie Einer, der sich einer großen Sünde bewußt ist, Folgendes, und eine andere Quelle als diese Erzählung giebt es nicht für jene Zeugnisse; Pertz und Gervinus, direct und wieder indirect, haben daraus geschöpft:

> Schon im Bericht vom 6. October beklagte ich mich, der Fürst Metternich habe mir in einer Versammlung bei der Kaiserin von Rußland eine kleine Scene, mit andern Worten, Vorwürfe gemacht:
>
> er suche eine Gelegenheit mit mir zu sprechen; zu viel Wärme müßte ich nicht in die Vertheidigung des niederländischen Interesses legen. Ich stiftete die Engländer nur auf, und sei ein Deutscher, und müsse bedenken, daß ich Deutschland dadurch Nachtheil zufüge.
>
> Noch ehe wir nach Wien gingen, hatte mir der Minister Stein Aehnliches zugeschrieben: „Vergessen Sie über dem Batavisiren das Germanisiren nicht".

Was nun zuerst Stein's Aeußerung betrifft, so ergiebt sich aus dem ganzen Zusammenhang, daß Stein keinen bestimmten Akt der diplomatischen Thätigkeit meines Vaters, den er mißbilligen wollte, im Auge hatte; denn mein Vater war damals — „ehe

wir nach Wien gingen" — noch nicht in diplomatischer Thätigkeit, sondern in Dillenburg durch Organisations- und Administrativgeschäfte in Anspruch genommen. Auch würde sich Stein in solchem Falle in seiner Weise ganz anders ausgesprochen haben. Ich glaube auch oben hinreichend dargethan zu haben, daß in der Art wie mein Vater von Dillenburg aus die Depeschen des Prinzen von Oranien in seiner Auffassungsweise der Niederländischen und Oranischen Interessen beantwortet und sich für seine Wiener Mission vorbereitet hat, kein Anlaß zu solcher Mißbilligung, auch vom Stein'schen Standpunkte aus, gegeben war. Ein feindlicher Gegensatz zwischen germanischen und batavischen Interessen war damals wie später gar nicht in Frage. Ueberhaupt liegen mancherlei Beweise vor, daß gerade in jener Periode seines staatsmännischen Wirkens, in der Zeit vor dem ersten Pariser Frieden bis zum Wiener Congreß, mein Vater am meisten mit dem Minister vom Stein sich in Uebereinstimmung befunden und so gehandelt habe. Die Uebernahme Oranischer Pflichten von Seiten des Preußischen Staatsministers Wilhelm von Humboldt, die sicher ohne Stein's Vorwissen weder angetragen noch angenommen worden war; die mitgetheilte Depesche meines Vaters an den Fürsten der Niederlande, welche des Ministers vom Stein und seiner Aeußerung über die Oranier so ausführlich erwähnt; sind einzelne Zeugnisse dafür. Während aber in jener Schöpfungsperiode einer Neuzeit die Oranischen Belange in Deutschland wie in den Niederlanden meines Vaters pflichttreue Thätigkeit ganz besonders in Anspruch nahmen, so daß er vielleicht in seinen Briefen an Stein zu viel über diese Interessen sich ausgelassen hatte, die doch Stein nur als untergeordnete, als Glieder in der Kette der großen Aufgabe erschienen, die seinen Geist beschäftigte, so konnte Stein sehr gut und in wohlwollender Absicht meinen Vater daran erinnern wollen, auch der Hauptsache eingedenk zu bleiben. Stein war in der beneidenswerthen Stellung und Lage,

unter Abweisung aller untergeordneten Rücksichten dem einen großen Gedanken, der Herstellung des Vaterlandes, seine ganze Geisteskraft und Thätigkeit widmen zu dürfen. Meinem Vater war ein so unabhängiger Standpunkt nicht vergönnt, und die Sorge um untergeordnetere Rücksichten waren für ihn in mehrfacher Bedeutung das tägliche Brod. Ehre und Dank ihm, besonders auch von den Söhnen, daß er darum dennoch den Mahnruf des ihm wohlwollenden großen Deutschen, mit ruhigem Gewissen und seiner Pflichten sich bewußt, mit der Unbefangenheit hinnehmen konnte, in der er ohne Zweifel ergangen war.

Nichtsdestoweniger ist auf den Grund der eigenen Erzählung meines Vaters der berichtete Mahnruf bei Pertz zu einer „Warnung" die ihm Stein mit auf den Weg nach Wien gegeben habe; bei Gervinus aber schon zu einem „Vorwurf über seinen Batavismus", den ihm Stein während der Verhandlungen in Wien machen mußte, ausgeschmückt worden, und die verschiedenen Lesarten dieser fable convenue bilden nun schon gefälschte Geschichte.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Stein während des Wiener Congresses nicht mit meinem Vater zufrieden war. Er war mit Niemandem zufrieden und daher sehr verstimmt, und hatte auch Ursache dazu. Der besonderen Gründe der Unzufriedenheit mit meinem Vater waren bei Stein zwei; der Batavismus aber spielt dabei keine Rolle; sondern die Parteinahme meines Vaters gegen Preußen in der Sächsischen Frage, und die entschiedene Abneigung Stein's gegen die deutsche Kleinstaaterei, deren Interessen meinem Vater theils aus Gewohnheit, theils als Föderalisten, grundsätzlich am Herzen lagen, und die er von dem Augenblicke an in der deutschen Verfassungsfrage auch praktisch vertreten zu müssen glaubte, als die Niederlande für den Bundesstaat Luxemburg in diese Kategorie gehörten.

Warum aber Stein, um die deutsche Verfassungsfrage zu

fördern, mit dem Nassauischen Minister von Marschall gegen dessen Nassauischen Collegen, meinen Vater, geheime Verabredungen traf*), das ist ein noch unaufgeklärtes Räthsel. Anders verhielt es sich mit der Parteinahme meines Vaters in der Sächsischen Frage, zu der er keinerlei anderen Beruf, als sein allgemeines Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl hatte, wonach ihm der König von Sachsen nicht strafbarer erschien, als so viele andere Fürsten. Vielmehr war diese unberufene Parteinahme meines Vaters gegen Preußen in der Sächsischen Frage gegen die von meinem Vater zu fördernden Oranischen und Niederländischen Interessen, und zog ihm, in der Besorgniß seines Hofes, daß er die preußische Empfindlichkeit zu sehr verletzt habe und zu weit gegangen sei, wenn auch auf seinen eigenen Antrag, die Abordnung eines weiteren dritten Beigesandten zu. Doch das führt mich direct zu dem Vorwurfe Metternich's gegen meinen Vater, daß er sich, für einen Deutschen, der Niederländischen Interessen zu warm annehme. Zum Glück beweist diese Anecdote geradezu das Gegentheil von dem, was die genannten Herren Geschichtschreiber in dem Zusammenhange, in welchem sie dieselbe wiedergegeben, damit haben beweisen wollen.

Der Schlüssel zu Metternich's Aeußerung, der natürlich in jenen Allegaten nicht gegeben wurde, liegt in seinen folgenden von meinem Vater berichteten Worten**):

> Daß die Niederlande an das übrige Deutschland (außer Preußen) anstießen, schien ihm nicht nothwendig, und die wesentliche Absicht würde schon erreicht werden, wenn Bayern auf verschiedenen Seiten sich uns nähere. Es sei sehr wünschenswerth, Bayern und Preußen so solid auf dem linken Rheinufer zu befestigen, daß sie weniger auf Oesterreich drückten.

*) Pertz IV. S. 146.

**) Mein Antheil an der Politik. II. S. 56.

Den ähnlichen Gedanken in stärkerer Sprache drückte der Fürst Metternich bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens gegen meinen Vater, indem er auf die wünschenswerthe Retrocession Luxemburgs an Preußen hindeutete, also aus*):

— — Le Prince s'appliqua à me montrer l'éloignement de cette place (Luxembourg) du reste de la Monarchie; et m'avoua „que le grand but de l'Autriche devoit être de compromettre la Prusse avec la France — en d'autres termes, de la rendre contiguë — et d'opposer leurs intérêts.“ — Il parloit en Allemand, et se servit néanmoins de l'expression — compromittiren.

In Wien und im Munde des Fürsten Metternich hieß also der Wink, nicht zu viel Wärme in die Vertheidigung des Niederländischen Interesses zu legen, so viel: Damit wir die Preußen nicht nach Sachsen und an die böhmische Grenze bekommen, müssen sie den Ersatz für das ihnen entgehende Sachsen auf dem linken Rheinufer erhalten; und damit die Preußen ihn da erhalten können, dürfen Sie für die Niederlande dort Nichts oder nicht Viel verlangen. Und für meinen Vater, wenn er solcher Politik fähig wäre, würde das entgegengesetzte Argument gegolten haben: Damit die Oranier oder die Niederlande Viel auf dem linken Rheinufer erhalten können, muß ich, so weit es mir möglich ist, die preußischen Ansprüche auf Sachsen unterstützen, die öffentliche Meinung dafür bearbeiten. Er that das aber nicht, trug vielmehr das Seinige noch dazu bei, daß die niederländischen und die preußischen Vergrößerungsabsichten mit so ungleichen Ansprüchen und Mitteln zuletzt auf dasselbe Object zusteuerten, erreichte zwar dadurch für die Niederlande um so weniger, zog sich aber um so mehr den Vorwurf des Fürsten Metternich (Pertz und Gervinus) zu, seines durch allzugroße Wärme für die niederländischen Interessen bewiesenen Mangels an deutschem Patriotismus.

---

*) Mein Antheil an der Politik. V. S. 202.

Damit könnte ich die Antikritik hinsichtlich der politischen Thätigkeit meines Vaters schließen; man wird mir aber vielleicht Dank wissen, wenn ich, bei so naheliegendem Anlaß, zur Charakteristik derjenigen Gelehrtenzunft, der die unzünftige, dem Handwerksbrauch sich nicht fügende Gelehrsamkeit meines Vaters, in Verbindung mit seiner praktisch-politischen Thätigkeit, ein Anstoß und ein Aergerniß war, auch des Herrn Schaumann nähere Ausführung seiner Meinung und das Urtheil mittheile, welches er über meines Vaters publicistische Schriftstellerei im Allgemeinen fällt.

Um näher zu bezeichnen, wovon bei Herrn Schaumann die Rede ist, muß ich bemerken, daß mein Vater schon während des Krieges von 1813 unter dem Titel: „Berichtigungen einiger irrigen politischen Ideen" eine Druckschrift verfaßt hatte, worin in wenigen gedrängten Sätzen: die Frage von dem Französischen sogenannten Territorialbesitzstand, die Geschichte der deutschen Verluste an Frankreich seit dem Verfall des Burgundischen Reiches Karls des Kühnen, endlich das Recht und die Pflicht Deutschlands, seine Verluste jetzt wieder einzubringen, Elsaß und Lothringen zurückzunehmen, — behandelt ist; eine Denkschrift, welche in der Zeit ihres Erscheinens als von hoher Bedeutung allgemein anerkannt wurde. Da dieselben Fragen bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens wieder zur Entscheidung vorlagen, so ließ mein Vater diese Denkschrift von Neuem in Umlauf setzen, und vertheidigte in einer weiteren Staatsschrift unter dem Titel: „Observations sur la question de l'intégrité de la France," im August 1815 das Recht der Alliirten, Gebietsabtretungen von Frankreich auch jetzt noch zu verlangen, gegen die Zweifel, die dagegen aus dem freilich in solcher Fassung unverantwortlichen Allianztractat vom 30. Mai 1815 erhoben worden waren, und gegen die Sophismen einer bezüglichen Französischen Staatsschrift. Endlich

hatte er noch in einem Schreiben an Lord Castlereagh vom **24.** October 1815 seine Argumente vervollständigt. Diese drei Staatsschriften sind bekannt, und nachdem Herr Schaumann aus der zweiten Einiges mitgetheilt und es, wie angeführt, unerklärlich gefunden hat, daß die damaligen Staatsschriften meines Vaters ganz besonders die öffentliche Aufmerksamkeit, der Franzosen namentlich, erweckt hatten, erklärt er das, Seite 121, so:

> Fast gezwungen wird man, auf die Individualität des Herrn von Gagern zurückzukommen, insoweit sie auch aus seinen Schriften erkennbar ist. Neben dem vielen Ausgezeichneten, was sie enthalten, ist darin sogleich eine starke Eitelkeit erkennbar, die es aber versteht, mit einer gewissen äußeren Tournure, ja zuweilen sogar mit Pomp aufzutreten. So etwas sagt vorzüglich den Franzosen zu. Auch das vorliegende Memoire ist ganz in diesem Geiste geschrieben. Die Erörterung darin beschränkt sich nicht auf ein nüchternes, dabei aber tiefes und gründliches Eingehen auf die Sache, die nur diese allein im Auge hat und nicht rechts und nicht links sieht, sie ist vielmehr ein geistreiches Abspringen, ein phrasenhaftes Hinwerfen der Gegenstände in einer kurzen dictatorischen Sprache, die vielmehr zu denken übrig läßt als sie ausdrückt; und über das Ganze zieht sich der Duft einer wohlangebrachten Gelehrsamkeit, die aus dem Schatze ihres Wissens sogleich die passendsten Beispiele und Belegstellen zur Hand hat. So etwas vermag allerdings zu blenden und zu bestechen.

Nach Vorausschickung dieses allgemeinen Urtheils bespricht nun Herr Schaumann jene zweite Staatsschrift näher:

> Es ist wahr, Herr von Gagern hat sich schriftlich
> [Ich verstehe nicht, was das groß gedruckte „schriftlich“ besagen will? Es kann doch — es ist nicht denkbar — damit nicht angedeutet werden wollen, als habe mein Vater zu den Staatsmännern höchsten Ranges keinen Zutritt gehabt? Oder er habe dort mündlich eine andere Sprache geführt?]
> deutlicher als alle andere Staatsmänner über die von Frank-

reich abzutretenden Provinzen ausgesprochen und auf die Unrechtmäßigkeit hingewiesen, mit welcher sie zum Theil erworben sind; eine klare Darlegung dieses Umstandes konnte den Franzosen nur verderblich sein, und sie hatten allerdings alle Ursache, den Mann zu scheuen, welcher dies übernahm.

[Kaum einige Zeilen vorher hatte Herr Schaumann es unerklärlich gefunden, wie die französischen Publicisten dem damaligen Wirken meines Vaters eine solche Wichtigkeit beilegen könnten!]

Aber (—) es war dies ein Gegenstand, dessen erste Kenntniß (!!) man nicht dem Herrn von Gagern verdankte, sondern von dem ein Jeder vielleicht (!) eben so gut unterrichtet war, und auch die Größe der Abtretung ist in den mündlichen Verhandlungen nicht erst nach dieser Angabe debattirt.

Mein Vater sagt*) darüber:

Die Bevollmächtigten der großen Mächte dachten nicht ganz so ungünstig (wie Capefigue), denn sie legten hernach in ihren schließlichen Deliberationen eben diese meine gleichsam historischen Ausführungen zum Grunde und hielten sie dem russischen Memorandum von Capo d'Istria gegenüber.

Schaumann fährt fort:

Dazu vergesse man nicht, daß Herr von Gagern nicht einmal ein consultatives Votum hatte. (!) Der Erfolg zeigte auch leider, daß der moralische Einfluß seiner Worte nie von großer Bedeutung gewesen ist. Ohne auf solche Gegenstände einzugehen, welche Herr von Gagern in seinem Memoire eben so hat, wie sie andere Staatsmänner bereits ausführten [früher als mein Vater? wer?,] will ich nur bemerken, daß man heutiges Tages den Treubruch von 1815 nicht allein dem Volke und dem Heere von Frankreich zur Last legen würde; vielleicht brachen die Bourbons gegen beide zuerst das, was sie versprochen, und hatten die meiste Schuld an den Ereignissen. Vortrefflich aber ist die Hinweisung auf die Gleichheit der Lage

*) Mein Antheil an der Politik. V. Seite 160.

der Staaten und der Begebenheiten zur Zeit des Ende des dreißigjährigen Krieges und 1815 ꝛc.

Und dann weiter Seite 127:

Der Herr von Gagern konnte wirklich keinen glücklicheren politischen Wurf thun, als den Versuch zu machen, aus dem westphälischen Frieden leitende Principe, oder wenn ich so sagen darf, ein Gewohnheitsrecht als Entscheidungsnorm für jetzige Verhältnisse abzuleiten ꝛc.

Es scheint hiernach, daß Herr Schaumann vorzugsweise aus dem Grunde sich berechtigt glaubte, meinem Vater leichtfertige Arbeit vorzuwerfen, weil dieser nicht auch das Argument gebraucht hatte, das aus dem Treubruch der Bourbonen gegen Volk und Heer zu entnehmen war. Ich trete dem Argument selbst nicht entgegen; ich halte es selbst aus dem Standpunkt der Geschichtschreibung für wahr und wichtig. Aber das ist noch kein Grund zur Bemäkelung des Verdienstes meines Vaters; oder es ist eben nur ein Grund in dem Urtheil eines solchen Schulmeisters, als welchen Herr Schaumann sich darstellt.

Es ist hinreichend bekannt, daß die Zurücknahme des Elsasses und Lothringens nicht an der Unzulänglichkeit der gegen Frankreich geltend zu machenden Argumente, sondern an den zwiespältigen, nicht zu vereinigenden wirklichen oder vermeintlichen Interessen der Alliirten, namentlich aber der beiden Mächte, die eine der andern das Genommene nicht gönnten, gescheitert ist.

Ob es aber passend gewesen wäre, ob es namentlich in der Rolle meines Vaters lag, für den praktischen Zweck den er verfolgte, und neben ohnehin schon ausreichenden Argumenten — ausreichend wenigstens für denjenigen, der sich der Ueberzeugung nicht verschließt — in einer Staatsschrift vor Europa und Frankreich die Bourbons selbst des Treubruchs gegen ihr Land und Volk zu beschuldigen, in dem Augenblicke, als die Alliirten sie in die

Regierung von Frankreich wieder einsetzten und dem französischen Volke als seine legitime Regierung octroyirten, und während man diese Maßregel für den Frieden und die Beruhigung von Europa für unerläßlich erklärte und vielleicht hielt — die nähere Erwägung dieser Fragen dürfte doch vielleicht Herrn Schaumann zu der Einsicht bringen, daß es bei Staatsschriften nicht immer, wie er glaubt, „auf ein nüchternes, dabei aber tiefes und gründliches Eingehen auf die Sache, die nur diese allein im Auge hat und nicht rechts und nicht links sieht", ankomme. Wahrhaft naiv ist die weitere Besprechung des Briefes meines Vaters an Lord Castlereagh, Seite 186 bis 192, Herr Schaumann kommt zu dem Resultat:

> Doch ich habe öfter von Verlegenheiten des englischen Ministers gesprochen, und doch bewiesen, daß es gerade von Anfang an dessen Absicht gewesen sei, Frankreich unverkürzt zu erhalten.

Nichtsdestoweniger muß mein Vater noch einmal dafür herhalten, daß er, und nicht Herr Schaumann, die englische Politik zu bekämpfen und Lord Castlereagh zu bearbeiten gehabt hatte:

> Wir haben auch hier wieder den Herrn von Gagern, wie er leibt und lebt, und wie wir ihn schon einmal früher gehabt haben. Gute Ideen, geistreiche Ausführungen, glückliche Beispiele und die deutsche Gelehrsamkeit treten uns allenthalben entgegen, und verdienen von Jedermann anerkannt zu werden. Aber, vom politischen Standpunkt aus die Sache betrachtet, so glaube ich schwerlich, daß der Brief des Herrn von Gagern alle die Bedenken zerstört haben wird, welche Lord Castlereagh bei dem Fortgange der Verhandlungen hatte, und daß letzterem nach Lesung desselben um Vieles leichter geworden sei!

Das glaube ich auch „schwerlich". — Auf mich machte diese ungereimte Kritik den Eindruck, als müsse der Verfasser es sich zur professionellen Pflicht gemacht haben, meinen Vater als

nicht zunftmäßigen Gelehrten auch da zu tadeln, wo er sich durch das Wesentliche der besprochenen publicistischen Leistungen zur Bewunderung hingerissen fühlte, und ich habe die in späteren Jahren immer größere Gleichgültigkeit meines Vaters gegen solche Urtheile, und seine Geringschätzung solcher Pedanten vollkommen begriffen.

Entgegen der Behauptung des Herrn Schaumann, wonach es meinem Vater nicht gelungen sein soll bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens auch nur mit einer einzigen seiner Forderungen Gehör zu finden, wird kein Unbefangener, der die Geschichte der Verhandlungen kennt, am wenigsten aber sollte ein Gelehrter, der diese Geschichte schreibt, bezweifeln, daß mein Vater wesentlich beigetragen habe zur endlichen Annahme des Princips: die Alliirten seien in den hundert Tagen im wirklichen, erneuerten Kriege mit Frankreich, und nicht blos im Kriege mit Napoleon gewesen, und durch die Folgen dieses Krieges seien sie berechtigt, ungeachtet der natürlich friedlich gebliebenen Haltung der verjagten Bourbonen, Frankreich durch weitere erzwungene Gebietsabtretungen für die Folgen dieses Krieges und für den dadurch geübten Mißbrauch seiner Macht zu strafen, und gegen Wiederholungsfälle Garantie zu nehmen. Auch die Erklärung der Mächte vom 15. und 25. März 1815, aus Veranlassung der Entweichung Napoleons von Elba und dessen Zurückkunft nach Frankreich erlassen, worin sie verkünden, ihre Allianz lediglich zu dem Zwecke erneuern zu wollen, um die Bedingungen des Friedensvertrags vom 30. Mai 1814 und der Wiener Congreßacte aufrecht zu erhalten und gegen die Plane Napoleons sicher zu stellen — eine Erklärung, um derentwillen mein Vater verweigert hatte, den Accessionsvertrag der Niederlande zu dieser vermeinten Allianz zu unterzeichnen, konnte, nachdem es zum blutigen Kriege mit Frankreich ungeachtet dieser Erklärung gekommen war, jenen Gesichtspunkt nicht beeinträch-

tigen. Es ist ebensowenig zweifelhaft, daß Belgien und die Niederlande jene weitere Gebietsvergrößerung auf Kosten Frankreichs, durch die acht Cantone, Philippeville und Marienbourg, die Wiedererstattung der von Frankreich aus den Niederlanden geraubten Gemälde und sonstigen Kunstwerke, und die Bestimmung des auf 60 Millionen Francs gesetzten niederländischen Antheils an der von Frankreich in Gemäßheit des zweiten Pariser Friedenstractats zu zahlenden Kriegscontribution, wesentlich der Einsicht, der diplomatischen Erfahrung und der Energie meines Vaters, in Verfolgung jenes zur Anerkennung gebrachten Princips zu danken haben.

Wenn mein Vater der Bestätigung bedurft hätte, daß er, wenigstens nach der Aristotelischen Lehre des inter utrumque tene, den Weg des Rechts gegangen sei, so ist ihm diese geworden. Wie wenig er, auch nach der andern Seite hin, durch seine Ausrichtung bei dem Wiener Congreß die Zufriedenheit des Fürsten sich erworben habe, das wird die folgende Correspondenz beweisen, die ich der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten will:

Der König Wilhelm I. an den Staatsminister Freiherrn v. Gagern zu Wien.

Brüssel, 4. Mai 1815.

Dasjenige, was Sie mir unter dem 26. v. M. über die Abtretung meiner nassauischen Lande und deren künftiges Schicksal theils in Ihrem deutschen Bericht Nr. XII., theils in Ihrem französischen gemeldet haben, hat mir nichts weniger als erfreulich sein können, und ich vermag nicht, Ihnen meine Unzufriedenheit darüber zu verbergen, daß Sie, meinen gemessenen Befehlen völlig zuwider, nicht dahin gearbeitet haben, das Zusammenbleiben meiner nassauischen Lande zu bewirken. — Ueberdies kann ich es eben so wenig billigen, wenn Sie nun-

mehr darauf antragen, die Uebergabe jener Lande an Preußen und Nassau bewirken zu lassen, indem für mich dasjenige nicht bindend ist, was Preußen und Nassau über die Theilung gedachter Lande und deren directe Besitznahme von jedem Theile pro rata unter sich verabredet haben. Ich habe deshalb, wie Sie aus der abschriftlichen Beilage ersehen werden, schon vorläufig meine Commissarien angewiesen, in Ansehung der Uebergabe den Bestimmungen des Protokolls vom 12. Febr. d. J. ganz gemäß zu handeln und jene Lande nur allein den preußischen Uebernahmecommissarien zu übergeben, denen es alsdann überlassen bleiben wird, nach deren Uebernahme nach Gutfinden damit zu schalten.

Ueberhaupt scheint es, daß meine Herren Agnaten in dieser Angelegenheit besser bedient worden sind, als ich mich dessen rühmen kann. Nothwendig wäre es gewesen, daß die Grundsätze, wonach die verschiedenen Uebergaben geschehen sollen, mit dem preußischen Bevollmächtigten im Voraus genau verabredet worden wären, allein auch dieses ist, wie ich ungerne ersehen, unterlassen worden, wodurch nunmehr mannigfache und für mich nachtheilige Schwierigkeiten entstehen können. Uebrigens muß ich Sie ersuchen, sich mit dem künftigen Loose meines nassauischen Regiments für jetzt nicht zu beschäftigen, wie Sie nach einer Bemerkung Ihres französischen Berichts vom 25. v. M. Willens sind, indem bekanntlich über das ganze Regiment eine Capitulation besteht, deren etwaige Abänderung späteren Unterhandlungen vorbehalten bleiben muß.

Wilhelm.

An den König.

Wien, 28. Mai 1815.

Durchlauchtigster Großmächtigster König!
Gnädigster König und Herr!

In dem königlichen Rescript vom 4. d. M., die oranischen Abtretungen und die nassauischen Tauschhandlungen betreffend, habe ich nicht nur Unmuth und Ungnade, sondern Aergeres gefunden. In dem ganzen Erlaß war nicht ein königliches,

nicht ein gerechtes, nicht ein logisches Wort! Das Argwöhnische in dem Charakter der Könige ist am entferntesten von der Großmuth. Wenn Ew. K. Majestät sich so ausdrücken: „Ueberhaupt scheint es, daß meine Herren Agnaten in dieser Angelegenheit besser bedient worden sind, als ich mich dessen rühmen kann,“ — so habe ich die Ehre zu bemerken, daß Ihre Kammerdiener und Schreiber Sie bedienen; angesehene Edelleute und Staatsmänner dienen Ihnen. In jenen Worten und in Sinn und Fassung jenes Rescripts lag eigentlich die Beschuldigung der Treulosigkeit und des Verraths. Mögen Ew. K. Majestät in einer langen und beglückten Regierung keine schlimmeren Verräther finden, als die Gagern. Eine solche Behandlung im Augenblicke der angestrengtesten Widmung und der Erfüllung äußerst schwerer Pflichten ist jedoch der sicherste Weg, sich Verräther zu bereiten. Auf mich hat es blos den Eindruck gemacht, daß ich in dem Augenblicke unfähig bin, mit derselben Wärme und Ergebenheit meine Obliegenheiten zu erfüllen. Für eine Staatsverhandlung, ich wiederhole es, die ganz und gar nicht in meinen Händen war, konnte ich nicht verantwortlich sein. Die Rescripte über den Nassauischen Tausch, wenn ich sie buchstäblich befolgt hätte, würden erstens ohne Erfolg geblieben sein; alsdann würden sie Ew. Maj. in einem unerklärbaren und hernach in einem gehässigen Lichte haben erscheinen lassen. Ich bewährte also eben jene Treue, indem ich sie bei meiner Verantwortlichkeit und dem Verlust Ihrer, sonst mir theuren, Gnade nach der Lage der Dinge interpretirte; ich that nichts hinzu, wo ich nichts abthun konnte. Und schon dieses Nichtsthun hat bei Nassau den übelsten Eindruck hervorgebracht, die jene Cession ohne ihre Begrüßung und Beistimmung ohnehin als einen Bruch erbvereinter Pflicht ansahen. Wenn Ew. M. mit anderen Staaten lieber in Feindschaft als in Freundschaft leben wollen, so bin ich auch in der Hinsicht ein ganz überflüssiges Werkzeug, das Ihre ganze Politik darauf baute, Ihnen Freunde zu erwerben. Wenn sich daher Ihr königliches Gemüth nicht dazu entschließen und erheben kann, mir in dieser hochwichtigen Sache vollkommene Genugthuung widerfahren zu lassen, so

lege ich, ohne alle Ansprüche, ferneren Dienst und Verpflichtung auf das Ernstlichste zu Ihren Füßen. Ich verbleibe in tiefster Ehrfurcht H. Gagern.

Hierauf die Entschließung:

Haag, den 22. Juni 1815.

Die Ausdrücke und Wendungen, welche in Ihrem Schreiben vom 28. v. M. vorkommen, tragen so augenscheinlich das Gepräge der Hitze und Uebereilung, daß ich nicht zweifeln kann, Sie werden dieses bei kälterem Blute und reiflicherer Ueberlegung selbst einsehen und wünschen, daß solche als nicht geschrieben betrachtet und der Vergessenheit übergeben werden mögen. Ich hoffe letzteres von mir selbst zu gewinnen, zumal wenn Ihr künftiges Stillschweigen über diesen verdrießlichen Gegenstand hierin meinen Bestrebungen zu statten kommt.

Wilhelm.

Ueber den Vorgang sagt mein Vater*):

Leider ließ ich mich in Zorn und Empfindlichkeit zu einer noch viel heftigeren Antwort, zu wahrhaft sträflichen Ausdrücken hinreißen. Die ruhige und würdevolle Antwort des Königs, seine vollkommene Vergebung, gehören zu seinen edelsten Charakterzügen. Ich darf es sagen, er fühlte sein Unrecht, — und nicht blos in Worten, denn ich wurde hernach ganz allein zu den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens und später an den Bundestag gesendet. Besonders das erste betrachtete ich als den höchsten Grad der Auszeichnung und hatte Recht, es so zu betrachten.

Wilhelm I. durfte die „heftigen und sträflichen Ausdrücke" meines Vaters wohl als vergessen betrachtet wissen wollen: eitel und empfindlich war sein Gemüth nicht, und er vermochte viel über sich zu gewinnen, wenn er einen bestimmten politischen Zweck erstrebte und bestimmte Persönlichkeiten dafür im Auge hatte. Mein Vater, in seiner großen Gutmüthigkeit, war durch

*) Mein Antheil an der Politik. II. S. 116.

das trockene, Vergessenheit verheißende Canzleischreiben wirklich versöhnt, und es genügte ihm, im Gegensatz zur Laune des Herrn das richtige Verhältniß des Edelmanns zum Deutschen Fürsten, oder des Gefährten zum Gefolgeherrn, in Erinnerung gebracht zu haben. Mit eben so classischer Resignation begnügte er sich, als ihm statt jeglicher Vergütung für den in Wien gemachten außerordentlichen Aufwand das zweifache Argument entgegengestellt wurde, daß das offene Haus nicht befohlen gewesen, und daß der König ja nicht einmal den Männern, die ihn zuerst nach Holland berufen, eine Dotation verliehen habe.

Mein Vater hatte es nämlich für nützlich und schicklich erachtet, in Wien ein offenes Haus, und zwar eines der gastlichsten in der Congreßzeit, zu halten, und darum einen bedeutenden Theil seines nur kleinen Vermögens an eine dem Anstande entsprechende Repräsentation einer Krone und eines reichen fürstlichen Hauses bei dessen Wiedereintritt in die Europäische Familie gesetzt, welches seines mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgestatteten Looses sich vor Andern, die verstimmt und unbefriedigt blieben, zu erfreuen, und nach meines Vaters Ansicht diese Zufriedenheit zu erkennen zu geben hatte. Die Minister aller Königreiche waren damals mit Besitzungen dotirt worden; mein Vater erhielt von seinem Hofe nicht die Erstattung seiner Auslagen. Dem Staatsmanne genügte das Bewußtsein treuer und erfolgreicher Pflichterfüllung, dem aufopfernden Diener eine später erhöhete Pension, dem Vater die Hoffnung, den Söhnen die Aussicht auf eine politische Zukunft bereitet zu haben.

Aber da ich von der Verstimmung des Königs über die Abtretung seiner Stammlande und von dem Eintausch Luxemburgs zuletzt ausgegangen bin, so bleibt mir darüber noch Weniges nachzutragen.

Stein urtheilte wohl zu hart:

Das Benehmen des Königs der Niederlande bei der Cession

seiner Deutschen Lande ist gleich dem eines Erwachsenen, der, nachdem er einen unerwarteten Gipfel des menschlichen Glücks ohne sein Zuthun erreicht, über den Verlust seiner Windeln und seiner Puppe weint.

Der Verlust seiner Stammlande durfte dem Prinzen auch als König wohl leid thun; denn der Name Oranien war dort geliebt und geehrt; das Freudenfest zu Dillenburg bei der Rückkehr dieser Herrschaft, und die Hymne: „Blühe hoch Oranien,“ die bei dem Festzuge der Schuljugend gesungen wurde, waren wahrhaft freiwillige Veranstaltungen und Ergießungen.

Aber der Austausch gegen Luxemburg hat zwei Theile, und es gehört zur übersichtlichen Geschichte, daß ich auch des zweiten hier Erwähnung thue.

Bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens, als noch Hoffnung war, daß Frankreich zu größeren Abtretungen genöthigt werden würde, daß also die in Wien für die Niederlande vereinbarten Grenzen wieder geändert werden könnten, schien Preußen die Vertauschung von Luxemburg zu bereuen und kam darauf in alternativer Form zurück: ihm entweder das ganze Großherzogthum wieder zu überlassen, wobei für die Niederlande als Entschädigung Französisch-Flandern mit Dünkirchen, St. Omer, Lille und Valenciennes in Aussicht gestellt wurde; oder den südlichsten Theil, die Festung mit einem Umkreis von etwa einem Fünftheil des Ganzen, wogegen Preußen den nördlichen Theil von Cleve, mit den Städten Cleve und Emmerich, an die Niederlande abtreten würde.

Da dieser Plan, wie wir oben gesehen haben, auch von Oesterreich unterstützt wurde, welches wünschte, daß Preußen auf weiterer Strecke Nachbar von Frankreich sein möge, und da mein Vater selbst Luxemburg in Preußischen Händen sicherer glaubte, so begab er sich persönlich nach Brüssel, um dem Könige die

Sache vorzutragen und die Einwendungen zu vernehmen. Er*) berichtet darüber:

Was Luxemburg überhaupt betrifft, so wiederhole ich auf das Bestimmteste:

1) Als zu Wien die Option zwischen den Deutschen Stammlanden und Luxemburg gelassen war, so enthielt ich mich aller Argumente, aller Stimme, sondern überließ es dem Gemüth und der Einsicht des Königs. Denn ihm mußte der Eindruck in den Niederlanden, die Verknüpfung und ihre Vortheile viel deutlicher vor Augen schweben als mir. Unstreitig hat ihn auch diese Rücksicht bewogen. Hätte ich Argumente anwenden wollen, so wären sie entschieden für die Stammlande gewesen, nach meiner Persönlichkeit, nach meinen Interessen, wie nach meinen Gefühlen.

2) Bei meinem Erscheinen zu Brüssel — opinirte ich ganz in Preußischem Sinne. Der König aber leistete mir hartnäckigen Widerstand, was ich sonst gar nicht gewohnt war:

Ob denn nie etwas fest stehen solle? Ob man einmal übernommene Regentenpflichten nicht treulich zu üben habe? Ob ich glaube, daß ihm solcher Seelenhandel gefallen könne?

Worauf ich blos erwiederte: Eure Majestät würden vollkommen Recht haben, wenn von gewordenen Dingen die Rede wäre. Es ist aber noch immer die Rede von erst werdenden. Und was Sie Seelenhandel nennen, ist die Attribution von Land und Leuten, um die es sich eben handelt.

3) Uebrigens bezog sich meine ganze Argumentation weit mehr auf die Abtretung des ganzen Großherzogthums gegen vollständigen Ersatz, als auf die bloße Ausscheidung von Stadt und Festung, ob ich gleich alle Unzuträglichkeiten einer Zwei- und Dreiherrschaft (der Bund) deutlich genug vor Augen sah.

Aus der Sache ist nichts geworden, weder aus den weiteren Abtretungen Frankreichs, noch aus dem bloßen Tausch mit Preußen.

---

*) Mein Antheil an der Politik. V. S. 224. 225.

Mein Vater hatte, schon ehe er nach Wien ging, bei der Erörterung über seine Instructionen zwischen dem Haag und Dillenburg eine Oranische Politik in Grundstrichen skizzirt, die aus seinen Depeschen sich ergeben. Diese Grundzüge sind seiner Deutschen Stellung, der Holländischen Nation und des Fürstenhauses an ihrer Spitze, würdig. Sie sind ehrenhaft, auf Vernunft, positives Recht und menschliches Wohlwollen gegründet.

Als Deutscher durfte und mußte er für die Deutschen Stammlande, für die mit Deutschem Blute erkämpften Entschädigungen und deren Zusammenhang mit der stammverwandten früheren Republik das einheitliche Band von Kaiser und Reich zurückverlangen, welches er für natürlich, rechtlich begründet und nothwendig hielt.

Für den geographischen Bestand aber des künftigen Oranischen Länderbesitzes wollte er das, was im gemeinsamen Interesse aller Verbündeten entweder mit einem bestimmten Rechtstitel oder mit Billigkeit und mit Anstand gefordert werden konnte; wo möglich, ein zusammenhängendes Ganzes.

Als Vertreter eines Nachfolgers der Oranier wollte er für dieses zusammenhängende Ganze eine gemäßigte, monarchische Verfassung, Gewissensfreiheit und freien Verkehr.

Endlich wollte er als Minister des Hauses treue verwandtschaftliche Gesinnung in Thun und Lassen gegen die verwandten Höfe, gegen Preußen sowohl, als auch besonders gegen die Nassauischen Vettern, die früher, unter seinem Einflusse in Nassau, auch gegen die Oranier verwandtschaftlich gehandelt hatten.

Für jede dieser Behauptungen ist aus seinen Depeschen wenigstens eine Beweisstelle mitgetheilt worden. Solcher Gesinnungen ist mein Vater auf dem Congreß zu Wien, später am Bundestag kräftiges Organ geworden, und auch in der Zurückgezogenheit ihrer stets eingedenk geblieben.

Nach dieser langen Episode kehre ich nun noch kurz zu dem Bruder zurück, der sich in den anderthalb Jahren, deren für die Niederlande so belangreiche diplomatische Geschichte eben erzählt worden ist, in seine neuen militärischen Dienstverhältnisse eingewöhnte.

Daß die Fluth und Ebbe der Gunst des Vaters auch auf seine Stimmung und politische Orientirung eingewirkt haben werde, wird durch eine Reihe väterlicher Briefe dargethan, die im Einzelnen keiner weiteren Ausführung bedürfen.

Bei der Belagerung von Gorkum im Februar 1814 haben wir die Anfänge einer niederländischen Armee wieder aufzusuchen, zusammenagirend mit den Preußen unter Bülow und mit englischer Hülfe. Unser Gedenkbuch enthält folgende Notizen, und man wird sich öfters mit seinem trockenen Chronikenstyl begnügen müssen, wo der Briefwechsel unterbrochen war oder wenige Briefe erhalten sind:

1814. Einige Bomben werden nach Gorkum geworfen. Oberst der Artillerie van Hoey. Das desertirte Französische Fremdenregiment ist unsre einzige brauchbare Truppe. Oberst Perponcher löst Fagel im Commando ab. Gorkum capitulirt. Wir besetzen mit den Preußen gemeinschaftlich die Thore. Die Engländer debarkiren bei Willemstad unter General Sir Thomas Graham. Perponcher, unter seinen Befehlen, marschirt mit seiner Brigade über Oosterhout nach Haagje bei Breda; von da nach Voestwezel und Zantvliet. Mißlungener Ueberfall von Bergen op Zoom durch die Engländer. Herzog von Clarence im Hauptquartier von Graham. Carnot läßt zwei Französische Linienschiffe aus Antwerpen auslaufen, die das Fort Fredrik Hendrik beschießen, das die Engländer armirt hatten. Kanonade ohne Erfolg. Congreve'sche Raketen. Blokade von Antwerpen und Bergen op Zoom. Hauptquartier des Prinzen von Oranien in Rozendaal. Oberst Constant Rebecque, Generalquartiermeister, wird mein Chef. Friede von Paris 30. Mai 1814. Hauptquartier von General Perponcher in Capelle. Kurzer Aufenthalt im Haag. Mein Vater kommt dahin. Hr. von Marschall und Ibell, der Nassauische Erbverein erneuert, aber alles Nähere verschoben.

Aus dieser Zeit sind keine Briefe des Bruders erhalten, sondern kaum ein Wiederhall in folgenden väterlichen Antworten.

Vater an Fritz.

Dillenburg, den 18. Febr. 1814.

Selten und mager schreibst Du mir und es kostet Dich doch so wenig. Du hältst zu wenig auf affectuose Aeußerungen und Kleinigkeiten. Auch die haben ihren Werth. Auf die Frage, was ich denn von Dir wissen möchte — Antwort: Alles. Ich möchte fast sagen, den Gang der Transpiration. Erkundigst Du Dich nach dem Einfluß des Klima's? Befolgst Du die Regeln? Sind die Füße gehörig verwahrt? Deine Briefe führen doch nach und vor Gorkum, aber das capitulirte ja zur selbigen Zeit! Oder lügen auch Eure Blätter und Berichte? Ein Pferd, ein besseres Pferd habe ich hier für Dich gekauft; eine braune Stute, die Dir ein Piqueur bringen soll, den der Prinz beim Dragonerregimente zu Leeuwarden angestellt hat. Es kostet 25 Louisd'or. Hast Du des Geldes zu viel, so kannst Du mit mir Contocurrent halten. Aber jetzt soll Dir nichts abgehen. Du bist an einem Ort, wo man gentlemanlike leben muß. Und nun lebe wohl, schreibe, schreibe mit Menschenverstand wo möglich, kann es aber nicht anders sein à tort et à travers. Adio.

Vater an Fritz.

Dillenburg, 4. Avril 1814.

J'aime mieux encore quelques Jérémiades que cet éternel silence. Si vous ne voulez pas penser avec moi, radotez un peu pour moi. Comment va votre Anglomanie depuis que vous vivez avec ces gens-là? Il me semble pourtant que, si vous n'êtes pas toujours à sabrer, il y a cependant beaucoup à apprendre de ce côté-là. Je suis assez charmé que vous n'étiez pas destiné à fourrer votre nez dans Berg-op-Zoom. Voici ce que les feuilles publiques commencent à dire sur mon histoire (Deutsche Nationalgeschichte). Renvoyez-moi la feuille; c'est le Professeur Beck à Leipzig qui parle; assez de louange, mais superficiel. Je m'imagine que vous vous intéressez à tout ce qui me regarde. Pensez donc de même et parlez-moi: redoutes, canons et plans de campagne. Tout à vous.

Vater an Fritz.

Dillenburg, den 17. April 1814.

Von Dir hört man und sieht man wenig, mein Theurer; ich hörte von einer Jeremiade an die Mutter, die ich einstweilen ad acta decretire. Jetzt giebt es vor der Hand nichts mehr zu hauen und zu stechen, und der geschicktere Soldat wird die Palme erringen. Vielleicht sehen wir uns bald in Holland. Wo nicht, so besser. Diese behagliche Ruhe vertausche ich ungern mehr mit dem Getümmel der Welt. Ich bin alt geworden. Dein Bruder Karl ist bei Arcis sur Aube von einer Haubitze blessirt, liegt zu Basel und wird nach Freiburg transportirt. Mein alter Vater verjüngt sich wieder und war zu Monsheim. Deine Mutter ist voll frommer Gefühle, daß ihr die Söhne geblieben sind. So auch ich. Also topp. Nicht zu viele Grillen.

Vater an Fritz.

Dillenburg, den 5. Mai 1814.

Der Frieden und seine Folgen versöhnen Dich, wie ich hoffe, mit Deiner Lage. In solchem Zustand ist denn doch ein wissenschaftlicher Soldat ein verständigeres Wesen, als ein Oesterreichischer Haudegen in einem Mährischen Dorfe. Ich kann mich Deiner nicht beloben. Etwas bitterer würde ich mich ausdrücken, versicherte mich der Erbprinz nicht, daß Du dort in großer Achtung stehest. Das ist die Hauptsache. Karl ist, glaube ich, wieder zu seinem Regiment. Der Heinrich, ärgerlich, daß es Frieden ist, will nun zur See dienen!! Wir wollen ihn im September in die Lahn werfen, um solche Grillen abzuwaschen.

Vater an Fritz.

Dillenburg, den 30. Mai 1814.

J'ai reçu votre dernière, datée près d'Anvers, dans les jardins de Monsheim où j'ai passé quelques jours fort agréablement. J'avois fait venir ici les deux petits garçons avec la vieille Lisbeth. Ils m'ont accompagné fort gais

et fort sages. J'ai trouvé dans ce pays-là toute chose en assez bon ordre; les troupes de Nassau et d'Orange m'entouroient et me servoient de sauvegarde (corps d'armée du Pce. de Cobourg). Le sort de nos pays d'outre Rhin n'est pas encore fixé. Je crois qu'il sera balancé entre la Prusse et la Bavière et j'opine pour la dernière. — Je suis pourvu de bons chevaux de selle et de ce pas j'irai à cheval à Weilbourg.

Beim Wiedersehen im Haag war es schon entschieden, daß mein Vater als Gesandter zum Wiener Congreß gehen würde; von dieser Zeit an scheint sich mein Bruder mit den neuen Verhältnissen mehr versöhnt zu haben, und von Klagen ist auch nicht einmal im Wiederhall ferner die Rede. Dienst und Kameradschaft fingen an sich zu gestalten, und die Notizen fahren fort:

Reise nach Amsterdam. Der Kaiser Alexander und das Haus Peters des Großen. Mollerus Kriegsminister. Oberstlieutenant Wildemann, mit dem ich die Hannöverschen Colonnen durchzuführen habe. Arnheim als Centrum. General von Best. Ich sehe meine Göttinger Kameraden wieder. In Arnheim General Graf Stirum. General Janssens, Kriegsminister. Mein Vater geht zum Congreß. Ich erhalte im Winter Urlaub und gehe nach Weilburg, über Düsseldorf, wo meine Cousine, Auguste Pfeill, Nonne geworden. Der Hof; der Erbprinz; Schlitttenfahrten und Maskenbälle. General Kruse. Hauptmann Waldschmidt. Ich gehe im Februar 1815 nach Monsheim. Reise auf den Donnersberg. Kirchheim-Bolanden. Nachricht von Napoleons Rückkehr; Befehl mich nach St. Tron zu begeben, wo das Hauptquartier der Holländischen Armee war. Wiener Congreß; Königreich der Niederlande.

Wenn man in ausländischem Dienste nur einmal die Heimath wiedergesehen hat, so gewöhnt man sich schon leichter und kehrt mit besserem Muth zurück; — um so freudiger, wenn Thätigkeit und Pflichten rufen. Es war also nicht nöthig, daß mein Vater weiter einen Plan verfolgte, den er durch den folgenden Brief dem Sohne aus Wien mitgetheilt hatte.

Vienne, le 26. Dec. 1814.

Je vous ai déjà mandé, que le général Prince de Hohenlohe avait obtenu que son régiment fut conféré au

Prince d'Orange. Le Prince de Metternich m'a prié de passer chez lui pour me l'annoncer et passant d'abord à votre personne pour ajouter que l'empereur vous placeroit volontiers près du Prince, qui en même tems a été fait feld-maréchal comme le Prince Régent. Wie fangen wir nun das an? Le bien le plus réel, que je vois dans cette affaire, c'est qu'en cas d'accident ou de goût invincible vous vous frayez le chemin de revenir un beau jour en Autriche.

Die Anlage, glaubte ich, würde Dir Vergnügen machen. Sie ist das erste opus des Erzherzogs Karl, der nun auch seine anderen Feldzüge beschreibt. Er, der Palatin und Erzherzog Johann behandeln mich ungemein gut. Ueberhaupt ist mein Credit hier groß genug. Es mag mir gelingen oder nicht, was ich politisch suche, mit Ehren werde ich mich herausziehen. Ich lebe auch mit ziemlich anständigem Train, und meine Küche ist in Wien nicht die schlechteste. Dein Regiment Riesch liegt jetzt tief in Ungarn. Mit den Bayern stehe ich auf das Beste! — Auch mit Dir? Ich frage darüber ganz ergebenst an.

Auf jene Oesterreichische Möglichkeit hatte mein Bruder noch während seines Urlaubs geantwortet, daß er die Hoffnung nicht getheilt habe, weil die Sache nicht im Geschmack des Prinzen gewesen, so wenig wie in dem seinigen. Fritz hatte damals schon und später steigend eine entschiedene Abneigung gegen eine militärische Hof- oder Adjutanten-Stellung, attaché à la personne du prince. Er hatte das Gefühl, daß er dazu die erforderlichen Eigenschaften nicht besitze. Uebrigens, so fügte er hinzu, dürften seine Phantasien neben den Interessen des Vaters und seiner Zufriedenheit gar nicht in Betracht kommen. Bald sollte auch ein festeres Band ihn an die Niederländischen Waffen fesseln, denn gemeinsame Gefahren und Ehren binden zusammen, und zu beiden gab Napoleons Rückkehr der jungen Niederländischen Armee auf den Feldern des eigenen zu vertheidigenden

Landes Gelegenheit; die erste Gelegenheit, wobei Holländer und Belgier für ihre neue gemeinsame Fahne die Bluttaufe erhielten, aber auch die letzte.

Brüssel, die französischen Royalisten da. Hr. van der Capellen Minister. Wellington in Brüssel. Prinz von Oranien in Braine le Comte. General Perponcher hat die 2. Division, 8000 Mann, Hauptquartier Nivelles; Oberst Zuylen van Nievelt, Chef des Generalstabs. Brigadiere: Byland und Gödecke, letzterer wegen Krankheit ersetzt durch Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Erste Division: General Stedtmann, 10,000 Mann. Hauptquartier Oosterzeelen. Brigadiere: Anthing, d'Hauer, De-Eerens. — Dritte Division. General Chassé, 7000 Mann. Hauptquartier Haine. Die Cavallerie unter General de Collaert, 3600 M. Boussoit sur Haine. Zusammen über 30,000 M. Der Erbprinz von Nassau-Weilburg als Ordonnanzofficier im Hauptquartier von Wellington; ich besuche ihn zu seinem Geburtstage am 14. Juni zu Brüssel, wo ich aus gleichem Anlaß Bruder Heinrich finde. Kaum bei der Brigade zurück, am 15. Ueberfall der Franzosen bei Frasne. Ich melde es dem General Constant in Braine. Position von Quatre-Bras. Herzog Bernhard. Major Hegmann. Schlacht von Quatre-Bras den 16. Juni. Prinz von Oranien. — Ich werde blessirt; Major Stirum auch. Tod des Herzogs von Braunschweig. Brüssel. Das Hospital. Heineken.

Zu Pferd führte Fritz als Generalstabsoffizier bei Quatre-Bras eine Kette Niederländischer Tirailleurs durch ein hohes Kornfeld in's Feuer, als er, von Französischen reitenden Jägern umringt, einen Schuß auf kurze Entfernung durch den linken Unterarm erhielt und dem Angriff des einen der Reiter erlegen sein würde, wenn dieser nicht in demselben Augenblicke von dem ersten heraneilenden, Niederländischen Flanqueur tödtlich getroffen worden wäre. Da mein Bruder augenblicklich kampfunfähig geworden war, konnte er seinen braven Vertheidiger nicht sofort, aber auch später, trotz vielfacher Erkundigungen nicht wiederfinden. Im Jahre 1843 hielt ein erblindeter Mann aus Dortrecht beim König um das Kreuz und die Pension des Wilhelmsordens an und zwar auf Grund von Angaben aus dem Treffen von Quatre-Bras, die nur auf meinen Bruder zutrafen, der dann glücklich war, durch sein Zeugniß dem wieder erkannten Retter die Belohnung zu verschaffen. Aus religiösem Grundsatz hatte dieser,

so lange bis Armuth und Erblindung ihn heimsuchten, seinen billigen Anspruch verschwiegen.

18. Juni. Schlacht von Waterloo. Ich will hinreiten und begegne dem Vetter Pfeill (Oesterr. Officier), der Depeschen aus Mannheim gebracht hat; durch ihn schreibe ich dem Vater. Bruder Heinrich bei den Nassauern leicht blessirt. Brüssel. Mad. de Vaudreuil, Hausgenossin, stellt mich dem Prinzen von Condé vor. — Im Hospital Stehlen. Hegmann † Waldschmidt amputirt. Menzler. Die Kirchen sind Hospitäler. Ich marschire mit General Bylandt, Rendorp und Hogendorp nach Paris, über Mons. Blokade von Valenciennes (General Behr). Prinz Friedrich, General Constant. Peronne, Chantilly. St. Leu, das Schloß der Reine Hortense. Ich wohne mit Bylandt. Der Vater in Paris, sein Hotel. Herr von Eck, Gesandtschaftssecretär. Auch Heinrich ist aus seinem Lager im Bois de Boulogne oft da. R....., der, um des Vaters ihm zugänglich gemachte Depeschen auszuschreiben, zu unserer großen Belustigung zum Fenster bei uns aus- und einsteigt. Earl of Mountnorris. Lady Francis Webster und Wellington. Lady Juliana. Lord und Lady Castlereagh. Soiréen. Wrede. Fouché und seine junge Frau. Prinz von Oranien von seiner Blessur genesen. Das Boxen und Pferderennen in den Champs élysées. Mein spanischer Hengst. Die großen englischen Manövres bei St. Denis; nachahmend die Schlacht bei Salamanca. Lager im Bois de Boulogne. Die Brüder Karl und Heinrich in Paris. Ordensvertheilungen. Wilhelmsorden (4ter Classe). Erbprinz von Nassau. General Kruse. Ich wohne Rue Tait-bout bei der Gräfin St. Martin; deren Tochter, Bonapartistin, verlangt 100,000 têtes d'ultras. Die Royalisten, M. de Sesmaisons 100,000 têtes de Jacobins. Die Protocolle der Alliirten. Proceß des Marschall Ney (Mortier, Massena, Jourdan, Victor). Des Vaters Denkschriften wegen Abtretungen von Elsaß und Lothringen. Gneisenau's freundlicher Brief darüber. Minister Stein. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Blücher in Versailles. Besuch bei ihm. Besuch bei Prof. Garnier (früherem Lehrer), der mich anfangs für einen Polizeispionen hält. — Die Dosen mit Brillanten; der Vater wirft in der Ungeduld eine zum Fenster hinaus. Abreise des Vaters. Ich mache Quartier, werde nach Paris zurückberufen und folge dann dem Vater nach Frankfurt.

Dies bunte Bild bekannter und unbekannter Namen wird genügen, dem kundigen Leser den Eindruck begreiflich zu machen, den in so jungen Jahren und in so günstiger Stellung, wie mein Bruder sich derselben erfreute, die reichen Erlebnisse einer Zeit zurücklassen mußten, wie die von Waterloo und der Aufenthalt zu Paris während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens. Der Vater wohnte Anfangs Rue St. Lazare in dem nämlichen

Hotel, in dem auch Earl of Mount Norris wohnte, bei dessen Tochter, Ms. Webster, Wellington täglich Besuche machte. Es war System des Vaters, die Söhne überall in den diplomatischen Zirkeln einzuführen.

Durch die Schlacht von Waterloo wurde allerdings die Geburt und der Eintritt in die Welt des neuen Königreichs vollendet und die Theilnahme seiner Armee an dem Kampf erleichterte dem König Wilhelm I. die Stelle der berechtigten Selbstständigkeit. Nur widerwillig würde er die verlängerte geschäftige Anwesenheit der englischen und preußischen Vormünder ertragen haben, die, gleichsam als die ersten Taufzeugen, die Wiege des Reiches mit Rath und That umstanden.

Die glückliche Persönlichkeit des Thronerben, Prinzen von Oranien, der bei Waterloo mit der ihm angeborenen ritterlichen und hinreißenden Tapferkeit an der Spitze der jungen Armee gefochten und geblutet hatte, wußte nicht allein den Holländischen und Belgischen Charakter bei dem Officier und Soldaten wohl zu vermitteln, sondern verstand auch mit Deutschen und Engländern in ihrer Weise zu verkehren. Nicht ohne gegründete Aengstlichkeit hatten anfangs die alliirten Feldherrn den ersten Schritten der kaum formirten neuen Regimenter zugesehen, und die gedruckten Depeschen des Herzogs von Wellington enthalten allerdings mehrfache Klagen über mangelhafte Disciplin unter den Niederländischen Truppen; allein das Urtheil des strengen Feldherrn war auch über die Preußischen und über seine eigenen Leute oft nicht süß, und da in der Schlacht selbst die große Mehrzahl wenigstens sich gut geschlagen, so ist billig, die Niederländische Armee mit doppelter Nachsicht zu beurtheilen.

In einer größeren Armee hat jedes Regiment seine Tradition, seinen lebendigen Stamm von Officieren und Unterofficieren, der solche Tradition aufrecht erhält. Jede Waffengattung hat dann wieder ihren besonderen Ruf und der Gesammtcorpsgeist einer solchen Armee

ist bei jeder ein eigenthümlicher. Wissenschaftliche Bildung giebt in dem einen Dienste den Ausschlag, in dem anderen Anstelligkeit oder Gunst. Hier wird dem Individuum freiere Entwickelung und Bewegung verstattet, dort muß es einen bestimmten pli und tic, schon im Cadettenhaus, annehmen; hier lebt der Officier nach Gutdünken für sich, dort in der Kameradschaft und nur darin; hier lebt er brüderlich mit dem Gemeinen außer Dienst; dort kennt er diesen gar nicht; in manchem Dienst wird auf Vermögen und Eleganz gehalten, in manchem nur auf Ordnung und auf das Nöthigste; politische Farbe und Wahl derselben ist zuweilen in nicht constitutionellen Staaten möglich und umgekehrt; die Definition der Ehre aber ist gewiß in jedem Dienste verschieden, da sie in jedem conventionell sein wird.

In der Niederländischen Armee konnte ein bestimmter Typus von vornherein nicht gegeben sein. Aus den alten statthalterischen Holländischen und Deutschen Regimentern waren Wenige mehr übrig, die unterdessen auch jedenfalls fremde Schulen durchgemacht und in diesen sich umgebildet hatten; verhältnißmäßig Wenige kamen nur aus Englischen, Oesterreichischen, Preußischen oder kleinen Deutschen Diensten. Die Masse der Holländischen und Belgischen Landeskinder, und zwar Officiere sowohl als Unterofficiere, hatten ihre Schule unter den Französischen Fahnen gemacht. Trotz des anfänglichen Gegensatzes gegen die Fremdherrschaft und alles was sie gebracht hatte, gab daher Französischer Ton bald, im Dienste wie im Zusammenleben, bei den Officieren wenigstens, den Ausschlag. Ja, die ruhmreichen Erinnerungen der Napoleonischen Feldzüge, die Traditionen der grognards und alle Kunstausdrücke der Französischen Wachtstube erhielten sich selbst bei den Holländern viel lebendiger, als in irgend einer der Soldatesken der früheren Rheinbundsstaaten. Für die Verschmelzung von Belgiern und Holländern war das ein Glück, ein Beispiel auch für andere Sphären des gemeinsamen Staatslebens, und ein Beweis, daß

die Verschmelzung oder Ausgleichung überall nicht unmöglich gewesen wäre. Die Gesellschaftssprache war vorherrschend die Französische, nicht allein weil die Belgier zur größeren Hälfte das Holländische und das fast gleichlautende Flämische nicht verstanden, wenigstens nicht anständig zu handhaben wußten, sondern auch weil gebildete Holländer durchgängig mit Leichtigkeit Französisch reden und das Französische Bildungselement besonders in allen wissenschaftlichen Dingen in Holland viel eingebürgerter ist, als man in Deutschland gewöhnlich annimmt. Daher war und blieb das Französische, selbst zwischen Holländern und Deutschen oder Schweizern dorten, die natürliche so zu sagen neutrale Vermittlungssprache. Dienstsprache und Commando wurden bald Holländisch, so weit dies ausführbar war. Prinz Friedrich, der zweite Sohn des Königs, der in der Preußischen Armee gedient hatte und bald auf die militärischen Verhältnisse großen Einfluß bekam, zuletzt selbst Königsminister wurde, strebte, zur Bekämpfung der Französischen Schule, manche zweckmäßige Einrichtung aus Preußen, etwas im Holländischen Sinne abgeändert, zu einer Niederländischen Schule umzugestalten; aber das eigenthümlich Schulmeisterhafte, welches selbst Wohlthaten verbittert, ließ dies Streben nicht zum Gedeihen kommen und bewirkte vielmehr eine allgemeine Reaction gegen alles Deutsche und gegen die Person der Deutschen, die daran Theil nahmen.

Meinen Bruder, der nicht in der Linie, sondern im Generalstab diente, traf dies weniger. Er hat wohl niemals die Hoffnung meines Vaters getheilt, persönlich auf eine Annäherung oder Festhaltung des Königreichs der Niederlande bei dem Deutschen Systeme irgend einen Einfluß zu üben. Dazu hätte die Deutsche Politik anders angethan sein müssen, um auf andere Länder, die für stamm- oder bundesverwandt gelten, eine Anziehungskraft üben zu können, und es müßten die Deutschen im allgemeinen in den Niederlanden eine andere Rolle spielen, als

dies in der Regel der Fall ist. Man muß darin billig sein, und den Holländern ihre Abneigung nicht zu sehr verargen. Fast alle Classen von Deutschen, die Jahr aus Jahr ein in Holland auftauchen oder zugweise niederfallen, suchen Geld, und sind dessen in für den Holländer lästigem Grade bedürftig: Krugbäcker und Studenten der Theologie, Hofmeister und Geschäftsreisende, Gouvernanten und Musikanten, Kellner und Grasmäher, Handwerksbursche und Auswanderer sind die wesentlichsten socialen Bestandtheile, welche das bürgerliche Deutschland in den Niederländischen Gebieten ablagert und wonach also dort der Rest beurtheilt wird. Achtunggebietend und als anerkannte Macht tritt der Deutsche nur auf als Großhändler an der Börse zu Amsterdam; aber die Söhne einer solchen Deutschen Firma sind schon Stockholländer. Dagegen sind und bleiben Deutsche alle die jüngeren Brüder und verlornen Söhne, die das Hauptcontingent der kriegerischen Germania bilden und größtentheils nach Java drängen.

Nun hat zwar Holland zwei Jahrhunderte hindurch immer Deutsche Regimenter und Schweizer in seinem Landdienst in Sold gehabt, und die Abneigung gegen alles Fremde erstreckte sich am wenigsten auf das Militär; aber der Landdienst ist bei den Holländern selbst, in diesem Jahrhundert, bei vermindertem Reichthum der Mittelclassen, zu Ehren gekommen, und die Officierscarrieren gehören jetzt zu den beliebtesten, zu denen sich die Söhne der angesehensten Familien, mit Ausnahme allein derer die große Handlungshäuser bilden, um die Wette drängen. Auch darin hatte die gemeinsame Französische Schule schon der Ausgleichung zwischen Holländern und Belgiern vor ihrer Vereinigung nicht wenig vorgearbeitet. Sobald tüchtige Kriegsschulen hinzukamen, bedurfte es in beiden Landestheilen einer Verstärkung des Officiercontingents aus Deutschland nicht. Anfangs jedoch waren einzeln nicht wenige Deutsche aus den Oranisch-bergischen, Westphälischen, wie auch aus Sächsischen Diensten in die Nieder-

ländische Armee als Officiere eingetreten, und es galt ganz besonders im Generalstab, dem Deutschen Namen Ehre zu machen. Dahin strebte denn auch mein Bruder auf dem Wege des Dienstes und der wissenschaftlichen Ausbildung für denselben.

Dieser Dienst, das Interesse und die Pflicht welche die neue Regierung übernommen hatte, die Belgischen Provinzen in einen achtunggebietenden Vertheidigungszustand zu setzen, brachten es mit sich daß der Generalstab fast ausschließlich in Belgien seine Verwendung erhielt.

Frühe und mit Vorsatz gewöhnte sich mein Bruder daran, darin das Beispiel des Vaters nicht befolgend, der auf alle Weise seine Niederländischen Eigenschaften mit den Deutschen zu verschmelzen suchte, in seinen persönlichen Verhältnissen und ich möchte sagen in seiner ganzen objectiven Denkweise, eine Unterscheidung zwischen seiner Niederländischen Stellung und seiner Deutschen Natur zu machen. Durch die Bande der Familie und des Vaterlandes blieb er im Herzen stets Deutscher; durch den Dienst und die geselligen Verhältnisse gehörte er den Niederlanden. Die Verbindung zwischen beiden Lebensinteressen unterhielt die Wissenschaft, die ja selbst kein Vaterland hat. Nach dieser Unterscheidung müssen wir im Fortgang der Erzählung ihm abwechselnd auf beide Gebiete folgen, und die beiden nächsten Kapitel werden dieselbe Periode seines Lebens von 1816 bis 1830 schildern; das eine die Theilnahme an den Familienbegebnissen und das Interesse an der politischen Gestaltung der Dinge in Deutschland, wie sie sich bei den Urlaubsreisen und in dem Briefverkehr mit den Seinigen kundgeben; das andere den Dienst beim Generalstab in Belgien und das Leben daselbst. Ich kann aber dieses Kapitel besser nicht abschließen, als durch Mittheilung eines militärisch-politischen Urtheils, welches mein Bruder über das wichtigste Ereigniß der Epoche, die ich eben behandelt habe, die Schlachten vom 16. und 18. Juni 1815, einige Jahre später gefällt hat, nachdem sich unter den

über den Antheil am Siege eifersüchtigen Nationalitäten die Polemik entsponnen hatte. Es lautet:

Der kurze Feldzug von 1815 ist hinreichend bekannt; denn in den Thatsachen stimmen alle Berichte überein; nur im Lob und Tadel sind viele einseitig. Napoleon hatte in drei Monaten ein neues Heer gebildet; die alten Soldaten, welche aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren, kamen ihm zu Statten; von der Französischen Nation wurde er nur lau unterstützt. Aber von der andern Seite waren auch die besten Englischen Regimenter damals in Nordamerika. Das, worauf es im Kriege am Meisten ankommt, Selbstvertrauen und Vertrauen auf den Feldherrn, besaßen alle Heere in gleichem Maße. Den Feldherrn werden Fehler vorgeworfen; aber in vier Schlachten fochten die Heere mit großer Tapferkeit. Bei Ligny siegten die Franzosen, bei Quatre-bras wurden sie abgewiesen, bei Wavres festgehalten, bei Waterloo geschlagen. Auf kleinem Raum wurde bei Waterloo gefochten, die Front der Schlachtordnung betrug kaum eine halbe Stunde. Die Streitkräfte waren anfangs gleich, der Boden gab Niemand entschiedenen Vortheil. Drei heftige Angriffe der Franzosen hielt die Armee unter Wellington standhaft aus; das Erscheinen der Preußen entschied. Der 70jährige Greis, der am 16. von feindlichen Reitern umringt unter dem Pferde gelegen hatte, verfolgte am 18. den Feind bis tief in die Nacht. Bei Waterloo hat Wellington das Meiste gethan, Blücher das Meiste gewagt; das größte Lob gebührt diesem, weil er zum Wohle des Ganzen das eigene auf's Spiel setzte. Denkwürdig ist diese Schlacht, denn sie schloß die Laufbahn des Mannes, der zwanzig Jahre lang in Europa der erste gewesen war; sie bewahrte das junge Königreich der Niederlande vor feindlicher Occupation und die Sieger erwarben sich Ruhm, der auch ein Element der Macht ist. Aber diejenigen überschätzen die Wichtigkeit dieser Schlacht, welche meinen, ein anderer Ausgang würde Napoleon wieder auf dem Throne befestigt haben. Die Uebermacht der Alliirten war zu groß, ihre Einigkeit zu wohl begründet, als daß ein Tag sie hätte vernichten können. Nein, wenn der Krieg sich

in die Länge gezogen hätte, wäre die Erbitterung gestiegen, und die Sieger würden wahrscheinlich härtere Bedingungen gemacht haben. So hat der Friede Deutschland wenigstens um die Früchte des Sieges betrogen. Es verdient Erwähnung, daß die Hälfte des Heeres unter Wellington aus Deutschen bestand: Hannoveranern, Nassauern, Braunschweigern, Hanseaten und der Englisch-deutschen Legion; beinahe ein Drittheil des Ganzen waren Niederländer.

Viertes Kapitel.

Theilnahme

an den

Deutschen Begebnissen in der Politik und in der Familie.

Von 1816 bis 1830.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Theilnahme an den Deutschen Begebnissen in der Politik und in der Familie.

Von 1816 bis 1830.

Die erste Zeit unmittelbar nach wiederhergestelltem Frieden brachte Fritz in Deutschland zu. Es war dies die Zeit der Enttäuschung nach so überschwenglichen Verheißungen und Erwartungen; die Zeit des sich entwickelnden und immer weiter um sich greifenden Mißmuths über die unbefriedigenden Früchte so großer nationaler Anstrengung.

Die Verhältnisse hatten meinen Bruder so gestellt, um in den verschiedensten, ich könnte sagen in den am meisten antipathischen Lebenssphären den Gährungsprozeß beobachten und auf sein eigenes Urtheil rückwirken lassen zu können.

Der Vater war von dem Könige der Niederlande bestimmt, um als dessen Gesandter bei der Deutschen Bundesversammlung, die sich in Frankfurt a. M. zu constituiren hatte, die Luxemburgische Stimme zu führen. Unter seiner Mitwirkung sollte sofort die Lösung des Problems versucht werden, wie das in so viele und so ungleiche souveraine Staaten gespaltene Deutschland als föderative Gesammtmacht seinen gebührenden Rang unter den

Europäischen Nationen wieder einnehmen und im Innern das Bedürfniß und das Verlangen zahlreicher Bevölkerungen nach nationaler Gesammtexistenz befriedigen werde.

Mein Vater hatte sich ausgebeten, daß sein Sohn, der Niederländische Hauptmann im Generalstab, ihn nach Frankfurt begleiten dürfe; denn es waren ihm auch noch besondere, auf die Bundesfestung Luxemburg und die Grenzverhältnisse mit Preußen bezügliche Aufträge geworden, die in Frankfurt ihre Erledigung finden sollten, bei welchen militärische Rücksichten zur Sprache kommen, und die Fritz Veranlassung bieten konnten, militärische Kenntnisse sowohl zu entfalten als zu erweitern. Aber noch andere Gründe mögen meinen Vater zu solchem Verlangen, daß sein Sohn ihn begleite, bestimmt haben. Er ging mit hohen Erwartungen und mit dem ihm natürlichen, sanguinischen Selbstvertrauen in das eigene Vermögen, um die Aufgabe zu einem befriedigenden Ziele führen zu helfen, zu dem neuen Beruf. Er hatte, wie wir in dem vorigen Kapitel gesehen haben, dem Bundeslande Luxemburg als Mittelglied zwischen Deutschland und dem neuen Königreiche der Niederlande, unter der Leitung eines Nachfolgers der staatsklugen Oranier eine ehrenvolle, thätige, in den Bahnen des Friedens vorschreitende Politik zugedacht. Er wünschte, daß die geschichtlichen Erinnerungen des Zusammenhanges der Burgundischen Lande mit dem Reiche sich auch in der Jugend erneuern sollten. Er mochte, auch dem Sohne gegenüber, den er aus Dienstverhältnissen, die diesem lieb geworden waren, herausgerissen und in solche gebracht hatte, in denen er sich noch nicht zu Hause fühlte, praktisch den Beweis führen wollen, daß er ihn durch den Niederländischen Dienst der Deutschen Heimath nicht entfremdet habe; und am Sitze der Deutschen Bundesversammlung mußte — seiner Auffassung nach — auch der Niederländer zu Hause sich fühlen. Es lag der Wunsch nahe, den vertrauten ältesten Sohn in das erste Schiff gleich mit einsteigen zu lassen, das nach dem zu er-

strebenden Ziele hin eben die Anker zu lichten sich anschickte, die Segel von solchen Hoffnungen gebläht.

Die Eröffnung der Bundesversammlung verzögerte sich; auch die besondern Geschäfte, die meinem Vater oblagen, nahmen den Sohn nicht in Anspruch. Dieser glaubte daher seine Zeit besser benutzen zu können, und statt nach Art junger Diplomaten den Vergnügungen des geselligen Lebens und dem dolce far niente sich hinzugeben, erhielt mein Bruder gern die Erlaubniß des Vaters, für den Sommercursus von 1816 nach Heidelberg zu gehen, um sich gründlicher von dem Geiste deutscher Wissenschaft durchdringen zu lassen, der nach den unmittelbar vorausgegangenen großen Ereignissen und nach dem Aufschwung der Nation lebendig und anregend die akademische Gemeinschaft, Lehrer wie Schüler, anwehte.

Die Erinnerungen dieses Jahres entrollen sich in der hier folgenden bunten Reihe von Namen und Notizen des Gedenkbuchs:

1816. Frankfurt, die Territorial-Commission: Humboldt, der Preußische Gesandte, Clancarty, der Englische, Anstett, der Russische, Wessenberg, der Oesterreichische — Palfy, Bülow, Flemming, Rumpff, Pechlin, Rottenhan, Blittersdorf, Eck (jüngere Diplomaten und Altersgenossen). — Minister Stein, seine Familie und Gräfin Walmoden. — Die Bundestagsgesandten: Graf Buol-Schauenstein und seine Familie, (Hendrich, Martens) Graf Goerz, Plessen, Wangenheim, Smidt, Gries, Berstedt, (von Linden) Mandelslohe, Lepel, Harnier. Dawkins, Gunning, St. George, die Secretäre von Clancarty. — Die Conferenzen mit Humboldt wegen der Bundesfestung Luxemburg. Meine Courierreise nach Brüssel und dem Haag mit Depeschen. Baron Nagell, auswärtiger Minister. Lebhafter Winter in Frankfurt. Tod des Fürsten von Nassau-Weilburg. Traum des Vaters darüber. — Ich bringe das Sommerhalbjahr 1816 in Heidelberg zu: Mechanik, Privatissimum bei Langsdorf. Mathematische Aufsätze. Anthropologie und Ethik bei Fries. Chemie bei Gmelin. Zachariä. Waldschmidt und Bruder Heinrich wohnen zusammen. Die Brüder Walderndorff. Laßberg. Der Preuße Wülfnitz. Die Familien Leoprechting und Steube, Soiréen. — Fräulein von Lerchenfeld, spätere Gräfin Erdoedy. Frau de Rone (Schwedin, Schwester der Imhof). Eckardtstein: Mannheim. Tante Wambold, die Frauen von Sturmfeder, Dalberg, Degenfeld. Stryk van Lindschoten; Walderndorff; Tettenborn. La Roche. Kinkel. Meine Soiréen in Heidelberg, die sehr goutirt sind. Duell des W., es wird nichts daraus.

Fahrten nach Mensheim mit Waldschmidt. Großvater, Vetter Philipp La Roche und Waldschmidt, von diesen dreien jeder nur ein Bein. Die Oesterreicher auf dem linken Rheinufer. Besuch von Dawkins in Heidelberg. Die Brüder Boisserée. Lord Byron kommt durch Heidelberg. Ich trage Waldschmidt auf den Schultern auf das Heidelberger Schloß. Follenius. Löhnig. Die deutsche Tracht. Fries; seine Rede zum Schluß der Ethik. — Meine Reise mit Waldschmitt nach Offenbach, wo der Vater den Sommer über wohnt. In Frankfurt im Pfuhlhof, Roßmarkt. — Eröffnung des Bundestags im November. Reden. Meine Abneigung. Graf Reinhard, der Französische Gesandte. Alleve de Cipren, der Gesandtschaftssecretär. Graf Goltz, preußischer Gesandter. Graf und Gräfin Maltzahn. Frau von Coburg geborne Vitzthum geht nach St. Wendel — Schönheit! Frau von Vanhuys geborne Barkhaus. — Riesch-Dragoner im Elsaß. — General Strauch. Ich reise im December nach Mons ab, wo der Generalstab sich versammelt hat, um eine Recognoscirung zu machen.

Gleichzeitig in die Atmosphäre der Bundesdiplomatie gestellt und der erfrischenden Geistesströmung sich hingebend, welche nach den Freiheitskämpfen vielfach von den Deutschen Hochschulen ausfloß und sich über Deutschland, das sich verjüngen zu wollen schien, verbreitete, war Fritz, wie ich wohl sagen konnte, in den am meisten antipathischen Lebenssphären den Einwirkungen des beginnenden Gährungsprozesses ausgesetzt, wenn auch die Diplomatie damals so ausschließend noch nicht war, und die Antipathie zwischen dieser Diplomatie und dem Deutschen Gelehrtenstand erst einige Jahre später culminirte.

Im Sommer des Jahres 1816 fing das Gefühl der Enttäuschung zuerst das ältere Geschlecht zu beunruhigen an. Die Jugend war eben zahlreich von den Schlachtfeldern, aus den Freiheitskriegen zurückgekehrt. An die Kraft und zugleich an das Urtheil der Nation war der Ruf ergangen gewesen; die gerechte Sache des Vaterlandes hatte sie in den Kampf geführt; sie hatte es darin allen andern Völkern zuvorgethan; sie hoffte nun auch nach dem Frieden hinter keiner an Freiheit und Geltung zurückzustehen. Sieg schnaubend hatte diese Jugend eben das Schwert eingesteckt, von ihren kriegerischen Erinnerungen ganz

noch erfüllt; und im Gefühl der Kraft, gewohnt an das Schwert zu schlagen, träumte ihr nicht, daß gerechte Forderungen und so bestimmte Verheißungen unerfüllt bleiben könnten. Wie hätte sie, im frischen Bewußtsein blutig verdienten Kampfpreises, alsobald daran zweifeln mögen, daß die Lenker der Nation, die dankbaren Fürsten, sich wetteifernd beeilen würden die neuen Amphiktyonen Deutschlands mit jeglicher Vollmacht auszustatten, um das Gemeinwohl des Vaterlandes nach allen Richtungen hin zu berathen und zu fördern! Sie füllte die Hörsäle der Wissenschaft; und mit stärker klopfenden Herzschlägen saß sie da, der Lehre der Weisheit, die dem neuerwachten nationalen Leben förderliche Richtung geben sollte, — eben so wie der politischen Dinge gewärtig, die da nothwendig so recht erst kommen müßten.

Unter solchen Jünglingen nahmen zu Heidelberg auch ein Niederländischer Hauptmann und ein Nassauischer Lieutenant Platz, Friedrich und Heinrich von Gagern.

Fritz machte in dieser zweiten Periode seines Universitätslebens gleichsam als Gast den Schluß seiner Studien; ich, der ich früher nur die niederen Klassen des Gymnasiums zu Weilburg besucht, dann in der Cadettenschule zu München eine für eine militärische Laufbahn in der Linie spärlich genügende Vorbildung erhalten hatte, fing bei so mangelhaften Vorkenntnissen eben erst an, mich wissenschaftlich zu orientiren.

Zu groß war der Unterschied der Reife gerade in dieser Altersperiode zwischen Fritz und mir, als daß ein freundschaftlich-brüderliches Verhältniß zwischen uns damals schon hätte bestehen und ein lebendiger Austausch der Ideen und Meinungen stattfinden können; vielmehr stand ich zum älteren Bruder wesentlich im Respectsverhältniß und sein Urtheil war mir noch lange eine Autorität. —

Neben den mathematischen Studien, die Fritz — analytische Mechanik bei Langsdorf, praktische Geometrie bei Schweins —

fortsetzte, neben Chemie bei Gmelin, der sich dieses aufmerksamen Schülers bis in sein spätestes Alter erinnerte, wurde dieser besonders angesprochen durch die philosophischen Vorlesungen von Fries: Psychologie, Ethik und Moral-Philosophie. Diese zogen eine um so größere Zahl von Zuhörern an, als der Vortrag der Geschichte damals in Heidelberg schlecht bestellt war. Wilken, bei aller Gelehrsamkeit, hatte nicht die Gabe des Vortrags, und man wurde durch diesen eher von der Geschichte abgeschreckt, als zu ihrem Studium angeregt. Schlosser kam erst ein Jahr später nach Heidelberg.

Der Eindruck, welchen die Vorlesungen von Fries auf Fritz machten, war ein solcher für das Leben, und wir werden den Spuren davon auch später noch begegnen. Obgleich wesentlich Fortsetzer und Ausleger Kant's, bestrebte sich Fries seiner Ethik den kühnsten, classischen Aufschwung zu geben, und in die Abstractionen des Meisters die Ideen der Zeit hineinzuweben, von denen er selbst, bei aller epischen Ruhe des Charakters, lebhaft ergriffen war. Wie sehr er verstanden habe, die damalige Stimmung der Jugend richtig anzuschlagen und den angeschlagenen Ton zu halten, so daß seine ausgewählteren Zuhörer in seinen Vorträgen ihr eignes religiöses und politisches Glaubensbekenntniß in veredeltem Ausdruck wiederzufinden glaubten, dies vernahm ich öfter selbst von meinem ältesten Bruder, der für Speculation angebornen Sinn und ein frühgeübtes, nicht leicht bestechliches Urtheil hatte. Dieser war von der Berechtigung des Standpunktes, wie von der Einkleidung, noch lange in der Erinnerung befriedigt. Und da er Fries' Rede zum Schluß der Ethik in seinen Denkwürdigkeiten als eines Momentes in seinem Leben erwähnt, so mögen die folgenden Stellen daraus aus seinem nachgeschriebenen Hefte das Gemälde der Zeit vervollständigen und die Richtung der Ideen bezeichnen.

Was soll der Zweck des planmäßig durch die Regierung und die Staatsbeamten geleiteten Gesammtlebens im Staate sein? Ich antworte: jeder Zweck, der durch das öffentliche Leben allein oder doch besser, als durch getheilte Privatthätigkeit, befördert werden kann, der sollte auch als Staatszweck berücksichtigt werden. Vor allem setzen wir den republikanischen Geist im Staate dem despotischen entgegen. Dieser republikanische Geist erkennt dem Staate nur öffentliche Zwecke des Volks zu und keine Privatzwecke der Regierung. Den letzteren zu fröhnen, ist die Schande der Völker, und daß in einem Staate nur die öffentlichen Zwecke gelten, ist die wahre Forderung der bürgerlichen Freiheit. Für diese Freiheit soll der gesunde Geist im Corps der Staatsbeamten, sowie der Gemeingeist des ganzen Volkes den despotischen Zwecken der Regierung entgegenarbeiten. Der Staat selbst muß unter den Menschen erst constituirt werden, seine Bildung und Erhaltung wird ihm also Selbstzweck sein müssen. Daher nennen wir Selbstständigkeit nach außen als den ersten Zweck, an den die Ehre der Völker verpfändet ist, und zweitens die bürgerliche Ordnung innerlich, damit überhaupt eine verständige Organisation des Staates bestehe. Ist dann dieses erreicht, so sollen mit ihm die Mittel gewonnen werden, dem Volke die ersten Zwecke des Menschenlebens: Wohlstand, Geistesbildung und Gerechtigkeit — zu gewähren. — — So Fries.

Schnell schwindet die Zeit während eines Sommercursus in dem schönen Heidelberg, hingebracht nicht allein in ernster, wissenschaftlicher Bestrebung, sondern auch im lebendigen, geselligen Verkehr. Fritz ging noch einmal auf kurze Zeit nach Frankfurt zum Vater, wo eben (am 5. November 1816) die Eröffnung des Bundestags stattfand. Bei Erwähnung dieser Eröffnung und der dabei gehaltenen Reden enthält das Gedenkbuch nur den lakonischen Zusatz: „Meine Abneigung". Die späteren Jahre und die Entwickelung in ihnen, die politischen Anschauungen und Erfahrungen des Bruders, werden den Commentar zu dieser schon frühen „Abneigung" bringen.

Zu Ende des Jahres 1816 ist mein Bruder, nachdem er noch einmal im Elsaß sein Oesterreichisches Dragonerregiment Riesch und seine alten Freunde in demselben aufgesucht hatte, seiner militärischen Laufbahn in den Niederlanden zurückgegeben. Von den Eindrücken aber, die dieser Eintritt Deutschlands in die beginnende Friedensperiode während des Aufenthalts in Frankfurt und Heidelberg auf ihn gemacht hatte, zehrte er noch lange, und wenn er bisher nur in sich aufnehmend und beobachtend sich verhalten hatte, so begann nun für ihn eine Zeit mitunter sehr vereinsamten Lebens, die vorzugsweise geeignet war, die geistige Arbeit des Ordnens und Gestaltens der gesammelten Anschauungen zu fördern. Dem folgenden Kapitel des gleichzeitigen Niederländischen Lebens des Bruders muß ich hier vorgreifend entnehmen, daß dieser vom Jahre 1817 an Jahre lang, zu geodätischen und zu Zwecken der Kartenprojection, im Luxemburgischen ein sehr unstätes Leben geführt, und oft längere Zeit, nur von einem dienstlich ihm untergeordneten Officier begleitet, auf einsamen Stationspunkten zugebracht hat. Aus eben diesem Kapitel möge man entnehmen, mit welchen Studien er sich in dieser Zeit befaßte. War er auch in den ersten Jahren wesentlich bemüht, sich in den Wissenschaften auszubilden, die zu seiner militärischen Aufgabe in Beziehung standen, so blieb doch sein geistiges Bedürfniß ein zu umfassendes, als daß er dabei den politischen Interessen der Gegenwart sich hätte entfremden können.

Im Spätherbste 1817, ein Jahr nachdem Fritz Heidelberg und Frankfurt verlassen hatte, kam er nach seiner ersten Triangulirungs-Sommer-Campagne mit kurzem Urlaub nach Monsheim, wo seit 1816 die Mutter, nachdem sie Weilburg verlassen, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und zu dem Vater nach Frankfurt gerade zu der Krisis, in welcher dessen Entfernung vom Gesandtschaftsposten am Bundestag sich vorbereitete.

Da diese Entlassung des Vaters in Deutschland als ein poli-

tisches Ereigniß gelten konnte und so betrachtet wurde, so sei es mir vergönnt, einleitend einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der öffentlichen Zustände in Deutschland seit dem Frieden zu werfen.

Das ältere Geschlecht zuerst, so sagte ich, habe im Jahre 1816 vor Eröffnung der Bundesversammlung das Gefühl der Enttäuschung zu beunruhigen angefangen, nachdem man Zeit gehabt, mit den Ergebnissen des Wiener Congresses sich bekannt zu machen; aber bald ergriff es auch die Jugend.

Das Bewußtsein der Schwierigkeit, die nationale Einheit Deutschlands herzustellen, ist zwar jetzt tiefer in alle Schichten der Nation gedrungen, als dies unmittelbar nach dem Kriege der Fall war. Man weiß jetzt besser aus Pertz „das Leben Stein's" und aus anderen Quellen, wie die besten unter den einflußreichen Deutschen Staatsmännern jener Zeit — wie Stein, Wilhelm von Humboldt, Münster, mein Vater — über Mittel und Wege auseinandergingen und an der Möglichkeit einer befriedigenden Lösung des Problems zweifelten; wie selbst Stein, als dem vermeintlich Nächstbesten bei nicht zu erreichender Einheit, dem vernichtenden Gedanken einer Theilung Deutschlands nach Nord und Süd, einer Abtheilung Oesterreichischer und Preußischer Oberherrschaft durch die Mainlinie, wenn auch mit Widerstreben sich zuwendete. Während der betäubenden Kriegsereignisse des Jahres 1815 hatte eine öffentliche Meinung sich nicht bilden und offenbaren können; es verlauteten nur vereinzelte Stimmen. Niemand war wohl während der gehobenen Stimmung des deutschen Volkes im Stande zu berechnen, wie viel aus dieser wogenden Fluth nationaler Begeisterung, nach der Ebbe und natürlichen Windstille des Friedens unverwüstlich gute, wie viele befruchtende oder auch blos brauchbare Elemente auf der Deutschen Erde zurück-

bleiben würden. Niemand konnte voraussehen, welche Gestalt die vielen und ungleichen Deutschen Staaten, die nach den eigenen feierlichen Verheißungen ihrer Häupter eine nationale Gesammtmacht werden sollten, erhalten würden. Aber noch vor der Eröffnung des Bundestags wurde die Enttäuschung vollkommen. Die öffentliche Meinung, die nirgendwo mehr durch berufene Körperschaften vertreten war, und daher nur durch die Presse und auf den Lehrstühlen sich vernehmen lassen konnte, wurde aufgeregter, die öffentliche Erörterung bitterer. Da man einmal auf die Grundform der Einheit nicht zurückgegangen war, da man auf den alten Besitzstand und das noch brauchbare Fundament der früheren Reichsordnung verzichtet hatte, so konnte es nicht fehlen, daß in Ermangelung eines Normaljahres und jeder anderen normalen Wage des Rechts in der Hand der Regierenden, auch von Seiten der Regierten derselbe Maaßstab der blos factischen Macht und der Zweckmäßigkeit, oder auch der Phantasie und jeglicher Willkür, auf die also gegebenen öffentlichen Verhältnisse bei deren Beurtheilung angewendet wurde. An Aufforderung zu solcher Prüfung und Beurtheilung fehlte es nicht; und da die Regierungen in ihrer damals noch verschämten Verlegenheit, wie sie über die in der Noth dem Volke ertheilten so bündigen Verheißungen der Einheit und Freiheit hinauskommen sollten, die öffentliche Meinung bis zum Jahre 1819 in allen Richtungen sich ausreden ließen, jedes eignen leitenden Gedankens der Berichtigung und Führung ihrerseits baar, so konnte es nicht fehlen, daß, je unbefriedigender das sich eben Gestaltende, je unerquicklicher die Gegenwart schien, dem Publikum und der Jugend alle Culturstufen der antiken und neuen Welt, alle Spiegelbilder früherer Staatsformen und Verfassungen gleichsam zur Auswahl vorgetragen wurden. Solche Ueberschwenglichkeit der denkenden Köpfe über die Ziele, und Zerfahrenheit über die Richtung werden stets die Folge und Strafe sein, wenn unnatürliche und der Entwicke-

lung unfähige Zustände gefristet oder wiederhergestellt werden. Schon 1812 hatte mein Vater im Eingang seiner Nationalgeschichte von der letzten Gestalt der Reichsverfassung gesagt:

Wenn ein Gebäude, das doch stehen und bewohnt sein muß, im Sturm darnieder geworfen liegt, schien es mir am wenigsten die Zeit, Architectur, Kenntniß der Materialien, und Beurtheilung, was von dem alten noch brauchbar und passend sei, hintanzusetzen. . . .

. . . Vorher war die Verfolgung der vaterländischen Geschichte blos die Zusammenfügung der Umstände, um den schon gegebenen Zustand unserer Tage daraus zu erkennen, zu beurtheilen und auch wohl zu erhalten. Man beschrieb das schon aufrecht stehende, und wählte die Züge, die dazu gehörten. Nun aber, da dieses Resultat vernichtet ist, treten alle vorhergegangenen Nationallagen und Handlungen wieder in gleiche Rechte. Armin und Marbod und ihre Zwiste sind ebenso merkwürdig und bedeutend, als die Friedrich's II. und Joseph's II.; die Beweggründe bei der Konrade und Rudolph's oder Adolph's Wahlen wichtiger, als alle Diarien und Capitulationen; und die Elemente der Brüdertheilung zu Verdun erheblicher, als die traurigen Verhandlungen zu Münster und Osnabrück, oder zu Ryßwick und Rastadt. — Der Verstand, den die Gegenwart nicht fesselt, überlegt wieder mit Unbefangenheit, warum die Männer in den Alpen und in den Niederlanden sich bei unserer Verfassung nicht mehr gefielen, und den Bund mit uns aufgaben. Der Staatsmann überlegt es vielleicht mit Frucht. Laßt uns auf diese also wieder geglättete Tafel das Bild der alten Zeit mit Licht und Schatten auftragen, und Ideen hinstreuen, die in den jugendlichen Gemüthern der kommenden Jahre edle Keime treiben mögen.

Daß die Bundesakte das allein mögliche Ergebniß und die reife Frucht sein solle, welche für das, aus den Erfahrungen der Vergangenheit erkannte Bedürfniß der Nation nach Einheit, auf die „also wieder geglättete Tafel" aufzutragen sei, und daß die Nation, die nicht gefragt worden war, bei dieser Anord-

nung der Lenker ihrer Geschicke sich begnügen müsse, — diese Forderung war, als Staatstheorie, so wenig sittlich als rechtlich zu begründen. Das göttliche Recht der Könige und Fürsten zu solcher Anordnung und auf entsprechenden Gehorsam der Unterthanen, ließ sich nach der so neuen Verläugnung des eigenen legitimen Oberherrn eben dieser in neuen Titeln prangenden Könige und Fürsten — des deutschen Kaisers — mit Anstand schwer formuliren. Im Rechts- und Sittlichkeitsgefühl der Nation waren die deutschen Fürsten legitim bis zur — aber mit Ausnahme der — Souveränetät. Nur der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen machten von dieser Regel der Anschauungen eine Ausnahme; und da sie in einem Theile ihrer Monarchie rechtmäßig souverän waren, so fiel es kaum Jemandem noch ein, ihre Souveränetät überhaupt, und über das Ganze der Monarchie in Frage zu stellen. Bezüglich ihrer hatten die thatsächlichen Verhältnisse auch eine veränderte Rechtsanschauung nach sich gezogen und verjährte Uebergänge in Vergessenheit gebracht.

Die Nation war, im Großen und Ganzen, sie hatte es eben wieder, sich anschließend im Kriege gegen den Reichsfeind an ihre Sühne und Besserung zusagenden Fürsten, erwiesen, ihren Fürstengeschlechtern befreundet, obgleich die neuen Staatsgrenzen kaum irgendwo mit den alten Stammes- oder sonst im althergebrachten Patrimonialbesitz der Regenten begründeten Gränzen zusammenfallen, so daß die heutige Berufung auf die Unvordenklichkeit patriarchalischer Zustände zwischen Fürsten und Unterthanen, bezüglich der Unterthansverhältnisse von Millionen Deutschen, eine vielfach grundlose, oder bezüglich ihres Grundes erdichtete ist. Aber eine Deutsche Geschichte, auf die wir stolz zu sein Ursache haben, ohne die erlauchten Namen dieser Fürstengeschlechter, giebt es nicht; und auch heute noch würde die loyale Nation die Zweige so edler Stämme mit noch größerem Stolze über sich grünen sehen, wenn auch diese des deutschen Volkes höheren Ehrgeiz

begreifen, theilen und fördern wollten. Es besteht dieser unter Anderem darin, den hergebrachten Ruhm ihrer Fürstengeschlechter, der um so reicher strahlt, je mächtigere und doch treue Stände und Vasallen des Reichs sie waren, dieses seines schönsten Titels nicht entkleidet, ihre Fürsten nicht in einem entgegengesetzten, nur auf eigene, selbstständige Geltung gerichteten Streben verharren zu sehen. Es schmerzt ihn, daß dieser Ruhm in ohnmächtigem, oft gedemüthigtem Streben nach dem Schatten einer nur eingebildeten Unabhängigkeit sich verzehrt und darin verkümmert, während die darniederliegende Geltung und Größe der Nation ein gemeinsames erhabenes Ziel ihnen darbietet, bei dessen Verfolgung auf so weit geöffneter Bahn sie mit größerem Ruhme königliche Fürsten sein könnten, als sie bisher kleinliche Könige gewesen sind. Es besteht mit einem Worte der Stolz und der Ehrgeiz der Nation darin, den Ruhm ihrer Fürstengeschlechter in den Annalen der Deutschen Aristokratie, nicht in denen der Monarchie, die ihrer Natur nach keine Concurrenz zuläßt, aufgezeichnet zu sehen. Die Kraft der Nation war gebrochen, und ihr Stolz gebeugt, als das fürstliche Souveränetätsgelüste, einer Wucherpflanze gleich, an allen Zweigen und Ausläufern ausmergelnd sich ansetzte, das naturgebotene Aufsteigen der Säfte von den Wurzeln zu der Krone hemmte und ablenkte, und endlich nicht blos die Krone verdorren machte, sondern auch Wurzeln und Schaft, und damit die Bedingungen der eigenen ephemeren Existenz gefährdete.

Die Deutsche Nation verlangte damals so wenig wie später, für das praktische Bedürfniß ihrer Lage zwischen den centralisirtesten Monarchien, nach irgend einer historischen Romantik; sie erwartete nicht, daß ihre Ludwige und Friedriche wieder das gemeinsame Bett zu theilen hätten; die Schwierigkeit einer rechten und wahren Fortsetzung unserer Geschichte empfand jeder Gebildete. Aber, wenn die Verfassung Deutschlands, nunmehr in neuer

Form gestaltet, eine Föderativverfassung heißen sollte, dann war man wohl berechtigt gewesen zu erwarten, daß nicht der Begriff rivalisirender Mächte, und damit alle Keime der Zwietracht, die schon in diesem Begriffe liegen, in den Bund hineingetragen, und so zum Voraus sein Zweck — enges und unauflösliches Zusammenstehen für große und mannigfaltige, gemeinsam verständigte nationale Zwecke — vereitelt sein dürfe. Dieser Erwartung entgegen traten die beiden Deutschen Großmächte in den Bund, nicht um ihn zu kräftiger Entwickelung anzuführen, sondern um, im Innern von ihm unberührt, nach Außen ihn, jedwede für ihre eigene Machtstellung, nach Umständen auszunützen; Oesterreich mit der noch lebendigen Erinnerung an die frühere, nun verbleichte Glorie sowohl, wie an so manche getäuschte Hoffnungen und so manches erfahrene Ungemach, die ihr aus der früheren Stellung zum Reiche, und dem Reiche aus der Stellung zu Oesterreich, erwachsen waren; und da dieses Deutschland nicht so hat thun und werden können, wie Oesterreich gewollt, so sollte es zur Strafe auch jetzt nichts werden, zu keinem nationalen Bewußtsein gelangen. Deutschland, so wie es Oesterreich für seine guten oder schlimmen Zwecke brauchen kann, oder ein hingehaltener Suspensivzustand, unter dem Deutschland in nationaler Beziehung verkümmert, — das ist der Präsidialgedanke. Preußen trat ein mit jener exspectativen Politik, in der es auf unklar gedachte und unwahrscheinliche Eventualitäten, die seine Machtstellung bessern könnten, zwar ängstlich gespannt, aber unfähig war zu jeder offenen Verfolgung eines bestimmten Ziels, wie zur entschiedenen Anbahnung der allein geeigneten Wege. In solchem schwankenden Zustande, das neue Deutsche Reich unmöglich machend, wie es das alte unmöglich gemacht hatte, und doch der Pflicht sich versagend, es zu bessern, erhielt Preußen das Mißtrauen aller Regierungen und der Völker in Athem, und nährte deren mit jeder neuen Enttäuschung steigende Abneigung. Baiern endlich,

mit dem Weltschmerz der verfehlten Bestimmung eine Macht zu werden, hatte von dem Machtgelüste so viel sich erhalten, um der Föderation die Macht über sich abzusprechen, und es gab damit den anderen Mindermächtigen die natürliche Entschuldigung bei solchem Beispiel und Vortritt an die Hand. Konnte jemals der Gedanke an „ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland" aus der Region der Gedankenschwebe in die der Wirklichkeit treten, so mußte zu jener günstigsten Zeit nach den Kriegen und vor Eröffnung des Bundestags über die Machtansprüche der Hauptglieder des Bundes der nothwendige Compromiß erfolgen, oder er war, und damit der Bund selbst, aufgegeben. Dieser trat dann, wie es mein Vater*) bald als die bedauerliche Ansicht selbst auf sehr hoher Stufe bezeichnete, als unerheblich und locker „in die bloße Rolle der Ausfüllung auf der Europäischen Schaubühne"; und es war damit der betrogenen und dazu verspotteten Nation von den Machthabern folgendes Verdict in's Antlitz geschleudert: Weil die verschiedenen Stämme des Deutschen Volkes in der Vergangenheit eine centrifugale Eigenthümlichkeit gezeigt und zuweilen eine krankhafte Eifersucht gegeneinander bewiesen haben, so soll diese Uneinigkeit in Zukunft fortdauern und in souveränen von einander unabhängigen Regierungen anschaulich verkörpert bleiben. Dies soll so sein, trotzdem daß das Heilmittel einer nationalen Krone und würdigen Centralvertretung sich durch Jahrhunderte erprobt und die Staatsfähigkeit der Nation erwiesen hat; trotzdem, daß die ehemaligen Stammesgrenzen nicht in einem einzigen Falle mit den neuen Staatsgrenzen zusammenfallen; trotzdem, daß die Bildung der verschiedenen Stämme und Länder und die geistigen

*) Protokolle der Bundesversammlung. Rede des Freiherrn von Gagern bei Vertagung der Bundesversammlung am 17. Julius 1817.

Interessen niemals gleichartiger und gemeinsamer, selbst die kirchlichen Gegensätze niemals ausgeglichener gewesen sind; trotzdem, daß die materiellen Interessen und Verkehrsverhältnisse das Gegentheil nicht allein zulassen, sondern dringend fordern; endlich trotz der augenfälligen Gefahr vor übermächtigen Nachbarn, die uns, bei solcher Zerrissenheit, im Frieden bevormunden, und bei drohendem Kriege, schon am Vorabende, unsere Uneinigkeit auf der That ergreifen und den Vortheil daraus ziehen werden. Und dies soll so sein, nicht etwa, weil die Nation in ihren Fehlern beharrt, die sie vielmehr abgeschworen und flehentlich gebeten hat, sie aus ihrer Zerrissenheit zu erlösen; die die Interessentenhaufen, welche die Zerrissenheit — und nicht einmal in Worten, die nicht gewagt werden — sondern in versteckten, mit den Betheuerungen im Widerspruche stehenden Thaten fördern, mit Verachtung straft. Dies soll so sein, weil die in den Spitzen der Nation verkörperte Uneinigkeit sich darüber geeinigt hat, für immer uneinig zu bleiben. Dieses Verdict wurde überall herausgefühlt; daher die tiefe Verstimmung und Freudlosigkeit der Nation, daher die steigende politische Leidenschaft. Man braucht über die Geschichte und Stimmung jener Tage nur den damals so wichtigen Rheinischen Merkur des tüchtigen und streitbaren Görres aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß im Gefühl und in der Erwartung der Nation — die deutsche Bundesakte — doch sofort nur als trauriges, diplomatisches Auskunftsmittel, als allergeringstes Maaß und allerkleinster Anfang der Zahlung einer großen fürstlichen Schuld sei aufgenommen worden. Kaum wenige Träumer mochten es sein, die Angesichts der fünfunddreißig deutschen Souveräne, in dem trügerischen Namen einer Föderation die Hoffnung und das Unterpfand einer lebendigen, inneren Entwickelung, ähnlich etwa der in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, begrüßt hätten.

Ueber diese verschlimmerte Stimmung der Nation konnte sich

Niemand mehr täuschen; sie mochte selbst die neuen Bundestags-gesandten befangen machen.

Ein gewisser Optimismus lag in der Natur meines Vaters; war das Bessere nicht erreicht, so mußte das minder Gute genügen. Er ging dann mit neuem Eifer an's Werk, damit das nach seiner Meinung noch Mögliche aus dem Schiffbruch gerettet werde. Auch ohne die Wiederherstellung von Kaiser und Reich wollte er nicht an der Möglichkeit verzweifeln, daß durch vernünftige und ehrliche Verständigung unter den deutschen verbündeten Fürsten und deren leitenden Staatsmännern ein erträglicher Ersatz für das alte nationale Recht im Innern, und Rath und That für das Vertheidigungssystem gegen Außen hätte beschafft werden können. Aber nicht ohne steigende Besorgniß schrieb er noch vor Eröffnung des Bundestags jenen bekannten Brief*) an den Fürsten Metternich über den Stoff, welcher der Nation mindestens durch die Bundesversammlung geboten werden müsse. Er protestirte darin gegen die Theorie des bloßen „Staatenbundes", wie diese in den Oesterreichischen Instructionen zu sehr betont sei:

„wir können das Letzte (den Bundesstaat) nicht verbannen, noch entbehren." ...

„Die ganze Idee der Einheit beruht vielmehr auf solchem Bundesstaat. ... Für Eure Fürstliche Gnaden ist immer die Nothwendigkeit da, sich aus Ihrer Rolle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Oesterreichers hinaus zu denken. Für Sie dort existirt am wenigsten das Bedürfniß jener Deutschen Einheit; ... alle mittleren und kleineren Staaten sehnen sich darnach. Sie finden darin Ehre, Stolz, Größe, Fortschreiten und Sicherheit; ein Nationalgefühl, ein glückliches Amalgamiren der Vortheile, in großen oder kleinen Staaten zu leben. Kurz, sie finden darin für sich den wesentlichsten Zweck unserer Verbindung. ...

*) Mein Antheil. III. Der Bundestag S. 227. (Beilage I.)

. . . „Sowie wir den unzufriedenen Geist in Deutschland nicht fürchten sollen, müssen wir ihn auch nicht nähren. Am allermeisten aber muß man Wort halten, und hat man die Prämissen gewollt, so muß man auch die Consequenzen wollen. . . .

. . . Man hat es ungemein empfunden, daß die Kaiserwürde aufhört, und wäre das zu ändern, sollte man noch dafür wirken; der Mangel der Reichsgerichte wird bitter beklagt, der Artikel der Bundesakte, der von den Landständen spricht, ist beinahe das Einzige, was Befriedigung und Hoffnung gab. Ich bin keineswegs blind über die Mängel und Gefahren ständischer Verfassungen. Aber wir entgehen ihnen nicht; sie sind verheißen, sie sind sehnlich erwartet und begehrt; damit die Nation hingehalten zu haben, über die Folgen möchte ich meine Hände in Unschuld waschen. Das ist also hier unser großes Thema, unser föderalistisches Thema; dieses Bestreben ehrenvoll, fruchtbringend und unschädlich zu machen, es zu lenken. . . .

. . . Jener Gemeingeist, jene lebendige Theilnahme an öffentlichen Verhandlungen wird alsobald dadurch bestimmte Nahrung und sichere Richtung bekommen. Versagen wir sie — so ist die Nahrung auch da, nämlich Klagewerk, Schreien gegen uns, und bald Geringschätzung. Unstreitig gehört nun solche Leitung, Verständigung, politische Moral und besonnene Beredtsamkeit zu den Dingen, welche die Völker jetzt von ihren Leitern erwarten. Es unterhält die Wärme; allerdings, aber ohne diese bessere Wärme wird es unzuberechnender Brennstoff, der im Verborgenen glimmt und droht. —

. . . Das Gallakleid der Jakobiner und Unruhstifter ist die ewige Tadelsucht, — das Schimpfen über Alles in den Tag hinein; die Herabwürdigung der Regierungen, folglich auch der Regierten und des Ganzen. Und an diesem so rohen, so schädlichen und so verbreiteten Jakobinism nehmen nicht wenige Personen der höheren Klassen Theil, die sich selbst für die besten Aristokraten halten. Das beste Gegenmittel ist die Wahrheit und richtige Schilderung, das nosce te

ipsum; die Abwägung der Vortheile und Nachtheile, das gerechte Lob, das eingeflößte Zutrauen, Selbstgefühl, Nationalstolz, aus denen Zufriedenheit und Erhaltungstrieb alsdann hervorgeht. Dazu müssen uns freilich unsere Fürsten in die Hand arbeiten und nicht so wesentliche Fehler begehen, wie wir sie täglich vernehmen. Auch diese in rechtem Maße und besonnen zu rügen, wird bisweilen das rechte Tempo sein, wenn solche Gegenstände an uns gelangen ꝛc. —

Mit dieser Auffassung des Berufs der Bundesversammlung und ihrer Mitglieder, dem patriotischen Gemeingeist durch die öffentlichen Verhandlungen Nahrung, Verständigung, politische Moral, besonnene Beredtsamkeit, Leitung zu bieten, stand mein Vater isolirt; und gewiß war es das Gefühl dieser Isolirung und der schon verlorenen Sache, welches ihn, ohne das Recht auf seiner Seite zu haben, angreifend erscheinen läßt gegen andere Führer der öffentlichen Meinung, — als er, in seiner Rede bei der ersten Vertagung der Bundesversammlung am 17. Juli 1817, allein unter den Gesandten es unternahm, „den Bund, — diese Versammlung und ihren Zweck und Richtung und was den Zustand des gesammten Vaterlandes betrifft,“ — zu schildern.

Auch hier schickt er die eben entwickelte Pflicht der Regierungen und Staatsmänner voraus, die ihm auch zu dieser Rede und Schilderung den Sporn gab:

„Es ist in Deutschland ein großer politischer Fehler, der sich selbst straft, wenn man die öffentliche Meinung so ohne Zügel, oder diese Zügel im Winde flattern läßt. —

Da ich, Alles in Anschlag gebracht, nur zu günstigen Resultaten und Erwartungen komme, werde ich keineswegs scheuen, die Hand auch an die schadhaften Stellen zu bringen. Möge diese Hand so schonend und heilend sein, als meine Absicht, hervorgehend aus der Pflicht, zur politischen Ordnung in Deutschland beizutragen. —

— Ebenso augenscheinlich sind anderwärts die Vorarbeiten zum Ordnen. Nichts destoweniger ist Gährungsstoff im Vaterlande sehr sichtbar, und das Unvollständige, Unvollendete, Unreife vieler Dinge nicht zu läugnen.

Nicht zu läugnen, daß dieser Bund selbst nicht überall richtig gewürdigt ist und seine organische Einrichtung noch lange erwarten wird.

Nicht zu läugnen, daß der so wesentliche, mit der Auflösung des Reichs in so engem Verhältnisse stehende 13. Artikel der Bundesakte, und die vielfältig auch sonst gegebenen Verheißungen landständischer Verfassungen noch fast überall die Ausführung erwarten.

Nicht zu läugnen, daß in der Hinsicht sehr unerfreuliche Dinge vorgegangen sind; daß echte und gesunde politische Maximen, nicht, wie sie dieser oder jener Staatsmann oder Schulenstifter für die seinigen erklärt, sondern wie sie der Geist der Geschichte ausspricht, wie sie die andern großen Nationen um uns her bereits praktisch befolgen, und keineswegs mehr in Zweifel ziehen, — bei uns noch roh, Gegenstand der Controverse, und nur allzuhäufig in sehr üblen oder unkundigen Händen sind, die sie entstellen. Dem Einen, vielleicht auf sehr hohen Stufen, erscheint dieser Bund unerheblich und locker; eine bloße Rolle der Ausfüllung auf der Europäischen Schaubühne. Andere erwarteten davon zu viel, und trugen ihre individuellen Zwecke als die Hauptsache hinein, vergessend, daß das Wesentlichste dieser Union nichts Anderes sei, als eben die Union; diese Union, geregelt durch die Klugheit und Einsicht der Höfe; diese auch von uns, den Dienern und Bevollmächtigten, durch manche Hindernisse hindurch und mit wechselseitigen Nachgiebigkeiten erhaltene und befestigte Union; diese theuer erkaufte und theuer gewordene Union, die keine Vertagung mehr unterbricht. —

Es war natürlich, daß diese optimistische Ansicht, die nicht zu erfindende Resultate nicht constatiren konnte, sondern auf „Erwartungen" hinauslief, welche später sämmtlich getäuscht wurden, die dabei doch nicht umhin konnte, so viele „schadhafte

Stellen" der öffentlichen Zustände bloszulegen, daß diese optimistische Ansicht den entschiedensten Widerspruch erfuhr.

„Das vernünftige und behutsame Vorrücken dieser Bundesversammlung und des Systems überhaupt" — stellten Viele und mit sehr guten Gründen in Abrede. „Die Vorarbeiten zum Ordnen" wurden bekanntlich in manchen Stücken noch dreißig weitere Jahre fortgesponnen.

Die geforderte Resignation: „Daß das Wesentlichste dieser Union nichts Anderes sei, als eben die Union," giebt denen Recht, welche die Union für „eine bloße Rolle der Ausfüllung auf der Europäischen Schaubühne" hielten und halten.

„Die Klugheit und Einsicht der Höfe," welche diese Union regeln sollte, war eben das Problematische, und die Liste der zugestandenen schadhaften Stellen der öffentlichen Zustände berechtigte so eben noch zu solchen Zweifeln. Die Unklugheit und der Mangel an Einsicht, und darum der Zwiespalt und das Auseinandergehen, waren zu oft schon da gewesen; gegen die Wiederholung hatte man Garantien — die Einheit — den festeren Bund — gesucht und gerade das wurde fort und fort und selbst der Anschein der Eintracht vermißt.

Den Zweck, den sich mein Vater vorgesetzt hatte: zu berichtigen, zu beruhigen und diejenigen zu entwaffnen, „welche mit falschen Vorspiegelungen und Beschuldigungen, mit leeren Ausrufungen sich umtreiben" — konnte er nicht erreichen, denn der Beweis, daß falsche Vorspiegelungen und Beschuldigungen stattgefunden haben, daß die Ausrufungen über die bestehenden Zustände leere seien, war nicht erbracht; — im Gegentheil! Zum Organ des Widerspruchs gegen jene optimistische Anschauung machte sich Heinrich Luden in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Nemesis, 10. Bandes III. Stück," Seite 391—432, in einer Kritik jener Rede.

Und da mein Vater diese so geschlossen hatte: „Gegen keine Klasse bin ich entrüsteter, als gegen die in übler Laune oder Absicht fragen: „Was haben wir denn gewonnen?“ so culminirten die Gegensätze in der Luden'schen Gegenfrage: Was wir verloren haben?

Ich lasse diese Gegensätze mit wenig veränderter Anordnung hier folgen:

Was wir gewonnen haben? — Unabhängigkeit und festen Frieden, und die Mittel, sie zu behaupten.

Was wir verloren haben? — Die gerechte Erwartung, Deutschland werde, nach solchen Leiden und solchen Anstrengungen, mit Ehre und Achtung die Stelle unter den Völkern Europa's wieder einnehmen, die ihm nach seiner Größe, seiner Bildung und seiner Stärke gebührt.

Was wir gewonnen haben? — Selbstgefühl und freie Entwickelung — den Ruhm unserer Fürsten und Feldherren — den Ruhm unserer Heere — doch nicht von so neuem Datum, daß wir nicht Preußisch-Eylau und Aspern, so manche andere Schlacht, vollkommen dazu zählten.

Was wir verloren haben? — Die kindliche Ueberzeugung, daß unsere Zeit, nicht blos an großen kriegerischen Thaten, sondern auch an großen Grundsätzen, an gerechten Bestimmungen, an bleibenden Gründungen für jedes Menschliche und Gute, in aller Zukunft herrlich hervorglänzen werde.

Was wir gewonnen haben? — Nicht nur daß Niemand über uns ist, sondern daß unter den Vieren, die des erschütterten Völkerrechts neuen Bau aufführten, zwei Deutsche Fürsten waren, zwei andere Deutschen Geschlechts, Deutschland nicht abhold oder fremd.

Was wir verloren haben? — Den Glauben an die Redlichkeit aller Häupter und Führer; den Glauben an die gute Gesinnung derer, die sich vornehm dünken oder die Gewalt in der Hand haben; den Glauben an die Zusammenstimmung des Werkes mit dem Worte. Die fromme Zuversicht, daß das Unglück der Welt und die Schändung der Völ-

ker von einem Einzigen ausgehe, und daß mit dem Sturze dieses Einzigen die abscheulichen Grundsätze desselben von der Erde verschwinden würden.

Was wir gewonnen haben? — Nachdem wir seit Karl's V. Zeiten nicht anders gewohnt waren, als nachtheiligen Frieden zu schließen, daß endlich ein besserer Tag und bessere Möglichkeit erschienen ist.

Was wir verloren haben? — Jene allgemeine und thätige Theilnahme, wie an der Lage des gesammten Vaterlandes, so an den Schicksalen des Einzelnen, der für dieses Vaterland zu leben oder zu sprechen schien, er mochte im Süden auftreten oder im Norden, er mochte sich Protestant nennen oder Katholik, er mochte Bauer sein oder Edelmann. — Diese thätige Theilnahme, welche den Geist wach erhält und die Seele stärkt, und die Gesinnung belebt, und die Grundsätze schärft, und den ganzen Menschen hebt und befeuert, so daß er begierig ist, zu opfern, zu dulden, zu handeln.

Was wir verloren haben? — Die tröstende, erquickende, stärkende Meinung, daß wir die schlechteste Zeit durchlebt hätten, daß die Zeiten unmöglich schlimmer werden könnten.

Was wir gewonnen haben? — Ein festeres Grenzsystem, daß unsere Streitkräfte geordneter und compacter sind, daß wir hier und anderwärts ungehindert entfalten und dahin streben, was der echten Freiheit Ziel und Maaß sei; daß unsere Pfennige nur für einheimische Zwecke gefordert werden, daß wir sie nach und nach ermäßigen und bedingen können.

Was wir verloren haben? — Das religiöse Vertrauen, daß die Fürsten, endlich belehrt durch ihre eigene Schmach, durch die Mißhandlung ihrer Völker und durch die allgemeine Noth der Zeit, zurückkehren würden zu den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit, die ihnen in Flammenschrift und Blutfarben vorgehalten worden; daß sie also die Grenzen der Völker achten, jeder Eroberung, jeder Vergrößerung entsagen, durch Handeln und Zerreißen nicht ferner die Seelen kränken und das Leben lähmen, sich aller Gewaltthätigkeit enthalten und mit väterlichem Wohlwollen unter freien Völkern leben könnten.

Was wir gewonnen haben? — Daß diese Aehren und diese Früchte des Weinstocks für uns blühen, entrückt dem Raubsystem und der Lust der Feinde; daß der Sohn ruhig in oder um die väterliche Wohnung bleibt; die rohe Schaar der fremden Krieger Wohnung und Familienglück nicht mehr entweiht; daß die Mutter heiterer das Kind unter ihrem Herzen trägt, der Sorge und Angst entladen, einen Sklaven zu erziehen, sondern im Vorgefühl, daß sie einen freien Mann dem Vaterlande darbringen wird. Das wollen wir nicht wieder durch Auflösung der Bande des Bundes oder durch Vernachlässigung auf's Spiel setzen.

Was wir verloren haben? — Die schöne Hoffnung, daß wir für die Schuld der Aeltern durch unsere Leiden gebüßt und durch unser Thun die Zukunft unserer Enkel gesichert haben würden. Das tiefe Vertrauen, daß in solcher Feuertaufe, als durch welche wir hindurchgegangen waren, die Seelen geläutert und gereinigt sein müßten; daß der heilige Geist der Gerechtigkeit und der Freiheit über Alle gekommen sei, alle Selbstsucht vernichtet und den Menschen an den Menschen geknüpft haben würde; daß eben deswegen eine neue Zeit anheben müßte, in welcher der Geist geachtet, und die Tugend geehrt, und das Verdienst anerkannt werden würde, in welcher endlich Jeder mit Freude ernten würde, was er zuvor unter Blut und Thränen gesäet hatte.

Was wir verloren haben? Die erhabene Treuherzigkeit, mit welcher wir sogar dem unbekannten Manne zutrauten, daß auch er nur zum gesammten Vaterlande neige, und mit welcher wir eben deswegen ihm entgegen traten und ohne Hehl und ohne Mißtrauen ihm unsere Seele öffneten.

Was wir verloren haben? Die große Hoffnung: der Deutsche werde forthin fröhlich zum Deutschen halten; der alte Gaugeist werde verschwinden, jede Absonderung werde aufhören: unter freien Fürsten werden Alle frei leben, nach gleichen Gesetzen, zu gleicher Vertheidigung, in gleicher Wehr, und über Allen werde der Kaiser sein!

Ob wir das Verlorene wieder gewinnen werden, wann? wie? — Das liegt in dem Schooße des Allwaltenden. — —

Solche Gegensätze bestanden, solches Mißtrauen war bereits üppig aufgegangen zwischen Männern, die beide das Vaterland aufrichtig liebten und über die letzten zu erstrebenden Ziele vielleicht so weit nicht auseinandergingen. Luden dachte wohl nicht, als er jene Kritik der Rede meines Vaters schrieb, und dessen Ansichten als reactionäre, mit mancherlei Seitenhieben gegen die möglichen, verderblichen Tendenzen meines Vaters der öffentlichen Meinung bezeichnete, — daß diese Rede in ihrer nationalen, und in Bezug auf die Vollziehung des Art. 13 der Bundesakte freisinnigen Tendenz, schon mehr enthielt, als die Bundesversammlung glaubte ertragen zu können; daß damals schon meines Vaters Stellung in der Bundesversammlung eine untergrabene war.

Schon im Laufe des Jahres 1817 hatte er dem vertrauten ältesten Sohne die Symptome steigender Spannung mit der Niederländischen Regierung mitgetheilt:

Vater an Fritz.

Frankfurt, 26. Juni 1817.

Die Sachen des Bundestages gingen ihren scharfen Train und ich habe meine Rolle fortgesetzt. Ich will hierher setzen, was mir Stein darüber schrieb, wenn ich es wiederfinde*). Ueber Austrägalinstanz, Competenz, auswärtige Angelegenheiten, Freizügigkeit und Auswanderung habe ich merkwürdige Abstimmungen von mir gegeben. In der letzten Frage bin ich auch praktisch auf dem Wege mich zu legitimiren; denn den Moritz Fürstenwärther, pour donner suite, habe ich geradezu nach Amerika geschickt, ausgerüstet mit dem Nöthigen und mit Instructionen, die in das Weite gehen! Accreditirt und empfohlen an Gott und die Welt von Seiten der großen puissance: Ille ego! — qui quondam — kann es aber von einem Tage zum andern heißen; — denn mit dem engherzigen Wesen und dem Geize meines Hofes vertrage ich

---

*) Mein Antheil an der Politik. IV. (Stein's Briefe) S. 50. Brief 7, vom 21. Juni 1817.

mich schlecht, und auch zu Brüssel wird es zu bösen Häusern gehen, wenn man nicht gewaltig andere Wege einschlägt.

Vater an Fritz.

Frankfurt, 5. Jan. 1818.

. . . . So kam es neulich schon aus dem geringfügigen und entfernten Anlaß einer Judensache zwischen dem Cabinet und mir zu einer Reibung, und noch kann ich gar nicht sagen, zu welcher Krisis dies führen wird. Vielleicht zu einer heilsamen; aber die Absurditäten, die mir von dorther kamen, waren mir gänzlich unerträglich geworden. Ich habe Nagell (dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den Niederlanden) geradezu gesagt: que le Roi a été mal conseillé. — Meine Antworten auf die Oesterreichischen Eröffnungen haben Sensation gemacht, im Ganzen beifällig, nur nicht in Baiern und Würtemberg. Die Baierischen Blätter greifen mich häufig an, schimpfen mich Unitarier, besonders die Allemania, was aber nur zu meinen Zwecken dient. Die Allgemeine Zeitung hat über meine ersten Reden, die sie nicht einmal auszugsweise einzurücken wagt, doch die Worte gebracht: „bis jetzt ist fast nur durch das bereite Eingreifen des Herrn v. G. die Bundesberathung zu einem lebhafteren Schwunge wenigstens angeregt worden." Der König von Würtemberg war eigens hier, um uns auf die Finger zu sehen. Mit mir ist diese Majestät gar nicht zufrieden, und wir haben heftigen Wortwechsel gehabt. Die den Weimaranern auszudrückende allgemeine Zufriedenheit [wegen der erbetenen Bundesgarantie ihrer Verfassung] fand der Vortreffliche — revolutionär! An seiner Tafel war es jedoch artiger. Aber um noch einmal auf meine Majestät zu kommen, — nachdem ich einige Mal dahin sehr trocken die Wahrheit gesagt hatte, ja bis zum Ungestüm, habe ich mich neuerlich bestrebt, ihnen einige gute Arbeiten zu liefern.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 14. Jan. 1818.

Mein Courier ist angekommen — ohne mich zu berufen, noch andere bedeutende Wirkung. Hat man sein Unrecht begriffen — läßt man mich so weiter reden? Ich war doch so weit gegangen ihnen zu sagen, daß es ihnen nicht gelingen würde, mich in Widersprüche und Disparaten zu verwickeln, oder daß diese jedenfalls nur kurz sein würden. Ueber den Artikel der Tabatieren hatte ich das für und wider gesagt, und daß mir persönlich nichts daran liege; denn wenn ich glaubte, nach geleisteten wichtigen Diensten bei der Wiege der Monarchie, eine königliche und nationale Anerkennung zu verdienen, so wollte ich sie nicht in Tabatieren zu suchen haben. Die Canzleigelder sind übrigens jetzt gesichert.

Vater an Fritz.

Frankfurt, 27. Januar 1818.

... Mit dem Gouvernement dauert die Spannung so fort: ich kann mit gar keinem Grad von Wahrscheinlichkeit sagen, wie das enden wird. Auf mein letztes Votum hat diese Lage der Dinge unstreitig Einfluß gehabt. Wir können hier, wenn du kommst, umständlich davon plaudern.

Vater an Fritz.

Frankfurt, 10. Februar 1818.

Ja, meine letzte bisbille mit dem Kabinet ist zwar so dem Anschein nach eingeschlafen. Aber ich traue nicht. Alle Augenblicke werde ich wiederstoßen. Dort haben sie die Tendenz sich zu entziehen, und ich habe die, das Ding beim rechten Fleck anzupacken.

Die Harmonie zwischen beiden Nassauischen Höfen will sich auch noch gar nicht machen. Dort ist man bleiern, und hier: Kräutchen rühr' mich nicht an:

Vater an Fritz.

Frankfurt, 24. Februar 1818.

Mit dem Kabinet ruht jetzt die Sache. Nun aber hier! Die Majorität der Herren Collegen fürchtet mich und hält

mich für ultra und excentrisch, während dem ich sie mit weit besserem Grunde für citra halte. Noch in der vorigen Sitzung oder unmittelbar vorher habe ich über die Frage der Publicität lebhafte Debatten gehabt, bis zur Drohung! Die Erbärmlichkeit nimmt zu! Wessenberg seufzt wie ich! —

Fritz kam also gerade zur Krisis im Urlaub an. Der Gegensatz der Ansichten, die Gereiztheit auf der einen Seite, der trockene Hochmuth auf der andern, hatten sich immer mehr gesteigert. Die Deutsche, in Bundessachen eindringliche Sprache meines Vaters war fast zur Satyre auf die sonstige Politik seines Hofes geworden. Klagen gegen die Deutsche Haltung des Vaters mochten auch von verschiedenen Deutschen Höfen an das Niederländische Cabinet gelangt sein, und manche Condolenzdemonstration ist dann erfolgt, deren Aufrichtigkeit hier unerörtert bleiben mag. Die Stimmung des Königs und des Ministers bedurfte nur eines Anstoßes, und in einem Schreiben an den Baron Nagell, worin mein Bruder noch die Streichung der Worte: „sophisme royal" erbat und erreichte, war bedingt um die Rückberufung angesucht. Was natürlicher, als daß dieselbe umgehend erfolgte. Nachdem mein Bruder schon wieder nach seiner Luxemburgischen Station abgereist war, erhielt er diese Nachricht in folgendem Briefe.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 6. April 1818.

Ich hoffe, du bist glücklich an Ort und Stelle angekommen. Hier ist Alles so seinen train fortgegangen, so daß ich heute mich schriftlich bei der Bundesversammlung beurlaubt habe. Der Styl des Hofes war fortwährend trocken. In zwei Zeilen die lettres de rappel. Die öffentliche Aufmerksamkeit entspricht übrigens ganz meinen Erwartungen. Der Kaiser selbst hat mir etwas Verbindliches sagen lassen und Metternich mir unaufgefordert die Anlage geschrieben, die instar omnium ist. Stein und Buol sind die, welche sich am

Freundlichsten bezeigen. In Wien hat mein militärisches Votum Eindruck gemacht, und ist als Basis angenommen worden. Diese Aeußerungen sollten doch dazu dienen, den Hof im Haag einsichtiger zu machen. An den Bundestag habe ich zum Abschied geschrieben, der gegenwärtige Wechsel geschehe zwar auf mein bedingtes Verlangen, der Grund aber sei mehr eine zu hohe Würdigung von meiner Seite, als eine Verschmähung meines bisherigen Amts und Berufs. — Lebe wohl und einstweilen beruhigt.

Uebrigens begab er sich bald selbst an den Hof nach dem Haag, um sich zu verabschieden, und trug von da aus weiter nach.

Vater an Fritz.

Haag, den 27. April 1818.

... Nun bei dem König hatte ich denn gestern Audienz. Lang und Breit. Ich habe ihn nie freundlicher, humaner, in alle Sachen eingehender gefunden, — ob er gleich von seinem System des far niente nicht abwich. —

Von zwei Seiten aus waren also die Angriffe auf die Wirksamkeit meines Vaters in der Deutschen Bundesversammlung erfolgt, denen er erlegen ist. Sein nationales, auf Einheit oder festeren und wirksameren Bund gerichtetes Bestreben war wohl allen Theilen unbequem gewesen; der Niederländischen wie den Regierungen der Deutschen größeren und Mittelstaaten; seine wiederholte Klage aber wegen Nichtvollziehung des Art. 13 der Bundesakte, und sein Drängen auf diese Vollziehung in einer Ausdehnung, „wie sie der Geist der Geschichte ausspricht, wie sie die andern großen Nationen um uns her bereits praktisch befolgen und keineswegs mehr in Zweifel ziehen," — das war der Stein des Anstoßes, Aergernisses und Falles, der von den Deutschen Regierungen gefördert wurde, — deren Wünschen die Niederländische bereitwillig entgegen kam.

Trotz der kosmopolitischen Strömung unseres Jahrhunderts wird es doch überall, auch in absoluten Monarchien, immer seltner, daß

Staatsmänner auf einem Boden wirken und gedeihen, dem sie durch Geburt nicht angehören. Die Ungunst solcher Stellung hatte mein Vater nach allen Seiten hin zu erfahren, seit er aus dem Nassauischen Erbe der Oranier — nicht etwa als Abenteurer verschlagen, sondern als Minister des Hauses ausdrücklich berufen — der Dynastie auch dahin gefolgt war, wo deren eigene Ansprüche keineswegs unverjährtem Kronrechte, sondern einem republikanischen, kaum erblichen Staatsamte und ganz neuen Europäischen Verträgen, die mein Vater mitgeschlossen, den neuen zusammengesetzten Staat diplomatisch so mitgeschaffen hatte, entsprossen sind, und wo die Macht der für dieses Staatsganze neuen Dynastie nur mit Deutschem Beistand aufgerichtet worden war. Deutsche Interessen hatte er beim Wiener Congresse und dann am Deutschen Bundestage zu vertreten; er konnte oder wollte sich nicht dazu bequemen, diese Deutschen Interessen nach Niederländischer Abschätzung zu behandeln, und um diesen Preis für seinen Deutschen Ursprung Verzeihung dort sich zu erkaufen. Im Gegentheil hatte er es nach Kräften unternommen, den Niederländern sein Deutsches System, als ihrem Interesse gemäß, begreiflich und annehmbar zu machen, und mit Nachdruck verlangt, daß man ihm wenigstens in den Berührungen mit den Deutschen Mitverbündeten unbedingtes Vertrauen, — daß man ihm als Bundestagsgesandten eine gewisse Selbstständigkeit mit weiten Vollmachten gewähre.

Die politischen Grundanschauungen des Holländischen Charakters wußte mein Vater sich ebenso wenig anzueignen, als seine Eigenthümlichkeit von den angesehenen Räthen des Königs verstanden wurde, während der König selbst der Holländischen Anschauungsweise, die schon der Staatssecretär Falck in Wien so treffend gegen meinen Vater ausgedrückt hatte, daß nämlich der Föderalismus mit Deutschland, der ebenso unbequem als hoffnungslos scheine, in dem geringst möglichen Maaße zu culti-

viren sei, gänzlich sich anschloß. — Zu geschweigen den engen Horizont des Barons Nagell, des auswärtigen Ministers, waren wohl auch alle Andere darin einig, daß, wenn ganz Belgien nur als ein accessorium für das principale Holland gelten dürfe, um so mehr Luxemburg in seiner Deutsch-staatsrechtlichen Bedeutung als ein non ens zu betrachten, und diese Bedeutung so wenig als möglich zur Sprache zu bringen oder nur darauf hinzudeuten sei. Hatte sich aber mein Vater zu Wien und Paris von seinen Deutschen Wegen durch königliche Launen und durch die wegwerfenden Bemerkungen eines vornehm batavisirenden Ministers nicht abbringen lassen, so war er am Sitz des Bundestags, und während des ersten Entwickelungsprozesses der Deutschen Bundesversammlung noch weniger der Mann, sich beirren zu lassen.

So trat mein Vater aus der officiellen staatsmännischen Laufbahn in das Privatleben zurück, aber keineswegs um unthätig zu bleiben, sondern um in so größerer Unabhängigkeit das, was er für patriotische und staatsmännische Pflicht hielt, zu üben.

Er vermied auch fortan jede Parteistellung, und es wurde ihm das um so leichter, als er unbewußt die Natur beider Parteien in sich vereinigte. Als Bund und Bundesakte und ihre Entwickelung für die überwiegende öffentliche Meinung in Deutschland schon aufgegebene und mit Verachtung behandelte Dinge geworden waren, verläugnete er nicht seinen persönlichen Antheil daran, machte ihn vielmehr laut geltend. Auch fortan richtete sich sein Tadel nicht gegen das Prinzip der Bundesakte, die er, immer noch bei allseitigem Pflichtgefühl, für entwickelungsfähig hielt oder halten wollte; sondern nur gegen einzelne auflösende Folgerungen aus demselben, wie solche schon bald durch die Schlußakte von 1820 gezogen wurden und gegen die geringe Ausbeute, die dem innern Einheitsbedürfniß der Nation bei dem Stillstand in der Entwickelung des Bundes geboten werde, wobei die Verwilderung der öffentlichen Meinung immer mehr überhand

nehmen müsse. Die erste literarische Frucht seiner Muße, bald nach seiner Entlassung, war die Flugschrift: Deutschlands Zustand und Bundesverfassung. 1818 bei Cotta.

Im Eingang bestimmt er seinen Beruf, seine Absicht, seine fernere Rolle.

Es wäre übertriebene Bescheidenheit, wenn ich das Bewußtsein verläugnete, zu der politischen Gestaltung Deutschlands, wie sie jetzt ist, zu der Bundesakte und ihrer Entwickelung, und namentlich zu dem bestehenden System staatsrechtlicher Gleichheit unter unsern Völkerschaften wesentlich beigetragen zu haben. Ich verhehle ebenso wenig den Anspruch, Kenntniß zu haben von den Dingen, die dahin gehören. Mannichfaltig sind daher die Aufforderungen in mir und außer mir zu dem Gedeihen und Reifen und zu der Befestigung fortan zu wirken, deren es noch bedarf.

Unstreitig ist es bequemer, im Schatten zu Hornau, oder in den Gärten zu Monsheim über den Deutschen Bund zu sprechen, viele seiner Seiten zu berühren, als in der Versammlung selbst. Aber es ist weder meine Sinnesart, noch meiner Pflicht gemäß, geschieden von dieser Versammlung, auf sie Tadel zu werfen, und alle die mögen diese Blätter von sich legen, die geflissentliche Bitterkeit darin suchen.

Und dann am Schlusse dieses Eingangs, Seite 13:

Es ist an dem, einige der Mächtigeren haben mich übel angesehen, befeindet, verklagt; sie haben falschen Zuflüsterungen Gehör gegeben, während dem ich an den andern Extremen noch viel ärger verunglimpft wurde. Alles dies messe ich blos der Gährung und dem Schwankenden der Zeit zu. Und fürwahr in dieser Einsamkeit, in diesen heiligen Hallen ...

Diese Versöhnung, diese Milderung und Annäherung ist mein höchstes Bestreben. Versöhnung der Stände, der Alter, der Religionen, — der Völker selbst, würde solch Bestreben gesegnet," so sagte er später*).

*) Der Einsiedler. 1822. Seite 10.

Verknüpfung und Vermittelung zwischen den Parteien erstrebte der versöhnliche Geist meines Vaters auf allen seinen Wegen während einer Zurückgezogenheit von 34 Jahren. Er erstrebte sie in seinem kleinstaatlichen landständischen Wirkungskreis zu Darmstadt, den er nicht verschmähte, sondern eben um jener Zwecke willen suchte, um mit Mäßigung den allmähligen Fortschritt zu echten parlamentarischen Grundsätzen und Formen, die er auch unter den gegebenen Umständen für möglich, weil unvermeidlich und nothwendig hielt, mit anzubahnen; er erstrebte sie in seiner publicistischen Thätigkeit, indem er mit echt patriotischem Wohlwollen seine Warnungen „an die Deutsche Jugend" und „an die Alten"*) rc. richtete. Es war auch namentlich die griesgrämige und verfolgungssüchtige Haltung der Bundesversammlung bei den politischen Bewegungen der Zeit, und die Selbstherabwürdigung derselben durch die übernommene Rolle eines lediglich reprimirenden Polizeiorgans, was ihn aufbrachte, und er vermißte in der Behandlung der Jugend Humanität und Klugheit**):

Weil die Mehrheit der Klugen und Unterrichteten, statt zu berichtigen und gehörig zu wirken, statt das wirklich Rechtliche zu fordern, durch die Erscheinungen sich schrecken ließ und schwieg, oder im Dienste des sogenannten monarchischen Prinzips, das in seiner Echtheit von keinem Unbefangenen bezweifelt wurde, jede Willkühr und reactionäre Maaßregel ungeahndet geschehen ließ. Die beste Entschuldigung für unsere vorlaute Jugend auf der Wartburg oder wo es sonst war, findet sich in diesem Schweigen, in dieser Resignation der angesehensten Klassen der Männer. Vernommen nach der Würdigkeit des Gegenstandes habe ich sie (diese Klugen und Unterrichteten) — nicht. —

---

*) Der Einsiedler. 2 Theile. 1823-26 bei Cotta. I. S. 14. II. S. 5.

**) Mein Antheil an der Politik. III. S. 6.

Denselben Gedanken zur Vertheidigung der Jugend hatte damals nach der Katastrophe der Wartburg und der verbrecherischen Verirrung Sand's, eine der beredtesten deutschen Stimmen ausgesprochen, Görres *):

> Die aufsteigende Generation soll mit frischem Lebensmuthe in die Geschichte treten ... Diesem Beruf ist die Jugend mit Ehre nachgekommen, damals, als es galt, die junge Freiheit mit dem Schwert zu schirmen und den neugebornen Zeus gleich den Cureten und Corybanten mit Waffentanz und Erzesklang vor dem lauernden Feinde zu bergen. Vom Felde zurückgekehrt haben die Universitäten ihrer Viele aufgenommen, und mit der lauteren Milch der Disciplinen ernährt, ist der Geist erstarkt und groß gewachsen. Darum ist es eine Thorheit, diese natürliche Entwickelung anzuklagen; an ihrer Leitung allein kann die Weisheit der Alten sich bewähren. Habt ihr gute Geister heraufbeschworen, warum fürchtet ihr euch vor ihnen?

und nachdem er nachgewiesen, wie dem, jedes eigenen sittlichen und rechtlichen Prinzips baaren particularen fürstlichen Absolutismus Sieg und Herrschaft nur dadurch gelingen möchte, daß er die beiden nationalen Richtungen, die rechtsgeschichtliche alte, und die vernunftrechtliche neue gegen einander verhetzte, und in kurzen Zwischenräumen die eine mit den Argumenten, Interessen und Leidenschaften der andern schlug; — weiter:

> In solcher gänzlicher Umkehr binnen so kurzer Frist hat sich nothwendig der ganze Ideenkreis der bedächtigen Deutschen verwirrt, verschoben und umgekehrt. Den Einen ist alles Historische ein Aberglaube, den Andern jede Vertheidigung des guten Rechts ein revolutionärer Greuel. In toller Verwirrung treiben die Meinungen durcheinander; kein Grundsatz steht fest; kein Band hält die bunte Gedankenwelt in sich zusammen; keines knüpft, was gestern galt, an das, was morgen gelten wird.

*) Deutschland und die Revolution. S. 100. 102.

So wurde der geistige Zustand Deutschlands schon 1819 beurtheilt, von Männern, die geübt waren, den Puls zu fühlen und die Diagnose zu stellen.

Eine ganz andere politische Richtung hatte mittlerweile Fritz genommen. Das Zwitterland in nationaler Beziehung, in welchem er, wie oben bemerkt, von 1817 bis 1823 herumziehend lebte (die südlichen Niederlande: Lüttich, Luxemburg, und das Wallonische Namur und Hennegau), stand durch seine unmittelbare Vergangenheit und durch seine Sitten näher zu Frankreich als zu Deutschland. Die Zeitereignisse und die Urtheile darüber wurden ihm durch Französische Zeitungen, die man dort ausschließlich las, und welche Stoff hatten große, nationale und praktische Interessen leidenschaftlich zu vertreten, anregend übermittelt. Was hätten auch die Deutschen Zeitungen über Deutsche Angelegenheiten anderes bringen können, als den traurigen Bericht, wie Germania am Sitz des Bundestags die trostlose Arbeit der Penelope verrichte; wie man hier bemüht sei, das Gewebe des nationalen Zusammenhangs und Gesammtbewußtseins, welches die Noth der Zeiten zu dünn und locker gewebt hatte, als gefährlich wieder aufzutrennen, als unliebsam wiederum — zwar nicht zu ertödten, aber doch durch Acht und Aberacht den Ausdruck und das öffentliche Bekenntniß desselben zu verhindern, zu verpönen, und so — aber allmählig erst und unmerklich — erstarken zu machen. Es war natürlich, daß auch Fritz mehr durch die Interessen derjenigen Länderkreise angeregt wurde, und daß er diesen seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, in welchen das Volksleben in der Oeffentlichkeit pulsirte. Hat er aber auch hiernach seine politische Erziehung zwischen dem einundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Lebensjahre in Lebensverhältnissen gemacht, in denen Französische Sitte und Anschauungsweise vorherrschte: an Frankreich angelehnt, wo aber gerade in jenen ersten Jahren nach

der Restauration, unter den Ministerien Richelieu und Decazes, die constitutionelle Opposition von wirklichen politischen Charakteren, mit ungemeinem Talent und doch mit Mäßigung gegen die sich überstürzende Reaction der Ultraroyalisten geführt wurde, so werden doch seine späteren politischen Arbeiten zeigen, wie wenig der flache Französische Liberalismus bei ihm Eingang finden konnte, wie die historische Deutsch-englische Schule bei ihm überwog.

Zwar kam Fritz während dieser Jahre öfters mit kürzerem Urlaub in die Heimath; aber er vermied dann mehr, als daß er geselligen Verkehr und politische Discussion über vaterländische Zustände gesucht; am liebsten hätte er bei solchen kürzeren Erscheinungen das elterliche Haus gar nicht verlassen. Da er weder Muße hatte die rückschreitenden Entwickelungen Deutscher Angelegenheiten mit der objectiven Gründlichkeit zu verfolgen, und diejenige genaue Kenntniß davon sich zu erwerben, die ihm, um zu urtheilen oder einzugreifen, als ein Postulat erschien, so gab er selbst bei dem politischen Gespräche im Familienkreise, das bei der Jugend der Brüder damals noch seltener war, mehr den stummen und anscheinend theilnahmlosen, in der That aber innerlich arbeitenden Zuhörer ab. Er würdigte und achtete zwar auch fortan das instinctive Urtheil des Vaters in den Deutschen Angelegenheiten; bewunderte sein Wohlwollen; neigte sich aber immer mehr zu der Ueberzeugung, daß auf dem Wege der friedlichen Entwickelung des Bundes durch die Gesetzgebung eine Besserung nicht zu hoffen sei. Da er davon ausging, daß es den leitenden Cabinetten nicht an der Einsicht, sondern an dem Willen oder der Macht gebreche, die Zustände zu bessern, so begriff er nicht, wie der Vater sich noch bei der Sisyphusarbeit aufhalten könne, die Entwickelungsfähigkeit des Bundes beweisen zu wollen, da jeder Tag neue Steine von dem Gerüste dieser Entwickelungsfähigkeit als unbrauchbare, gefährliche und ausgestoßene, der Tiefe unwiederbringlich zurollen sah.

Nachdem Fritz im Winter von 1817/18 einige Monate in der Heimath zugebracht hatte, wie wir oben gesehen haben gerade in der Krisis, welche der Entfernung meines Vaters vom Bundestage vorausging, kam er erst im Herbste 1820 wieder, während der Vater durch die Geburtswehen der Verfassung für das Großherzogthum Hessen in Anspruch genommen war. Auch Fritz sah sich das damals politisch bewegte Darmstadt an, und lernte, wie aus dem Gedenkbuch zu ersehen, einige der Männer kennen, die eine mehr oder weniger einflußreiche Stellung hatten. Eben dieses Gedenkbuch erwähnt aber auch der politischen Discussionen, die im Jahre 1819 in Folge der Karlsbader Beschlüsse, und folglich über Deutsche Zustände in dem Wallonischen Leffe bei dem alten Grafen Röderer stattgefunden haben.

Im Jahre 1823 aber, als sich der Vater rüstete, in seiner Eigenschaft als Abgeordneter dem zweiten bevorstehenden Hessischen Landtage beizuwohnen, schrieb Fritz aus dem stillen Luxemburgischen Diekirch

an den Vater:

Diekirch, den 4. Juli 1823.

Um Ihren Aufenthalt in Darmstadt an und für sich kann ich Sie nicht beneiden, bester Vater; aber die Epoche ist allerdings interessant, besonders wenn Sie sich an die von dort gekommenen Insinuationen nicht kehren.

Ich bin sehr begierig, von Ihnen etwas Näheres über die Würtembergischen Angelegenheiten zu hören. Wenn man von beiden Seiten hartnäckig ist — wie wird das enden? Doch darauf kann ich mir selbst antworten, denn in Deutschland versteht man es ja, mit Gelassenheit zu verzweifeln.

Um dieselbe Zeit unterhandelte Fritz eben wegen einer kurzen Erscheinung, die er wie gewöhnlich der Erheiterung der Eltern widmen wollte, als ihn ein Sturz mit dem Pferde, in der Nähe von Trier, wobei ein umgehängtes Fernrohr ihn beim Falle nicht

unbedeutend in der Seite gequetscht und verletzt hatte, nöthigte, zur Herstellung seiner Gesundheit einen längern Urlaub zu nehmen. Diesen brachte er während des Winters 1823 auf 1824 größtentheils mit dem Vater in Darmstadt zu, und das Gedenkbuch erwähnt einer Reihe für Hessen bedeutender Persönlichkeiten, zu denen er damals in Beziehung trat.

1823. Ich gehe mit Urlaub nach Mensheim und Darmstadt, um meine Gesundheit herzustellen. Geheimrath Wedekind. Freimaurerei. Fahrt auf den Melibocus und das Felsenmeer. Heinrich. Die Solms. Otterstedt (der Preußische Gesandte). Herr von Breidenstein. Türkheim. Hallwachs. E. E. Hofmann. Aull. Kertel. Geheimrath Schenck. Du Thil. Prinz Emil und Wittgenstein. Mein Aufsatz über den politischen Zustand von Deutschland. Lectüre.

Es sind nicht blos landständische Notabilitäten, die hier genannt sind; mit mehreren der genannten Männer trat Fritz durch mich in geselligen und freundschaftlichen Verkehr; so z. B. mit Georg Hallwachs, der erst später eine landständische Notabilität wurde. Zur ärztlichen Pflege war mein Bruder dem geistreichen alten Leibarzte des Großherzogs, dem bekannten Freiherrn von Wedekind empfohlen, früher Mainzer Jakobiner und sein ganzes späteres Leben hindurch eifriger Freimaurer, dem er ein interessanter Patient, wie dieser ihm ein anziehender Umgang wurde.

Aber auch mich traf der Bruder in Darmstadt. Von dem Landgerichte zu Lorsch, wo ich anderthalb Jahre als Assessor gearbeitet hatte, war ich eben als Secretariatsgehülfe in das von dem Staatsminister von Grolman geführte Ministerium des Innern und der Justiz versetzt worden. Seit sieben Jahren hatte ich Fritz nur immer flüchtig gesehen; ich war seitdem herangereift, und wir lebten zum ersten Male längere Zeit so zu sagen ebenbürtig zusammen. Dieser Winter begründete unser engeres brüderliches Verhältniß für das Leben. Wir Brüder waren gewöhnlich zur Mittagstafel bei dem Vater vereinigt, der in jenem Winter in Darmstadt eignen Haushalt führte, und öfters auch andere Gäste bei sich sah.

Da Fritz zufällig auch während des ersten Hessischen Landtags 1820/21 das Gebahren der Hessischen Stände mit angesehen hatte, so mußte ihm der Unterschied zwischen jetzt und damals zum Nachtheil von jetzt auffallend sein. Die Wiener Schlußakte, die Congresse von Troppau, Laibach und Verona lagen in der Mitte; die Reaction stand in der Blüthe; die Abgeordneten, die zugleich Staatsdiener waren, welche während des ersten Landtags den Reigen einer gewissenhaften Opposition geführt hatten, waren zum Theil zu anderen Stellungen befördert worden, und dadurch dem landständischen Wirkungskreise entzogen, oder eingeschüchtert. Obgleich die Kammern mit den erwähnten Ausnahmen aus denselben Mitgliedern bestanden, so war doch das Vertrauen des Landes zu den Ständen, wie natürlich auch zu der Regierung, gemindert. An dem Tische des Vaters ging es zuweilen lebhaft zu; in seiner über den Parteien genommenen Stellung sah er Männer von allen Farben, und es wurde, natürlich in den durch Rücksichten der Gastfreiheit gebotenen Formen, Farbe bekannt.

Wahrscheinlich durch den Vater veranlaßt, die Eindrücke zu schildern und ihm mitzutheilen, welche die politischen Zustände von Deutschland auf ihn machten, that dies mein Bruder damals in zweien Denkschriften, die ich hier folgen lasse:

Der gegenwärtige Zustand.

Sie fordern mich auf, Ihnen den politischen Zustand Deutschlands zu schildern. — Die Aufgabe ist nicht leicht; lassen Sie mir wenigstens Zeit, mich wieder zu erkennen. Jahre sind verflossen, seitdem ich Deutschland verließ.

Der erste Pariser Friede war eben geschlossen; die Spuren, welche Napoleon's Joch eingedrückt hatte, waren noch nicht alle verwischt, aber die Freiheit war wieder errungen, das Selbstgefühl war erwacht und rascher floß das Blut in den Adern.

Man hegte damals große Erwartungen vom Wiener Congreß, wohin so viele Wünsche die Fürsten begleiteten. Das

Deutsche Volk schien ihnen zuzurufen: Die Schmach, welche Ihr über uns gebracht habt, haben wir abgewaschen, die Fesseln sind zerbrochen, das Vaterland ist frei. Da Ihr selbst unglücklich waret, haben wir Euch keinen Vorwurf gemacht; jetzt, da die Leiden vorüber sind, soll Eure Schuld vergessen sein. Aber wir erwarten von Euch, daß Ihr unser Wohl nicht mehr Eurer Selbstsucht, nicht mehr Eurer Eitelkeit aufopfert. Was Noth ist, wißt Ihr. Vor Allem verlangen wir von Euch unser Vaterland wieder, das Ihr zersplittert habt.

Die Verheißungen schienen den Wünschen entgegenzukommen, und wenn auch die Wünsche der Meisten mit aufgeschwollenem Segel über das Meer der Zukunft flogen, während Gewohnheit und Vorurtheil die Andern mit zähen Wurzeln an die Vergangenheit heftete, so war doch noch überall und gegenseitig Offenheit, Achtung und Vertrauen.

Das war der Zustand der Gemüther, als ich Deutschland verließ; wie ganz anders habe ich es wiedergefunden! — Die Ströme, die Berge, die alten Thürme erkenne ich noch, aber die Menschen nicht mehr. — Wo soll ich beginnen, wie soll ich den Eindruck schildern, den die Veränderung auf mich gemacht hat?

Das sicherste Mittel, den Zustand einer Nation zu beurtheilen, ist: auf die Stimme der öffentlichen Meinung zu horchen. Man hebt so auf dem Felde der Untersuchung die frischgebundenen Garben auf. Aber was thun, wo eine öffentliche Meinung sich gar nicht bilden kann, oder wo sie, ihrer Organe beraubt, verstummen muß? Es bleibt dann das mühsame Geschäft, die einzelnen Aehren aufzulesen.

Als ich hier Anfangs, noch unbekannt mit den neuen Verhältnissen, nach alter Gewohnheit von der Politik des Tages reden wollte, erhielt ich kaum eine Antwort; der Eine wich aus, der Andere brach ab, Viele stahlen sich weg. — Wo Niemand über öffentliche Angelegenheiten öffentlich spricht, da ist gewiß weder Freiheit, noch Gemeingeist; wenn aber gebildete Männer selbst in der Mitte ihrer Bekannten solche Gegenstände zu berühren vermeiden, dann ist es arg, dann hat entweder die feige Selbstsucht oder der Despotismus den Gipfel erreicht.

Die Zeitungen stehen alle unter strenger Censur, sie sind so bleich, daß ein geübtes Auge dazu gehört, um einen Unterschied der Farbe zu erkennen. Sie liefern selten selbstständige Artikel, sondern enthalten meistens nur Auszüge aus fremden Blättern, Hofbülletins — und dienen den Regierungen als Anschlagbretter.

Hier einige Züge des Bildes — so wie ich sie schnell aufgefaßt habe; — wenn ich mit meinem Vaterlande wieder näher bekannt geworden bin, wenn ich das, was ich sehe, werde begriffen haben, dann will ich versuchen, dieses Bild auszuführen, und erklären, wie es dahin kommen konnte.

Ich fange gleich mit den Fürsten und ihren Cabinetten an. — Ein Gedanke ist es, welcher die Fürsten wie ein Gespenst verfolgt — es ist die Furcht, die Deutschen möchten sich je erinnern, daß sie einst ein Vaterland hatten. Alle Bemühungen der Höfe sind darauf gerichtet, die letzten Spuren dieses gemeinsamen Bandes zu vernichten; alle Maßregeln zielen dahin, sich zu isoliren, die Deutschen einander zu entfremden und einen Provinzialegoismus zu schaffen.

Jeder möchte in seinem Ländchen ein eignes, abgeschlossenes Volk erziehen, das wie die Juden mit Haß auf seine Nachbarn blickte. Daher erhält denn jedes seine eigne Gesetzgebung, seine eigne Mauth, seine Landesuniversität, und so lange die Farben ausreichen, seine eigne Cocarde.

Ihre Souveränetät geben die Fürsten kühn für ein unbestrittenes Recht aus, — dagegen sind sie sehr bereit, liberal zu sein, wo nur immer das Liberalsein der Gewalt zu statten kommt.

Es war gleich Anfangs die Absicht der Regierungen, daß der Bundestag null sei; aber man ist sehr bald weiter gegangen und hat dafür gesorgt, daß er selbst verächtlich werde. So vegetirt er nun, — die Schande Deutschlands und der Spott Europa's! Nur einmal haben die Höfe gemeinschaftlich gehandelt — damals als sie die Universitäten in Vormundschaft nahmen, die Censur einführten und die Mainzer Commission niedersetzten; und nur einmal ist die Einheit des Bundes gegen das Ausland geltend gemacht worden, — nämlich

um die Auslieferung Cousins von Sachsen an Preußen gegen Frankreich zu rechtfertigen.

Beständig quält die Fürsten das Bewußtsein, daß man ihrer Souverainetät überdrüssig ist; sie sind erbittert, so viele Feinde, aber Niemanden strafbar zu finden. — Ueberall ist die Polizei mit ihren Spionen thätig — selbst die Briefe werden eröffnet.

Eine eigne Inquisition ist niedergesetzt, um Verschwörungen nachzuspüren, die nirgends existiren. Man will es nicht begreifen, daß, wo Alle von einem Geiste beseelt sind, wo Alle einen Zweck und ein Interesse haben, daß es da keiner Verschwörungen bedarf, sondern nur einer günstigen Gelegenheit. Daher liefern die Berichte dieser Mainzer Commission nichts als den Thermometer des Hasses, und den Maßstab, wie sehr der gegenwärtige Zustand im Widerspruch ist mit den Meinungen und Wünschen aller Klassen.

Die Deutschen Kammern sind zu wenig zahlreich, um imposante Versammlungen zu bilden. Hier werden nicht die Angelegenheiten eines großen Volkes gleichsam unter den Augen von Europa verhandelt. Wenn auch Talent und gesetzgeberische Klugheit in diesen Kammern entwickelt wurde, so war doch der Umfang ihres Wirkungskreises zu klein, um allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Außerdem sind unter den Abgeordneten gerade die tüchtigsten die abhängigsten — nämlich die Staatsbeamten. Wie läßt sich da eine nachdrücklich gehaltene Opposition denken, wo es Niemanden gibt, der nicht von der Regierung etwas zu bitten hätte, ja wo die Existenz der Meisten von der Regierung abhängt. Wenn man aber diesen Kammern im Allgemeinen den Vorwurf macht, daß sie bisher nicht Deutsch genug waren, so kann ich sie von diesem Vorwurf weder freisprechen, noch deßhalb entschuldigen.

Nichts ist Deutschland so eigenthümlich als diese zahlreiche Dienerschaft, welche für sich und ihre Kinder Anstellung und Beförderung anspricht — als ein Recht anspricht ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Staats — ja ohne einen Begriff, wie es anders sein könne. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Zahl der besoldeten Staatsbeamten in Frankreich verhältnißmäßig mehr als fünfmal stärker sei als in England;

ich getraue mich zu behaupten, daß diese Zahl in Deutschland die in Frankreich beinahe noch um ebensoviel übertrifft.

Bei den Anstellungen hat das Monopol der Intrigue die Privilegien der Geburt ersetzt. Die höheren Stellen stehen nur der Servilität offen. Ueberall sind die stärkeren und ausgezeichneten Männer, welche die öffentliche Meinung zu leiten aber auch zu ehren wußten, als gefährlich von den Geschäften entfernt und durch platte Creaturen ersetzt worden.

Der Adel und die Mediatisirten sind zwischen die Eifersucht der Regierungen und den Neid des Bürgerstandes wie zwischen Hammer und Ambos gestellt. Unzufrieden, beständig den Blick auf die Vergangenheit gerichtet, zum Theil unwissend und den Geschäften fremd, ohne Rath, ohne Plan, ohne Führung, sind sie entschlossen keinen Anspruch freiwillig aufzugeben, aber bereit sich jedes Vorrecht ohne Widerstand entreißen zu lassen. Diese Classe hält es noch immer für ihre schönste Bestimmung, in der Domesticität der Fürsten die erste Stelle zu behaupten.

Hier wie anderwärts opfert die verblendete Eitelkeit des Liberalismus die Freiheit der Gleichheit auf, und ist eifrig bemüht die letzten Säulen einzureißen, welche den Tempel der Freiheit tragen, und den Boden zu ebnen, auf welchem der Despotismus seine Pyramiden baut.

Die bewaffnete Macht wird durch Conscription gebildet. Sie beträgt in allen Deutschen Ländern ein Procent der Bevölkerung, ja darüber, und kostet ungeheure Summen. In den meisten Armeen, und namentlich in der Oesterreichischen ist der Corporalstock noch immer der Stamm, auf welchen man das Lorbeerreis pfropft — aber es grünt nicht. Ueberall herrscht bei den Officieren mittleren Ranges Unzufriedenheit — die Folge eines langen Friedens welcher alle Aussicht auf Beförderung verschließt, und dem militärischen Ehrgeiz keine Laufbahn eröffnet.

Ich komme nun auf die producirenden Classen.

Die Producte des Ackerbaues sind ohne Werth, die Last der Abgaben ist drückend, der Landmann verarmt; epochenweise verlassen Schaaren den väterlichen Herd und suchen in Amerika eine andere Heimath. Viele dieser Unglücklichen — ohne

Geld, ohne Anweisung -- kommen auf der Reise im Elend um, viele gerathen als Eigenthum in die Hände des Schiffscapitäns und werden in Amerika als weiße Sklaven verkauft. Die Regierungen — aus Gleichgültigkeit oder falscher Schaam — haben es unterlassen, diese Auswanderungen zu leiten und für Anlage von Colonien nach Möglichkeit auf diplomatischem Wege zu sorgen.

Die Industrie ist gelähmt, der Handel gehemmt, die Flüsse durch Zölle und Stapelrecht gesperrt und verwaist, das Land mit einem Netz von Mauthen überzogen.

Der Handel, furchtsam und scheu, sucht wie ein gehetztes Wild auf hundert Umwegen den Hunden des Fiscus zu entfliehen.

Die Capitale sind der Industrie entzogen und werden verschlungen und verzehrt von dem immer aufgesperrten Rachen der öffentlichen Anlehen, welche auf den Schweiß des Landmanns und die kommenden Geschlechter hypothecirt sind. — Die Reichthümer der Capitalisten sind gerade äqual und identisch mit der Schuldenlast der Staaten.

Das Spiel der Börse und die Agiotage ist jetzt das einzige lebhaft betriebene Geschäft; ein Geschäft, dessen geringster Nachtheil ist, daß es keine Werthe schafft, weil nothwendig der Eine verliert, was der Andere gewinnt.

Bei dem allgemeinen Rückgang erscheinen einige colossale Vermögen, — nicht durch Fleiß und Sparsamkeit langsam erworben, — sondern durch diejenige Geschicklichkeit, welche von dem Unglück der Zeiten Vortheil zu ziehen weiß, und in dem allgemeinen Schiffbruch das Strandrecht ausübt: — Lieferanten — Schmuggler und Juden, deren Luxus eine Verspottung des öffentlichen Elends ist.

Ja, Juden und Wechsler sind die Vertrauten der Fürsten, die Rathgeber und Controleurs der Minister, die Schatzmeister, durch deren Hände jährlich das ganze Einkommen der Staaten geht, — die wahren Aristokraten des Zeitalters.

Soll ich nun von unserer L i t e r a t u r reden? Es ist vorüber das Heroenalter, von dessen Wettkämpfen und Schöpfungen unsere Väter Zeugen waren. Von den wenigen grauen Helden

welche noch übrig sind, steigt einer nach dem andern in die Gruft hinab. Aber ihr Ruhm hat Europa erfüllt, und die Ideen, welche von ihnen ausgingen, erobern die Welt. Kein mächtiger Genius herrscht jetzt in unserer Literatur, der gestirnte Himmel ist mit trüben Wolken bedeckt, die Natur ruht — oder nährt im Verborgenen die treibenden Keime. Doch historische Forschung hat in der neuesten Zeit Bedeutendes geleistet; der Ekel an der Gegenwart führt in die Vergangenheit zurück, und sucht dort Hülfe und Beispiel. Und wie sollte es anders sein? Ekel und Ueberdruß sind nicht erfinderisch, auch der Genius bedarf eines anregenden und empfänglichen Zeitalters, — neben dem Werkschmied schlägt die Nachtigall nicht.

Dasselbe gilt von der bildenden Kunst. Auch sie bedarf der Begeisterung. Vergebens greift sie in die Vergangenheit zurück, um schöne Erinnerungen zu verherrlichen, wenn eine nüchterne oder niederschlagende Gegenwart immer störend wirkt. Indem eine neue Deutsche Malerschule es zum Gegenstand ihres Strebens machte, die alte Schule in der Behandlung und selbst in den unbestrittenen Fehlern ängstlich nachzuahmen, hat sie ihrer Kraft und ihrem Geschmack selbst das Urtheil gesprochen. Es ist eine sonderbare Verwirrung, die nicht dauern wird. Die Bildhauerkunst, welche sich von der Antike nie so weit entfernen kann, ist davor bewahrt geblieben.

Die unbestimmteste und gedankenloseste Kunst, die Musik, ist die Kunst der Zeit. Dahin flüchtet sich die Seele vor den drückenden Reflexionen; da löst sie sich in Empfindungen auf. — Ob Plato diese tändelnde, weichliche Musik geduldet hätte? mag Plato beantworten.

Die Universitäten, welche die Französische Herrschaft unangetastet ließ, welche Deutschen Geist genährt und den Funken des Patriotismus angefacht haben, die Universitäten, auf welche wir bei allgemeiner Entartung allein noch mit Stolz blicken konnten, sind den Fürsten verdächtig geworden. Sie wollen, so wie nur eine gewisse Freiheit, so auch nur einen gewissen Patriotismus.

Man hat die Universitäten ihrer Freiheiten beraubt und den erfahrenen Greisen unbärtige Vormünder gesetzt. Ausge=

zeichnete Lehrer sind entfernt, andern ist das Fach untersagt worden, welchem sie sich gewidmet hatten; — in den Hörsälen der Philosophie, der Geschichte, des Staatsrechts horcht der Verdacht und belegt die Polizei ihre Plätze.

Gedungene Scribenten sollen der Nation die Richtung geben, doch diese ohnmächtigen Versuche würden Mitleid erregen, auch wenn die Werkzeuge weniger erbärmlich wären.

Ich bin zu Ende. Allerdings ein trauriges Bild; aber durch den schwarzen Flor der Gegenwart sehe ich doch das Grün der Hoffnung schimmern.

Wir sind ein Volk, dessen Hauptnahrungszweig der Ackerbau ist. Ein solches Volk wird nicht schnell reich; es beherrscht die Meere nicht; es gebietet nicht über das Vermögen anderer Nationen; aber seine fleißigen Arme finden doch Arbeit; es erhält sich stark und gesund; es gibt dem Vaterlande tapfere Vertheidiger; es braucht auf die zunehmende Industrie der Nachbarn nicht eifersüchtig zu blicken; es erlebt die furchtbaren Krisen nicht, womit schneller Stillstand, neue Erfindungen, ein verschlossener Markt, oder die Laune der Moden industrielle Völker heimsuchen. Der Ackerbau kann von Kriegen hart mitgenommen werden, er kann unter dem Druck der Abgaben seufzen, aber das hat seine Grenzen, über welche hinaus die Saite springt.

Unsere Soldaten sind durch Conscription berufen und die Landwehren sind wesentliche Theile der Heere. Ich zweifle, daß sie sich gegen ihre Mitbürger werden gebrauchen lassen. Wenn wir wieder einen Krieg erleben sollten, man kann mit Gewißheit voraussetzen, daß der Deutsche nicht mehr den Deutschen bekämpfen wird. Die alten Officiere, die so oft ihr Blut für die bloße Ehre der Waffen verspritzt haben, ungewiß ob der Feind, dem sie heute gegenüberstehen, nicht morgen ihr Bundesgenosse sein wird, sind es müde, die Werkzeuge einer wandelbaren, ehrlosen Politik zu sein; die jüngeren gebildeten Männer, die durch die Ereignisse des Jahres 13 in die militärische Laufbahn geworfen wurden, sind den Ideen der Zeit nicht fremd. Beide, Alt und Jung, werden nur für das Vaterland fechten.

Ich sehe überall bei uns als Folge der Aufklärung und wahrer Frömmigkeit: Duldung und gegenseitige Annäherung aller Religionsparteien; eine Toleranz, welche weder einzelne Fanatiker noch politische Intriguen zu stören vermögen.

Ich sehe die reine Quelle politischer Besserung fließen, die auf Religiosität gegründete Sittlichkeit der Mittelclassen, diese kräftige Constitution der Seele, welche den Krankheitsstoff bemeistert und von sich wirft.

Ich sehe, wenn andere Nationen nur über die Unabhängigkeit der Richter wachen, die Deutsche ebenso die Unabhängigkeit des Lehramts fordern. So wenig die Gerechtigkeit sich dienstbar vor den Fürsten beugen soll, so wenig soll es die Wahrheit. So wie ein tapferer Ritter verlangt sie — bedarf sie, — um siegreich aus dem Streite der Meinungen zu scheiden, nichts — als einen freien Kampfplatz.

Ich sehe den Geist der Forschung überall rege; ich sehe die denkenden Köpfe der Nation, von manchen überspannten Ansichten geheilt, die abstracte Speculation verlassen und ihre Thätigkeit auf das Anwendbare richten.

Ich sehe die politische Ausbildung der civilisirten Nationen sich nähern und berühren.

Endlich sehe ich ein jüngeres Geschlecht, unähnlich dem alten, — mit anderen Ideen erfüllt, — voll warmer Vaterlandsliebe; — ein Geschlecht, in der Schule der Griechen und Römer erzogen, rauh und freiheitsliebend, im Kampfe gestählt und bewährt; — ein Geschlecht, das seinen Nacken dem Joch nicht beugt, und ungeduldig auf seine Zeit und seine Stelle wartet.

Diese Federzüge geben mit Unmuth und Verachtung den Eindruck wieder, den die Vergleichung Deutscher Zustände mit dem regeren politischen Leben in Frankreich, in England und in den Niederlanden, und besonders mit den Hoffnungen der Jugendjahre auf den Bruder augenblicklich gemacht hatte. Man fühlt wohl heraus, daß dieser Aufsatz von einem Verfasser her-

rührt, der seit einer Reihe von Jahren nur ausnahmsweise in Deutscher, in der Regel in freierer Luft geathmet hatte. Aber man versetze sich in jene Zeit und erinnere sich der Stimmung! —

Es sind Studien, Anfänge der Orientirung in einer veränderten, verschlechterten Wirklichkeit. Tadel und Trost sind noch vag. — Von anderem Charakter ist die folgende Denkschrift:

Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen.

Die Bewegungen im westlichen Europa sind zum Theil aus politischen Theorien hervorgegangen; aber sie erhielten ihre Bedeutung durch den Kampf des emporgekommenen Bürgerstandes mit der Aristokratie. Die Meinungen, wie mannigfaltig auch, dienten doch einem dieser beiden Interessen; denn überall, wo die Interessen scharf geschieden sind, sammeln sich die Meinungen bald in Massen. Viel schwerer ist es, den Charakter der politischen Gährung in Deutschland zu bezeichnen; denn die Elemente sind hier zahlreicher und die Combinationen verwickelter. Kampf der Demokratie mit der Aristokratie, Eifersucht der einzelnen Staaten gegen einander, reges Verlangen nach politischer Einheit, alles dies kommt zusammen.

Das Streben nach politischer Einheit geht sehr natürlich aus den letzten Erfahrungen, und aus der Vergleichung unserer Lage mit der Lage der nachbarlichen Nationen hervor. Aber es bedroht die Existenz der Fürsten, und sie haben es unter die Rubrik des Jacobinismus gebracht, weil sie die Sache nicht zur Sprache bringen wollten. Hätten die Fürsten diesen Wunsch, der in allen Herzen ist, zur Verabredung kommen lassen, hätten sie Zeit gegeben, ihn von demokratischem Unfuge zu unterscheiden, schnell würde sich eine Partei gebildet haben, welcher die jetzige Ordnung der Dinge nicht widerstanden hätte. — Und wie kann der jetzige Zustand dauernd sein, da er die Meinung der Rechtmäßigkeit nicht für sich hat, da keine schöne Erinnerung, kein patriotisches Gefühl für ihn spricht, da er in dem Interesse der Nation keine Stütze findet, und selbst durch äußer-

ren Glanz nicht zu täuschen vermag! — Ein Zustand, der nicht blos das Wohl, sondern die Existenz der Nation gefährdet, wie kann er bestehen, wenn das, was helfen kann, so nahe liegt? Wir können fast keine politische Chorde berühren, ohne daß sich der Gedanke aufdringt, es würde bei uns besser sein, wenn Deutschland ein Staat wäre.

Wenn wir die auswärtigen Verhältnisse betrachten, so kann Niemand leugnen, daß wir als Nation gar nicht zählen, denn im Gebiet der Politik ist Achtung und Einfluß immer nur im Gefolge der Kraft.

Im Inneren stehen wir in allen Einrichtungen zurück, welche Uebereinstimmung und Zusammenwirken erheischen. — Wenn man für Deutschland gleiche Gesetzgebung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiches Abgabensystem fordert, so hat dies seinen Grund nicht in eitler Sucht nach theoretischer Einförmigkeit und Centralisirung, sondern in den wichtigsten Interessen des bürgerlichen Lebens, welche dabei betheiligt sind. Die kräftigste Widerlegung jedes Einwurfs liegt in der Vergleichung mit Frankreich. Auch dort herrschte sonst große Verschiedenheit in den einzelnen Provinzen; aber wem fällt es ein, den alten Zustand in dieser Beziehung zurückzuwünschen. —

Bei uns vereiteln Provinzialinteressen, oft auch blos Neid und Eifersucht jedes gemeinnützige Unternehmen. Sollen Festungen erbaut werden, so verhindert die Furcht vor dem Nachbarn, oder auch wohl die Absicht, diesem die Kriegskosten zuzuwälzen, die Ausführung dessen, was dem Ganzen frommt. Sollen Straßen angelegt, Flüsse schiffbar gemacht werden, so entscheidet nicht der natürliche Gang des Handels, sondern man sucht durch mancherlei Zwang und Hindernisse dem Nachbarn die Vortheile desselben zu entreißen und sich zuzuwenden.

Weit entfernt, die vaterländische Industrie gegen das Ausland zu schützen, drückt man sie durch Zölle, welche die freie Bewegung des Binnenhandels erschweren, noch mehr zu Boden. An Institute, welche den Ruhm der Nation erhöhen könnten, ist vollends nicht zu denken; denn Fürsten entschließen sich schwer, etwas zu befördern, wovon ihnen die Leitung nicht

ausschließlich zusteht, und wovon sie den Ruhm nicht allein ernten werden.

Obgleich alles dies nicht zu widerlegen ist, so hat doch der Grundsatz der Einheit in Deutschland Widersacher gefunden; aber wann hat es bei uns an Leuten gefehlt, welche bei Allem ein Bedenken haben, und der Gründlichkeit wegen erst untersuchen, ob das Nothwendige auch rathsam sei! — Wir wollen ihre Einwendungen beleuchten:

Die Nation sei an diesen Zustand gewöhnt, die Verschiedenheit der einzelnen Provinzen zu groß, die Abneigung zu tief gewurzelt. Hierauf zur Antwort: In Europa giebt es kein Land, dessen Bewohner in dem Grade auf gleicher Stufe der Cultur stehen, die von so ganz gleicher Abstammung sind, deren Dialekte so wenig Verschiedenheit darbieten, deren Charakter so sehr übereinstimmt, denen nachbarlicher Groll — ich rede vom Volke — so fremd ist. Lange Jahrhunderte hindurch haben sich England und Schottland in blutigen Kriegen bekämpft, Wallis wird von einem andern Stamme bewohnt; ebenso Irland, das im Vergleich mit England auf sehr niedriger Stufe steht, — und aus der Vereinigung ging das mächtige Großbritannien hervor.

Man überschaue die Bevölkerung Frankreichs; Franzosen, Provenzalen, Bretagner, Normänner, Basken, Flamänder, Gasconier, Elsasser; Niemand wird in Deutschland eine solche Musterkarte zusammenbringen; nirgends ist so buntes Gemisch. Die Slaven machen bei uns den einzigen heterogenen Bestandtheil; aber größtentheils haben sie unsere Sitten und Sprache angenommen. Und soll ich Spanien, Italien, Rußland erwähnen! welche verschiedene Abstammung, wie viele Dialekte, welche feindliche Erinnerungen!

Andere behaupten, die vielseitige, intellektuelle Cultur der Deutschen werde mit der Vereinigung untergehen. Vergebens suche ich einen Sinn in diesen Worten; es ist schwer zu begreifen, was die Cultur bei der Zersplitterung unserer Kräfte gewinnen soll. Lebt etwa an den vielen kleinen Höfen so hohe geistige Bildung? Wird Tugend und Sitte ihren Untergang zu beklagen haben? Werden da dem Verdienste die

Kränze geflochten? Empfängt unser geselliges Leben von ihnen seinen Reiz? Verdankt unsere Sprache den Höfen etwa Bildung und Gewandtheit? Haben sie in edlem Wetteifer so viel für Deutsche Kunst, oder für die Wissenschaften gethan? Wahrlich die Antwort auf diese Fragen wäre Spott! Mit einer ehrenvollen Ausnahme vielleicht — sind unsere Höfe lächerlich oder nichtswürdig — und das Lob der Besseren ist, daß sie unbedeutend sind. Von den Universitäten ging unsere geistige Bildung aus, auf ihnen ruht unsere Erziehung, sie sind das Fundament unserer intellektuellen Kraft. Und welchem Umstande verdanken sie ihren ganzen, großen, wohlthätigen Einfluß? Keinem andern, als dem, daß sie wahrhafte Nationalinstitute sind, daß sie sich nie unter das Joch des Provinzialinteresses gebeugt haben, daß sie nie eine andere Farbe trugen als die Deutsche. — Unabhängig und frei sind sie aufgeblüht; ein edler Wetteifer hielt ihre Kräfte wach; wie bei den olympischen Spielen vereinigen sich in ihrem Schooße Männer und Jünglinge aus allen Provinzen; hier schließen sie den dauernden Freundschaftsbund; von hier bringen sie Deutschen Gemeinsinn in die Heimath zurück. Die Universitäten haben unter fremder Oberherrschaft ihre Selbstständigkeit bewahrt; sie waren das feste Land, der Felsendamm, der sich der hohen Fluth entgegenstemmte. Mit Recht können wir stolz auf sie sein. Aber sie werden durch die Einheit Deutschlands nicht gefährdet; nein, sie sind es vielmehr, welche die Jugend dazu erziehen und darauf vorbereiten. Daß dem so ist, beweist die Eifersucht, mit der die Fürsten sie bewachen. —

Den auffallendsten Einwand hat einer der ersten Deutschen Geschichtforscher vorgebracht: „Das Gleichgewicht des Europäischen Staatensystems werde damit nicht bestehen können." Wirklich! und Heeren schrieb dies im Ernste, und fürchtete das Lächeln auf den Lippen unserer Nachbarn nicht? Also damit kann das Gleichgewicht bestehen, daß Frankreich periodisch eine Deutsche Provinz nach der andern verschlingt, daß Rußland uns in jedem Kriege seine Grenzpfähle näher rückt und daß wir gegen diesen Coloß fast keine Schutzwehr mehr haben, als die Gemüthsstimmung eines Monarchen, der sterblich ist. —

Aber dies Gleichgewicht würde bedroht sein, sobald Deutschland in Verfassung wäre, so mächtigen Nachbarn Widerstand zu leisten.

Frankreichs Bevölkerung steht der Deutschen wenig nach; zwei Drittheile seines Umfangs sind durch das Meer, hohe Gebirgsketten und die Schwäche der angrenzenden Staaten geschützt; die Grenze von den Alpen bis zum Kanal vertheidigt eine doppelte Reihe Festungen. Rußland, selbst unverwundbar durch die Armuth, wie durch die Ausdehnung seiner Provinzen, bedroht uns mit seinem großen, schlagfertigen, gleichsam immer gelagerten Heere. Deutschland aber muß den Intriguen fremder Cabinette stets offen stehen; es muß der Tummelplatz aller Europäischen Heere bleiben — warum? — damit das Europäische Staatensystem so fort bestehen könne. Werden die andern Nationen uns diese selbstverläugnende Entsagung hoch anrechnen, oder wird der Griffel der Geschichte ihrer einst mit Ruhm erwähnen? — Ich zweifle. —

Die Nothwendigkeit, das Deutsche Reich — groß, stark und einig wiederherzustellen, ist wohl erwiesen; wäre es nur eben so leicht, die Mittel anzugeben, dieses Ziel zu erreichen!

Nach dem Sturze Napoleons glaubte man allgemein, Oesterreich werde die Stimme nicht überhören, welche sich so laut in ganz Deutschland für dieses alte Kaiserhaus aussprach. Niemand erwartete, daß nach so glücklicher Wendung des Geschicks Franz II. eine Krone ohne Widerstand aufgeben würde, welche die erste und älteste in Europa war, und der sein Stamm die Erhebung verdankte; daß er sie in einem Augenblick aufgeben würde, wo vielleicht nur der Ausspruch seines festen Willens nöthig war, um dieser Krone den alten Glanz wiederzugeben. Aber Franz II., dem die Schmach bleibt, daß er das Deutsche Reich zertrümmern ließ, entsagte freiwillig und mit leichtem Herzen der Ehre, es wiederherzustellen. Daß er gleichgültig war über den Tadel der Nachwelt, beweist die Kleinheit seines Charakters, daß er aber die unabsehbaren nachtheiligen Folgen für seine Monarchie übersah, beweist seine Beschränktheit. Seine Räthe waren wohl so kurzsichtig nicht, oder doch nicht alle, aber indem sie sich

einen Kampf ersparen wollten, oder ihrer Kraft mißtrauten, haben sie eine erdrückende Last auf ihre Nachfolger gewälzt. Man blicke nur hin auf Oesterreichs Lage! Es ist größer aus den letzten Kämpfen hervorgegangen; mit einer neuen Glorie umgeben steht es da; aber ist es auch stärker als es war, und wird die Glorie nicht erbleichen? — Es hat treue Unterthanen aufgeopfert, um sich abzurunden; es hat Italiener für Deutsche eingetauscht; es hat sich mit der Civilisation in Opposition gesetzt; es hat seinen wohlthätigen Einfluß auf Deutschland aufgegeben, um einen feindseligen zu üben; es unterdrückt, da es sonst schützte. Freilich war es bei so verschiedenen Völkerschaften, welche diese Monarchie umfaßt, schwer, den constitutionellen Ideen eine vollkommene Entwickelung zu gestatten; aber daß Oesterreich dem Verlangen der Zeit ein starres Nein entgegensetzte und zugleich Bestandtheile in sich aufnahm, welche sich mit seiner Oberherrschaft niemals befreunden werden, — das ist der Keim seines Verderbens. Indem Oesterreich den Grundsatz aussprach, es wolle den gegenwärtigen Zustand unverrückt erhalten, hat es das Geheimniß seiner Schwäche offenbart, und das Geständniß abgelegt, daß künftige Ereignisse — und diese werden nicht ausbleiben — ihm nur nachtheilig sein können. Die Politik ist die Kunst, auf dem Strom der Zeit zu schiffen; sie täuscht sich über ihre Kräfte, wenn sie es versucht, in diesen reißenden Fluthen eine künstliche Insel zu gründen.

Es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß alle Begebenheiten, die noch im Keime liegen, für Oesterreich ungünstig ausfallen müssen. Es will den Gang der Civilisation aufhalten und die Ideen von bürgerlicher Freiheit unterdrücken. Gesetzt, dies glücke im Innern seines Reichs, so ist die unausbleibliche Folge, daß es an moralischer und intellektueller Kraft hinter dem übrigen Europa zu seinem eigenen Schaden zurückbleibt. Wenn es aber, was wahrscheinlicher ist, vergeblich seine Thore schließt, wenn diese Ideen dennoch durchdringen und mit Gewalt durchdringen, und es unvorbereitet überraschen, was wird dann aus Oesterreich werden?

So im Innern; — und was schützt seine Grenzen? Die Provinzen in Italien besitzt es nur, so lange es sie bewacht.

Die Italiener haben fremde Herrschaft immer gehaßt; sie haben Machiavelli's Zuruf nicht überhört; am Meisten aber muß ihnen Oesterreichs plumpe Gewalt widerstreben, nachdem ihnen freiere Formen werth geworden sind; und wenn je ein Krieg mit Frankreich ausbricht, wie lieblich wird die Sirenenstimme von dorther tönen! Ist es doch selbst bei uns so weit gekommen, daß, nachdem kaum zehn Jahre seit unserer Befreiung verflossen sind, bei solchen Erinnerungen, bei so eingewurzeltem Haß — dennoch der Rath — sich zum Schutze constitutioneller Freiheit an Frankreich anzuschließen — fast ohne Widerwillen von denen gehört wurde, die vergessen, daß die Freiheit den Fremden verdanken, auch eine Art von Knechtschaft ist. — Auf der entgegengesetzten Seite die Polen, welche in dreißig Jahren nicht vergessen haben, daß sie einst eine Nation waren; und wenn sie endlich die Hoffnung aufgeben sollten, ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, so werden sie sich doch gewiß an das stammverwandte Rußland angezogen fühlen, das ohnehin den größten Theil der Polnischen Provinzen vereinigt und ihnen wenigstens einen Schein der Selbstständigkeit gelassen hat. —

Ganz anders ist die Lage Preußens.

Von der Weichsel bis zum Rheine und der Maas besitzt es zehn Millionen Deutsche; eine ständische Verfassung ist auf dem Punkte sich zu bilden, und Preußen darf nur eine kluge und kühne Politik befolgen, so wird es von ihm abhängen, Deutschland in ein Reich zu vereinigen. — Dazu wird nur erfordert, daß es den Preußischen Namen in dem Deutschen untergehen lasse, daß es die Kammern der verschiedenen Deutschen Staaten zusammenberufe, aus den Mediatisirten in ganz Deutschland eine Pairskammer bilde und allen Offizieren der kleineren Deutschen Heere ihren Rang zusichere. Wer an dem Erfolge zweifelt, bedenke, daß die Sachsen ihre Spaltung schwer ertragen, daß die Hannoveraner über die unverhältnißmäßige Bevorrechtung des Adels unzufrieden sind, daß die Regenten der meisten übrigen Staaten gehaßt oder gering geschätzt werden, und daß die ganze Nation einsehen gelernt hat, daß diese Vereinigung der einzige Schutz gegen das drohende Herein-

brechen fremder Mächte und gegen die Last unerschwinglicher Abgaben ist. — Ich will die Mittel näher betrachten, welche Preußen zu Gebote stehen. — Mag man es Oesterreichs Verhältnissen oder seiner Ungeschicklichkeit zuschreiben — es hat seine Popularität in Deutschland verloren; nichts ist jetzt da populär, als Mißbehagen und Unzufriedenheit; Hoffnungen, Wünsche, Zuneigung schweben in der Luft, — eine res nullius, die auf den wartet, der sie sich zueignen will. Und Preußen kann und muß sie sich zueignen, weil Ehrgeiz die Bedingung seiner Existenz ist; und sollte auch, um Großes auszuführen, der jetzige Augenblick nicht günstig erscheinen, jeder ist günstig genug, um Großes vorzubereiten. Wie schwach und klein erscheint jetzt Preußen in allen Staatshandlungen, in allen öffentlichen Aeußerungen. Das wird anders werden, sobald es den geistigen Keimen, welche dort schlummern, ein Feld der Entwickelung gönnt und die wärmende Sonne des Tages. — Sobald Preußen Reichsstände hat, werden diese wie ein Magnet die übrigen Deutschen Kammern anziehen. —

In Frankreich hat man diesen den Vorwurf gemacht, daß sie bis jetzt das Spiel repräsentativer Verfassungen noch nicht begriffen haben. Wir müssen wenigstens zugeben, daß es noch nicht in Anwendung gekommen ist, und das Warum liegt sehr nahe; es liegt in ihrer Zusammensetzung und in den Gegenständen ihrer Verhandlungen. Bei der Kleinheit der meisten Staaten war es nothwendig, die Wahlfähigkeit herabzusetzen, um nur einigermaßen zahlreiche Versammlungen zu erhalten. Man kann annehmen, daß ein Distrikt, welcher in Frankreich kaum einen Deputirten wählen würde, bei uns deren funfzehn wählt. Die Zahl der unabhängigen Männer kann daher nur klein sein, und eben die unabhängigsten sind der Sache am Wenigsten gewachsen. Die Gegenstände selbst sind meistens zu geringfügig, um die Leidenschaften und großen Antheil im Vaterlande zu erregen. Die Beredtsamkeit fordert einen würdigen Gegenstand. Mit dem Umfange und der Wichtigkeit der Sache, welche er behandelt, wächst die Kraft des Geistes. Auch ist der Deutsche nicht lebhaft, und Niemand wird leicht zur Beredtsamkeit angefeuert, vor einer Versammlung, die da-

für nicht empfänglich ist. Das Talent gleicht darin gemeiner Waare, daß es sich nach der Nachfrage richtet; es blüht nur da, wo es Beifall und Gunst findet; wo ein schöner Preis ihm winkt, da erscheint es. Bis jetzt hat noch Niemand in Deutschland durch Talent, in den Kammern entwickelt, auch nur eine Staffel der Dienstleiter übersprungen; denn man erkennt eine Superiorität nur dann an, wenn man muß, und in diesem Falle muß man, sobald man sie fürchtet, d. h. sobald es ihr gelingt, sich an die Spitze einer Opposition zu stellen. Eine förmliche Opposition hat sich aber in Deutschen Kammern noch nicht gebildet. Ich verstehe darunter eine Partei, welche den Grundsätzen der Regierung (des Ministeriums) andere entgegenstellt und diese solidarisch geltend zu machen sucht. Es ist dazu nicht erforderlich, daß aus bloßem Parteigeist jede, auch die beste oder unbedeutendste Maßregel der Regierung getadelt und bekrittelt werde, aber es reicht auch nicht hin, daß einzelne Vorschläge manchmal in den individuellen Meinungen einen Widerstand finden. Ich behaupte, daß die Opposition bei uns den Grundsatz der Einheit des Deutschen Staatskörpers auffassen und dem Isolirungssystem entgegenstellen muß. Die Regierungen streben offenbar nach Vereinzelung aus Eitelkeit, oder weil sie ihre Unabhängigkeit so mehr gesichert glauben, oder weil ein streng föderalistisches System mehr Schwierigkeiten darbietet. Dem muß die Opposition widerstreben. Fast alle politische Fragen sind damit verwandt oder lassen sich damit in Beziehung setzen. Kein Gegenstand ist populärer, reichhaltiger, größer. Es ist eine starke und zugleich sehr künstliche Waffe, länger, kürzer, — spitz, zweischneidig, nach dem Willen und der Geschicklichkeit dessen, der sie führt. Dieser Grundsatz der Einheit ist ein wahrer Proteus, er kann sich nach Umständen so klein machen, daß er sich unter den Tisch des Bundestags verkriechen, oder so groß und stark, daß er diesen Tisch umwerfen kann. Er kann so leise reden, daß man ihn kaum beschuldigen kann, geredet zu haben, oder so laut, daß sein zehnfaches Echo in allen Deutschen Kammern und an allen Deutschen Bergen wiederhallt.

Sollte diese Partei auch Anfangs — bei der Timidität der

Mehrzahl, welche leider nicht geläugnet werden kann, nur schwach sein, so wird sie sich doch in den Kammern selbst alsobald verstärken, sobald sie in den auswärtigen Verhältnissen eine Stütze findet. Diese Partei muß in allen Deutschen Kammern Sitz fassen und überall nach Verabredung und in der größten Uebereinstimmung handeln. So kann sie auf die öffentliche Meinung wirken, — so kann sie endlich — auf Preußens Ruf — zusammentreten, und ein deutsches Parlament steht da.

Ein anderes Auxiliarcorps ist der Adel. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß Niemand die Herstellung des Deutschen Reichs eifriger wünscht als er. Erinnerungen, Hoffnungen, Interessen und die edleren Gesinnungen — Alles vereinigt sich dazu bei ihm. Die ehemaligen reichsständischen und unmittelbaren Familien werden es niemals vergessen, daß sie einst Glieder eines großen Reichs waren, daß sie ihrer Rechte durch fremde Uebermacht beraubt worden sind, und daß bei der Wiederherstellung Deutscher Unabhängigkeit ihre Ansprüche nicht dem Wohl des Deutschen Vaterlandes, sondern dem Interesse einiger ihrer Mitstände aufgeopfert wurden. Diese Standesherren haben zwar aufgehört, kleine Regenten zu sein, sie sind aber immer noch zu mächtig geblieben, um als bloße Staatsbürger in die kleinen Staaten zu passen, die ihrem Ehrgeiz keine Aussicht und den nachgebornen Söhnen dieser Familien keine Versorgung darbieten. Wenn diese freiwillig oder durch Umstände gezwungen alle Rechte werden aufgegeben haben, wodurch sie sich in Opposition mit dem Geiste der Zeit befinden, wenn ihr Vermögen aus freiem Eigenthum bestehen wird, und sie also von dieser Seite den besonderen Schutz der Regierungen nicht mehr nöthig haben, dann hindert sie nichts mehr, sich frei zu bewegen und sich an die Spitze der öffentlichen Meinung zu stellen. Durch das enge Band, welches sie unter sich verbindet und ihnen unbemerkte Verabredung möglich macht, werden sie ein schweres Gewicht in die Waagschale legen. —

Das Wichtigste ist nun noch zu betrachten übrig: die Heere. — Sie scheinen auf den ersten Anblick die zuverlässigste

Schutzwehr der Fürsten zu sein, aber eine nähere Beleuchtung wird diese Illusion zerstören. Alle Heere werden jetzt durch Conscription gebildet, durch das Beurlaubungssystem befinden sie sich den größten Theil der Dienstzeit in dem Schooße ihrer Familien; es ist also durchaus nicht zu erwarten, daß bei dem Soldaten eine große Anhänglichkeit an den Fürsten bleibe, wenn dieser bei dem Volke nicht geliebt ist. Und wo hat der Ländertausch, der Druck der Abgaben und das Mißtrauen selbst — noch viel Liebe übrig gelassen? Sobald der Wunsch nach Veränderung bei dem Volke wach geworden ist, wird er sich auch den Soldaten mittheilen. — Die langwierigen Kriege, welche den Anfang dieses Jahrhunderts ausfüllten, haben viele Männer dem Offiziersstande zugewandt, die durch ihre Bildung mit den Ideen bekannt sind, welche unsere Zeit bewegen, und deren Ehrgeiz in einem kleinen Dienste und bei dauerndem Frieden wenig Befriedigung findet. Unter Napoleon sind sie an großen Wechsel gewöhnt worden, auch sind wohl neuere Ereignisse nicht ohne Einfluß auf ihr Gemüth geblieben. — Wenn sie das Andenken Napoleons so hoch halten, wenn sie seine Zeit zurückwünschen, — so kann das bei Deutschen keinen andern vernünftigen Sinn haben, als den Wunsch: Möchte doch ein großer Mann unter uns aufstehen, der uns unseren kleinlichen Verhältnissen entrisse und uns die Bahn des Ruhmes eröffnete. —

Aber ich wende mich weg von diesen selbstischen Motiven, um edlere Empfindungen reden zu lassen. Bei dem Englischen, bei dem Französischen Krieger kann die Ueberzeugung nie wanken, daß er, — wenn auch nicht immer für das Wohl, doch stets für die Ehre seines Volkes ficht. Die theilnehmenden Blicke seiner Mitbürger begleiten ihn auf seinem Wege; sie werden stolz sein auf die Lorbeern, die er bricht, und wenn sein Blut auf der Wahlstatt fließt, ist sein letzter Gedanke: Ich sterbe für's Vaterland. Nicht so der Soldat in den kleinen Deutschen Staaten. Er dient nur dem Interesse seines Fürsten, das die Stürme der Zeit wie ein schwankes Rohr hinüber und herüber beugen. Gestern war er den Rossen an den Schweif gebunden, welche den Französischen Triumphwagen ziehen, heute wird er fortgewälzt auf dem Oesterreichischen

Glücksrade. Sein eifrigstes Bemühen bei dem neuen Alliirten muß sein, die Verdienste um den alten vergessen zu machen. — Wahrlich nur der Deutsche kann unter solchen Umständen tapfer sein; aber ist es ihm zu verargen, wenn er diesen Zustand müde ist? — Wenn es einmal gilt, die Heere zu gewinnen — auf Heere wirkt das Beispiel elektrisch. Zuversichtlich und mit unterschlagenen Armen ging Napoleon den ersten Soldaten entgegen, welche gegen ihn gesandt wurden; sie konnten diesem Angriffe nicht widerstehen, und das ganze Französische Heer folgte ihrem Beispiele. Und wir Deutsche sollten gleichgültig bleiben, wenn der Reichsadler sich erhebt, unter dem unsere Vorfahren ihre Siege erfochten! Alles, alles wird dem zuströmen, der zuerst ausruft: Hier weht das Deutsche Banner! —

Man hat in neuerer Zeit die christlichen Confessionen auch in die Politik hineingezogen; ich glaube mit Unrecht. In Frankreich ging die Revolution von einer verderbten Hauptstadt aus, sie ward schnell mit allen Lastern vertraut, und indem sie die Heuchelei abwarf, versagte sie der Tugend die letzte Huldigung. — Die Englische Revolution hatte in dem religiösen Fanatismus der damaligen Zeit ihre Nahrung gefunden; die Französische nahm einen ganz irreligiösen Charakter an; aber nur deswegen wurde ihre Stellung gegen die katholische Religion insbesondere feindselig, weil diese dort die herrschende war, weil ihre Hierarchie mit den Grundsätzen der Gleichheit im Widerspruch stand, und weil die Reichthümer des Clerus die Raubgierde lockten. Es war ebenso natürlich, daß die Protestanten, durch die Revolution von einem Drucke befreit, sich dieser geneigter zeigten.

In Deutschland sind die Verhältnisse ganz anders. Die Rechte beider Religionen sind gleich, wie die Zahl ihrer Bekenner; in Städten und Dörfern leben diese seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Polemik und Bekehrungssucht stehen isolirt da, und das Publicum giebt mehr den lächelnden Zuschauer als eifrigen Theilnehmer ab. Die Klügsten haben einsehen gelernt, daß den Abstractionen des Verstandes nicht mehr Realität zukommt, als den Bildern der Phantasie. — Der Protestantismus lavirt zwischen den Ufern der Offenbarung und

der Philosophie. — Die unabhängigen Denker sind es müde geworden, mit peinlicher Anstrengung die Offenbarung der Philosophie nachzuschleifen; Einige wollen erstere als allegorische Einkleidung benutzen; Viele glauben, daß man zu weit gegangen ist, und ertheilen in sonderbarer Selbsttäuschung ihrer Ueberzeugung den Befehl umzukehren — als wäre das eine willkürliche Bewegung; noch Andere, sei es, daß sie sich auf dem Kopfkissen des Zweifels zu hart gebettet finden, sei es, daß sie das Bedürfniß fühlen, die Leere der Phantasie auszufüllen, — kehren zum Katholicismus zurück, der in starrer Consequenz auf seinem Felsenfundamente ruht. Ich glaube, daß keine der beiden Confessionen von der Vereinigung Deutschlands in einen Staat etwas zu fürchten hat, daß sie vielmehr beide dadurch mehr Consistenz und Würde erhalten werden. Die katholische hat bei einer politischen Veränderung nichts zu fürchten, denn ihrer Schätze, ihrer Macht ist sie durch die Säcularisationen des Lüneviller Friedens ohnehin längst beraubt; und die Erfahrung wird lehren, daß ihre Hierarchie zu imposant ist, um in den kleinen protestantischen Staaten ohne Reibung zu bestehen. Die protestantische fühlt das Bedürfniß, mehr Zusammenhang und Halt zu gewinnen, und dies wird leichter sein, sobald sie in einem großen Staate zusammengehalten wird.

Um den Zweck Deutscher Einheit zu erreichen, wäre es Thorheit, es mit einer von beiden Confessionen zu verderben, da es so leicht ist, sie aus dem Spiele zu lassen; ja da es mit kluger Behandlung vielleicht möglich ist, die Geistlichkeit beider für diese Sache zu gewinnen. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es jetzt gut wäre, wenn eine die andere ganz verschlänge; an eine volle Vereinigung durch Uebereinkunft ist ohnehin bei dem schroffen Gegensatze der Grundsätze nie zu denken. — Mag die christliche Religion in zwei Kirchen fortbestehen, nach der Analogie zweier Kammern, — eine historische und erhaltende — eine philosophische und erneuernde Kirche. Klugheit und Menschenliebe gebieten, religiösen Fanatismus von der Politik ferne zu halten. Die Klugheit, weil sie einen Bundesgenossen fürchtet, der ihren Rath, ihren Einfluß nicht aner-

kennt; die Menschenliebe, weil sie nur mit Schmerz das letzte Asyl mit Hader erfüllt sieht, wo der Mensch von den Kämpfen des Lebens auszuruhen berechtigt und ungestört sein sollte. —

Zunächst bemerke ich, daß die vorstehenden beiden Denkschriften, zur Zeit als sie geschrieben wurden, mir unbekannt geblieben sind. Obgleich derselbe Stoff zum Oefteren auch der Gegenstand der Tischgespräche bei dem Vater war, so theilte mir doch der Bruder damals, wahrscheinlich dem Wunsche des Vaters darin entsprechend, nicht mit, daß er seinen politischen Anschauungen einen solchen bestimmten Ausdruck verliehen habe. Es waren diese Aufsätze so wenig für die Oeffentlichkeit bestimmt, als für geheime Zwecke geschrieben. Der Vater hatte sie, wie er mit solcher Lectüre zu thun pflegte, mittelst rother Dinte mit Fragezeichen und Randglossen versehen, im Pulte verschlossen, und hielt diese Ansichten jedenfalls für unpraktisch, abgesehen davon, daß er auch prinzipiell nicht mit allen Voraussetzungen und Folgerungen einverstanden sein konnte.

Dem Leser, dem die Kenntnißnahme von diesen Denkschriften, und die Vergleichung des als wahrscheinlich so vorgedeuteten Entwickelungsganges mit dem, was sich fünfundzwanzig Jahre später begeben hat, von einigem historischen Interesse gewesen sein wird, mag die Beurtheilung der Frage überlassen bleiben, inwiefern eben diese Begebenheiten, und überhaupt die in dem letzten Decennium für Deutschland gemachten Erfahrungen eine praktische Kritik dieser Ansichten geliefert haben. Ich erachte es nicht für meine Aufgabe, bei diesem Anlaß in eine Analyse dieser Denkschrift weiter einzugehen, als die Erklärung derselben aus dem subjectiven Standpunkte meines Bruders es erfordert.

Wenn dieser vor Allem es für die Aufgabe hält, das oberste Gesetz der nationalen Existenz festzustellen, und wenn er dieses für eine Nation, die, wie die Deutsche, von mächtigen centralisirten Monarchien begrenzt ist, in der

bewußten Staatseinheit findet, — so war dieselbe Ansicht zwar seit den Freiheitskriegen unter praktischen Politikern und Patrioten vielfach verbreitet; keineswegs aber war sie von den patriotischen Männern der Wissenschaft, die einen verdienten Einfluß auf die öffentliche Meinung besaßen, vor und nach jener Zeit angenommen und wissenschaftlich vertreten.

Sowohl Fichte, in seinen „Reden an die Deutsche Nation" 1808), als Fries: „Von Deutschem Bund und Deutscher Staatsverfassung" (1816) — sind mehr Lobredner der Kleinstaaterei:

Fichte*), bei allem Streben „die Deutschen zu einer Gesammtheit zu bilden, die in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt sei durch dieselbe Eine Angelegenheit," — hält doch dafür, daß die hergebrachte Deutsche Völkerrepublik „bisher die vorzüglichste Quelle Deutscher Bildung, und das erste Sicherungsmittel ihrer Eigenthümlichkeit gewesen sei," — und daß daher dem Vorsatze eines besondern Deutschen Staates, die ganze Deutsche Nation unter seiner Regierung zu vereinigen, und statt der Völkerrepublik „Alleinherrschaft" einzuführen, Jeder sich habe entgegen stemmen müssen.

Allerdings spricht Fichte dieses Urtheil nur bedingt aus:

„Falls die vorausgesetzte „Einheit der Regierung" nicht etwa selbst die republikanische, sondern die monarchische Form getragen hätte,"

— und unter der republikanischen Form, — im Gegensatze zur „Alleinherrschaft," — versteht er zweifellos jede, bei welcher das Volk auf die Bestimmung und Leitung seiner Geschicke wesentlich einzuwirken berufen ist, also auch die wahre Repräsentativ-Monarchie.

---

*) Fichte. Reden an die Deutsche Nation. Leipzig 1824. Seite 29. 220 und 221.

Fries*) dagegen, nachdem er gesagt:

> Deutschlands Unabhängigkeit vom Ausland setzt nichts weiter voraus, als daß die Deutschen Staaten einig bleiben nach dem Beispiel von Oesterreich und Preußen, — und sie kann auch einzig bestehen durch diese Einigkeit;

und nachdem er zur Sicherung dieser Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen ein zwar wohlgemeint philosophisches, praktisch aber wenig wirksames Recept verschrieben hat, dahin:

> Es würde diese Einigkeit leicht bleiben, wenn man sich auf den gerechten Stolz der Freiheit und Unabhängigkeit beschränken und aller Vergrößerungswuth entsagen wollte. Zur Vertheidigung nach Westen und Osten ist das einige Deutschland stark genug —

fährt also fort:

> Für diese kräftige Einigkeit Deutschlands wünschen wir also nicht nur einen schlaffen Staatenbund, sondern einen fest vereinigten Bundesstaat, jedoch so, daß unsere Verfassung mit getrennten Provinzialstaaten beibehalten werde.
>
> Es ist zwar gewiß eine glückliche Veränderung, daß die letzte Zeit die Zahl der vielen kleinen unabhängigen Landstriche so sehr verringert hat, und daß nur wenige größere Provinzialstaaten stehen blieben. An deren Unabhängigkeit, an deren Fortbestehen hängt aber die ganze Form des Deutschen Lebens.
>
> Wir haben diese Vereinzelung in kleinere Staaten zu loben.

Gerade solchem gelehrten Schwanken zwischen der Anerkennung des obersten Gesetzes der nationalen Existenz in der Staatseinheit, und dem Sträuben gegen die praktische Nothwendigkeit, diesem obersten Gesetze unterzuordnen, was sich damit nicht verträgt, ist mein Bruder in jener Denkschrift im Jahre 1823 entgegen getre-

*) Fries, am angeführten Orte Seite 165.

ten; ein Theil seiner Ausführung ist gegen diese Bedenken gerichtet.

Dagegen besteht eine nahe Verwandtschaft der Ansichten meines Bruders mit den Ideen, welche J. Görres vier Jahre früher in seinem Werke: „Teutschland und die Revolution“ entwickelt hatte. Beide sind einverstanden, daß der durch die Verträge von 1814 und 1815 für Deutschland geschaffene Zustand unhaltbar sei; daß sich nicht allein die Meinung entschieden dagegen erklärt habe und täglich erkläre, sondern daß selbst die Unzufriedenheit der Nation mit diesen unerträglichen Zuständen einen sehr hohen Grad erreicht habe; daß also bei solchem Stande der öffentlichen Meinung Elemente zu Parteien vorhanden seien, welche, einen anderen Zustand herbei zu wünschen, durch jegliches höchste Interesse bestimmt, folglich auch über das, was an die Stelle zu setzen, zu verständigen sein müßten.

Ueber das oberste Gesetz der nationalen Existenz sind Beide einig. Beide zweifeln auch nicht, daß über die politische Form, in welcher dieses oberste Gesetz endlich am besten verwirklicht sein werde, abgesehen von dem einzuschlagenden Wege nach diesem Ziele, eine überwiegende Meinung bereits bestehe.

Als dieses Ziel bezeichnet Görres*):

Sie hatte (die allgemeine Deutsche Meinung) einen Blick in die Geschichte zurückgeworfen und erkannt, daß das Reich nur damals ein wahrer Hort der Christenheit und eine Brustwehr gegen innere und äußere Feinde in fester Sicherheit auf sich geruht, als seine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaisers vereinigt war.

Darum war in richtigem Naturinstinkte die Meinung der Massen dahin ausgefallen, daß man den Baustein, den der Feind verworfen, eben zum Eckstein mache; daß man die alte

---

*) J. Görres, Teutschland und die Revolution. Koblenz 1819. S. 9 und 10.

Idee wieder in der neuen Zeit erwecke, und sie kräftigend durch das junge Leben, das der Fortschritt der Entwicklung hervorgerufen, selbst sich wiedergebäre und verjünge.

Man dachte sich ohngefähr:

ein Kaiser werde auf's neue an die Spitze des Reiches treten, die Würde erblich, so lange das Geschlecht besteht; —

ihm zur Seite — zum Schutz der Freiheit bei dieser Erblichkeit und zur Erhaltung des Gegensatzes, der einmal sich erhoben, — ein Deutscher König; —

dann die Herzoge des Reichs, seine Fürsten und Grafen, Prälaten und übrigen Standesherren um sie versammelt in einer Pairskammer; —

die Gemeinen aber in einer zweiten Kammer des Reichsparlamentes, — und also jedes Glied des Ganzen bedingend und bedingt, alle Stämme sich beigeordnet und keiner herrschend über den andern, alle mit Freiheit dienend demselben Oberhaupte: die einzige Verfassung, die für lange Zeiten auf der Deutschen Charakter und Sinnesweise paßt. — — —

Von allem dem ist nur die Idee des Deutschen Königs neben dem Kaiser meinem Bruder fremd; er sah in einer lebendigen Repräsentativverfassung mit denselben übrigen Factoren, wie diese auch Görres unterstellt, genügenden Schutz der Freiheit auch bei der Erblichkeit der Krone; und er trug dem Gegensatze, der „einmal sich erhoben," weniger Rechnung, als Görres, das Ziel einer friedlichen Auseinandersetzung im Auge behaltend, that.

Beide besprechen die Hindernisse und Einreden gegen die Verwirklichung der Idee der Staatseinheit Deutschlands, und nachdem sie diese Einreden zurückgewiesen, kommen sie zu der Frage nach den Wegen, wie dahin zu gelangen sei?

Görres so wenig als mein Bruder können einen bestimmten Weg vor Augen haben, ob und wie endlich das Ziel werde erreicht, das Reich geeinigt werden: ob durch äußeren Krieg und sein

Gefolge; durch Eroberungskrieg im Innern, den jedoch Görres, worauf ich zurückkomme, für unwahrscheinlich hält, — oder durch welche andere unberechenbare Revolution. Sie wollen also Beide nicht den Schlußakt kommender Ereignisse prophetisch verkünden, noch von so vielen Möglichkeiten eine als die wahrscheinlichere planmäßig zurecht legen.

Die verschiedenen Wege zum Ziel bespricht Görres bestimmter:

> So sind also auch uns, da der Lauf der Zeiten uns an einen solchen Uebergangspunkt geführt, zwei Wege aufgethan, um ihn zu vollführen; entweder, indem wir den Ideen auf jene ruhige Weise in friedlichem Vertrage in unserer Mitte die Ansiedelung erlauben, oder indem wir uns von ihnen gewaltsam durch eine Revolution auf Gnade und Ungnade erobern lassen.

Auch in der Gedankenfolge begegnen sich wohl Beide, die Görres**) in den Sätzen ausspricht, daß:

> Revolutionen wie der Tod sind, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt; —
>
> ... daß darum vernünftiger Weise bei allen Parteien nur von dem ersten (der eben bezeichneten Wege) die Rede sein kann.

Davon ausgegangen, verliert sich mein Bruder auch nicht in die müßige Untersuchung, ob und was etwa zu Wien hätte anders gemacht werden können, sondern er stellt die vorhandenen neuen Richtungen der öffentlichen Meinung fest, verzeichnet die Elemente künftiger Parteien, und sucht zu bestimmen, wie diese sich seiner Meinung nach nothwendig weiter gestalten, und zu möglichen künftigen Ereignissen, welche die Staatseinheit im Schooße tragen könnten, verhalten müßten, nach ihren vorausgesetzten und dargelegten sowohl höheren als gemeineren Interessen. Ob er bei dieser Wägung incommensurabler Stoffe und

---

*) Görres, am angeführten Ort. S. 128

**) Daselbst. S. 129. 132.

geistiger Richtungen, — welche er nur nach dem Interesse, welches sie haben könnten, entweder Widerstand zu leisten, oder als brauchbare Mittel zum Zwecke sich zu bewähren, in Anschlag bringt, — ob er dabei Irrthümer begangen hat, — ob nicht sein überwiegend mathematischer Geist die Macht des Herkommens in den politischen Gebilden,

„Was immer warnend immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten" —

zu gering angeschlagen hat, — darüber sind die Akten theils noch nicht geschlossen, theils mag sich diese Fragen Jeder selbst nach seinem Standpunkte und seinen Erfahrungen beantworten.

Görres*) fordert als Vorbedingung zur Abwendung der Revolution dringend die Verständigung der Parteien über die wichtigsten Parteifragen, wenigstens bis zu dem Punkte:

daß die wirbelnde, gährende Bewegung in eine fließende sich verwandelt, und dadurch vorläufig die Gefahr des Durchbrechens aller Dämme abgewendet wird; —

und er ist bestrebt, diese Verständigung dadurch anzubahnen, daß er die Gegensätze zu vermitteln sucht, die bei der Masse der Streitenden zunächst zwischen denen bestehen, die „hauptsächlich das in geschichtlicher Begründung Bestehende," — und den Andern, welche „hauptsächlich das Werdende, was durch selbstthätiges Schaffen an die Stelle des Mangelhaften gesetzt werden muß," — geltend machen. Betrachtet man nun mit gutem Grunde Görres als näher stehend der historischen Schule, meinen Bruder, obgleich dieser Schule keineswegs entfremdet, doch als näher stehend der erneuernden, so bethätigen die Ansichten Beider eine große Annäherung zu jener für nothwendig erachteten Verständigung. In allen denen Verhältnissen, in welchen nach Görres „der Gegensatz der Zeiten und der Ansichten praktisch hervortritt" — im

*) Görres am angeführten Orte. S. 133. 144.

Verhältnisse des Staates zu der Kirche, — des monarchischen zum demokratischen Prinzip, — der verschiedenen Stände zu der Verfassung, — würden kaum Gegensätze bestehen bleiben; wie sich dies freilich nicht aus der hier besprochenen Denkschrift meines Bruders allein ergiebt, sondern aus andern noch ergeben wird, die nachfolgen.

Ueberhaupt, um Schulzänkereien, — mehr oder weniger Liberalismus mit örtlichen Vorneigungen und Abneigungen, kümmerte er sich nicht, sondern er postulirte die Deutschen Parteifragen nach dem einzigen von ihm als maaßgebend erkannten Eintheilungsgrunde ihrer Brauchbarkeit oder Schädlichkeit für eine künftige nationale Staatseinheit.

Görres sowohl als mein Bruder betrachteten vor Allem den normalen Geisteskampf landständischer Vertretung in allen Staaten, insbesondere aber den legalen Gährungsprozeß, der bei der Ausführung des Art. 13 der Bundesakte und der vorausgegangenen Königlichen Verheißungen, durch Preußische Allgemeine Landtage oder Reichsstände herbeigeführt werden könnte, als die verlässigste praktische Handhabe. Durch diesen Geisteskampf mußte das Bedürfniß der Nation, wie die Interessen und Rollen der künftigen Parteien in das Volksbewußtsein allmälig übergehen, so daß spätere Ereignisse, die der zu erstrebenden Einheit günstig sein konnten, nicht mehr überraschten.

Zu der Ausführung meines Bruders, welche Aufgabe, nach von der öffentlichen Meinung aufgegebener Bundesverfassung, den Deutschen Ständeversammlungen in diesem Entwickelungsgange zufalle, und welches die Rolle der Opposition sei, sind folgende die bedeutenden Parallelstellen bei Görres*):

Von dieser Zeit an war über eine solche Verfassung (die Bundesakte) gänzlich der Stab gebrochen, und Deutschland

---

*) Görres am angeführten Orte. S. 21 u. 22. 122 bis 124.

hielt nun völlig auch um die zweite große, aber billige Hoffnung sich betrogen. Was später gefolgt, wie jeder Versuch zu einer wirksamen Thätigkeit in sich selbst zerronnen; wie die schreiendsten Ansprüche unerledigt verhallen mußten; wie die wichtigsten, dringendsten und folgenreichsten Verhandlungen in leeren Formen, endlosen Fristen und kleinen Machinationen des Eigennutzes und Eigensinnes aufgegangen, ... das Alles fühlte die Meinung mit tiefer Kränkung; aber es verwunderte sie nicht weiter, weil es als natürliche Folge aus den Vordersätzen sich ergab.

Die Nation, in ihren gerechtesten Erwartungen getäuscht, und schon den Stachel des öffentlichen Schimpfes tief im Herzen fühlend, sah nun auf die Constituirung der einzelnen Bundesstaaten sich getrieben, und setzte nun all ihre Kraft, und im Falle der Verweigerung all ihren Trotz an die Erreichung dieses letzten Zieles, von wo aus sie alsdann später und gründlicher alles früher Aufgegebene wieder zu erreichen hoffen durfte rc. ...

Indem man keinen, auch nicht den leisesten Gegensatz zu binden gewußt, sondern alle Dissonanz so lange anwachsen ließ, bis sie nicht mehr zu lösen war rc.; hat man nun, wo die Natur ergrimmt gegen den schwindelerregenden Wirrwarr aufgestanden, jedes Mittel sich genommen, zu ihrer Besänftigung irgend eine durchgreifende Maßregel vorzukehren. Jeder Verstand wird von einem Unverstande aufgehoben, jede Kraft von einer Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch eine antagonistische gehemmt; so muß alle Anstrengung in unnützen Deliberationen zerfließen.

Wollte man, scheinbar sich anschließend an die historische Partei, etwa den 13. Artikel auf die Herstellung der vorigen Corporationsstände, in der ganzen Gebrechlichkeit der letzten Zeit ausdeuten, so widerspricht dem, was im Verfassungswerke schon zum Bestand gekommen, oder noch eben zu entstehen im Begriffe ist; stellenweise sind jene Körperschaften ganz ausgetilgt, und die Historischen sind überdem keineswegs so leichten Kaufs gewonnen; ihr Sinn steht mit nichten auf die Verknö-

cherung der letzten Zeit, noch wollen sie einer verlarvten Willkühr den Vorwand leihen.

Wollte man durch Machtsprüche über Verhältnisse entscheiden, die in der Badischen Kammer zuerst zur Erörterung kamen, und die Schlüsse des Bundestages, ohne Rücksicht auf die Stände, für die Kammern ohne Weiteres verbindlich machen, so mochte man das freilich sich erlauben; aber weil alsdann alle Verfassung völlig illusorisch wird, so muß dadurch ein Kampf der Convenienz mit der Natur der Dinge entstehen, der, da die Letzte immer auf die Länge stärker bleibt, unausbleiblich zu ihrem Vortheil nach kurzer Frist enden wird.

Wollte man eine vollziehende Macht dem Bundestag creiren; das Herz der Nation ist von dieser Institution, die man nur für ein Provisorium zu nehmen sich gewöhnt, abgewendet; auch nach einem Schattenkaiser ohne Kammer hat sie nicht die geringste Sehnsucht. Nur einmal ist die günstige Gelegenheit an den Mächtigen vorbeigegangen, nun sie den Augenblick versäumt, hat sie sich zu anderem Orte hingewendet.

Was vermag alle diplomatische Kunst gegen die mächtige Naturgewalt, die sich in den Völkern täglich mehr entkettet? Die erste Quelle eines Stromes mag eines Rosses Huf aus der Erde schlagen, aber in seinem Laufe vermag kein menschlicher Wille ihn aufzuhalten. Eben die Kammern werden ihr Recht der Einwirkung auf die Beschlüsse des Bundestags durchfechten; sie werden eben collectiv insgesammt die zweite Kammer constituiren, und ist es erst zu einem einverstandenen Wirken gekommen, dann wird von selbst die Nothwendigkeit sich aufdrängen, dem Rumpfparlament durch die Stärkung der collectiven vollziehenden Macht in ihrer Concentration ein Haupt zu geben. Das ist der Naturgang der Dinge, der Vorschritt der Geschichte, den keine menschliche ohnmächtige Willkühr irren, und kein Congreß aufhalten wird. Die Nation dringt auf die Einheit, und dies Dringen ist wie Baumes Wachsen und Windes Wehen, kein Bemühen mag es in seinem Fortgang hemmen. Was die Mächtigen solchem Werke Förderliches unter sich beschließen, wird direct als Förderungsmittel aufgenommen; was sie hemmend ihm entgegensetzen, muß indirect als Wider-

stand zum Ziele führen, indem es die entgegengesetzte günstige Kraft bewaffnet. —

Da die Eventualität eines gewaltsameren und rascheren Wegs, den etwa hoher Beruf, Vaterlandsliebe oder Kühnheit mit Glück gepaart in entsprechender Stellung betreten könnten, um zum Ziele zu gelangen, sich jeder Berechnung entzieht, so sah es mein Bruder für eine politische Nothwendigkeit an, das Streben nach Verwirklichung des obersten Gesetzes der nationalen Existenz, — der Staatseinheit, — an einen staatlichen Ausgangspunkt, und zwar an denjenigen anzuknüpfen, welcher durch Vereinigung der meisten günstigen Bedingungen die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben würde, die übrigen bisher selbstständigen nationalen politischen Gebilde sich zu versöhnen, oder unterzuordnen und sich einzuverleiben.

Hier hört die Uebereinstimmung der Ansichten meines Bruders mit denen von Görres auf. Auf diesem Wege geht mein Bruder zuerst und allein vor, ehe es für einen solchen Weg eine Partei gab, oder nur in der Deutschen politischen Literatur ähnliche Richtungen sich kundgegeben hatten.

Wenn er auf seinem Wege politischer Wahrscheinlichkeitsrechnung zu dem Schlusse kam, daß der Ausgangspunkt des künftigen einheitlichen Deutschlands der Preußische Staat sein müsse, — so war es keine gemüthlich bestochene Vorliebe — weder für die Hohenzollern'sche Dynastie und ihre Geschichte, — noch für die Eigenthümlichkeit des vorherrschenden Stammes der Märker, — noch für die Liebenswürdigkeit der Berliner; — er verlangte von sich und gewann über sich, daß keine gemüthliche Neigung, keine bloße historische Poesie auf die rationelle Bestimmung der erst zu findenden Richtung wirken solle. Auch war es nicht etwa der protestantische Geist, der ihn bestimmte. Diesen Punkt bespricht die Denkschrift näher; was die andern Punkte betrifft, so könnte zur Bestätigung des Gesagten genügen, daß

sie nicht besprochen sind. War mein Vater während seiner politischen Laufbahn häufiger in der Lage, oder hielt er es für seine Pflicht und Rolle, eher gegen als für die specifisch Preußischen Interessen thätig zu sein, — was er selbst mehrmals erwähnt und auch Stein ihm vorwirft, — so ließ mein Bruder grundsätzlich eine Vorliebe oder Abneigung gegen Stammeseigenthümlichkeiten bei sich nicht aufkommen; Fehler oder widerwärtige Züge der Art war er eher geneigt zu läugnen oder andern Einwirkungen zuzuschreiben; und ein Mißbehagen, welches ihn in der That bei einem gewissen specifischen Gepräge Eingeborner aus der intelligenten Hauptstadt an der Spree anwandelte, und wovon in seinem Reisebericht vom Jahr 1839 (siehe 3. Band) sich Spuren finden, gestand er sich, als solch instinctiven Ursprungs, nicht ein. —

Es hat Fritz sicher einen Kampf gekostet, einen Kampf gegen die Tradition in der Familie, gegen seine eignen Jugendideen und Wünsche, gegen seine Liebe, wie zum Oesterreichischen Heere und Waffenruhm, den er mit Stolz getheilt hatte, so zu Oesterreich selbst, ehe er in seiner Gedankenarbeit zu dem Resultat gekommen ist, daß Preußen als der erste Faktor für Deutschlands einheitliche Zukunft zu betrachten sei. Er gießt in der Erinnerung an diesen Kampf öfter seinen Zorn gegen die Oesterreichische Politik aus, die ihn zu solchem Aufgeben der Oesterreichischen Führung genöthigt hat, und die er darum verurtheilt, während er die Schlüsse zieht, zu denen eben diese Oesterreichische Politik selbst die Vordersätze aufzudringen schien.

Oesterreich hat sich grundsätzlich von Deutschland abgewendet, — so lautet der Vorwurf; — es hat treue Unterthanen aufgeopfert, um zum selbst sich genügen sollenden Reiche sich abzurunden; es hat Italiener für Deutsche eingetauscht; es hat durch seine Verzichtleistung auf die Westdeutschen Vorlande und auf die vormals Oesterreichischen Niederlande seine Stellung als Deutschlands Vor- und Schutzmacht gegen Westen aufgegeben; — damit zugleich so manche andere gegen-

seitig nützliche Verbindungen, z. B. die mit den vormals Reichs=unmittelbaren im Westen abgebrochen; es fürchtet sich vor der Ansteckung Westdeutscher Freiheitsideen; es hat sich mit der Civilisation in Opposition gesetzt; es unterdrückt, da es sonst schützte. —

Die Gerechtigkeit eines andern Vorwurfs, den mein Bruder gegen die Lenker der Oesterreichischen Geschicke richtet, könnte mehr Widerspruch erfahren:

> Nach dem Sturze Napoleons glaubte man allgemein, Oesterreich werde die Stimme nicht überhören, welche sich so laut in ganz Deutschland für dieses alte Kaiserhaus aussprach. Niemand erwartete, daß nach so glücklicher Wendung des Geschickes Franz II. eine Krone ohne Widerstand aufgeben würde, welche die erste und älteste in Europa war, und der sein Stamm die Erhebung verdankte; daß er sie in einem Augenblicke aufgeben würde, wo vielleicht nur der Ausspruch seines festen Willens nöthig war, um dieser Krone den alten Glanz wiederzugeben ꝛc.

Wohl zunächst die letzten Worte könnten als rhetorischer Schmuck erscheinen und vor der Prüfung nicht Stich halten. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Deutsche Kaiserkrone, wenn sie nach dem Sturze Napoleons wiederhergestellt worden wäre, unter den damaligen Machtverhältnissen nicht „in ihrem alten Glanze“, sondern auf dem Haupte Franz II. zunächst in dem verbleichten Glanze aufgelebt sein würde, in welchem sie von ihm abgelegt worden war, und in welchem sie allerdings eben so wenig Reiz besaß, als die Mittel verlieh, die hohen Pflichten der Krone zu erfüllen.

Und so ist es vielleicht ein Vorwurf, dessen sich die Oesterreichische Politik als eines Verdienstes rühmt, den Anspruch an die Kaiserwürde nicht erneuert zu haben? — Oesterreich wollte die leere, machtlose Krone nicht; es scheute Mißverhältnisse, die ihm daraus erwachsen mußten; es widerstrebte den Mitteln, die Macht der Krone zu erhöhen; die Freundschaft Preußens, durch

solchen Verzicht erkauft, und dessen Eifersucht dadurch beseitigt, schien ihm erheblicher. Es zog das Positive dem Speculativen vor, und das Bundespräsidium genügte ihm. Oder es wollte sich diese so zusammengefügte Monarchie, so überwiegend aus nichtdeutschen Ländern und Bevölkerungen bestehend, in der That selbst genügen, und bei der Pflicht der Selbsterhaltung war ihr das Schicksal des übrigen, ohnehin fast schon ihr entfremdeten Deutschlands gleichgültiger geworden. So etwa wird die Oesterreichische Enthaltsamkeit von der Kaiserkrone erklärt. Mag der Gedanke der Oesterreichischen Politik, wie er während dreißig und mehr Jahren sich zu erkennen gab, in dieser Erklärung enthalten sein, — jetzt ist er ein anderer; und die nach den gemachten Erfahrungen in entgegengesetzter Richtung verlautbarten Oesterreichischen Stimmen sprechen sich etwa so aus:

Oesterreich, um seine Europäische Rolle und seinen Rang behaupten zu können, sei nicht stark genug durch sich selbst, und werde mit einer Isolirungspolitik die Bürgschaft für seine friedliche Forteristenz neben strebenden Nachbarn sich nicht verschaffen.

Das Deutsche Element müsse die heterogenen Bestandtheile der Monarchie verknüpfen und das in dem Reiche vorherrschende sein; es sei aber dazu in der Monarchie selbst zu schwach und könne nur durch innigsten, auch politischen Zusammenhang dieser mit dem Außerösterreichischen Deutschland die erforderlichen nachhaltigen Kräfte schöpfen und sich erhalten.

Es sei daher die früher aus Gründen, die ihrer Wichtigkeit nach nur als untergeordnete hätten erscheinen dürfen, systematische Abschließung Oesterreichs von diesem Außer-Oesterreichischen Deutschland, und dessen Entfremdung von demselben ein politischer Fehler gewesen, der Oesterreich mit Verderben bedroht habe.

Der Deutsche Bund gestalte Deutschland in seinen äußeren Verhältnissen nicht zu einer, in politischer Einheit verbundenen Gesammtmacht; sei weit entfernt, die zur Verfolgung einer Deutschen

Politik erforderliche Eintracht zu verbürgen, und am wenigsten gewähre er Oesterreich diejenigen Vortheile, die dieses für seine höchsten Staatsinteressen aus der Bundesverfassung ziehen zu können erwartet habe.

Denn jede Politik, die ihm Gewinn verspreche, befahre schon eben darum, weil sie ihm Gewinn bringen könnte, von den Bundesgenossen Mißtrauen und Lähmung.

Man habe jetzt die Erfahrung gemacht, daß wo einmal staatliche Selbstständigkeit und also eine selbstständige, auch auswärtige Politik den Mindermächtigen im Staatenbunde emphatisch zugestanden sei, da eben in den entscheidendsten und gefährlichsten Momenten diesen Mindermächtigen die Versuchung zu nahe trete, als daß sie nicht in dem ungewohnten Glanze dieser Selbstständigkeit sich spreizend sollten sonnen wollen, und daß sie dann nicht gerade in solchem Momente auszurufen sich gedrungen fühlen würden:

que l'union de l'Allemagne n'a jamais été mieux assurée qu'elle ne l'est dans ce moment, et jamais le principe fédéral n'a fait de meilleures preuves.

Solche Selbstständigkeit einmal zugestanden, falle es schwer, Verbündeten die Identität der Interessen einzureden, besonders wenn diesen daraus zunächst nur Opfer erwachsen, und nach Wahrscheinlichkeit auch in Zukunft für ihr nächstes, das dynastische Selbstständigkeitsinteresse, kein handgreiflicher Gewinn zu erwarten stehe.

Die Entsagung von Seiten des Kaisers von Oesterreich auf die Deutsche Kaiserkrone habe nicht bewirken können, daß nunmehr auch Preußen an seiner durch die Verträge von 1814 und 1815 geschaffenen, so unfertigen Existenz sich genügen lassen und auf seine Zukunftspolitik, auf die es durch die ganze Natur und Gestalt dieser Monarchie angewiesen zu sein scheine, verzichten werde; sie habe nicht bewirken können, daß Preußens

Eifersucht gegen die Machtstellung Oesterreichs damit beseitigt, — geschweige denn des ersteren nachhaltige Freundschaft und bundesgenossenschaftliche Unterstützung, selbst für die Verfolgung wahrhaft nationaler Interessen erworben sei, wenn diese Interessen zunächst eine auch Oesterreichische, wenigstens nicht gleichzeitig eine in die Augen leuchtende Preußische Färbung tragen. —

So etwa werden die, die Interessen des verjüngten Oesterreichs vertretenden Stimmen lauten.

Müßte nun danach auch zugegeben werden, daß es bessere Oesterreichische Politik gewesen wäre, den Anspruch auf die Deutsche Kaiserkrone nicht fallen zu lassen, so bleibt doch die andere Frage noch zu erörtern, ob es denn in der That so leicht, — ob wirklich nur von Seiten Franz II. der Ausspruch seines festen Willens dazu erforderlich war, um die Deutsche Kaisermacht und Würde wieder hergestellt zu sehen? Ich höre dagegen den Einwand aus der Verhältnisse kundigstem Munde: Nur keine Poesie! — und die Aufforderung, die Wirklichkeit der damaligen Zustände in's Auge zu fassen.

Nun denn, so wird vielleicht zuzugeben sein, daß es bei dem Wiener Congreß zu spät war; daß Preußen, nachdem es in Anstrengungen und Opfern, zur Befreiung Europa's und Deutschlands von Napoleon's Zwingherrschaft aufgeboten und gebracht, Oesterreich überholt, — damit auch seine Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung glänzend erstritten hatte; daß das Selbstbewußtsein des Preußischen Volks der Preußischen Krone zur Seite gestanden haben würde, um selbst den Schein der Unterordnung dieser Krone abzuwehren; daß nach so erschöpfenden Kriegen Oesterreich vielleicht nur für den gewissen Einsatz eines nochmaligen Krieges mit allen seinen Eventualitäten, den Anspruch auf die Deutsche Kaiserkrone damals wieder aufzunehmen vermocht haben würde. —

Ein ganz anderer aber war der Stand der Dinge und der

bezüglichen Frage nach der Proclamation von Kalisch (25. März 1813), nachdem in dieser Preußen*) „die Herstellung der Deutschen Verfassung in lebenskräftiger Verjüngung und Einheit“ verkündet und damit dem Oesterreichischen Anspruch mächtigen Vorschub geleistet hatte; ganz anders zur Zeit, als mein Vater von Dresden aus das Schreiben an den Grafen Metternich (d. d. 19. April 1813) richtete, worin die Frage erörtert ist: „ob, wenn Oesterreich zur Deutschen Sache jetzt trete, — die Römisch-kaiserliche Würde sofort von selbst wieder aufwache?“**) — ganz anders nach den wenn gleich für Preußen so rühmlichen Schlachten von Lützen und Bautzen, — und während des Waffenstillstandes, der mit der Oesterreichischen Kriegserklärung an Frankreich (am 9. August 1813) endigte; — anders zur Zeit der Schlacht von Leipzig noch, und das ganze Jahr 1813 hindurch, bis endlich nach dem Rheinübergange der Alliirten, Blüchers und des Preußischen Heeres Heldenmuth die Einnahme von Paris und damit den Sturz Napoleon's bei Oesterreichs fortdauernden schwachmüthigen Friedensgelüsten entschieden hatte. Nur ein Moment während des ganzen Jahres 1813 erschwerte das Wiederaufleben des Deutschen Kaiserthums im Oesterreichischen Hause; und dieses Moment war eine That Oesterreichs selbst, die Stipulation nämlich des Teplitzer Vertrags (9. September 1813) im Widerspruch mit der Kalischer Russisch-Preußischen Proclamation, dahin gehend: daß den Fürsten des aufzulösenden Rheinbundes völlige Unabhängigkeit belassen werden sollte. Nach dieser, dem verheißenen Deutschen Verfassungswerke so präjudizirlichen Stipulation wurden dann der Oesterreichisch-Bayrische Vertrag von Ried und die andern Accessionsverträge zur großen Allianz mit den Rheinbundfürsten gemodelt. —

*) Pertz. Leben Stein's. III. S. 319.

**) Siehe 2. Kapitel. Seite 86 u. 87.

Abneigungen gegen die Wiederherstellung von Kaiser und Reich mögen in Preußen allerdings auch 1813 bestanden haben; aber bei der in Zeiten des Unglücks größeren Zerknirschung und religiösen Gewissenhaftigkeit auch der Fürsten und Staatsmänner, würde man am gegebenen Worte gehalten, und bei der damals noch allgemein verbreiteten lebendigen Ueberzeugung, daß große Opfer gebracht werden müßten um die Nationalwünsche zu befriedigen und dem Einheitsbedürfniß zu genügen, würde man über solche Abneigungen und auch noch über größere Hindernisse haben siegen können. Daß der vormalige Markgraf von Brandenburg als Reichserzkämmerer bei öffentlicher Hofhaltung des Kaisers diesem das Waschbecken nebst dem Handtuche als Unterwürfigkeitssymbol darbringe, — die Wiederbelebung solcher Antiquitäten, wenn nicht die Liebhaberei der Hohenzollern'schen Fürsten selbst an solcher Romantik Werth darauf legte, — dem Ernst der damaligen Zeiten war sie fremd; — und fürwahr, nicht um der alten Formen, „nicht um der Kurfürstlichen Hermeline und um des gebratenen Krönungsochsen willen verlangte man nach Kaiser und Reich." —

Auch in der entblätterten Kaiserkrone, so meinte mein Bruder, müsse bei dem damaligen Geist der Nation die Kraft gelegen haben und das Geheimniß zu entdecken gewesen sein, ihr wieder strahlenden Glanz und Anziehungskraft zu verleihen. Denn fürwahr, niemals wird die Macht, die der Deutschen Kaiserkrone gebührt, aus einem völker- oder staatsrechtlichen Pakte fertig, wie Athene gewappnet aus dem Haupte des Zeus, hervorspringen; und selbst der etwa dereinstige glückliche Eroberer dieser Krone würde zur nachhaltigen Behauptung seiner Macht, nach Sieg und Triumph, noch anderen zum Angriff wie zum Widerstand mächtigen nationalen Kräften nicht allein eine Entwickelung gönnen, sondern zur organischen Entfaltung ihres Vermögens in seinem eignen Interesse Raum gewähren müssen.

In einer mächtigen Volksvertretung für die einheitlichen In-

teressen, welche die Nation mannigfaltig und opferbereit in ihrem Schooße trägt, einen Anlehnungs- und Vereinigungspunkt gründen, dadurch diese Interessen, was die nothwendige Folge ist, stärken und vervielfältigen, mit solchen bald überwiegenden Interessen die einheitsfeindlichen im Schach halten und allmählig entwaffnen, — das würde, selbst nach dem ersten Siege der Einheit noch lange das Bedürfniß wie die Aufgabe der Krone bleiben.

Wie das alte Reich, weil es eine Vertretung der Gemeinen*), wonach schon im Mittelalter gestrebt wurde, nicht erlangte, darum hauptsächlich im Abfalle der Schweiz, im Kampfe der Städtebünde mit den Landesherren und dem Adel, und später im Bauernkriege sich hat verbluten müssen, wie ihm darum die Niederlande entfremdet worden sind, und es endlich selbst zu Grunde gegangen ist, so würde auch die einheitliche Regierung eines neuen Deutschen Reiches keinen festeren Bestand, keine Macht nach Außen, noch Kraft im Innern gewinnen, außer durch Organisation einer Volksvertretung, welche das Zusammenhalten und das übereinstimmende Handeln der einheitlichen nationalen Interessen möglich macht, aber allerdings auch nur um den Preis der Freiheit, die mit solcher wahren Volksvertretung gewährt ist. Nur was Kraft zum Widerstande hat, das kann auch unterstützen.

Der Zweck und der Ruhm des Erfolgs müssen die eingebildeten Gefahren aufwiegen, die Manche auch von der Berufung einer Volksvertretung durch eine organisirte Regierung befürchten. Wo das patriotische Ziel bestimmt sich heraushebt, so daß billigen Wünschen und Erwartungen genügt wird, da würden sich auch Elemente, die Anfangs schwankend und widerstrebend waren, an die entschlossene Führung lenksam und dankbar anlehnen.

---

*) Görres, am angeführten Orte. S. 90.

Die Einheit Deutschlands und ihre Vortheile wollen, und die Erweckung und organische Belebung solcher, wenn auch unberechenbarer Kräfte der Völker scheuen und sich dieser feindlich entgegenstellen, — das sind sich selbst widersprechende, sich neutralisirende Dinge; die Politik hört damit auf, jenes Ziel zu verfolgen, überläßt sich nur noch Anwandlungen und läßt sich bei etwaiger Hinweisung mit verblümten Phrasen auf entfernte verschleierte Zwecke und Eventualitäten zu zweideutigen Vorspiegelungen herab, die auf einen Anhang berechnet sind, der getäuscht und hingehalten sein will. —

Weder durch einen Eroberer, ohne daß dieser sich auf eine organisirte Volkspartei stützt, und noch viel weniger durch Kabinetspolitik und Diplomatie würde die Einheit Deutschlands zu gründen sein.

Das ist auch wieder die Ansicht von Görres, die er nicht blos in der bereits oben angeführten Stelle ausspricht, in welcher er sagt, daß die Nation nach einem Schattenkaiser ohne Kammer nicht die geringste Sehnsucht habe, sondern besonders in nachfolgender Stelle*):

Es kann aber jener klügelnde Geist eben keinen andern Weg angeben, der nicht durch Blutvergießen, Bürgerkrieg, Aufstand und Frevel führt; vor Allem aber wird die Hoffnung verlarvter Gier, die da glaubt, auf dem Wege des Territorialsystems durch Unterjochung der verschiedenen Stämme zur Oberherrschaft zu gelangen, an dem erwachten Nationalgefühle und den vielen unbezwingbaren Gegensätzen, die Gott in die Nation gelegt, auf's Schmählichste zu Schanden werden; und minder phantastisch ist eine Deutsche Republik, und näher liegt ein Bundesstaat in den Formen des Amerikanischen der Gegenwart, als eine solche Hegemonie, die keiner sich gefallen zu lassen die mindeste Neigung hat.

Mit diesen Betrachtungen bin ich bei dem entscheidenden

---

*) Görres, am angeführten Orte. S. 203.

Grunde angelangt, der meinen Bruder zu der Ansicht bestimmte, daß nicht mehr Oesterreich, sondern der Preußische Staat der Ausgangspunkt des künftigen einheitlichen Deutschlands sein müsse.

Wenn er das oberste Gesetz der nationalen Existenz in der bewußten Staatseinheit erkannte, so hielt er die repräsentative Verfassung mit ihren Consequenzen, und für Deutschland in's Besondere die repräsentative Monarchie mit erblichem Oberhause und gewähltem Volkshause, — nicht allein für eine besondere Bedingung des Bestandes und der durch sich selbst versicherten Action einer Deutschen Centralgewalt, für die Hauptrüstung der Krone, um gegen den historisch so tief begründeten und so mächtigen Particularismus Macht zu erwerben und zu behaupten, damit sie nicht wieder in die Wege geleitet werde, die nach allmähligem Verfall endlich zur Auflösung des Reichs geführt haben, — sondern er hielt die repräsentative Verfassung zugleich für die nothwendige politische Lebensform für ein großes Volk auf der Bildungsstufe des 19. Jahrhunderts.

Der Gedankengang meines Bruders, wie er sich aus verschiedenen seiner Denkschriften ergiebt, ist dabei folgender:

Fortschreitende Civilisation erzeugt allmählig das Bedürfniß nach politischer Freiheit.

Politische Freiheit besteht in der gesetzlichen und genügenden Betheiligung des Volkes an der Bestimmung und Leitung seiner eignen Geschicke. Ein zahlreiches Volk kann sich nur mittelst Repräsentanten an der Bestimmung und Leitung seiner Geschicke betheiligen.

Für ein zahlreiches Volk im Herzen von Europa, wie das Deutsche, zwischen großen, mächtig centralisirten Reichen mitten inne liegend, ist die repräsentative Monarchie die sicherndste, über-

haupt auch der Natur und Geschichte des Volkes am meisten zusagende, die Freiheit gewährende politische Lebensform.

Es giebt Grundsätze, welche sich überhaupt auf jede bürgerliche Gesellschaft, um so mehr bei gleicher oder ähnlicher Bildungsstufe, bei gleicher Abstammung und ähnlicher historischer Entwickelung, anwenden lassen. Da die Englische Verfassung kein Produkt blos der Theorie ist, sondern aus dem Leben und der Erfahrung sich entwickelt, und für den Schutz der Freiheit, wie der Ordnung sich bewährt hat, so ist nichts natürlicher, als die in ganz Europa bestehende Tendenz, dieselbe Verfassung mit wenigen Modificationen einzuführen.

Bei der jetzigen Culturstufe der Völker und bei dem Zustande von Europa ist es selbst gefährlich, sich sehr von den Normen der Englischen Verfassung zu entfernen, da die Freiheit schwer bei einer größeren Ausdehnung der Königlichen Gewalt, die Ordnung schwer bei einer größeren Beschränkung derselben gewahrt werden kann.

Daß die Nachahmung dieser Verfassung nicht überall zu gleich wohlthätigen Resultaten geführt hat, das kann noch nicht zur Verurtheilung solcher Nachahmung berechtigen; vielmehr muß erst erwiesen werden, daß nach Wahrscheinlichkeit mit anderer Verfassung bessere Resultate erzielt worden sein würden; daß überhaupt politische Freiheit unter wesentlich andern Formen zu verwirklichen sei.

Voraussetzung ist natürlich ein wirklich unabhängiger Staat, der berufen ist, die Conflicte, die sich zwischen widerstrebenden Interessen in seinem Innern erheben können, mit eigenen Mitteln, die dafür durch die Verfassung gegeben sind, zu versöhnen oder zu schlichten. Voraussetzung ist ferner ein Gleichgewicht der Interessen und Kräfte, wodurch diese auf solche Versöhnung hingewiesen oder gedrängt werden, das aber nicht von Anfang an da sein, sondern nur allmählig, durch das Leben eines großen Volkes

in solchen Verfassungsformen, sich herstellen kann. Davon ausgegangen war und ist in der Englischen Verfassung, die ja auch nicht in allen ihren Consequenzen aus einem Gusse geschaffen wurde, zu bewundern, — neben der Begründung eines öffentlichen Lebens und den darin natürlich liegenden und alle Nachtheile überwiegenden Correctiven, — die wissenschaftliche Ausbildung sowohl, als die im Allgemeinen praktische Bewährung; die getheilte Gewalt und die Leichtigkeit der friedlichen Wiederherstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen Erhaltung und Fortschritt, selbst bei augenblicklicher Störung, als dem geringeren Uebel, im Vergleich zu verknöcherter Stagnation.

Nun aber hielt mein Bruder dafür, daß es für Oesterreich nicht thunlich sein würde, — auch wenn diese Verfassung dessen ganzer bisheriger Politik nicht widerstrebte, — solchen Bedingungen und Anforderungen zu entsprechen; daß es für Oesterreich nicht thunlich sein würde, mit solchen Mitteln die Einheit Deutschlands zu erringen und zu begründen. Fast wie im Unmuth läßt er den Schlagbaum der Nationalität niederfallen in der Bemerkung: daß Oesterreich bei so verschiedenen Völkerschaften, welche die Monarchie umfasse, der Repräsentativverfassung keine Entwickelung gestatten könne; daß also ein Deutsches Reich, mit Staatseinheit und Repräsentativverfassung in Vereinigung mit Gesammtösterreich, — und also durch Oesterreich selbst als nächsten Ausgangspunkt, — nicht herzustellen sei.

Wenn man daher auch jetzt noch Oesterreichischer Seits dem „Parlamentarismus“ die Fähigkeit abspricht, das wahre Bedürfniß Deutschlands zu befriedigen, so würde das mein Bruder begriffen haben. Er hätte aber das Jahr 1848 erleben müssen, um zu begreifen, daß auch die demokratische Partei, so wie sie damals Hand in Hand mit allen partikularistischen Interessen schon aus Anlaß des 17er Verfassungsentwurfs gegen die Wiederherstellung der Reichseinheit in der monarchischen Spitze agitirte, so jetzt in

wegwerfender Beurtheilung des „Parlamentarismus" mit allen Absolutisten wetteifern könne, indem sie mit dem ihr eigenthümlichen Cynismus verschweigt, daß das letzte Ziel ihrer Bestrebungen in der Verwirklichung der Volksherrschaft durch eine alle Gewalten in sich vereinigende, gleichfalls repräsentative, Versammlung liege, die natürlich den Auswüchsen des Parlamentarismus ebenso unterworfen sein würde, wie parlamentarische Versammlungen bei getheilten Gewalten. Corporative Einsicht, so ist gesagt worden, ist Macht; aus vielen Erlesenen redend, große Macht; die Macht leugnen: Verblendung. Wenn aber die Demokratie die corporative Einsicht im Parlamentarismus schmäht, und das für demokratisch hält, wie soll man das charakterisiren?

Was dagegen meinen Bruder bestimmte, den Preußischen Staat als Ausgangspunkt und Kern Deutscher Einheit zu betrachten, war das Schwergewicht der vorherrschenden Nationalität und die Grundlage seiner Institutionen; das gesunde Verhältniß der Landinteressen in dem großen aristokratischen, wie in dem kleinen Grundbesitze; der durch die Städteordnung gehobene und mehr noch zu hebende Bürgersinn; die Wehrverfassung; das geordnete Finanzwesen und die im Allgemeinen als zweckmäßig anerkannte Steuergesetzgebung; ein unabhängiger Richterstand und eine, wenn auch durch zeitweilige willkürliche Eingriffe gestörte, doch im Ganzen genommen freie Pflege der Wissenschaft.

Es war weiter die wohl abgewogene Autonomie von acht Provinzen, wodurch den Verwaltungsinteressen und Rechtseigenthümlichkeiten der früher getrennten Stämme genügende Rechnung getragen und gleichsam dem Grundbau künftiger Reichseintheilung vorgearbeitet schien, wenn die mittleren Deutschen Staaten mit diesen acht Provinzen parallel gesetzt würden.

Es war endlich die Fähigkeit in allen diesen belebten Elementen, zur harmonischen Entwickelung durch parlamentarische Gesammtvertretung, welche den Preußischen Staatsbau als

Muster und bereits als vorhandene Anlage des Deutschen Einheitsstaats errathen und erkennen lassen konnten. Allmälige Anbahnung der Verschmelzung der Interessen aller kleineren und mittleren Staaten mit dem Preußischen auf dem Wege der Consolidation, bis zum Untertauchen des Preußischen Namens in dem Deutschen, bis zur Neutralisirung des specifischen Preußenthums mittelst des durch die Volksvertretung zur Herrschaft zu bringenden Deutschthums, das wurde also schon 1823 als der Kern eines Programms der Zukunft, wenn die Ereignisse zu Hülfe kommen würden, von meinem Bruder aufgestellt.

Daß solche Erwägungen und Erwartungen auch anderen politischen Köpfen, besonders in Preußen selbst, jedoch mehr als einfacher Eroberungsgedanke vorgeschwebt haben, bedarf keines Zugeständnisses; aber vor der besprochenen Denkschrift war, wie ich glaube behaupten zu können, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Entwickelungsprocesses in dem politischen Leben der Nation mit so bestimmten Erwägungsgründen nicht ausgesprochen worden. Wilhelm Schulz entwickelte erst 1831 den Gedanken eines Deutschen Parlamentes in dem Aufsatze: „Ueber das Eine, was Deutschland noth thut" (Allg. polit. Annalen Band VII. 1831), und 1832 in dem größeren Werke: „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation"; Paul Pfizer hat die auch von Schulz angedeutete Idee, die Einheit Deutschlands durch die Hegemonie Preußens zu verwirklichen, ebenfalls erst 1831 in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" und 1835 in dem Werke: „Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes" weiter ausgeführt.

Es wurde ein wenigstens unbefangener politischer Blick erfordert, um schon im Jahre 1823 jene Richtung zu finden und festzuhalten. Weit populärer waren damals die kleinstaatischen ständischen Oppositionen, die noch nicht daran dachten, die Einheitsrichtung zu ihrem Leitstern zu wählen; die überhaupt

noch lange nicht daran dachten, eine gemeinsame Taktik in irgend einer, geschweige der obigen Richtung, zu verabreden. Diese waren vielmehr der Preußischen Politik ganz besonders abgeneigt, weil diese, so ganz alle früher ertheilten Verheißungen und erweckten Hoffnungen vergessend und Lügen strafend, mit Oesterreich Hand in Hand am Bundestag und durch Ministerconferenzen die ohnedem schon schwierige Entwickelung der Consequenzen der Repräsentativverfassungen, wie sie in den Kleinstaaten erstrebt wurde, bedrohte. Es war gerade das Princip der Souveränetät auch der kleinsten Einzelstaaten, das, weil das eigene Rechtsfundament dieser Staaten, dem die Regierungen nicht entsagen, das sie nicht verleugnen konnten, — von den damaligen ständischen Oppositionen als die Nothrüstung gegen die bundestäglichen, freiheitsertödtenden Interventionen angelegt wurde. Das Alles aber machte meinen Bruder nicht irre in seiner Voraussetzung, daß Preußen allmälig durch die Macht der Verhältnisse und trotz aller widerstrebender Tendenzen sowohl auf die parlamentarischen als Einheitswege werde gedrängt werden. Er würde sich wahrscheinlich auch jetzt nicht durch die unnatürlich apathischen Zustände in Preußen irre machen lassen; eingedenk, daß das Alles auch schon in den anderen Deutschen Staaten in dem Decennium von 1834 bis 1844 und selbst bis 1846 so da war — so kurz vor 1848:

> „Hoffnungen, Wünsche, Zuneigung schweben in der Luft, eine res nullius die auf den wartet, der sie sich zueignen will“ — so dachte er; — „Preußen kann und muß sie sich zueignen, weil Ehrgeiz die Bedingung seiner Existenz ist,“ — so schloß er.

Der Unwille über den Verlust der besonders durch Preußen untergrabenen und unmöglich gemachten alten Einheit des Reichs steigert sich zu dem zornigen Anspruch, daß Preußen an eine neue Einheit sein eigenes Leben wage, — und zu der Hoffnung, daß es dazu durch die Gewalt der Dinge und den unaufhaltsamen

Fortschritt der Zeit werde gezwungen werden. Damals war es noch lange hin bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., auf dessen persönliche Hingebung an die Interessen Deutschlands der General von Radowitz*) in der bekannten Denkschrift vom 20. November 1847 in den Worten noch nicht hingewiesen hatte:

Deutschland lerne den Fürsten lieben und vertrauen, der seine eigene Existenz einsetzt für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes, es gewähre ihm auf seinem mühsamen Wege die mächtigste Hülfe der Zeit: die offene Zustimmung eines Volkes von 40 Millionen.

Uebrigens lag es mehr in dem Charakter meines Bruders, auf die Macht der Verhältnisse zu zählen als auf den guten Willen und die Kraft von Persönlichkeiten, wenn auch der höchsten, zu vertrauen, — die sterblich sind.

Die Frage, wie Oesterreich zu dem Reiche stehe, wenn dieses seine Einheit durch Preußen erringen würde, läßt mein Bruder unerörtert. Daß er sich Oesterreich nicht getrennt von Deutschland gedacht habe, das geht aus späteren Arbeiten, z. B. aus der Denkschrift: „Ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich und Rußland zugleich" — und auch schon aus der früheren: „Ein Blick auf den politischen Zustand Europa's im Jahre 1837" hervor, deren §. 17 „Von der Nothwendigkeit des Kampfes", — also schließt:

Man kann gegen die Wahrscheinlichkeit des Krieges mit Rußland einwenden: daß kein Staatsmann es auf seine Verantwortung nehmen wird, de gaité de coeur diese Würfel zu werfen, so lange er noch Möglichkeit sieht, den Sturm zu beschwören. — Allerdings nicht leicht ein Staatsmann in einer absoluten Monarchie, denn nur der kann Muth und Kraft zu diesem harten Kampfe in sich fühlen, der sich auf die laut ausgesprochene Meinung der Nation stützt, der gleichsam von dieser

*) Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. 1848. S. 55.

Meinung getragen und gehoben wird. Dazu gehört aber ein Organ, — das Parlament. — Die Nation selbst muß aussprechen, daß sie Unabhängigkeit und Existenz gefährdet glaubt, sie muß, zu jedem Opfer bereit, selbst den Entscheidungskampf fordern. Solche Stimmen hören wir jetzt in England laut werden, aber in Oesterreich nicht. Allerdings — Oesterreich ist durch die Stimmung in Deutschland und Italien, es ist durch den Besitz von Galizien gefesselt. Aber in einem siegreichen Kampfe gegen Rußland wäre das Mittel gegeben diese Uebel zu heilen. —

Unter solchen Beschäftigungen und Anregungen, bei sorgfältiger Behandlung durch den geistreichen Arzt und bei dem belebten geistigen Verkehr in der heimathlichen Luft, erhielt mein Bruder während jenes Winters zu Darmstadt bald seine starke Gesundheit wieder, und erreichte, damals im 30. Jahre stehend, die Fülle seiner Manneskraft. Das Bewußtsein derselben war in allen Bewegungen ausgeprägt und suchte körperlich in ritterlichen Künsten und Anstrengungen, geistig in philosophischen und politischen Disputationen tägliche Uebung. War er aber in Darmstadt der Hof- und amtlichen Welt fast fremd geblieben und nach eigenem Zuge des Geistes mehr in der Theorie und in der Opposition, auch gegenüber dem Vater, warm geworden, so wollte es eine unerwartete Fügung, daß er Ende Februar 1824 durch einen Befehl seiner Regierung, statt nach den Niederlanden zurückberufen zu werden, auf ein Jahr der Bundesmilitärcommission in Frankfurt zugetheilt, also mitten in die officiellste Deutsche Sphäre versetzt wurde.

Es war gerade in Frankfurt die Zeit der blühendsten Reaction. In der auswärtigen Politik brachten die fortwährenden Unruhen von Südeuropa und der griechische Befreiungskampf die ganze Aufmerksamkeit Oesterreichs auch gegen jede verwandte Rich-

Digitized by Google

tung in Deutschland in Harnisch; im Inneren des Bundes durfte politische Gesinnung, nach Verpönung jeder gesammtdeutschen Richtung, und Verfolgung derselben durch die Jagden gegen Professoren und Studenten, sich nur noch im Mantel des kleinstaatischen Liberalismus in den Kammern hervorwagen. Der Bundestag hatte, in staatsrechtlichen Fragen selbst, die Autorität der Staatsrechtslehrer eben ausdrücklich verworfen; in der Presse fand sich keine Stimme der Versöhnung und freundlichen Belehrung mehr: Preußen ließ seine Verheißungen der provinzialständischen sowohl wie der Reichsverfassung zu den Akten legen, nachdem Ancillon „über Vermittelung der politischen Extreme" — nichts als Zweifel zu Markte gebracht hatte. Es war nicht leicht in solcher Zeitstimmung, die selbst meinen Vater befangen machte, sich mit so frisch entrüsteter Deutscher Gesinnung, wie sie mein Bruder hegte, in die abgemessenen geselligen Formen der Bundesdiplomatie zurecht zu finden und deren besondere Sprache, die in ihrer Besonderheit der Gaunersprache verglichen werden kann, verstehen zu lernen. Trocken lauten wie immer die Notizen des Gedenkbuchs:

1824. Ich gehe im Februar von Darmstadt nach Frankfurt, dem General Wildemann bei der Militärcommission zugetheilt. Mitglieder: General Langenau, Wollzogen, Hinüber, Haffner, später Trepka, Freyberg, Weyhers, Taris, später Seiboltsdorff, Schreibershofen. Der Oesterreichische Ingenieuroberst Kutzer. — Gesandte: Münch-Bellinghausen. Graf Goltz, Gräfin Goltz, ihre Soireen. Gräfin Maltzahn. Graf und Gräfin Grünne, ihre Soireen. Pfeffel, der Bairische Gesandte und seine Englische Frau. Frau von Brints, geb. Buol. Die Familien Guaita; Mad. Guaita-Schweitzer. Meine Correspondenz mit dem Vater viermal in der Woche durch die Bötin. Häufige Besuche in Hornau. Meine Recension von Ancillons Versuch, die Extreme in der Politik zu vermitteln. Tod des Bruders August. — Fahrt nach Mainz mit Oberst Kutzer wegen des Festungsbaues. Fahrt nach Nassau und auf den Johannisberg. Fürst Metternich. Maucler, der Würtemberger. Goltz ersetzt durch Nagler. Blittersdorf. — Graf Reinhard und sein Haus; Villele und die Rentenreduction. Hr. von Trott, der Würtemberger. — Lindenau. Das Günderode'sche Haus. Frau von Panhuys. Die Familie Herz mit den zwei schönen Töchtern. Der Englische Geschäftsträger Seymour. Die Englischen Damen über Lord Byrons Tod: nous avons battu des deux mains de joie. Graf Grünne:

„Ich bin begierig, was man einmal von meiner Politik sagen wird.“ — Graf Beust, der großherz. Sächsische Gesandte. Der Russische General Manderstjerna. Der General Tschitschagoff; Rothschild. Die Fürstin Stolberg (Hoorn) und die Prinzessin Gustavine. Der alte Landgraf Friedrich von Hessen und die Belagerung von Mastricht. Capt. Zocchi vom Genie. Pfeilschifter. Oberkamp. Eck. Das Casino. Den Winter von 24 auf 25 in Frankfurt. — Die letzte Zeit in Hornau.

Die Geschäfte bei der Militärcommission waren nicht sehr angestrengt; nicht allein den geselligen Pflichten an Ort und Stelle konnte mein Bruder vollkommen genügen, sondern sehr häufig die Eltern besuchen im nahen Hornau, auf dem Landgute, welches 1818 der Vater, kurz vor dem Abschied vom Bundestage, aus Vorliebe für die Gegend gekauft hatte und welches seit 1822 der Eltern bleibender Wohnsitz geworden war. Dieses kleine, aber angenehm am südlichen Abhange des Taunus gelegene Gut, war bald auch der ganzen Familie und besonders meines ältesten Bruders Lieblingsaufenthalt geworden. Das fruchtbare und größere Gut Monsheim, welches mein Vater seinen jüngeren unverheiratheten rechten Geschwistern zum Wohnort überlassen, war ihm zu dauerndem Aufenthalte nicht angenehm. Bei mangelndem Wald und höheren Bergen bot hier die Natur, außer der Fruchtbarkeit, weniger Reiz. — In den äußerst bescheidenen, aber zahlreichen Räumlichkeiten zu Hornau waren aber im Sommer zuweilen mehr als 20 Familienglieder, Geschwister, oder Kinder und Enkel meiner Eltern vereinigt und mein Vater übte gern auch gegen Fremde eine anspruchslose Gastfreiheit, die freilich den seit seinem Abschied vom Bundestage sehr gesteigerten diplomatischen Ansprüchen an Luxus nicht genügen konnte. Doch hatte er immer noch einige Verbindungen unter seinen alten Collegen unterhalten, von denen ihm einer, Bürgermeister Smidt von Bremen, durch alle Zeitverhältnisse und bis zum Lebensschlusse treu geblieben ist. Unter den auswärtigen Gesandten stand der Französische, Graf Reinhard, ihm am nächsten, der von Natur und in Allem, bis

auf den einen Punkt des Dienstes gegen das Vaterland, ein ausgezeichneter Deutscher war. Mit diesem blieb er im lebhaftesten Verkehr, und als sein Abgang bevorstand, schrieb

Fritz an Vater.

Gent, 15. September 1829.

Der Abgang Reinhard's thut mir leid; er war für Sie eine Quelle von Nachrichten, und in Ihren gegenseitigen Ansichten und Meinungen war gerade so viel Uebereinstimmung und Verschiedenheit als nöthig ist, um den Austausch der Ideen angenehm und interessant zu machen!

Aber auch aus größerer Ferne lud sich mein Vater zuweilen ausgewählte Gäste ein. Die Apfelblüthen in der üppigen Fülle, mit der sie an diesem südlichen Abhang des Taunus ganze Hügel bedecken, schienen ihm ein hinreichend lockender Genuß, um selbst fürstliche, verwöhnte Herrschaften auf den bloßen Anblick der so in ihrer schönsten Zierde prangenden Hornauer Natur einzuladen. Jeder bescheidene Zweifel oder Einwand von mütterlicher Seite, wie schwer es sein werde, im Uebrigen zu genügen, wurde stets mit dem Motto beseitigt: „Ich kenne keine solche Schwierigkeiten."

Jener Sommer des Jahres 1824 war ganz besonders lebhaft in Hornau, und ich darf es nicht scheuen, ein Bild des damaligen Familienlebens hier einzuflechten. Außer zwei Töchtern, von welchen die verheirathete älteste fast alljährlich mit ihren Kindern aus Biebrich zum Besuch kam, hatte mein Vater auch seine drei jüngsten Söhne auf den Sommer zu sich genommen, den ältesten unter diesen, August, von der Universität Heidelberg, die beiden jüngsten Moritz und Max, von dem Lyceum zu Mannheim einberufen. Abwechselnd erschienen bald Karl, der Bayrische Rittmeister aus der Rheinpfalz, bald ich, der damalige Darmstädtische Regierungsassessor; am häufigsten aber Fritz, der Niederländische Hauptmann aus Frankfurt.

Zu den jährlichen Sommergästen gehörte auch die einzige Schwester meiner Mutter, Frau von Wamboldt, welche nur ihren Winter in Mannheim zubrachte, mit den Schwalben aber ihre Heiterkeit, ihre Talente, ihre gesellige Anmuth in unseren Familienkreis übersiedelte, in welchem sie als ein unentbehrliches Glied betrachtet und geliebt wurde, und mit mehr Naturanlagen dazu und größerer Uebung ausgerüstet, als meine Mutter, ein wesentlich verbindendes Element des Salons war.

In aller Frühe waren täglich beide Eltern schon rührig: während die Mutter nach dem Morgengebete, das sie vor ihrem Dienstmädchen öfter laut las, gewöhnlich ihren Briefwechsel, das Boten- und Rechnungswesen besorgte, arbeitete der Vater, nachdem er sein erstes Frühstück schon um 4 Uhr genossen und den Bericht des Oberknechts über Wetter, Viehstand und Feldarbeit erledigt hatte, meist einige Stunden an der gelehrten oder politischen Aufgabe, die er sich eben gesteckt hatte. Um 7 Uhr pflegte er bei den Angehörigen groß und klein die Runde zu machen, bis alle durch die Frühstücksglocke zusammengerufen wurden. Nur den ältesten Sohn, wenn er anwesend war, fand er meist lesend und rauchend noch im Bette, wo derselbe nach dem Frühstück seine jüngeren Brüder, die er Leibzwerge nannte, empfing und sie mit liebenswürdig neckischem Humor, der ihm mit Jüngeren eigenthümlich geworden war, bald ausfragte über ihr Wissen, bald über ihr Nichtwissen aufzog. Konnten diese in der Mathematik nicht genügen, und blieb selbst ein Privatkursus über populäre Astronomie, durch den er sie selbst hindurchführte, ziemlich spurlos, wie mir gestanden worden ist, so machte es ihm doch die größte Freude, wenn Max aus mehreren in Mannheim auswendig gelernten homerischen Gesängen ihm den Cyclopen Polyphem, oder Hektors Abschied, oder Chryseis' Gebet zu Apollo hersagen konnte. Dem nächst älteren Moritz gab er ein Stück aus Sueton oder Sallust zu übersetzen, und

prüfte den Heidelberger Studenten August in einzelnen Rechtsmaterien, oder unterhielt sich mit ihm über Deutsche Literatur und Philosophie. Er schenkte diesem damals den „Julius und Evagoras" von Fries, indem er brieflich beifügte:

Das Buch spricht ziemlich meine Ueberzeugung aus. Die Begründung der Ethik scheint mir unübertrefflich. Im Ganzen stimmt Fries mit Kant überein und das ist das größte Lob; er hat nur poetischere Worte; darum hat er so bedeutenden Einfluß auf die Ansichten der Jugend gehabt, besonders auf Eure Burschenschaft; aber einen guten.

Mit diesem, politisch schon sehr entschiedenen, aber den Dichtern mehr als den Gesetzbüchern zugewandten Bruder, besprach er gern die politischen Ansichten und Erwartungen der Jugend, so daß der Vater nicht allein ihm Einhalt thun, sondern ihn ermahnen mußte, seinerseits den Bruder zurückzuhalten.

Schon in den Morgenstunden war also Politik oft an der Tagesordnung; und wenn Fritz während der früheren Jahre, Deutschland mehr entfremdet, Gespräche über Deutsche Zustände eher gemieden hatte, so war jetzt das Gegentheil der Fall; er warf sich lebendig und zornig in die Deutschen Interessen hinein. Nachdem der Vater mit raschen kurzen Schritten die Ställe und Gärten noch durchlaufen, war er nach einem zweiten Frühstück an den Arbeitstisch zurückgekehrt; die Mutter hatte mit dem weiblichen Generalstab den Feldzugsplan für den Mittagstisch der Herrschaft und für zwei getrennte Dienstbotentische, den einen für das Haus-, den andern für das landwirthschaftliche Gesinde, angeordnet, und jedermann zerstreute sich zu gewohnter Beschäftigung. Die Lieblingsstunde zu einem größeren Spaziergang kam für meinen Vater dann um 11 Uhr; dabei ließ er sich gern von meinem ältesten Bruder begleiten. Man setzte sich in gleichen Schritt; es dauerte nicht lange, so war eine politische Frage des Tages aufgeworfen, die Argumente wurden lebhaft

einander gegenüber gestellt; man blieb stehen; mit Interesse und Vertrauen lauschte der Sohn auf die feinen Bemerkungen und Combinationen des Vaters; er suchte ihn bei dem Faden dieses Thema's festzuhalten und entweder Uebereinstimmung in den Ansichten und Folgerungen zu erzielen, oder die Meinungsverschiedenheit als Ausfluß entgegengesetzter Principien zu constatiren. Dabei störte ihn nur wenig, wenn der Vater unversehens seine Syllogismen durch Querfragen und Grüße an Feldarbeiter oder vorübergehende Landleute oder auch deren hübschere Töchter, unterbrach; er lächelte und räsonnirte weiter. Wenn jener aber, ohne sich auf Principien einzulassen, mit der Macht und dem Uebermuthe vollendeter aber rechtloser Thatsachen sich vergleichen, Vordersätze verstecken oder ein Glied der Kette des Gegners aphoristisch überspringen wollte, so wurde dieser einsilbig, strich ungeduldiger den Schnurrbart, antwortete zerstreut, und zeigte endlich, eine unklare Melodie summend, daß er die Discussion für beendigt ansehe; — oder er blieb einen Moment nachdenklich stehen, rannte dann plötzlich, dem eigenen Gedankengang Raum gebend, mit Riesenschritten davon, eine ganze Strecke voraus, bis er sich wieder besann, entschuldigend oder trotzig lächelnd wiederkehrte, und nun seinerseits neckend den Vater auf einen dankbareren Gegenstand der Unterhaltung zu bringen suchte. Dem Vater entging nichts und er errieth immer weit mehr, als er merken ließ, die Gedankenwege der Söhne; er wollte, daß sie durch eigenes Nachdenken die rechten fänden und ließ schriftlich gegen den ältesten einst die Worte fallen:

„Ich sinne immer darauf, verständig, nicht beleidigend, auf die Erziehung und Sinnesart unserer Jugend zu wirken, die schlecht ist. Wenn Du solltest Vater werden oder jeder von Euch, werdet Ihr ein wenig strenger sein. Die Zügel der väterlichen Gewalt sind in Deutschland erschlafft."

Diese Apostrophe war aber vielmehr gegen die, selbstständige

Wege schon gehenden jüngeren Söhne, denen der Aeltere darin gern gegen den Vater, und nach dessen Ansicht zu viel, die Stange hielt, als gegen den Aeltesten gerichtet, dessen selbstständige Richtung zügeln zu wollen dem Vater nicht mehr in den Sinn kam. Uebrigens war auch dieser von ehrfurchtsvoller, wahrer Liebe gegen den Vater so ganz erfüllt, daß er ihm, wenn er sich durch dessen liebenswürdige Feinheit und Nachsicht entwaffnet fühlte, kindlich dankbar und gerührt die Hand küssen konnte. Bei der Rückkehr vom Spaziergange blieb vor Tisch gewöhnlich noch Zeit zu einer Schachpartie, in welcher der Vater und Fritz von ziemlich gleicher Stärke waren, beide aber von dem Bayrischen Bruder nicht selten geschlagen wurden, der alle Spiele, Jagd und Reiterkünste bis zu schulgerechter Vollkommenheit gebracht hatte. Nur bedachte sich dieser lange über seine Züge, war dabei empfindlich und ertrug es ungern, wenn der Aelteste in der Ungeduld das verloren gegebene Spiel durch einen neckischen Ruck beendigte. Der Sturm nach solchem Erdbeben war von den versammelten Damen gefürchtet, glücklich wenn die Glocke zum Mittagstische den Ruck veranlaßt hatte und so die natürlichste Ableitung brachte. Aber auch die Mittagstafel war gewöhnlich sehr belebt; nicht allein durch die zahlreiche, meist jugendliche bunte Reihe und durch den Blumenflor, den mein Vater zu allen Jahreszeiten in der Mitte des Tisches oft selbst aufstellte, und diesen Augengenuß nicht geringer schätzte als eine zwar einfache, aber mit Sorgfalt bestellte Küche; sondern weil es selten an Gästen fehlte, die einen politischen oder wissenschaftlichen Gegenstand für das Tischgespräch als Tagesordnung brachten. Es war durchaus nicht des Fritz Art, mit Jedem anzubinden, und er konnte, in sich arbeitend, oft theilnahmlos oder zurückhaltend erscheinen; aber im Familienkreise war bei ihm Neckerei und oft sehr belehrendes Wortgefecht sogar untrügliches Zeichen von Gesundheit und guter Laune. Seine Art zu argumentiren war dabei die gedrungenste;

und sein Bestreben ging stets dahin, den Controverspunkt zu isoliren, und schriftlich oder mündlich, auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen. Reich und sprühend besonders zeigte sich mein Bruder, wenn sein beißender Spott die kleinen Souveränetäten, Servilismus und kleinstaatische Diplomatie erfaßte, und wenn er sich dabei in die Rolle eines unabhängigen Aristokraten oder eines großstaatischen Generals versetzte, und aus dieser Rolle heraus argumentirte. Die Aufsätze im dritten Bande: „Vom Unterschied der Stände und dem aristokratischen Elemente" und: „Die Diplomaten" zeugen von solcher Stimmung. War es zu einiger Gereiztheit gekommen, so erfolgte wohl einmal brieflich nach Frankfurt eine nachträgliche Mahnung wie diese:

Vater an Fritz.

Es war mir leid, daß Du neulich nicht nach Darmstadt gingest, pour cause. Nein, Dein Gewissen ist von der Seite nicht so rein, wie Du vorgiebst. Es ist ziemlich natürlich, daß Du eine Art von imperium über Heinrich übest. Ich verlasse mich auf das Bessere! Bei der Disputirsucht gewinnt man manchmal auch eine mauvaise cause lieb! und hält sie am Ende für eine gute. Für Freund Heinrich sicher pessima.

Zuweilen kamen von Frankfurt auch zahlreichere Gäste zu Tisch und es gab eigentliche Diners, wozu mein Bruder die Einladungen, sowie mitunter auch wohl besondere Bestellungen für Küche und Keller besorgen sollte, womit er sich ungern befaßte. Suchte er sich dem zu entziehen, so brachte die alte Bötin wohl einen Zettel: „Laß der Herr sein tägliches kurzes Morgengebet sein: Homo sum, nil humani a me alienum esse puto! Alsdann wird er an manchem wärmeren Theil nehmen." Diplomatische oder sonst anspruchsvollere Diners hätte er dem guten Hornau, wissend darin auch dem abgeneigten Sinn der Mutter zu begegnen, gern für immer fern und sich im Rücken gelassen.

Ich erinnere mich eines solchen, wobei er, sei es in Aufregung über politische Nachrichten, sei es aus übler Laune wegen der langen Sitzung und vielleicht langweiligen Unterhaltung, jedenfalls in äußerster Zerstreutheit, vor dem Dessert plötzlich aufstand, und mit dem Commandowort: „la garde en avant“ in drei langen Schritten das Fenster ereilte. Erst dort sich umkehrend, erkannte er den Irrthum. Graf Reinhard verstand ihn und lächelte gutmüthig, obgleich er wohl ahnen mochte, daß gegen die seinigen jene eingebildeten Garden meines Bruders zum Angriff vorwärts gingen. Eine diplomatische Dame, weniger nachsichtig, urtheilte wohl wegen ähnlicher Züge der Zerstreutheit: „Ah! Monsieur votre frère est un homme bien bizarre.“ Den großen bundestäglichen Abfütterungen entrann er besonders gern. — Langes Tafeln mochte er niemals leiden; bloße Trinkereien haßte er; Feinschmeckerei war ihm mehr lächerlich, wenn er gleich das Handwerk verstand. Er war auch kein starker Raucher; am liebsten rauchte er nach Tische zu einer Tasse Kaffee und aus irdener Pfeife, im Freien vor dem Hause auf- und abgehend. Erst auf seiner Indischen Reise, am Schlusse seines Lebens, hatte er an größeren Luxus im Rauchen sich gewöhnt. Wenn in Hornau keine Gäste waren, denen die Orte der Umgegend, wie Königstein, Eppstein, Soden gezeigt werden sollten, wohin also eine Fahrt angestellt wurde, so war im Sommer ein gemeinsamer Spaziergang gegen Sonnenuntergang gewöhnlich; und da alle, groß und klein, gut zu Fuß waren, erreichte man zuweilen den Gipfel des Stauffen oder des Rossert, besuchte aber am häufigsten die nahe, auch in Frankfurt bekannte, rothe Mühle. Den Schluß des Tages im Familienkreise machte nach der Theestunde gewöhnlich die Musik. Bis in's vorgerückte Alter war der Mutter ihre sanfte, klare Stimme verblieben, mit der sie besonders Deutsche ernste Lieder seelenvoll vortrug, während sie von ihrer Schwester, der Frau von Wamboldt, an Schule und Man-

nigfaltigkeit der Gesangstoffe übertroffen wurde. Fritz ließ sich am liebsten einen Marsch vorspielen, und für einige Märsche hatte er besondere Vorliebe. Er schritt dann im Zimmer auf und ab, und unwillkürlich Tritt nehmend, steigerte sich seine Theilnahme am Siegesmarsche bis zu strahlenden Zügen und triumphirender Haltung. Aber zu Karl Maria Weber's letztem Gedanken setzte er sich still horchend und sinnig nieder; er war bei Weitem weniger unmusikalisch als der Vater.

Einmal des Tages pflegte mein Vater auszureiten; er vermochte es fast bis zu seinem 80. Jahre und verlangte sogar muntere Pferde. Den Sohn, wenn er zu Pferde von Frankfurt gekommen war, begleitete er häufig zurück, bis wo die Hügel nordwestlich von Soden nach der Ebene auslaufen. Das nächste Billet durch die Bötin knüpfte daran wieder an:

Vater an Fritz.

Der Augenblick war der allerhäßlichste, wo ich mich von Dir trennte. Schon als Trennung ist er immer garstig. Darum war ich so laconisch; aber rasch ritt ich heim durch Dick und Dünn, und nie hat mich das Füchschen so satisfacirt. Ich habe Dir nicht ein freundliches Wort über die Unterstützung des August beim Abschied von Heidelberg gesagt, die Anfangs nicht bis zu dem Belauf gehen sollte. Allein es thut sich ebenso gut schriftlich. Da dir Karl den Vorsprung mit dem Pferdchen abgewonnen hat, so sehe ich das als Aequivalent an und bin Euch beiden verpflichtet.

Beide Brüder hatten gewetteifert, den Vater angenehm beritten zu machen, und diesem machte es im selben Sommer 1824 ein ganz besonderes Vergnügen, sich eines Tages von sechs Söhnen zu Roß begleiten zu lassen, wobei freilich auch Ackerpferde genügen mußten. Gleich lebhaft ist es mir erinnerlich, daß wir einst eben soviel Mann hoch in einer Reihe der theuren Mutter über die große Wiese nach dem Garten zu entgegenkamen, wo sie stand und uns zurief: „Seid Ihr großen Leute da denn alle wirklich

meine Söhne?" Einige Monate später war unser Bruder August, eben von einer Ferienreise nach der Schweiz und Norditalien zurückgekehrt, in Folge einer Entzündungskrankheit durch den Tod dahingerafft — beatus futura effugisse, denn sein poetisches weiches Gemüth würde sich in das büreaukratische Zeitalter schwer gefunden, schwer das Schicksal einiger seiner trautesten Heidelberger Freunde ertragen haben, die bald durch die abgeschmackteste und doch grausame, durch Schmalz und Konsorten organisirte Demagogenhetze und Verfolgungssucht ihrer Freiheit, mehrere für lange Zeit, beraubt wurden. Schon in der ersten Nacht der Krankheit des Bruders hatte sich die Gefahr meinem Vater drohend durch einen Traum verkündet, in welchem er aus einer Reihe von Pappeln eine umgeweht zu seinen Füßen hinstürzen sah. Er war und blieb der Besorgteste unter den Anwesenden, theilte seine Empfindungen täglich dem Aeltesten mit, der auch selbst mehrmals erschien, und schrieb demselben am 24. Juli Abends: „Der August ist nicht mehr. Der Heinrich ist hier. Thue nach eigenem Gefühl." —

Ich war in der letzten Stunde eilig von Darmstadt gekommen; der geliebte Bruder hatte mich noch erkannt, und mit dem letzten Ausruf: „Du, Heinrich" — von mir Abschied genommen.

Mein Vater empfand den Verlust um so tiefer, als er gerade diesen Sohn in letzter Zeit weniger freundlich behandelt, insbesondere dessen schriftliche Vertheidigung der Burschenschaft, — welche derselbe in die Lösung einer väterlichen Aufgabe über den Lebensberuf nicht ohne Geschick verflochten, — mit ungewöhnlicher Härte beurtheilt hatte. Der Aelteste hatte ihn in Schutz genommen; dagegen der Vater:

„Wie kann etwas gut sein, was offenbar ein Gewebe von Trug und Widerspruch ist? Die Herren sagen: es ist ja unschädlich, und es wäre ihnen selbst herzlich leid, wenn man ihnen das glaubte. Sie sagen: wir führen Ordnung ein,

und zu keiner Zeit hat man mehr duellirt. Sie reizen und provociren die Obrigkeiten, dieses ganze Erziehungswesen, die akademische Freiheit wie sie Jahrhunderte war, zu stören. Wer berechtigt sie den Jünglingen nach ihnen diesen Schaden zuzufügen? Da liegt die Gewissenssache."

Fritz suchte statt anderer Ableitung der Trauer, den Vater durch wissenschaftliche Fragen zu beschäftigen. Sie theilten sich gegenseitig ihre Leseinteressen mit, und damals hatte mein Bruder gerade die Kritik des Werkes von Ancillon „Neue politische und philosophische Versuche, Berlin 1824" auf den Wunsch des Vaters geschrieben. Da dieser das Werk und den Meister für einflußreich in der politischen Welt, und die Taktik dawider für wichtig hielt, schrieb ihm Fritz:

Ich bitte Sie recht sehr, den Ancillon nicht mir zu Liebe zu lesen. Er ist gar zu langweilig. Begnügen Sie sich mit dem Durchblättern.

Und kurz darauf, nachdem mein Vater das Buch selbst zu lesen angefangen:

Dem Ancillon erweisen Sie zu viel Ehre, er ist keiner Widerlegung werth; am wenigsten verdient er eine indulgente; denn man sieht den Irrthümern an, daß sie nicht de bonne foi sind. Er ist, wie Sie sagen: nefas, und muß entweder gezüchtigt oder mit Verachtung übergangen werden. L'indulgence envers les méchans est une injustice envers les bons.

Die Kritik selbst ist, als die einzige Arbeit meines Bruders solcher Art, im dritten Bande aufgenommen und eröffnet diesen als eine für sich verständliche politische Vorstudie, wenngleich die Leistungen Ancillons, in denen eine Partei damals die Lehren eines neuen Aristoteles und die politischen Schlüssel der Zukunft zu entdecken hoffte, heute diesen Reiz entbehren und in Deutschland überhaupt keine befruchtende Spuren zurückgelassen haben.

Nach dieser Schilderung des Familienlebens kehre ich bei herannahendem Ende des Aufenthalts meines Bruders in Frankfurt mit Wenigem zu den dortigen Verhältnissen zurück. —

War jene Schule zu Frankfurt mühsam und unerquicklich für einen so entschiedenen, innerlich ungeduldigen Geist, so war sie doch nicht unfruchtbar. Bald fand Fritz, wo nicht den rechten Ton, doch die richtige Haltung in der Frankfurter Gesellschaft. Uebereilt im Reden war er von Natur nicht, kaum genügend mittheilend; und da man eigene politische Bekenntnisse unter den dort gegebenen Verhältnissen nicht zu erwarten pflegt, konnte die Schwierigkeit für ihn nur in dem ruhigen Ertragen insolenter oder lächerlicher Stichworte vermeintlicher purer Principien bestehen, wie sie die Servilen damaliger wie jetziger Zeit oft bei sehr unreinen Sitten im Munde führten. Uebrigens hatte doch dieses ruhige Ertragen seine Grenze, und ich will ein Beispiel, wo seine Geduld am Ende war, erzählen:

Ich besuchte meinen Bruder in Frankfurt und speiste mit ihm an der Wirthstafel zum Römischen Kaiser, wo eine Anzahl jüngerer Diplomaten ihren gewöhnlichen Tisch hatten. Es war dies in der Zeit, aus welcher die ersten Keime der späteren Zoll- und Handelsvereinigungen datiren, deren Bedürfniß zuerst in Süddeutschland lebhaft empfunden wurde. In Darmstadt war auf den nachhaltigen Schrei des Süddeutschen industriellen und Handelsstandes endlich eine Conferenz, wie ich glaube, von Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen beschickt, zusammengetreten.

Ich erinnere mich wenigstens, daß von Würtemberg Wangenheim, damals Bundestagsgesandter, und von Baden Nebenius dieser Conferenz beiwohnten. Des Letzteren öfterer Tischnachbar an der Wirthstafel, bin ich mit Dank eingedenk, daß dieser ausgezeichnete Finanzmann, der an mir Interesse nahm, auf meine Bitte mir einst einen Plan für das Studium der politischen

Oekonomie aufzeichnete, welche Aufzeichnung ich noch besitze. Eine Anzahl Süddeutscher Industrieller und Kaufleute hatten sich aus jenem Anlaß associirt, um gemeinschaftlich die Kosten einer Deputation zu tragen, welche sie nach Darmstadt abordneten, theils um ihr hohes Interesse an dem Zusammentritt der Conferenz und ihrem zu hoffenden Resultat zu bezeugen, theils um dieser Conferenz die Ansichten und Wünsche des Handelsstandes bekannt zu geben, und ihr solche, diese Interessen berührende Mittheilungen über thatsächliche Verhältnisse zu machen, die erwünscht sein könnten. Der hauptsächlichste Abgeordnete des Handelsstandes war der sehr unterrichtete und geschäftsgewandte Miller aus Immenstadt, zu dem ich von da an während einer Reihe von Jahren, die er in Darmstadt unermüdlich und ausdauernd für seine Zwecke, auch nachdem sich jene Conferenz längst unverrichteter Sache getrennt hatte, zubrachte, und wo er zuletzt Würtembergischer Zollvereins-Commissär wurde, in freundschaftlichen Beziehungen stand.

In Frankfurt nun, an der Wirthstafel zum Römischen Kaiser, kam die Sprache auf diese Conferenz; und wie den damaligen diplomatischen Kreisen jedes Herandrängen auch der am meisten betheiligten Interessen, um bei der Behandlung sie so nahe berührender öffentlicher Angelegenheiten durch die officiellen Behörden gehört und beachtet zu werden, ein Gräuel war, und, da doch die Regierungen alle höhere erforderliche Weisheit in sich verkörpern müßten, als die Bethätigung eines anmaßlichen und unverschämten Zweifels erschien, so äußerte der B...... Gesandtschaftssecretär: Wozu nur solche Kaufleute Zeit und Kosten verschwenden? Sie müssen doch begreifen, daß ihre Anwesenheit zu gar nichts nützen kann; daß die Conferenzmitglieder ihre Instructionen haben, die sie befolgen müssen.

Darauf mein Bruder: Ich glaube, daß der wichtigere Beruf der Gesandten darin besteht, ihre eignen Regierungen über that-

sächliche Verhältnisse, aus dem Standpunkte ihrer Residenz betrachtet, aufzuklären, und so Einfluß auf die Instructionen zu nehmen, die sie dann erhalten. Haben sie nichts zu thun, als die Instructionen zu befolgen, so würde ein Ordonanzkorporal den man sendet, genügen und wohlfeiler sein. —

Meinem Bruder, dem Niederländischen Hauptmann, kam bei seinem Verkehr in diesen diplomatischen Kreisen seine bloß militärische Eigenschaft zu statten, und insofern auch die Niederländische, als dieses sein eignes Gouvernement in den officiellen Deutschen Regionen übel angesehen war; nicht darum, weil es undeutsch gesinnt schien, sondern weil es liberale Experimente machte. Doch konnte er die Darstellung der richtigen Farbe seiner Regierung getrost dem Bundestagsgesandten Grafen Grünne überlassen, einem gebornen Belgier, der früher in Oesterreich gedient hatte; oder seinem Chef bei der Militärcommission, dem General Wildemann, der ein Holländer und ein äußerst wohlwollender Mann war. Beide, wie verschieden immer unter einander, standen Deutscher Gesinnung doch gleich fern, und diese neutrale Farbe stach auch in Frankfurt gar nicht ab.

Da das Gedenkbuch der Aeußerung des Grafen Grünne erwähnt: „Ich bin begierig, was man einmal von meiner Politik sagen wird!“ so will ich zur Erklärung an die Motion erinnern, die derselbe, sicher nicht im Auftrag seiner Regierung, sondern als Autodidakt, gleich nach seinem Eintreten in die Bundesversammlung gestellt hatte, die man aber in den Bundestagsprotokollen, weil sie unterdrückt wurde, nicht findet: man möge die Einleitung treffen, daß auch Frankreich für das Elsaß und Lothringen dem Deutschen Bunde beitrete. —

Der Einblick, den mein Bruder während seines einjährigen Frankfurter Aufenthalts in die Trostlosigkeit Deutscher Zustände gewonnen, hatte, namentlich gegen das Ende dieses Aufenthalts, eine tiefe Verstimmung zur Folge, die sich bald in finsterer Ver-

schlossenheit, bald in heftigen Zornesworten und bitteren Sarkasmen äußerte. Nach einer seiner kurzen Erscheinungen in Hornau, während welcher er sehr einsylbig gewesen war, lautete die nächste Einladung des Vaters in dem durch den Boten überbrachten Billet: „aber der Brummbär Fritz ist nie willkommen."

Gegen die Oesterreichische Politik damaliger Zeit hegte er die tiefste Verachtung. Oesterreich ließ durch Dr. Pfeilschifter den „Staatsmann" schreiben. Darüber liegt folgende Aeußerung von ihm vor:

Ich kenne Jemanden, der nach Hutten's Beispiel Briefe der Dunkelmänner unserer Zeit schreiben wollte; einige waren schon fertig; — aber nachdem er ein Heft vom „Staatsmann" gelesen hatte, warf er sie in's Feuer; er gab die Hoffnung auf, es besser zu machen. —

Und weiter:

Man muß überhaupt, so wie Newton von der Natur bemerkt, daß sie ihre Zwecke ohne allen Luxus von Mitteln erreicht, eben so von der Oesterreichischen Regierung rühmen, daß sie, wenn sie ihre Zwecke verfehlt, immer den Trost behält, in Verfolgung derselben das Minimum von Verstand, Geld und Muth aufgewendet zu haben.

Eine seiner bittersten Expectorationen aus jener Zeit ist folgende:

Ich will Thatsachen sprechen lassen, die den Zustand der Nation schildern. In welchen Verhältnissen stehen oder standen die Staatsmänner, welche in der letzten Zeit den größten Einfluß auf Deutsche Politik gehabt haben, — die Männer, die im guten oder bösen Sinne am meisten genannt werden:

1) Der Fürst Metternich veräußert seine Deutschen Güter, um andere, Gott weiß wo, in Croatien oder Slavonien zu kaufen, und bald wird er in Deutschland nichts mehr besitzen.

2) Graf Münster war in Wien ein Mann von großem Einfluß. Es ist bekannt, daß seine hochschwangere Frau sich

einschiffen mußte, um in London von einem — Engländer zu genesen.

3) Der Freiherr vom Stein hat die Centralverwaltung der Verbündeten in Deutschland geleitet als — Russischer Staatsminister!

4) Freiherr von Gagern trat in Wien und Frankfurt auf als — Niederländischer Gesandter.

5) Der Deutsche Ritter, der bei der Krönung des Deutschen Kaisers aufgerufen wurde, der Stammherr des Hauses Dalberg, erschien beim Congreß zu Wien — als Französischer Gesandter, Herzog und Pair.

Ist es nöthig, Folgerungen zu ziehen? Viele der Männer, welchen Deutschland seine politische Gestaltung verdankt, — wurden von fremden, ausländischen Interessen — vielleicht geleitet, — ganz gewiß durch diese auswärtigen Dienstverhältnisse in ihrer Thätigkeit gehemmt; und es ist klar, daß diese Herren, nachdem sie unser und unserer Kinder Wohl so fest begründet haben, für das ihrer eignen Kinder am besten zu sorgen glaubten, wenn sie ihnen den Jammer sparten — Deutsche zu sein. —

Verständige mochten meinen Bruder, wenn sie sich nicht die Mühe geben wollten, ihn kennen zu lernen, errathen; oder, da er im Ernst sich nicht verläugnete, ihn nach Wahrheit beurtheilen. Auch waren, selbst unter den Höchststehenden in jener bundestäglichen Welt, stets wohl auch solche, welche die nothwendige Richtigkeit der Frankfurter Politik als einfache Thatsache, ihre eigene Stellung und Verantwortung vor der Nation als ein Martyrium hinnahmen, und von vernünftigen Menschen nicht verlangten, daß man geprägte Spielmarken im politischen Verkehr statt gehaltvoller Münze an Zahlungsstatt annehme. Es ist nicht immer leicht zu unterscheiden und mit Billigkeit zu würdigen, was in politischen Kreisen an bestimmten Stellen den Menschen und ihren zufälligen Eigenschaften zur Last fällt, was dagegen in der Nothwendigkeit der gegebenen Verhältnisse liegt. Lange

können die Augenblicke auf sich warten lassen, wo ein Verhältniß plötzlich nicht mehr als ein gegebenes, die Lösung eines Problems endlich nicht mehr als geboten erscheint.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Winter von 1823/24, welchen Fritz zu Darmstadt verlebte, unser engeres brüderliches Verhältniß für das Leben begründete, und während des ganzen Jahres 1824 suchte ich ihn in Frankfurt oder Hornau so oft zu sehen, als meine Dienstpflichten es gestatteten. Waren mir gleich jene Aufsätze fremd geblieben, so wurde ich doch mit den Ansichten des Bruders vertraut, theilte sie und machte jenen leitenden Einheitsgedanken zum Compaß meines politischen Strebens und Handelns. Obgleich auch später der directe Briefwechsel zwischen uns, wegen beiderseitiger Abneigung gegen häufiges Schreiben, nur ein spärlicher blieb, so nahm doch Fritz nicht allein den wärmsten Antheil fortan an meiner politischen Rolle und Laufbahn, sondern fühlte sich in seinem Innern solidarisch mit mir verbunden und gleichsam verantwortlich für die Folgen der so gemeinsam erfaßten Aufgabe. Den Vater suchte er meinetwegen und meiner Stellung in Darmstadt wegen zu beruhigen und ihn zu bestimmen, mich meine eignen Wege wandeln zu lassen; und als er einst väterliche Besorgnisse der Art beschwichtigt hatte, schrieb ihm der Vater fast dankend:

Vater an Fritz.

Hornau, 9. December 1824.

Mit dem Heinrich thatest Du sehr wohl. Von Palinodie war gar nicht die Rede, noch davon, wie man denkt. Sondern allein davon, wie man thut und zu wem man spricht. Und da habe ich stets Besorgnisse, daß bei Freund Heinrich das übervolle Gefäß überlaufe. Und Deine Behauptung tadelte ich, als ob ich nicht Widerspruch und differente Meinungen ertragen könnte! Soviel Ihr wollt, unter uns! Jener

braucht aber beständig ein niederschlagendes Pulver. Wenn einmal in Deutschland eine solide Klasse etwas will und danach thut — à la bonne heure! — Die Klasse des Follenius sehe ich aber als Wagehälse und Phantasten an, zu denen es unheilsam ist, sich zu gesellen. —

Fritz war besser unterrichtet, als der Vater zu sein schien, wie wenig ich überhaupt damals Verbindungen mit Männern der Art, wie mein Vater besorgte, pflegte, und wie sehr ich das Bedürfniß für mich erkannte, zu lernen und innerlich zu arbeiten. Theilte er aber auch in Bezug auf Verbindungen die Ansicht des Vaters, so schien ihm doch stets die ungenießbarste Gesellschaft jene Klasse selbstgefälliger liberaler Philister, welche Patriotismus hinter dem sie verbergenden Ofen heraus bei Andern, ganz nach eigenem Maaß und Gewicht, bestellen.

Als das Ende des Frankfurter Aufenthalts für Fritz herannahte, schrieb ich ihm:

Darmstadt, den 26. April 1825.

Wenn ich in der letzten Zeit Dich auch seltner sah, so freute ich mich doch, Dich nahe zu wissen; und unser Zusammenleben hier in Darmstadt, wo ich Dich eigentlich erst habe kennen gelernt, gehört zu den Lichtpunkten meines Lebens.

und an den Vater fast gleichlautend nach des Fritz Abreise:

Ihn fern zu wissen thut mir leid; seine Nähe und noch mehr sein Umgang waren mir wohlthuend und nützlich; seine praktischen Ansichten belehrend und mit Hoffnung erfüllend.

Im Mai 1825 kehrte Fritz von der Bundescommission zu den unstäten Geschäften des Generalstabs, zunächst nach Stavelot und Spaa zurück. Der Briefwechsel mit dem Vater hatte seinen gewohnten Fortgang. Der Vater war damals literarisch sehr thätig. In dem nächsten Jahre 1826 erschienen der zweite Theil der Nationalgeschichte und der zweite Theil des Antheils an der Politik (Wiener Congreß). Darüber nun:

Fritz an den Vater.

Stavelot, 3. Juli 1825.

... Auf Ihren zweiten Theil des „Antheils“ bin ich sehr begierig; ich möchte ihn sehr gern im Manuscript lesen, ehe er erscheint. Der erste ist mir von Allem, was Sie geschrieben haben, das Liebste; nächstdem Ihre kleinen Versuche über die Kaiserwürde, über die Rückforderung vom Elsaß, über Auswanderung, und der Brief an den Fürsten Metternich von 1816 ꝛc. Mit dem Einsiedler kann ich mich am wenigsten befreunden. Dem Heinrich werde ich nächstens schreiben; er hat eine größere Meinung von mir, als ich verdiene. Aber wir harmoniren sehr in Ansichten. —

Ueber dasselbe Thema erfreute er den Vater etwas später mit folgendem Urtheil:

Fritz an den Vater.

Gent, 3. Februar 1826.

... Den zweiten Theil der Nationalgeschichte habe ich nun gelesen. Inhalt und Sinn wird jeder loben und bewundern; Wärme der Empfindung, Eindringen in die Zeit, lebendige Darstellung. Sie haben den Begebenheiten ein dramatisches Interesse gegeben, ohne der pragmatischen Behandlung Abtrag zu thun. Der Styl ist kräftig und gehalten, erinnert an Tacitus; nur stören einige Nachlässigkeiten und Eigenheiten oft den Eindruck. Aber es kann sein, daß das meine Eigenheit ist. Und der 2. Theil des „Antheils“? (Der Wiener Congreß.) Sie reden von einer Dedication an den König — ob sie ihm gefallen wird? — Was mich betrifft, so irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß ich eine größere historische Arbeit unternommen habe; dazu fehlen mir Lust, Muße und Hülfsmittel. Denken Sie an mein herumziehendes Leben! Kürzere politische und philosophische Abhandlungen sind mehr in meinem Geschmack; ich werde Ihnen künftigen Herbst einige vorlegen können. Außerdem arbeite ich an einem Handbuche für die Officiere des Generalstabs, eine instructive Beschäftigung, welche mich von anderen langweiligeren dispensirt.

Aber weder mit den kleinen Abhandlungen, noch mit des Fritz Briefen war der Vater in der Regel zufrieden; er hätte die Versuche, die mein Bruder immer nur für den engen Kreis der Seinigen und weniger Freunde bestimmte, lieber für die Oeffentlichkeit berechnet, auf anderen Gebieten sich bewegend, und nach dem Maß der Fähigkeiten in größerem Zuschnitte gewünscht. Auch die Briefe waren ihm stets zu selten, zu mager und zurückhaltend. Fast hätten die Rollen gewechselt und mein Bruder wäre über die möglichen Folgen der literarischen Thätigkeit des Vaters der Besorgte und Aengstliche geworden; doch nur anscheinend und in die Seele des Vaters. Er fürchtete einestheils, die Denkwürdigkeiten des Wiener Congresses möchten diesem seine Stellung zum Niederländischen Hof und in den Deutschen Salons, auf die er doch sehr viel hielt, gefährden; anderntheils hätte er doch lieber gehabt, der Vater möchte sich entschiedener als Parteimann ausgesprochen haben; und unter diesen Zweifeln wäre ihm das Schweigen des Vaters am allerliebsten gewesen. Wenn er nun aber in solcher Stimmung selbst schwieg oder ohne eingehende Kritik nur obenhin lobte, wurde mein Vater verdrießlich, wie folgendes Beispiel zeigt:

Vater an Fritz.

Hornau, den 11. Juni 1826.

... Dann ist zwischen uns gar keine Reciprocität. Ich sage Dir selbst oder Du siehst vor Augen, was mich beschäftigt. Das Deinige aber behältst Du stets in petto. Von meinen operibus wird sich besonders die Metaphysik auszeichnen, pars necessaria der Resultate! oder soll ich das Dir abtreten? Die Basis ist das Lob der Eklektiker. Das medium tenuere beati — in der Politik, abgesehen davon, ob es förderlich, populär, erreichbar sei, — rebus sic stantibus, ist vor allen Dingen Pflicht! Bei vielen Betrachtungen über mich fehlt man immer, wenn man diese nicht als Vorfrage aufstellt; sei es wahre Pflicht oder mir nur so scheinende, das

ist ganz einerlei; denn für mich ist dieser Schein alsdann Wahrheit. In meinen Augen bin ich in diesen Sachen Lehrmeister auf der Erde und nicht Lehrling ... Was Du zugiebst, daß die Menschen auf den beiden Extremen stehen — ist eines davon gut? Magst Du es vertheidigen, selbst wenn Du solche Partei nähmest? Also ist es Pflicht und Beruf, dem entgegenzustreben. Das ist der einzige Schlüssel meiner Handlungen, verziert oder unverziert durch die Arroganz, daß gerade ich die Kraft und Mittel dazu habe.

Fritz an den Vater.

Spa, den 2. Juli 1826.

... Sie fragen mich wiederholt, welche Arbeit ich unternommen habe? Es sind immer nur einzelne Abhandlungen politischen und philosophischen Inhalts, in verschiedener Form; Briefe, Dialoge, Anekdoten, Reden etc. Zu großen umfassenden Arbeiten fühle ich keinen Beruf, auch würde es meine unstäte Lebensart nicht erlauben. Denken Sie sich ein Gemisch, bei dessen Entstehung abwechselnd die lettres sur l'Allemagne, die lettres persanes und die letters of Junius vorschwebten. Es sind also varia, aber gar nicht in schriftstellerischer Absicht (ich habe dagegen eine lebenslängliche Abneigung), sondern um über Manches mit mir selbst in's Reine zu kommen und die Akten zu schließen.

Sie fordern mich gleichsam zur Polemik auf, bester Vater, indem Sie einige Gegenstände berühren, über welche wir verschiedener Meinung sind. Ich bin aber gar nicht gern im Streite mit Ihnen, weil ich im Discutiren etwas Scharfes und Hostiles habe, das ich nicht ablegen kann. Sie sagen: Die Basis Ihrer Metaphysik sei das Lob der Eklektiker. Es ist natürlich, ja unerläßlich, daß der, welcher sich selbstthätig mit Philosophie abgeben will, das, was die Vorgänger geleistet haben, kennen lerne und prüfe; Alles, was ihm bewährt scheint, wird er sich zu eigen machen. Aber Philosophie ist nothwendig systematisch, sie ist gleichsam das System der Systeme, denn ihre Aufgabe ist, eine Theorie von der Welt und unserem Verhältniß zu derselben aufzustellen. Niemand fragt darnach, ob der Meister seine Bruchsteine alle aus

einem Steinbruche geholt habe, oder ob sie nicht vielleicht schon in einem andern Gebäude gedient haben, das eingestürzt ist; aber man verlangt mit Recht, daß diese Steine fest, daß sie planmäßig behauen seien, daß die Fugen in einander passen und mit Mörtel wohl verbunden seien, endlich, daß er damit auf gutem Fundament ein schönes, solides und vollendetes Gebäude aufführe.

Ein anderer Punkt ist das medium tenuere beati. Ich greife diesen Satz und die ganze Aristotelische Definition der Tugend nicht an als falsch, sondern als gänzlich nichtssagend. Das Gute liegt in der Mitte zwischen zwei Extremen — warum nicht kürzer, das ist gut, was nicht schlecht ist? Ein völlig identischer Satz! In der Anwendung auf Politik habe ich zwei Autoritäten für mich: den Solon, welcher durch ein Gesetz befahl, daß Jeder Partei ergreifen solle; und Frau von Staël: La règle de conduite dont il ne faut jamais s'écarter en politique, c'est de se rallier toujours au parti le moins mauvais parmi les adversaires, lors même que ce parti est encore loin de votre propre manière de voir. Die Franzosen verstehen diesen Synkretismus. Die Rolle des Vermittlers ist freilich denkbar, aber der Wille ist dazu nicht hinreichend; man muß auch stark genug sein, um sich als solcher anerkennen zu machen und zwar von beiden Parteien.

Die gewöhnlichsten Gegenstände des Briefwechsels, außer den persönlichen und die Familie betreffenden Nachrichten, und den dienstlichen Interessen welche im folgenden Kapitel besprochen werden, waren natürlich die Tagesereignisse der Deutschen und auswärtigen Politik, welche mein Vater stets auf allen ihm zugänglichen Wegen verfolgte. Zeitungen, unter denen er die Lectüre der Augsburger Allgemeinen, des Journal de Francfort und der Göttinger gelehrten Anzeigen fast sein ganzes Leben hindurch fortsetzte, konnten ihm als Quelle nicht genügen. Der Briefwechsel mit Freunden und Bekannten, die an den Quellen saßen oder selbst Quellen waren, blieb ihm Bedürfniß. Und wenn

gar das brennende Interesse des Tages den Durst steigerte, so bedurfte es keines äußeren Anstoßes, um eine Reise zu den Quellen als geboten erscheinen zu lassen. Als Privatmann machte er während der 20er Jahre aus nur persönlichem und zugleich politischem Interesse zwei Reisen nach Paris, zwei nach Berlin, eine nach Brüssel, eine nach München, unzählige Ausflüge im Umkreise von 30 Stunden nicht gerechnet, worunter die häufigsten, die nach Hernsheim zum Herzog von Dalberg und nach Nassau zum Minister vom Stein, den sonderbarsten Gegensatz bilden. Statt ihn nachzuahmen, widmete mein Bruder mit wunderbarer Treue alle seine Urlaubsmuße ihm, dem Vater. Hornau blieb stets sein Magnet und Ziel, und in dem Grade, daß der Vater ihn nur mit Mühe bewegen konnte, kleine Ausflüge mit ihm zu machen. Die Reisen des Vaters boten aber meist Stoffe für eine Reihe von Briefen, und unter den Interessen der auswärtigen Politik, die sich am beharrlichsten, freilich etwas einseitig, durch die Correspondenz zieht, steht Griechenland obenan. Fritz hatte in den ersten Jahren an den Griechischen Kämpfen Theil nehmen wollen, theils aus Freude am Kriegshandwerk, besonders bei einem Freiheitskampf, theils weil er hoffte, daß ein allgemeiner Krieg dort im Orient und nicht in Deutschland beginnen werde. Die Correspondenz darüber mit dem Vater wird das folgende Kapitel bringen. Während aber sein Interesse abnahm in dem Maße, als man diese Neugriechen mehr kennen lernte, als ihrem Staatswesen so enge locale Grenzen gezogen und ihnen ein Deutscher Prinz zum Moderator durch Protokolle zurecht gemacht wurde, beharrte mein Vater durch alle Phasen der Entwickelung bei seiner menschenfreundlichen Theilnahme, studirte die Frage mit den verwandten Donaufragen eifrig und verlangte nicht nur für Hellas, sondern*) für alle Donaufürstenthümer

*) Kritik des Völkerrechts. (1840.) Seite 332. (Bei Behandlung der Orientalischen, speciell der Frage der Zukunft der Donaufürstenthümer.)

Deutsche Prinzen. Damals träumte uns Söhnen nicht, die wir diesen Gedanken für sehr unpraktisch, und nach der in Griechenland gemachten Erfahrung für sehr unpopulär hielten, und von denen der Vater selbst die Neckerei leicht ertrug: es sei seine fixe Idee, auch die nachgebornen Söhne Deutscher Fürsten mit Thronen ausstatten zu helfen, als hätten die Väter und Erstgebornen deren noch nicht genug; — ich sage, es träumte uns damals nicht, daß diese Idee des Vaters bei den Wiener fruchtlosen Friedensconferenzen des Jahres 1855 von Frankreich*) in ganz ähnlichem Sinne würde angeregt werden. Er suchte insbesondere für den Griechischen Thron den Prinzen Friedrich der Niederlande, zweiten Sohn des Königs, für welchen die Stiftung einer Secundogenitur auf Deutschem Boden einst mißlungen war, zum Bewerber zu machen und so die Oranischen Interessen in die Griechische Frage hineinzuziehen. Daß diese Candidatur für den Prinzen, der sie später ausdrücklich ablehnte, wenig passe und, wie sie lag, auch dem König wenig zusage, fühlte mein Bruder richtig durch und suchte meinen Vater von unnützen Rathschlägen an das Königliche Cabinet abzuhalten. Es war aber nicht leicht, den Vater von Verfolgung von Absichten zurückzuhalten, die er einmal gefaßt hatte, und die er, wie wir oben gesehen haben, leicht mit Pflichten identificirte. So verabredete er auch nach längerer Correspondenz ein Zusammenkommen mit dem Grafen Capo d'Istria, welcher eben seine Entlassung aus Russischen Diensten genommen hatte, und bei den andern großen Cabinetten über die Griechische Zukunft verhandelnd, auf der Rückreise von England auch den Niederländischen Hof sondiren wollte, und es fand dieses Zusammentreffen in Brüssel zu Anfang September 1827 statt. Mein Vater hatte die höchste Meinung von dem Grafen, der

---

*) Dr. J. von Jasmund, Aktenstücke zur Orientalischen Frage. Berlin 1855. (Beilage zum Protokoll Nr. VI. Seite 131: vorletzter Absatz.)

auch dem Minister Stein durch enge Freundschaft verbunden war, und Letzterem kurz vorher noch in Nassau den Eindruck der frommsten Widmung zurückgelassen hatte. Ueberzeugt, daß der Graf ohne eigene ehrgeizige Absichten nur dem künftigen Regenten Griechenlands die Wege bereiten und auf die Niederländischen Chancen gern eingehen werde, suchte mein Vater in Brüssel beiden Theilen die möglichen Vortheile engerer Beziehungen nahe zu legen. Er konnte aber die Auffassung des Königs in der ersten Audienz schon würdigen, als dieser ihm bei der Besprechung der Ankunft des Grafen die charakteristische Antwort gab: „Ja ich höre, er ist mit der Diligence angekommen, und wird auch eben so wieder abreisen;“ das hieß wohl genügend, daß Seine Majestät ihn nicht als mit officiellem Charakter ausgestattet betrachten wollte, oder, wahrscheinlich besser orientirt als mein Vater, keine ihm mundgerechten Vorschläge und Absichten von dem Grafen erwartete. Letzterer brachte denn auch nur unbedeutende Anliegen zur Sprache und sah den König nicht einmal persönlich. Mein Vater konnte also bei dieser Erscheinung in Brüssel den Hauptzweck nicht erreichen, sondern nur einen ganz andern, dem König seine beiden jüngsten Söhne zu empfehlen, die er kurz vorher von der Universität Heidelberg auf die von Utrecht verpflanzt hatte. Während dieses Aufenthalts des Vaters in Brüssel war Fritz ihm ganz nahe im Uebungslager zu Ravels in der Provinz Antwerpen, wo er als Chef des Generalstabs demselben Prinzen zur Seite stand, für welchen die Griechische Krone bestimmt werden sollte. Da er nicht abkommen konnte, schrieb er dem Vater:

Ravels, den 16. September 1827.

Es geht mir übrigens sehr gut und ich komme wieder ganz in's Soldatenleben hinein. Prinz Friedrich behandelt mich äußerst gnädig, ja mit wahrem Vertrauen; doch war von dem Geschäft, welches Sie nach Brüssel geführt hat, nicht die Rede. —

Dieser Faden spann sich noch längere Zeit fort, und es mochte wohl auch meines Vaters Meinung von Capo d'Istria schwankend geworden sein. Den Schluß bilden folgende Briefstellen meines Bruders;

Fritz an Vater.

Gent, 3. December 1829.

Daß Capo d'Istria die Kastanien, die er aus dem Feuer zieht, selbst essen will, finde ich natürlich.

Fritz an Vater.

Gent, den 2. Januar 1830.

Es ist mir lieb, daß die Griechische Negoziation beendigt ist; es war mir schon lange nicht recht, daß Sie sich ohne bestimmten Auftrag, Vollmacht ꝛc. damit abgeben sollten. Ihre Unzufriedenheit ist ganz natürlich, aber lassen Sie dieselbe nicht zu viel merken. Transeat.

Zu der Griechischen Sache wie zur Auffassung meines Bruders aller solcher freiwilligen väterlichen Bestrebungen und Widmungen gehört noch folgende Briefstelle:

Fritz an Vater.

Gent, 25. Novbr. 1827.

Die Schlacht bei Navarin hat mich sehr erfreut, ein neuer Beweis, daß Soldaten die besten Diplomaten sind; doch giebt es auch andere, die diesen Rock nicht tragen und doch plaie et bosse suchen: und so haben Sie mit dem Herzog von Braunschweig angebunden, der, wie man sagt, wenig raison hört!

Hierauf entschuldigt sich mein Vater:

Ich habe an den Herzog geschrieben, ihm meine Verhältnisse zu seinem Großvater und Vater kurz erwähnt und darauf gestützt, ihn gewarnt und ihm gerathen, einzulenken; in versöhnlichem Styl. Darüber habe ich erst die verwittwete Markgräfin von Baden, seine Großmutter, consultirt, die mich sehr artig und verständig darin bestärkt hat, nicht eine Zeile zu

ändern. Und so ist es abgegangen. Keineswegs also plaie et bosse. —

Aehnliche Schritte, die mein Vater aus Menschenfreundlichkeit oder Thätigkeitstrieb oder auch zuweilen zur Anbahnung glücklicher Chancen für Söhne oder Verwandte that, waren keineswegs im Geschmacke des Fritz, der seine oppositionellen Empfindungen, besonders wenn er mit hineingezogen wurde, schwer unterdrückte. Bei einer Veranlassung gleicher Art schrieb ihm dann wohl der Vater:

Vater an Fritz.

Hornau, 15. Novbr. 1827.

Ich bin über Dich gut oder übel zu sprechen, dankbar, undankbar, — wie man es nehmen will. Man sieht Deinen Briefen an, daß Du hättest mögen aus der Haut fahren, und dennoch Dir vornahmst, so artig zu schreiben als möglich. Bedenke nur, daß mir das Ausderhautfahrenmögen tägliches Brod ist! Für alle Kritik gebe ich nicht viel, so lange man nicht etwas Besseres substituiren kann.

Natürlich blieb die Zukunft und das Schicksal der Geschwister nach einmal betretener Laufbahn in der Correspondenz zwischen dem Vater und Fritz um so mehr erster Gegenstand des Interesses und der Nachfrage, als der Vater den Aeltesten darüber wie einen Freund unterrichtete und zu Rathe zog. Oft erkundigte er sich nach ihnen:

Fritz an Vater.

Gent, 3. Febr. 1826.

Was macht denn der Heinrich? Sie haben mir mehrmals geschrieben, daß er allerlei vorhat. Seine Verhältnisse in Darmstadt mögen freilich nicht die angenehmsten sein, besonders da er es nicht lassen kann, kleine Vorpostengefechte zu liefern; aber eine nützliche Beschäftigung, ernsthaftes Studium und die Nähe seines Vaters sollten den Aufenthalt doch erträglich machen.

Gerade in jenen letzten 20er Jahren hätte der Vater gern meiner Stellung in Darmstadt, die ich mir, nach des Vaters Auffassung, verdorben hatte, eine andere Wendung geben mögen. In Verbindung mit seinen Auswanderungsentwürfen wünschte er mich bald (1826) mit Vollmachten mehrerer Deutschen Staaten nach Brasilien, zum Abschluß von Niederlassungsverträgen, ausgerüstet zu sehen; bald mochte er mich in die Hessische Diplomatie verpflanzt, endlich an die Spitze der Verwaltung in einem der kleinsten Deutschen Staaten gestellt wissen. Wenn ich nun im Gegensatz zu den väterlichen Wünschen den Vater bat, mich entweder meine Dienstwege ruhig fortwandeln zu lassen, vertrauend auf die Zeit, die auch mir laufe, — wenn auch langsam; oder mir zu erlauben, schon damals meine Entlassung zu nehmen, um zu besserer wissenschaftlicher Ausbildung meine Zeit ganz für mich benutzen zu können, so war die Rolle des älteren Bruders bei der Vermittelung nicht so ganz leicht. Entschieden war er nur immer gegen das Argument des bloßen Zeitgewinnens, womit mein Vater bei schlechten Chancen sich und Andere zu trösten pflegte. So damals bei der Berathung über meinen Eintritt in das oberwähnte kleinstaatliche Dienstverhältniß im März 1828:

Fritz an Vater.

Den Erfolg Ihrer Absichten mit Heinrich kann ich nicht wünschen, weil er in dieses enge Verhältniß, das seiner Ambition gar keine Aussichten eröffnet, nicht paßt. Das „interim aliquid fit" hat nie viel Eingang bei mir gefunden; das interim kann lange dauern, das aliquid schlecht ausfallen und von dem fit conjugire ich lieber das Activum als das Passivum. Verzeihen Sie mir diesen unzeitigen Scherz.

Um so mehr war er aber erfreut, als im Sommer des Jahres 1828 mein Schicksal und meine ganze Existenz durch meine Verlobung mit Louise von Pretlack eine Wendung nahm, die während der kurzen Dauer dieser Ehe eine beglückende, und für mein

ganzes ferneres Leben eine gestaltende und entscheidende geworden ist. Fritz kam bald selbst in Urlaub nach Hornau und Darmstadt, um meine Braut kennen zu lernen. Zur Sache gehört, — und ich muß die Scheu überwinden, — daß ich ein Bild hier mittheile, welches sie selbst von dem Familienkreis, in den sie eben eingetreten war, und besonders von dem ältesten künftigen Schwager Fritz, im Juli 1828 einer ausgezeichneten Freundin brieflich entwirft:

Ich finde bei meinen Brüdern Verachtung der Lebensgenüsse oder man könnte bei einigen wohl sagen Unkenntniß des Bedürfnisses. In dieser Unabhängigkeit, die wir an Heinrich kennen, ist er von zweien seiner Brüder noch übertroffen. Dem ältesten fehlt im Leben — ich glaube nicht im Wollen und Denken — die Selbstlosigkeit und vielleicht die Fähigkeit so ganz in einem anderen Leben zu leben. . . . Der männliche tiefe Schmerz um das Verdorbene im Menschen und in der Welt ist so sehr in ihm, daß es ein erhebendes seliges Gefühl ist, etwas zu sein, woran sein edler Sinn sich freuen kann. Dabei ist er — das giebt nur leicht ein mißverstandenes Bild — blöde und scheu; bei der freiesten Männlichkeit in allen Aeußerungen ganz bescheiden; eine Geißel aller Schwächen, z. B. in seinen jüngeren Brüdern; ein wahres Eisenbad für alle, die ihn kennen. . . . Ich will damit sagen, sein Wesen macht, daß man sich alles dessen in sich schämt, was nicht Kraft ist oder Reinheit; das ist stärkend, denn wo man die Schwächlichkeit fühlt, da verschwindet sie. Naiver ist er, als Du Dir denken kannst; . . . mir ist er sehr gut, ohne daß ich Dir sagen könnte, woher ich das weiß. Neulich bekam ich einen Brief von Heinrich; als ich ihn gelesen hatte, kam er ganz glänzend freundlich zu mir und mit einem weichen, sich mitfreuenden Blick reichte er ganz zutraulich nach meinem Briefe; ich mußte ihn ihm geben. Es war ein lieber Brief und ich hörte seiner Stimme an, wie sehr er das fühlte, da er ihn mir zurückgab; bei den ersten Zeilen sagte er ganz warm: Bravo, recht gut, dann aber kein Wort mehr. Wenn er einmal über etwas warm wird, so hat er eine ganz eigene Weise und besonders einen Ton der Stimme, den ich gar zu gern

höre. Nachher war von Jemand anderem die Rede und ich merkte das nicht, und wie ich die Frage hörte „wann glaubst Du, daß er kommt?“ dachte ich natürlich an meinen Heinrich und sagte ganz schnell: „Gewiß schon Samstag.“ Fritz merkte gleich den Irrthum und war so gerührt davon, daß er mir mit feuchten Augen, ganz wie väterlich, die Hand reichte und mit rechtem Wohlgefallen mich ansah, — Du bist ein liebes Kind, sagte der Blick.

Bei dem eisenfesten Manne das feuchte Auge zu erklären, genügte wohl der Anblick des so sich aussprechenden Glücks der Liebe; und er mochte wohl bei dem theilnehmenden Anblick desselben eine Vorahnung der kurzen Spanne Zeit, die diesem Glücke vergönnt sein werde, empfinden; aber ich verstehe jetzt noch besser jene plötzlich überwältigende Thräne im brüderlichen Auge. Sie entquoll auch dem Gefühl der Entbehrung des eigenen Glücks. Nur einmal in seinem Leben war er von einer starken und dauernden Neigung tief ergriffen. Da dieser jede Zukunft versagt sein mußte, so blieb sein Herz für immer vereinsamt.

Die Schilderung des Bruders durch meine Braut in jenen noch so glücklichen Tagen wurde oben nur unterbrochen; ich wage es, sie zu Ende zu führen:

Rührend war mir's schon öfter, mit welcher Zartheit zugleich und Unbeholfenheit er bei Tisch fühlt, was mir verletzend sein könnte, und es verhindern will. Der Vater sagt manchmal Neckereien, die ich nicht gern höre; aber so empfindlich, wie Fritz in meine Seele ist, bin ich selbst kaum; er weiß dann nicht wie er es anfangen soll, dem Gespräch eine Wendung zu geben und den Vater abzubringen; denn im Reden ist er noch viel schwerfälliger wie Heinrich. „Unbegreiflich, lieber Vater“ — sagte er neulich, da das Uebel geschehen war. Doch ich glaube, ich bin langweilig, verzeih! — . . . An einem schönen Abend, da Heinrich noch da war, gingen wir alle auf eine Wiese, die nahe am Garten liegt. Die Brüder brachten uns Bänke und führten dann gymnastische Spiele vor

uns auf. Max und Fritz sprangen über die Stange mit ungeheurer Kraft und Gewandtheit; Karl, der weniger Gesundheit, aber eine Geschicklichkeit hat, in der keiner der anderen ihn erreicht, warf eine Kugel und spielte mit wahrer Anmuth mit ihr, indem er sie immer wieder auf Stäbchen auffing. Moritz spielte mit Heinrich Federball. Ich äußerte mein Vergnügen an all den Dingen und konnte keinen Blick von den großen Gestalten wenden. Wie sie ganz ermüdet waren, kamen sie alle nach einander und legten mir ein Jeder sein Werkzeug zu Füßen, recht ritterlich, wie sie überhaupt gegen alle Frauen, Mutter und Schwestern die ersten, voll Galanterie sind; und dann lagerten sie sich im Halbkreis um uns herum. . . . Vater und Mutter sahen ganz stolz und zärtlich auf sie herab und ich kann Dir nicht sagen, wie das alles schön war! Es ist so eine Seele in ihnen und ich fühle, daß — vielleicht ist's Uebermuth, dann verzeih mir's o Gott — ich leicht die Seele der Seele werden könnte, so lieben sie mich alle; — mit der Mutter zusammen versteht sich. Ach, J . . . . ich will nicht übermüthig sein, wenn ich das sage; ich hoffe auch nicht, daß ich's bin, aber sieh, sie sind so gut gegen mich, ich kann mich eines Gefühls des Triumphs manchmal nicht erwehren; — giebt's denn keinen frommen Triumph? Seit gestern ist auch die älteste Schwester, Frau von Breidbach, mit ihrem Manne, allen Kindern, Hofmeister und Gouvernante da; sie ist eine sehr verständige schöne Frau, wie mir scheint aber kälter als alle andere, die ich wahrhaft, den Vater mit eingerechnet, lieben muß; von ihr kann ich erst sagen, daß ich sie lieben möchte. . . . Karoline reitet viel mit den Brüdern und wir fahren mit Max; sie sitzt sehr sicher und sieht recht gut aus. Fritz wollte mich auch schon auf den Sattel heben, der Vater verbietet es aber, bis Heinrich kommt. Max ist von allen Brüdern der geistreichste und lebendigste, er ist noch ganz jünglingsfrisch. Sein Aeußeres hat noch keine Reife und sein Gesicht kann nie schön werden. Eine frohe Kühnheit hat er in seinem Wesen, aber gar nichts Inniges und Liebendes bis jetzt. Alles angeregte Gefühl, was ich noch in ihm sah, drückte sich dann nur durch Ernst aus, aber rechten. . . . Sein ältester Bruder hat sicht-

lich Freude an ihm; er greift ihn immer an in seinen Worten und tadelt ihn oft streng, aber man sieht die Freude in seinen Augen leuchten, wenn er sich tüchtig wehrt, und wie es fast immer ist, Sieger bleibt; nicht daß er mit schärferem Verstand spräche, — nur mit mehr Muthwillen und Keckheit.

An dem Schicksal der jüngsten beiden Brüder nahm der Aelteste früh schon einen fast väterlichen Antheil. Wenn gleich bei dem jeweiligen Zusammentreffen in Urlaub und Ferien sein stärkstes Erziehungsmittel, wie schon oben erzählt ist, in heiterer Neckerei bestand, so traf bei solchen Fechtübungen mancher Hieb der Ironie doch auch scharf, und im Grunde war Fritz allen seinen Geschwistern eine Respectsperson; seine Satiren waren Sporne; sein Urtheil Autorität.

Als es sich darum handelte, daß wenigstens einer der beiden jüngeren sich für eine Niederländische Zukunft vorbereiten sollte, und daß deshalb beide nach Leyden oder Utrecht zur Fortsetzung der Universitätsstudien und Erlernung der Holländischen Sprache gehen sollten, war Max bald entschlossen und schrieb ihm öfter selbst. Darüber:

Fritz an den Vater.

Gent, den 20. Januar 1827.

Max hat mir recht artig aus Heidelberg geschrieben, um mir zu meinem Avancement zum Major zu gratuliren; unter uns — war es dabei mit auf eine Anleihe abgesehen; er hätte dazu keinen ungünstigeren Augenblick wählen können. Was den Charakter betrifft, so scheint mir Moritz weit mehr zu einem Holländer gemacht als Max.

Dies letztere hat die öffentliche Meinung bald in Utrecht bestätigt. Im selben Briefe aber war erwähnt, daß aus Batavia ungünstige Nachrichten eingetroffen, dorthin bestimmte Truppen zur See verunglückt seien und daß eine neue Expedition vorbereitet werde. Die Möglichkeit, daß er selbst dahin berufen würde,

wollte er, damit es der Mutter unverständlich bliebe, durch folgenden Satz andeuten:

Propositum est; — neque praeceps ruere, neque recusare; — faciam quod decet et quo fata ducunt laete proficiscar. —

Als Max nun für solchen Fall praeceps sich ihm durch den Vater zur Verfügung stellte, antwortete er:

Gent, den 22. August 1828.

Der Muth und das fröhliche Ergreifen des Max ist brav und löblich; auch sein Vertrauen hat mich gefreut. Aber ich muß ihm ganz abrathen. Für mich selbst glaube ich nicht mehr daran, und thue auch keinen Schritt deshalb. Kommt es, so ist es gut; ich bin bereit, wenn man mir Anträge unter vortheilhaften Bedingungen macht. Denn nur so würde es Sinn haben; d. h. Ich muß das Glück schon halb mitnehmen, denn es ist dort so leicht nicht mehr zu finden. Es giebt nur zwei Mittel: Handel, den ich nicht verstehe; und Stehlen, was mein Handwerk nicht ist. . . .

Statt Indischer Abenteuer für die jüngeren Brüder wurde also Utrecht beliebt und dahin schrieb er dem Max im November 1827:

Fritz an Max.

. . . Nun, wie geht es mit der Holländischen Sprache? und mit dem Studium? ich vermuthe, daß Ihr zwei Jahre dort bleiben werdet, da ein Jahr zum Promoviren nicht genügt. Wie gefallen Dir die Sitten und Gebräuche des Landes? Was Reinlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit im Umgang angeht — in allen diesen Stücken — auch in der ruhigen Mäßigung, der alle Ueberspannung zuwider ist — stehen die Holländer als Muster da. Daß ihnen im Ganzen mehr geistige Lebendigkeit zu wünschen wäre, ist nicht zu leugnen; das muß man ihnen aber nicht sagen. Steht einmal der Vorsatz fest, im Lande zu bleiben, so müßt Ihr suchen, nach und nach allen Antagonismus in Ansichten, Wünschen und Gewohnheiten zu verbannen.

Nichtsdestoweniger fand der Vater für gut, diese Söhne schon nach einem Jahre zurückzuberufen und nach Göttingen zu schicken, von wo sich ihre bis dahin parallel gelaufenen Lebenswege trennten. Moritz wurde für den Nassauischen Dienst bestimmt und für ihn schrieb Fritz an den Vater:

Tausend Schönes dem braven Moritz; ich hoffe, er wird sein Examen gut bestehen und dann seine mäßigen Wünsche erfüllt sehen. In Deiner Brust ist Deines Schicksals Stern — sagt der Dichter. Dieser Stern kann aber ein Planet, Komet oder Sternschnuppe sein — der Moritz hat gewiß einen Firstern in der Brust.

Für Max dagegen war es wenigstens kein Unstern, der ihn zunächst nach Paris führte, wo ihn der treue, väterliche Freund, General Robert Fagel, für den Sommer 1829 zu sich nahm und bei der Niederländischen Gesandtschaft beschäftigte. Er lernte da die Welt kennen, sah sich am Hofe Karl's X. und in den Salons um; verbrachte aber auch manche Stunde nützlich in dem Hörsaale Guizot's, in der Deputirtenkammer und in den Theatern.

Dahin schrieb ihm Fritz:

Fritz an Max.

Gand, ce 24. Aout 1829.

Le séjour de l'impératrice du Brésil est cause que je ne vous ai pas répondu plutôt, mon cher Max, car votre lettre m'a fait grand plaisir; elle prouve vos progrès dans la langue française etc. . . .

Puisque vous me parlez de votre carrière et de votre avenir, je vais vous dire franchement ce que j'en pense. D'abord vous avez eu tort de ne pas rester plus long-temps à Utrecht et de ne pas y prendre vos dégrés. Une année ne suffit pas pour apprendre une langue aussi difficile que le hollandois. . . . Quant à la formalité du doctorat, il falloit vous y soumettre; les formes l'emportent souvent sur le fond. Cette nation tient à ses usages et à une cer-

taine régularité formaliste; pour être bien avec les hollandois, il faut éviter tout ce qui est extraordinaire; parceque tout ce qui est extraordinaire leur paroît extravagant. La carrière diplomatique est très difficile pour un jeune homme, qui n'a ni fortune ni assez de protection pour être poussé très vite. Rester vingt ans secrétaire de légation, dans une grande dépendance du ministre; mal payé et cependant obligé de vivre dans le grand monde et avec des personnes riches; n'avoir souvent que des occupations nulles ou insipides (car les grandes négociations où l'on a besoin de talent et d'activité, sont rares); enfin être forcé de s'observer toujours, de ne choquer personne et tâcher de plaire à ceux qui souvent ne nous plaisent pas; — tout cela n'a rien de séduisant. Si vous étiez naturellement timide et homme à vous effrayer des difficultés, je ne vous aurois pas fait ce tableau: mais vous avez du courage et de la confiance et vous n'avez pas besoin de vous faire illusion. Si j'ai un conseil à vous donner, c'est de vous habituer à beaucoup d'ordre et d'économie et de maîtriser un peu vos saillies et votre esprit satirique. . . Vous me demandez des nouvelles de ce pays-ci; je ne suis pas à la source des nouvelles et tout ce que je pourrois vous dire ne seroit que la répétition de ce qu'on lit dans les journaux. Dans les Pays-bas le ministère n'est pas solidaire; les changemens, — quand il y en a, — ne sont que partiels et n'amènent aucun changement dans la politique du gouvernement que le roi dirige seul; mais comme un ministre met toujours un peu du sien dans la manière d'exécuter les ordres du roi — un changement des ministres a toujours une influence sur l'opinion publique.

Depuis deux ans le ministère de la guerre est gros d'une nouvelle organisation de l'armée qui doit paroître incessamment. L'état-major a aussi besoin d'une grande reforme et j'en attends un changement favorable pour moi. Adieu mon cher Max.

Dein treuer Bruder Fritz.

Es kostete dem Max keine Ueberwindung, den letzten mündlichen Rath des Bruders zu befolgen, den er ihm bei der Durchreise von Paris nach dem Haag in Gent gab: „Den König mußt Du coûte que coûte Holländisch ansprechen." Nachdem der Empfang sehr gnädig gewesen und Max, Dank der persönlichen Empfehlung des Generals Fagel, im Cabinet des Königs angestellt worden, war Fritz darüber sehr befriedigt; und als kurz darauf ein anderes glückliches Familienereigniß: die Verlobung meiner jüngsten Schwester mit einem wackeren Fränkischen Edelmann, Philipp von Bechtelsheim, hinzukam, schrieb er in solcher Stimmung dem Vater:

Seit langer Zeit hat mich nichts so herzlich gefreut. Es muß doch sehr zu Ihrer Zufriedenheit und zu Ihrem Glücke beitragen, wenn Sie sich um Neujahr sagen können, daß Sie alle Ihre Kinder so weit gebracht haben, daß Sie um ihr ferneres Schicksal unbesorgt sein können.

Die Zufriedenheit und das Wohlergehen der Eltern blieb ihm stets eine Herzensangelegenheit.

Ich habe oben die Briefe mitgetheilt, in denen Fritz dem Vater von seiner schaffenden Geistesthätigkeit Rechenschaft abgelegt hat.

Unter den Eindrücken, die ihn im Frühjahr 1825 aus Frankfurt nach den Niederlanden begleiteten, entstand, besonders in dem Winter von 1825/26, eine Reihe von Aufsätzen über nationale und allgemein politische Fragen, über die er, wie er sich selbst ausdrückt, mit sich in's Reine kommen und die Akten darüber für sich schließen wollte. Sie sind, und zwar über

Oeffentliche Meinung,

Preßfreiheit,

Geschwornengericht,

Von dem Unterschied der Stände und dem aristokratischen Elemente,

im dritten Bande*) enthalten. Dagegen lasse ich hier drei andere Aufsätze folgen, welche mit den früher mitgetheilten zusammengenommen des Bruders Anschauungen zu jener Zeit über Deutschlands Zustände, Bedürfnisse und Zukunft enthalten.

Die Parteien.

Es hält schwer, den Fremden einen richtigen Begriff von dem Stand der Parteien in Deutschland zu geben. Die Franzosen besonders, welche überall nur Liberale und Ultra's sehen und sich andere politische Parteien gar nicht denken können, schütteln den Kopf, wenn man ihnen sagt, daß diese Namen auf uns nicht passen. Allerdings, — der Kampf der Herrschaft mit der Freiheit, des Besitzes mit dem Erwerb, der Gewohnheit mit der Aufklärung, des Gesetzes mit dem Bedürfniß, des Alten mit dem Neuen, — dieser Kampf, der immer war und immer wiederkehrt, der die ganze Geschichte füllt, dieser Kampf wird auch bei uns gekämpft. Aber er hat doch einen besondern Charakter, die Rollen sind anders vertheilt.

Die Fragen: wie die Freiheit durch Verfassungen gesichert werde, wie ein Vergleich zwischen alten Vorrechten und neuen Ansprüchen zu Stande zu bringen sei? — diese Fragen stehen bei uns in zweiter Linie; im Vordergrunde steht die: ob wir eine Nation sind, oder ob einige fürstliche Familien das Recht haben, Deutschland wie ihr Privateigenthum unter sich zu vertheilen? Also, es handelt sich um die politische Existenz.

In dieser Beziehung nun gibt es in Deutschland drei Parteien — wenn nämlich übereinstimmende politische Ansichten ohne Verabredung und ohne Führer eine Partei bilden können. Wir haben nicht einmal eigene Parteinamen erfunden, sondern behelfen uns mit fremden.

---

*) Unter den Nummern II. III. IV. V.

1) *Die Servilen*, alles was zu den Höfen gehört, die Camarilla, die von Gnaden und Mißbräuchen lebt. Unter den Staatsbeamten die, welche ihre Stellen der Gunst verdanken, die Mittelmäßigen, die Trägen, welche in ihrer behaglichen Ruhe nicht gestört sein, und die Furchtsamen, welche ihr Amt nicht riskiren wollen.

Alle diese Menschen haben eigentlich keine Meinung, sondern nur ein Interesse, und dieses sagt ihnen, daß es darauf ankomme, bei dem Wettrennen um Gunst hinter den Mitbewerbern nicht zurückzubleiben.

Dieses schon zahlreiche Heer wird noch durch den ganzen Troß von Noncombattans vermehrt, welcher immer der herrschenden Partei erworben ist, ihr aber stets mit dem Glück den Rücken kehrt.

2) *Die Unitarier*, die Partei, welche die unbedingte politische Einheit Deutschlands will. Zu dieser gehören fast durchaus die Gelehrten, der Handelsstand, die Heere und die ganze Jugend.

Die Meinung, daß nur so unsere Unabhängigkeit gegen mächtige Nachbarn, unser Rang in der Reihe der Nationen behauptet werden könne, die vielen nachtheiligen Folgen der Zersplitterung, welche vor Augen liegen, die wiederholte Erfahrung, daß ein Fürstenbund in der Stunde der Gefahr leicht zerfällt, Alles das rechtfertigt diese Ansicht. Wenn diese Partei in der Folge einen republikanischen und selbst demokratischen Charakter angenommen hat, so ist es hauptsächlich den Gegnern zuzuschreiben, sie hatte ihn ursprünglich nicht. Man ging von der Idee aus, das Deutsche Reich herzustellen, und wollte blos die Mißbräuche abschaffen, welche seinen Untergang herbeigeführt haben. Erst nachdem die Fürsten jedermann die Ueberzeugung aufgedrungen hatten, daß es unmöglich sei, durch sie

Digitized by Google

und mit ihnen zum Ziele zu gelangen, gerieth man darauf, es ohne sie und trotz ihnen zu versuchen.

3) [Die Föderalisten. Die gemäßigte Partei, wie überall die schwächste.] Sie sehen ein, daß die Ehre, das Wohl, die Sicherheit der Nation ein starkes Band erfordern; sie geben zu, daß die politische Einheit besser wäre, wenn sie ohne Revolution und Bürgerkrieg erreicht werden könnte; aber da sie dieses für unmöglich halten, da sie glauben, daß die politische Trennung in der Nation sehr alte und tiefe Wurzeln hat, möchten sie einen starken, aufrichtig gemeinten Bund, und in dem Bundestag eine Behörde, wo die großen Interessen der Nation: — auswärtige Verhältnisse, Vertheidigungsmaßregeln, Gesetzgebung, Zollwesen, kurz Alles, was am besten gemeinschaftlich, übereinstimmend und gleichförmig geschieht, — angeordnet würde, während den Fürsten nach wie vor die Verwaltung ihrer Länder bliebe.

Ich werde auf diese beiden Parteien zurückkommen; jetzt nur noch ein paar Worte über die Servilen, und dann nicht wieder.

Wenn unsere Servilen in vielen Stücken denen anderer Länder keineswegs nachstehen, so muß man ihnen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie durchaus keinen Enthusiasmus heucheln. Ist es Ehrlichkeit, oder die Furcht lächerlich zu werden, ich will es nicht entscheiden — aber vergötternde Ausdrücke, wie die in Frankreich üblichen, hört man bei uns nicht. Wir haben keinen Saint Louis, und keinen Henri quatre, keinen drapeau blanc und keinen trône sacré des lis — noch auch die grâce si naturelle aux Bourbons; man spricht nicht viel von der Liebe zu unsern Fürsten und noch viel weniger von ihrer Liebenswürdigkeit, wovon die Beispiele so selten sind.

Die Servilität entbehrt bei uns dieses züchtigen Schleiers

oder dieser heuchlerischen Maske, sie zeigt sich in puris naturalibus als die Furcht des Knechts vor dem Herrn, des Rekruten vor dem Corporal; und das ist auch eigentlich Alles, was man hier von ihr verlangt.

Das Gerede von Legitimität paßt nicht recht auf uns; denn unsere oberste Legitimität war ein Wahlreich; ebenso wenig kann nach so vielem Wechsel und Seelenverkauf noch von der Anhänglichkeit an die angestammten Fürsten die Rede sein, — man müßte denn in alle Fürsten in Masse verliebt sein, wie Jener in die eilf Tausend Jungfrauen. — Der Deutsche ist noch aus alter Zeit gewohnt, sich nirgendwo in Deutschland als Fremder anzusehen, und es giebt wenige nur etwas zahlreiche Familien, deren Glieder nicht verschiedenen Fürsten dienten; der Adel vorzüglich — diese sogenannte Stütze der Throne — suchte von jeher in der Fremde sein Glück. —

Hier ein paar Auftritte, die ich selbst erlebt habe.

Ich sagte vor einiger Zeit zum General L.: — Herr General, ich bedaure, Sie neulich verfehlt zu haben; ich wollte die Ehre haben, Ihnen einen jungen Engländer vorzustellen, der in Oesterreichische Dienste tritt, weil seine Eltern dem Hause Stuart so treu ergeben sind, daß sie die Hannöversche Succession noch nicht anerkannt haben und ihrem Sohne nicht erlauben wollen, dem König Georg zu dienen.

Der General: O das ist schön, das gefällt mir, wir haben in Deutschland solche Anhänglichkeit nicht — da hielt der Herr General inne; es mochte ihm einfallen, daß er selbst vor einigen Jahren Dienst gewechselt hatte um sich zu verbessern.

— Ich traf in einem Wirthshause mit sehr vielen preußischen Offizieren zusammen. In dem Zimmer hing ein alter, schmutziger, von den Mücken befleckter Kupferstich, welcher den König von Preußen im Kreise seiner Familie vorstellte. Ein junger abgetretener Sachse, ein Wildfang, dessen Vater am

Sächsischen Hofe Kammerherr und wie ich glaube selbst Page gewesen war, wollte seine junge Treue an den Tag legen. Er nahm das Bild von der Wand herab, küßte es und drückte es an seine Brust mit den Ausrufungen: — O der herrliche König! o wie rührend! o wie lieb! — Alle anwesenden Offiziere, obgleich dem König sehr ergeben, konnten sich doch nicht enthalten, in ein lautes Gelächter auszubrechen. Solche Komödien werden bei uns immer durchfallen. —

Im Garten zu X. begegnete ich einem alten Bekannten, den ich lange nicht gesehen und der mir einige Verbindlichkeit hat. Obgleich von bürgerlicher Herkunft, hatte er doch in der diplomatischen Carriere eines kleinen Landes seinen Weg gemacht. Als charakterlos war er mir bekannt; ich hatte auch gehört, daß er sehr ultra geworden sei; von mir mochte er das Gegentheil wissen. Unsere Unterredung fiel bald auf Politik, und im Laufe derselben äußerte ich: Das Interesse des Landes erfordert —

Er: — Wo das Interesse des Fürsten im Spiel ist, darf von dem Interesse des Landes nicht die Rede sein.

Ich: — Sie scherzen.

Er: — Nein, ich scherze nicht.

Ich: — Aber das unbestrittene Recht —

Er: — Die Unterthanen haben keine Rechte gegen ihre Fürsten geltend zu machen. —

Er fährt fort, mit Feuer und in hohem Tone von Legitimität und göttlichem Recht zu declamiren. Ich sehe ihm ruhig und fest ins Gesicht — er ereifert sich; — ich wende mein Auge nicht von dem seinigen ab — er geräth in Verlegenheit; ich lache ihn ohne Umstände aus — er wird roth und verwirrt sich. —

Ich: — Wie kann ein vernünftiger Mensch solches Zeug reden?

Er: — (ganz kleinlaut) Ach Gott! was soll ich machen?

Sie glauben nicht, wie man montirt ist. Wenn der Fürst erführe, daß ich andere Grundsätze habe, es wäre um meine Existenz geschehen. Ich muß mich doppelt in Acht nehmen, da ich nicht zum Adel gehöre.

Ich: — Ich bedaure Sie!

Er: — Aber um Gotteswillen verrathen Sie mich nicht, ich wäre verloren — mein Schicksal ....

Ich: — Seien Sie unbekümmert. —

Wir schlugen den Weg in eine Allee ein, der Minister kam uns entgegen. Der gute Y. hätte viel darum gegeben, von demselben nicht in meiner Gesellschaft gesehen zu werden, denn ich stehe nicht im Geruch der Heiligkeit. Der Minister, ob er mich gleich nicht mag, knüpfte doch aus Höflichkeit ein Gespräch an, welches gerade die vorige Wendung nahm; der Minister wich aus, aber Y. ließ die Gelegenheit nicht vorbei, sich von allem Verdacht rein zu waschen; er bekämpfte mich mit verdoppelter Heftigkeit, er war wie begeistert. Ich erwiderte nichts — Ich weiß nicht wie; aber diese dreiste Feigheit kam mir sehr komisch vor; man haßt die nicht, die man verachtet. Falstaff fiel mir ein: ist Ehre ein Chirurgus? kann sie ein Bein ansetzen? ist sie ein Schenkwirth, der Schnaps verzapft?

Damit hatte Fritz von den unterschiedenen drei Parteien die der Servilen abgethan; aber den ausgesprochenen Vorsatz, auf die der Unitarier und Föderalisten zurückzukommen, führte er in dem folgenden Dialog aus, der nicht im Zweifel läßt, welche Partei er ergriffen habe:

Unitarier und Föderalisten.

Föderalist: Also noch immer die wilden Ideen?

Unitarier: Sind etwa die neuesten Verhältnisse geeignet, sie zahm zu machen?

F. Wenn ich nur wüßte, wo Sie hinaus wollen!

U. Ich sehe keine Rettung für uns, als die Vereinigung aller Deutschen Staaten in ein einziges Reich. Es ist der allgemeine Wunsch!

F. Ich begreife weder, wie das zu erreichen ist, noch warum in dieser absoluten Einheit alles Heil liegen soll.

U. Auf die erste Frage will ich ein andermal antworten; wir müssen über den Zweck einverstanden sein, ehe wir von den Mitteln reden.

F. Gut. — Aber sind Sie aufmerksam darauf gewesen, wie sehr man in Frankreich über die allzu große Centralisation klagt? wie man der Hauptstadt vorwirft, daß sie die Departemente verschlinge, und wie Alles darauf dringt, der Departemental-Verwaltung mehr Rechte, mehr Spielraum zu geben?

U. Ich weiß das; ich weiß aber auch, daß man in England darüber nicht klagt, woraus ich schließe, daß diese übermäßige Centralisation, die Verspätung der die Departemental- und Gemeindeverwaltung berührenden, gar nicht zur Competenz der Centralbehörden geeigneten, administrativen Entschließungen, die Eifersucht der Gewalt, daß Alles dies ein Fehler der Französischen Staatsverwaltung, das Erbtheil des Napoleon'schen Despotismus — aber kein nothwendiger Nachtheil jedes großen Reiches ist.

F. Aber wir werden schon deshalb auf die Einheit verzichten müssen, weil wir keine anerkannte Hauptstadt haben.

U. Kehren Sie den Satz lieber um; wir müssen eine Hauptstadt anerkennen, weil wir sonst auf die Einheit verzichten müssen.

F. Und welche großen Vortheile hoffen Sie denn von dieser Einheit?

U. Vor Allem Ehre, Macht und Ansehen der Nation, die schönere Entwickelung derselben; ihren größeren Einfluß im

Europäischen Staatensystem; Ersparnisse, Gleichförmigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung in allen Stücken, wo diese Gleichförmigkeit wünschenswerth und vortheilhaft ist; freie Thätigkeit des Handels. — Sollte es wirklich nöthig sein, Ihnen alle die augenscheinlichen Vortheile herzuzählen!

F. Ich glaube, daß Alles dies durch einen Bund auch erreicht werden könnte.

U. Das glaube ich nicht. — Doch vor Allem, welchen Bund meinen Sie? den, welchen wir haben, oder einen andern?

F. Der, welchen wir haben, ist gut genug, wenn er redlich gemeint ist und treu gehalten wird. — Auf die Formen kommt es nicht an, sondern auf den Geist, der sie belebt.

U. Sie wissen aber, und jeder Deutsche weiß, daß es Formen giebt, die allen Geist tödten. Sie werden doch der Nation nicht zumuthen, den Bundestag für ihr Palladium zu halten?

F. Ich bin weit entfernt, den Bundestag, nämlich das was man daraus gemacht hat, zu loben; aber wenn man von allen Seiten ernstlich gewollt hätte, wenn die Fürsten Männer von Vertrauen und Einfluß dahin geschickt hätten —

U. Aber eben darin, daß die Fürsten nicht ernstlich gewollt haben, daß man solche Männer nicht dahin geschickt hat, liegt die Unzulänglichkeit des Bundes. Es beweist, daß die Fürsten dem Bundestag diese Wichtigkeit nicht zugestehen wollen, und daß in dem Bund kein Mittel liegt, sie dazu zu zwingen. — Doch ich habe Sie unterbrochen.

F. Ich wiederhole es, ich kann und will das, was ist, nicht vertheidigen, aber ich bin überzeugt, daß das wohlverstandene Interesse der Fürsten selbst sie auffordert, dem Bundestag — als dem Organe des Bundes — Ansehen und Einfluß zu geben; es ist das einzige Mittel, die Nation zu beruhigen, für welche der Vergleich mit den Nachbarn allzu kränkend ist. — Wenn am Bundestag die großen Angelegen-

heiten des Vaterlandes öffentlich abgehandelt würden, könnte der Deutsche darin den Ersatz für ein Nationalparlament finden.

U. Sie glauben also, die Nation werde an diesen Spielgefechten ebenso viel Antheil nehmen, als an den Verhandlungen eines Parlaments? Ich begreife nicht, wie Sie sich so täuschen können. In jedem Parlament bildet sich nothwendig und von selbst eine Opposition, welche die populären Interessen und die Interessen der Freiheit gegen die ausübende Gewalt vertheidigt, in deren Natur es liegt, um sich zu greifen. Dieser Kampf ist von der höchsten Bedeutung. — Am Bundestag läßt sich eine Opposition nur als die Resistenz der kleinen Fürsten gegen das angemaßte Principat der großen denken. Wie soll, wie kann die Nation Antheil an einer Frage nehmen, bei der nur die Eitelkeit der kleinen Fürsten betheiligt ist? — Und handelte es sich auch um deren Existenz — wem liegt daran?

F. Das ist Ihre Meinung, die Sie für die allgemeine ausgeben. Meine Meinung ist, daß ein großer Theil der Nation an diesen Fürsten hängt, und die Fortdauer ihrer Regierung wünscht. — So viele Hauptstädte, die von den Höfen leben, gewiß.

U. Ich denke nicht, daß die vormaligen Unterthanen der Mediatisirten einen großen, noch immer ungestillten Schmerz über diese Mediatisirung empfinden. Die paar Hauptstädte können der Entscheidungsgrund nicht sein. Die Verwaltungsbehörden werden ihnen bleiben und die mediatisirten Höfe auch, wenn denn, was man Höfe nennt, sein müssen. — Doch ich kehre zur Hauptsache zurück. Wie soll eine Versammlung von Staatsbeamten, die alle ganz von ihren Instructionen abhängen und bei der Natur des Bundes abhängen müssen, Ersatz für ein Nationalparlament leisten können? Es ist einleuchtend, und die Erfahrung hat es hinreichend bestätigt,

daß diese Instructionen nur von dem Particularinteresse der Fürsten dictirt sind, und mehr dahin zielen, zu hemmen, als vorwärts zu gehen.

F. Ich finde die Remedur in den Kammern der einzelnen Staaten. Wenn die Deutschen wirklich an dem gemeinschaftlichen Bande — an dieser Nationalität hängen, so muß sich nothwendig dieser Sinn in den Kammern aussprechen. Die Kammern können Einfluß nehmen auf die Instructionen, welche der Gesandte am Bundestage erhält; sie können die Mittheilung derselben verlangen, — wenigstens in Beziehung auf besondere Fälle; denn die Erhaltung und Förderung des Bundes gehört zu den constitutionellen Rechten und Pflichten, und die Kammern können das Ministerium zur Verantwortung ziehen, wenn es dem Gesandten Instructionen ertheilt, welche diese Rechte gefährden.

U. Ich glaube, daß Sie da unseren Kammern zu viel zutrauen und zu viel zumuthen; und daß Sie eine Theorie über das Recht der partikularen Volksvertretung als unbezweifelt aufstellen, welche, nach Bundesrecht, controvers ist.

F. Eins von beiden, entweder dieser Deutsche patriotische Sinn ist so allgemein, wie Sie ihn voraussetzen, dann wird er sich auch in den Kammern, als den Vertretern der öffentlichen Meinung, bewähren und seinen Einfluß haben; — oder dieser Sinn existirt nicht, dann wäre es thöricht, für die Dame unserer Gedanken Lanzen zu brechen.

U. Ich läugne beide Folgerungen aus dem Dilemma. — Gesetzt, Unmuth und Ueberdruß hätten diesen patriotischen Sinn wirklich erstickt, es bliebe dennoch Pflicht der Vordermänner der Nation, ihn wieder zu wecken und zu beleben; und glauben Sie mir, er wird aufleben, sobald er nur Luft hat, in der er frei athmen kann. Ich behaupte ferner, daß er sehr wohl existiren kann, ohne sich gerade in den Kammern vernehmlich

auszusprechen. Wie sind diese Kammern zusammengesetzt? — Die einflußreichen und tüchtigen Mitglieder sind fast alle Staatsbeamte, denen man wohl erlaubt, ein wenig liberal zu sein; wenn sie sich aber beigehen ließen, Deutsch zu sein — es würde für Hochverrath erklärt.

F. Die Gesandten beim Bundestag sind auch keineswegs in allen Stücken an ihre Instructionen gebunden, und eben deswegen verlangte ich vorhin, daß es Männer von Einfluß und Gewicht sein sollten.

U. Erklären Sie sich näher.

F. Sobald Rechtsfragen zu entscheiden sind, wo die Gesandten also richterliche Functionen ausüben — können sie nur an ihr Gewissen gebunden sein; ferner, wenn der Bundestag die Wichtigkeit erhielte, welche ich ihm geben möchte — wenn also die großen Angelegenheiten der Nation in der That dort erörtert und entschieden würden, dann müßte dem Gesandten, der an Ort und Stelle ist, der mit seinen Collegen Ideen auswechselt und auf sie wirken kann, der die wahre Lage und was der Augenblick erheischt, allein richtig beurtheilt — diesem müßte eine große Weite und Freiheit gelassen werden, nach eigenem Ermessen zu handeln; er müßte also, wie ich sage, ein Mann von Einfluß und Gewicht sein.

U. Ich sehe dabei große Schwierigkeiten. Entweder die Gesandten am Bundestage sind wirklich die dirigirenden Minister ihrer Höfe; — sie sind dann von ihren Fürsten und von den Behörden, welche sie zu leiten haben, entfernt; alle Cabinette concentriren sich im Bundestage und die Einheit, welche Ihnen unerreichbar scheint, wäre, nur in der unvollkommensten Form, wirklich erreicht. — Aber glauben Sie ernstlich, daß die Fürsten sich jemals freiwillig unter die Vormundschaft eines Areopagus stellen werden, der ihnen Gesetze vorschreibt? — Oder aber die Gesandten sind nicht die diri-

girenden Minister, dann wird das Verhältniß zwischen beiden sehr schwer sein. Welche Reibung, welche Eifersucht! Die Minister werden dem Gesandten so wenig Unabhängigkeit, so wenig Einfluß als möglich einräumen wollen; sie werden es immer als ihre gegebene Rolle ansehen, den Bundestag null zu machen, um nicht selbst null zu sein, — was ihnen am Ende gelingen muß, da sie das Ohr der Fürsten haben.

F. Die Gesandten haben dafür das Ohr der Nation. Die Aufmerksamkeit von Deutschland und Europa wird ausgezeichneten und edlen Männern ein Sporn sein, die ganze Kraft ihres Geistes aufzubieten, um den Vorwurf der Lauheit und Falschheit von sich abzuwenden, die gerechten Erwartungen der Nation zu befriedigen und ihren Beifall zu erwerben.

U. Sie fordern also, daß der Bundestagsgesandte grundsätzlich darauf hingewiesen sei, den Zwiespalt in die eigene Staatsverwaltung zu bringen. Welch unnatürliches Verhältniß! Und — betrachten Sie nur das Verhältniß der Gesandten unter sich. Sobald einmal feststeht, daß jeder nicht das Ganze, sondern nur seinen Hof, sein rotten borough vertritt, — dann ist gleich die Selbstsucht da. Man will nicht das Ganze wohl berathen (das Ganze hat ohnehin kein Mittel, dankbar zu sein), sondern man will zu Hause den Ruhm erwerben, die partikularen Interessen wohl gewahrt zu haben.

F. Sie setzten da wieder, anstatt ausgezeichneter, sehr mittelmäßige Menschen voraus.

U. Der Schildkröte werden Adlerschwingen wachsen, ehe Diplomaten ihre Natur verleugnen. Die Gesandten sind Diplomaten; anstatt des Stolzes, im Bunde nachgiebig zu sein und dem Gemeinwohl ein Opfer zu bringen, kennen sie keinen größeren Triumph, als ihre Collegen zu überlisten und zu übervortheilen.

F. Sie scheinen mir mit sich selbst im Widerspruch; indem

Sie immer von dem allgemein verbreiteten Patriotismus der Deutschen reden, und doch nicht erlauben wollen, im geringsten darauf zu zählen.

U. Erinnern Sie sich aus der Geschichte des byzantinischen Reiches der lächerlichen und blutigen Kämpfe der Grünen und Blauen im Circus. Unsere Eifersucht, unsere Zwiste sind ebenso thöricht, ebenso grundlos. Schaffen Sie die Farben ab, und der Zwist hat ein Ende; aber so lange die Abzeichen bestehen, nimmt Jeder Partei für seine Farbe. Dies ist bei uns wenigstens von den Staatsbeamten wahr, weil jeder sich geltend machen will. — Und ich wiederhole es, dem Gesandten wird nur das gedankt werden, was er für seinen Hof thut.

F. Einige Uneigennützigkeit und Widmung muß ich freilich sowohl bei den Gesandten am Bundestage als bei den Abgeordneten der Landstände voraussetzen. Wenn Selbstsucht in jeder Brust die einzige Triebfeder geworden ist, dann ist es um's Vaterland wie um die Freiheit geschehen. Wenn Selbstsucht die einzige Triebfeder ist, dann werden auch Sie vergebens auf die Helden warten, welche mit Ihnen die Einheit erkämpfen sollen. Jeder weiß, daß beim Sturm die Vordersten den Graben füllen.

U. Und doch drängen sich immer Tapfere hinzu, welche die Ersten auf der Bresche sein wollen. Ich bin weit entfernt die Selbstsucht für die stärkste Triebfeder in der menschlichen Brust zu halten, aber leider ist es die stätigste und dauerndste. Im entscheidenden Augenblicke, wo ein großes Ziel zu erreichen ist, wo die Gemüther bewegt sind, wo „des Ruhmes lockender Silberton in das schlagende Herz dringt“, in solchen Augenblicken fehlt es an heldenmüthiger Widmung nie. Aber es ist ein großer Fehler der Politik, in gewöhnlichen, alltäglichen Verhältnissen bei Vielen und dauernd solche Entsagung und Selbstverleugnung vorauszusetzen.

F. Dieses strenge Ehrgefühl wird doch auch bei anderen Nationen von den Ministern erwartet. Sie sollen ihr Amt niederlegen, sobald sie ihren Grundsätzen keinen Eingang verschaffen können. Ebenso verlange ich auch, daß ein Gesandter beim Bundestage seine Entlassung nehme, sobald ihm zugemuthet wird, gegen seine Ueberzeugung zu stimmen.

U. Bei anderen Nationen findet ein Minister, wenn er aus Ueberzeugung und strenger Rechtlichkeit seiner Stelle entsagt, in dem Beifall und der Popularität, die er dadurch erwirbt, seinen Lohn: er weiß auch, daß er nach den Traditionen der parlamentarischen Regierung der öffentlichen Verachtung, und der seiner bisherigen Partei anheim fallen würde, wenn er anders handelte und seine Farbe verleugnete. Es bleibt ihm die Verpflichtung, in den Reihen der Opposition seinen Einfluß auf das Schicksal seiner Nation sich zu erhalten, dieselben guten Absichten zu verfolgen, die er als Minister zu seinem Programm gemacht hatte, Uebel abzuwenden und eine bessere Zukunft wiederum zu erstreben. Bei dem Bundestage ist es anders; wie selten kann das Publikum beurtheilen, was zwischen dem Gesandten und seinem Cabinet vorfällt; ebensowenig kennt es die Form und den Ton diplomatischer Verhandlungen. Ein solcher Gesandter tritt ab, verliert allen Einfluß und wird, wie groß auch sein Verdienst sei, bald vergessen.

F. Eine Nation, die so träge, so stumpf oder so feige wäre, daß sie das Verdienst der Männer, welche sich für sie aufopfern, nicht anzuerkennen, nicht zu ehren wüßte, verdiente nicht, solche Männer zu finden.

U. Ein Haupthinderniß des Bundes haben wir noch gar nicht berührt, nämlich die große Verschiedenheit unter den Bundesgliedern. Freundschaft liebt Gleichheit. Die größeren Fürsten werden wohl die kleineren bevormunden wollen, aber wenig geneigt sein, sich durch Bundesbeschlüsse in ihrem Gange auf-

halten zu lassen; besonders die, welche Europäische Mächte sind und Staaten beherrschen, welche nicht zum Bunde gehören.

F. Die Kleinen, (der König von Würtemberg wird mir verzeihen, daß ich ihn dazu zähle,) die Kleinen machen zusammen ein Drittheil der Bevölkerung von Deutschland aus; Oesterreich und Preußen jedes ein anderes Drittheil. Meine Ansicht ist nun diese: In allen Fällen, wo Oesterreich und Preußen einverstanden sind, werden freilich die Kleinen ihnen folgen müssen; dies ist aber kein Uebel, denn es ist wahrscheinlich, daß die ersteren (wenn jedes von beiden seine natürliche Rolle spielt) nur da gemeinschaftliche Sache machen werden, wo es das gemeine Beste gilt. Wollte aber eines von beiden ehrgeizige Plane der Oberherrschaft verfolgen, so müßte das andere sich aus eigenem Interesse dem widersetzen, und das letzte Drittheil würde den Ausschlag geben. Es wäre allerdings denkbar, daß Oesterreich und Preußen übereinkämen, Deutschland — etwa nach Nord und Süd — unter sich zu theilen; aber das wäre eine Europäische Angelegenheit, und Rußland und Frankreich würden sich wahrscheinlich in's Mittel legen.

U. In der mathematischen Theorie kann ich diesen zweiarmigen Hebel, diese Bascule, gelten lassen; aber bedenken Sie, daß beim physischen Hebel die Mitte und Widerlage die ganze Spannung und Reibung auszustehen hat. Und wie mögen Sie behaupten, daß Oesterreich und Preußen nur zur Förderung heilsamer Zwecke einverstanden sein können? Ich dächte, die zehn Jahre, welche seit der Entstehung des Bundes verflossen sind, hätten uns eines Andern belehrt. Soll ich aufzählen: Unterdrückung der Preßfreiheit, Intriguen gegen den Handelsverein rc.

F. Ich habe vorausgesetzt und mußte voraussetzen, daß Oesterreich und Preußen jedes seine natürliche Rolle übernehmen würde. Haben sie das gethan? Der Grad, in welchem Preu-

ßen die seinige verfehlt hat, mußte alle Voraussicht täuschen. Was der Verstand thun kann, kann der Verstand voraussehen; aber die Verirrungen des Unsinns entziehen sich aller Berechnung. Ich meinerseits glaube, daß beide diese Staaten eine falsche Richtung genommen haben.

U. Aber a posteriori sehen Sie, daß Niemand an Ihrem Bunde hängt; die Großen sehen ihn nur als ihr Instrument an; die Mittleren suchen ihn zu vereiteln, weil sie darin nicht herrschen können und auch nicht beherrscht sein wollen; die Kleinen fühlen sich gekränkt und zurückgesetzt; — in der ganzen Nation ist Niemand, den er befriedigt.

F. Ich bekenne gern, daß ich diesen Bund nie für vortrefflich, nie für die beste Verfassung hielt, wohl aber für die beste, die unter den gegebenen Umständen ohne Bürgerkrieg und ungeheures Blutbad zu erlangen wäre. Ich halte ihn noch jetzt für besser als die Zweiherrschaft und die Fünfherrschaft, und darüber ist, wie mir scheint, Jedermann einverstanden.

U. Gewiß.

F. Und soll ich meine Meinung ganz sagen: Ich sah in der Entwickelung des Bundes, wenn die Nation lebhafteren Antheil daran genommen hätte, ein Mittel, vielleicht nach und nach in der fernen Zukunft unblutig dasselbe Ziel zu erreichen, wohin Sie durch so gewaltsame und gefährliche Mittel gelangen wollen. Wir wollen in Deutschland immer gleich das Ziel, aber nicht den Weg zum Ziel.

U. Das ist allerdings das Stärkste, was Sie noch gesagt haben. Aber dieser Weg ist nun verfehlt und das Ziel dürfen wir nicht aufgeben. Also: per ardua! —

Man wird zugestehen müssen, daß die Argumente der beiden Parteiführer in diesem Dialog mit aller der Unparteilichkeit formulirt und abgewogen sind, die dem nur immer zugemuthet wer-

den kann, der einmal Partei ergriffen hat. Aber es wäre ein Irrthum, wollte man aus diesem Dialog schließen, daß mein Bruder an der Form des reinen Einheitsstaats mit doctrinärer Befangenheit gehangen; daß er diese Form als die für Deutschlands Verfassungsbedürfniß zu erstrebende Lösung sich gedacht habe. Es wird vielmehr aus der folgenden Denkschrift: „Vom Bundesstaat" hervorgehen, daß, wenn nur dem erkannten obersten Gesetze, dem der nationalen Existenz, Genüge geschehe, alsdann eine starke Föderativverfassung seinem politischen Ideale viel näher liege, da die Form der Erbmonarchie mit repräsentativer Verfassung, „die von der Monarchie Ordnung und Festigkeit, von der Republik Freiheit und Regsamkeit entlehnt", auch dem Bundesstaate sich ohne Zwang anpassen lasse, während in diesem die territorialen und lokalen Eigenthümlichkeiten leichter und erfolgreicher zur Geltung kommen.

Vom Bundesstaat.

I. Begriff.

Der Bundesstaat ist die Vereinigung mehrerer Staaten, welche sich zur vollkommenen Erreichung des Staatenzwecks einer gemeinschaftlichen Staatsgewalt unterwerfen, ohne daß die Regenten der einzelnen Staaten allen inneren Hoheitsrechten entsagen.

Zur näheren Bestimmung gehören folgende Momente:

1) Der Verein ist ein staatsrechtlicher, die einzelnen Staaten stehen zur gemeinschaftlichen Staatsgewalt (Reich) im Unterthanenverhältniß, sind also nicht souverän.

2) Jeder einzelne Staat hat allen äußeren Hoheitsrechten, dem Rechte des Krieges und Friedens, der Bündnisse und Gesandtschaften, entsagt, und wird in dieser Beziehung von der Bundesstaatsgewalt vertreten; er hat aber auch einem Theil der inneren Hoheitsrechte zu Gunsten der Gesammtstaats-

gewalt entsagt; solchen nämlich, die überhaupt nur oder besser durch das Zusammenwirken und die Gesammtkraft des Bundesstaats, also durch die Bundesstaatsgewalt verfolgt, erreicht und verwaltet werden können.

3) Daher hat die Bundesstaatsgewalt das Waffenrecht; sie stellt die bewaffnete Macht auf, welche ihr allein verpflichtet ist. — Der obersten Staatsgewalt muß das Zwangsrecht zustehen, welches ohne die Verfügung über die bewaffnete Macht illusorisch wäre. — Es sind zwar Modificationen denkbar; die Geschichte der Vereinigten Niederlande, die Schweiz und Nord-Amerika liefern dazu Beispiele; so können die Particularstaaten die Truppen aufstellen und besolden, obgleich die oberste Staatsgewalt darüber verfügt; es kann zwischen Landwehr und stehendem Heere ein Unterschied gemacht werden; aber die Hauptrücksicht bleibt immer, daß in letzter Instanz das Heer dem gehört, der es bezahlt, der die Befehlshaber anstellt und befördert; und daß das Heer gehorchen soll, der Gehorsam aber gefährdet ist, wenn das Heer über seine Pflicht im Zweifel sein kann.

4) Die Gesetzgebung ist bei der Oberstaatsgewalt unter Mitwirkung der Vertreter der Particularstaaten. Die gesetzgebende Gewalt in den Particularstaaten kann nur Gegenstände betreffen, worüber besondere Bestimmungen in den einzelnen Territorien ohne Nachtheil für das Ganze zuläßig sind.

5) Die Regenten der einzelnen Staaten haben die Landeshoheit und Regierung in ihren Territorien, und sind in deren Ausführung nur da und insoweit beschränkt, als es die Bundesverfassung ausdrücklich bestimmt.

6) Ein oberstes Gericht muß bestehen, welches die Einheit und Consequenz in der Rechtsprechung im Gesammtstaate erhält, und competent ist in jedem Rechtsstreit, in welchem die Regenten der Particularstaaten als Parteien erscheinen.

7) Der Bundesstaat — als staatsrechtlicher Verein — muß unauflöslich sein; keinem Particularstaat kann also das Recht zustehen, sich von dem Verein loszusagen. Anders im Staatenbunde, der nach den Grundsätzen eines Gesellschaftsvertrags zu beurtheilen ist. — Die Fortdauer des Staats kann nicht von der Willkür der einzelnen Angehörigen abhängig sein; dies wäre aber der Fall, wenn im Bundesstaat ein Glied mit seinem Territorium ausscheiden könnte; denn die Integrität und der Zusammenhang des Gesammtstaats wäre dadurch verletzt, und der Hauptzweck, — Sicherheit und Kraft gegen fremde Angriffe, — wäre vereitelt, wenn ein Particularstaat sich in der Stunde der Gefahr seiner Verpflichtung entziehen könnte.

Dieser Grundsatz ist in der neuesten Zeit von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen den Staat Südcarolina geltend gemacht worden, als dieser bei der Einführung ihm nachtheiliger Zollgesetze sich von dem Vereine loszureißen drohte. Die Klugheit des Convents von Südcarolina ließ es nicht bis zur Anwendung der Zwangsmaßregeln kommen. Auch in der Schweiz entschied die Tagsatzung bei ähnlicher Gelegenheit ebenso gegen das Fürstenthum Neuschatel.

8) Eine schwierige Frage kann allerdings nach einem unglücklichen Kriege entstehen, wenn Gebietsabtretungen unvermeidlich geworden sind, und einen der Particularstaaten in Folge seiner geographischen Lage dieses Gesetz der Nothwendigkeit trifft. Hier scheint aus der Natur des Bundesstaats zu folgen, daß der einzelne Staat das Recht hat, eine ungetheilte Abtretung zu verlangen, d. h. wenn er nicht in seiner Integrität bei dem Verein bleiben kann, ganz dem Sieger überlassen zu werden; denn der Staatsvertrag ist von den Particularstaaten geschlossen; sie sind als Einheiten, als moralische Personen in den Verband getreten, und dürfen nur als solche

daraus entlassen, aber nicht dem Wohl des Ganzen aufgeopfert und zerstückelt werden. Ebenso scheint aber auch daraus zu folgen, daß der Regent des abgetretenen Staats an die Gesammtheit keinen Anspruch auf Entschädigung hat, da er in dem Verein nur den abgetretenen Staat repräsentirt.

Der wesentliche Unterschied zwischen Bundesstaat und Staatenbund besteht also darin: In dem ersteren ist eine oberste Staatsgewalt constituirt, welche die Zwecke des Bundesstaats nach eignem Gutfinden, das in der durch die Verfassung bestimmten Weise zu schöpfen und auszusprechen ist (Gesetze, Verordnungen), zu verfolgen hat, und die sofort nach der Constituirung die Mittel finden muß, sich über alle Einzelwillen zu stellen und Alle zum Gehorsam zu zwingen; — der letztere aber ist ein blos völkerrechtlicher Verein zu solchen gemeinschaftlichen Zwecken, welche und in solange diese von den Theilhabern am Bunde für gemeinsam erklärt werden. Hier haben sich die einzelnen Staaten ihrer Souveränetät nicht entäußert, die Bundesgewalt beruht in der collegialisch angeordneten Ausführung der nach gemeinsamer Berathung der Theilnehmer einstimmig gefaßten Beschlüsse, so daß eine Minorität durch eine Majorität der Stimmen nicht gezwungen werden darf; und die Behörde, das Organ zur Erreichung der Bundeszwecke, und der Bund selbst dauert nur so lange, als er jedem Staat als passendes Mittel zur Erreichung dieser Zwecke erscheint.

Der Bundesstaat steht also zwischen dem einfachen Staat und dem Staatenbund in der Mitte, und in der Erfahrung kann es oft schwer sein, scharf zu unterscheiden, ob er der einen oder der andern Kategorie angehört; weil sowohl ein einfacher Staat, in welchem Provinzialständen verschiedene und große Rechte zustehen, als auch ein Staatenbund, in welchem der Bundesgewalt ausnahmsweise gegen die eigentliche Natur des

Staatenbundes nach Stimmenmehrheit eine große Macht gegeben ist, sich beide dem Begriff des Bundesstaats sehr nähern, ja fast mit demselben zusammenfließen können. — Die Geschichte so wenig als die Natur kennt scharf begrenzte Klassen; die Uebergänge sind unmerklich; die Klassen sind ein Produkt der Abstraction. Zu verwundern aber ist es, daß die Geschichte so wenig Beispiele von zweckmäßig geordneten dauernden Bundesstaaten aufzuweisen hat, da doch diese Form so sehr geeignet scheint, die Vorzüge zu gewähren, welche großen Staaten eigen sind, ohne die Vortheile kleiner Staaten zu verlieren. Denn im Bundesstaat liegt das Mittel, in auswärtigen Verhältnissen mit Ansehen und Macht aufzutreten, Angriffe und Beeinträchtigungen großer Nachbarstaaten mit Erfolg abzuwehren, im Innern die Hindernisse wegzuräumen, welche Localinteressen dem Gemeinbesten in den Weg legen, kurz alles das zu erreichen, was nur durch das Zusammenwirken großer und vieler Kräfte erreicht werden kann, während den kleineren Territorien doch hinreichende Selbstständigkeit bleibt, um ihre eignen Angelegenheiten nach Localbedürfnissen und Rücksichten zu ordnen, die Thätigkeit und Theilnahme aller Staatsbürger zu wecken, und in freier Entwickelung der Individualität, Mannichfaltigkeit und Wetteifer zu erhalten.

Die Frage von der Centralisation der Verwaltung, und welche Gegenstände füglich der Selbstthätigkeit und Fürsorge der Gemeinden und Provinzen überlassen werden können, ist neuerlich oft besprochen und der Streit mit Leidenschaftlichkeit geführt worden.

Daß das Eingreifen der obersten Behörden in alle Verwaltungsangelegenheiten nicht durchaus nothwendig sei, davon liefert England den Beweis.

Für die Centralisation spricht, daß sie die Verwaltung einfacher, gleichförmiger und in manchen Beziehungen wohlfeiler

macht; daß Collisionen schneller und unparteilicher beseitigt werden; endlich daß sie Aufsicht und Controle erleichtert.

Das leitende Princip muß dabei sein, Jedem, bei dem die nöthige Einsicht vorausgesetzt werden kann, alles das zu überlassen, wobei er das meiste Interesse hat, daß es gut gethan werde, und nur in soweit Beschränkung eintreten zu lassen, als Beeinträchtigung fremder Rechte zu befürchten ist.

Im Bundesstaat ist die Landeshoheitliche Regierung des Einzelstaates eine Zwischenstufe zwischen der Gemeinde und der obersten Staatsgewalt, welche auf die zweckmäßigste Art und mit mehr Freiheit und Selbstständigkeit die Stelle der obersten Administrativbehörden vertritt, die große Staaten für ihre Provinzen bestellen.

Die Frage, was vorzüglicher sei, Bundesstaat oder Staatenbund, muß zu Gunsten des erstern entschieden werden, weil dieser dem Zweck des Staats, — einen möglichst vollkommenen und gesicherten Rechtszustand zu begründen, — am meisten entspricht. Allerdings ist in dem bloßen Staatenbund die Freiheit und Selbstbestimmung der einzelnen Staaten viel weniger beschränkt, aber auf Gefahr des Ganzen, und eine zweckmäßige Verfassung des Bundesstaats leistet hinlänglich Gewähr, daß eine Beschränkung nur stattfindet, wo es das allgemeine Beste erheischt. Nur die durch den Bundesstaat begründete oberste Staatsgewalt und Reichshoheit wird die Einheit und Kraft haben und nachhaltig entwickeln, welche die Nationalität mit Würde gegen das Ausland vertreten und im Innern solche Einrichtungen schaffen kann, welche den Aufwand der vereinten Kräfte erfordern; Einrichtungen, welchen im Staatenbund der Egoismus und die Eifersucht der einzelnen Regierungen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Und selbst wo das Interesse gefördert würde, da sträubt sich noch und hindert die Eitelkeit. Diese Eitelkeit thut lieber Dinge,

wovon sie allein das Lob erntet, als solche, deren Verdienst sie mit andern theilen muß. Diese Uebel kann nur eine oberste Staatsgewalt heben, welche die Mittel hat, ihren Geboten Nachdruck zu geben.

II. Bedingungen der Entstehung des Bundesstaats.

Der Untersuchung über die beste Verfassung des Bundesstaats muß die Beantwortung der Frage vorangehen, unter welchen Umständen und Bedingungen ein Bundesstaat sich bilden kann? —

1) Es ist einleuchtend, daß die verschiedenen Staaten schon durch das Band der Nationalität, durch Muttersprache, Sitten und Interessen unter sich verbunden sein müssen. Ein Pudding-staat — aus heterogenen Bestandtheilen, aus sich fremden Völkerschaften auf verschiedener Bildungsstufe zusammengesetzt, bei denen widerstrebende Interessen hervortreten, — kann nur bei streng autokratischer Beherrschungsform zusammengehalten werden.

2) Es ist, wo nicht erforderlich, doch wünschenswerth, daß die Staaten, welche sich einer gemeinschaftlichen Oberstaatsgewalt unterwerfen, an Größe und Macht nicht zu sehr unter sich verschieden seien, weil die Rechtsgleichheit, welche unter ihnen bestehen und erhalten werden muß, durch diese materielle Ungleichheit leicht gefährdet wird. Der oder die Mächtigsten erhalten dann leicht so großen Einfluß und Uebergewicht, daß die andern Genossen sich unterdrückt fühlen, oder glauben, daß ihre Interessen denen der Größern aufgeopfert werden. Auch erleichtert die Abwesenheit großer Ungleichheiten die Verwaltung, wenn jedes Territorium für sich einen, einer zweckmäßigen administrativen Eintheilung des ganzen Bundesstaats entsprechenden Verwaltungsbezirk bildet.

3) Es wird am besten sein, wenn die einzelnen Staaten,

welche der Bundesstaat umfaßt, im Verhältniß zum Ganzen klein, aber desto zahlreicher sind: denn je kleiner, desto williger werden sie sich der obersten Staatsgewalt unterordnen; und je zahlreicher, desto wahrscheinlicher ist es, daß bei streitigen Interessen ein bedeutendes Uebergewicht für das allgemeine Beste entscheiden würde.

4) Aus begreiflichen Gründen ist es gut, daß die Natur und Form der Oberstaatsgewalt in Uebereinstimmung sei mit der Natur und Form der Staatsgewalt in den einzelnen Territorien; also müssen auch die Verfassungen dieser unter sich keine zu große Verschiedenheit darbieten.

Monarchisch regierte Staaten können nur unter einem Monarchen zum Bundesstaat vereinigt werden. Wollte man hier der Oberstaatsgewalt eine republikanische Form geben, so würde der Verein sich bald in einen bloßen Staatenbund auflockern, weil es dieser collegialischen Bundesgewalt, den erblichen Monarchen der einzelnen Landschaften gegenüber, an Einheit, Ansehen und Stabilität fehlen würde.

Die Reichsgeschichte liefert den Beweis, da selbst die Kaiser, — nachdem das Reich ein Wahlreich geworden war, — ihre Macht gegen die erblichen Vasallen nicht aufrecht zu erhalten vermochten.

Ist die Verfassung der einzelnen Staaten ganz republikanisch, sind diese Staaten bedeutend, und ist in denselben eine große politische Regsamkeit, so wird die Einheit des Bundesstaats leicht gefährdet sein, welches auch die Form der obersten Staatsgewalt sein mag. Nordamerika kann nicht zur Widerlegung dieser Ansicht dienen, denn dieser Bundesstaat ist noch neu und dünn bevölkert, die Einwohner sind sehr mit Anbau und der Verbesserung ihres materiellen Zustandes beschäftigt, und tragen die Lasten einer alten Civilisation noch nicht, am

wenigsten die hoher Abgaben. Schwerlich wird es auf die Dauer vereinigt bleiben*).

Wenn mehrere kleine Republiken sich in einem Bundesstaat einem erblichen Monarchen unterwerfen, wird dieser durch die stätige Wirkung seiner Mittel und seines Einflusses ein solches Uebergewicht erhalten, daß die republikanischen Verfassungen sich in Provinzialstände, und die höchsten Magistratspersonen in Beamte des Monarchen verwandeln; — aber wenn der Bundesstaat als solcher eine freie, repräsentative Verfassung hat, ist dieser Uebergang kein Nachtheil für das Volk. So ist in den Vereinigten Niederlanden erst die Statthalterwürde nach verschiedenen Phasen erblich, und dann die Republik nach mehreren Revolutionen eine constitutionelle Monarchie geworden.

5) Der Bund muß groß und mächtig genug sein, um den Angriffen der Nachbarstaaten mit Erfolg zu widerstehen; denn es ist ja der wesentliche Zweck und Vorzug eines solchen Bundes, daß er ein Mittel ist, die relative Unabhängigkeit kleiner Staaten und ihre gemeinsamen Interessen gegen mächtige Nachbarn zu vertheidigen.

Staaten, welche ihre Existenz nicht eigner Kraft, sondern nur der Eifersucht der Nachbarn verdanken, sind nie ganz un-

---

*) Aus der Kritik im American Quarterly Review von 1827 des Buchs: „Political system of America,“ gehört folgende Stelle hierher: „It is our deliberate opinion, that the union of the states in its existing form, has much more to apprehend from the state governments than from any encroachment by the confederation. It may be sufficient to suggest to our author, that he has not given their due weight to the great and rapidly increasing strength of some of the states, to their organized power for good and evil, and to the comparative intensity of the popular attachment to the state authorities. These are incidents to our federative position, which seem to require of all men who love freedom, and duly prize our inestimable constitution, that they should labour without ceasing, to discourage theoretic jealousies of the general government, and to render its ordinary operations as palatable as they are salutary.“

abhängig, weil sie sich des fremden Einflusses nicht ganz erwehren können, und die Collision fremder Prätensionen sie oft in Verlegenheit und Gefahr bringt.

6) Endlich gehört zu den sehr wesentlichen Bedingungen eines kräftigen Bundesstaats das Dasein einer großen und geographisch wohlgelegenen Hauptstadt. Wo sie nicht existirt, muß sie geschaffen werden; denn ohne sie wird die politische Einheit nicht bestehen, weil der Sitz der Centralgewalt auch zugleich der Brennpunkt der Intelligenz, der Magnet geselliger Anziehung, der Stapelplatz bedeutender Interessen sein muß.

Den Sitz der obersten Staatsgewalt abwechselnd bald in diese, bald in jene große Stadt zu verlegen, ist nachtheilig; einer solchen nomadischen Regierung wird es an Ansehen und Würde fehlen, der Unbequemlichkeit für Einzelne nicht zu gedenken. Wer diese Nachtheile nicht einsieht, verkennt den Einfluß, welchen Stabilität, äußerer Glanz und die socialen Verhältnisse auf das Staatsleben ausüben; und es kann vielleicht mit Grund behauptet werden, daß es nur der Abwesenheit einer solchen wohlgelegenen Hauptstadt zuzuschreiben ist, daß Deutschland die Einheit entbehren muß, nach der es sich sehnt. Läge Wien oder Berlin am Main, es würde schon lange der Krystallisationspunkt politischer Einheit geworden sein. Eine Hauptstadt ist für uns der feste Punkt des Archimedes, auf dem der Hebel ruhen muß.

III. Verfassung für den Bundesstaat.

Die Lehrer des Staatsrechts zeichnen die Erbmonarchie mit repräsentativer Verfassung als diejenige Staatsform aus, welche der jetzigen Culturstufe Europa's am meisten entspricht, weil sie von der Monarchie Ordnung und Festigkeit, von der Republik Freiheit und Regsamkeit entlehnt. Auch dem Bundesstaat läßt sich diese Form ohne Zwang anpassen.

1) Die Oberstaatsgewalt wird also in die Hand eines erblichen Monarchen gelegt werden, welcher die Gesammtmacht gegen das Ausland repräsentirt, über die bewaffnete Macht gebietet und die Gesetze sanctionirt. Er darf nicht zugleich Regent eines besondern Territoriums sein, denn er darf kein Sonderinteresse haben, auch mit den Regenten der Territorien in keiner Beziehung gleichstehen.

2) Ihm zur Seite zwei Kammern, wovon die erste, das aristokratische Element, aus den halbsouveränen Fürsten der Territorien, die zweite aus den vom Volke gewählten Abgeordneten zusammengesetzt ist.

3) In den einzelnen Landschaften wird nur eine Kammer sein, die gewählte, denn da diese nur über Localinteressen zu beschließen hat, und der gesetzgebenden Gewalt im Gesammtstaat untergeordnet bleiben muß, fallen die Gründe weg, welche für das Zweikammersystem sprechen, sowie auch in kleinen Ländern die Elemente für eine wohl zu besetzende erste Kammer in den meisten Fällen fehlen werden.

4) Wie die Wahl der Abgeordneten zum Reichstage zu geschehen habe, ob direct von Wählern der Wahldistrikte, oder in zweiter Instanz durch die Kammern der einzelnen Staaten, ist eine wichtige und schwierige Frage.

Die triftigen Gründe gegen Wahlen mit Instanzen sind bei den Discussionen über das Wahlgesetz in Frankreich gründlich ausgeführt worden; fast alle Parteien haben sich dagegen ausgesprochen. In den Niederlanden, wo die Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstaaten gewählt werden, lehrt die Erfahrung, daß bei diesem Modus der Wahl der Einfluß der Regierung zu groß, die Theilnahme des Volkes zu gering ist.

Allein im Bundesstaat wird vor Allem dafür zu sorgen sein, daß zwischen Reichs- und Landständen kein Antagonismus entstehe, denn dieser würde die Regierung sehr erschweren —

und die Eintracht gefährden. Die Reichsstände müssen der unverfälschte Ausdruck der Gesinnungen der Landstände sein. — Wenn die Wahl zu den Landständen frei und volksthümlich, die zu den Reichsständen bevormundet und oligarchisch wäre, würden diese letzteren das nöthige Ansehen entbehren, und das Volk sein Vertrauen, seine Hoffnung allein auf die Landstände setzen.

Vielleicht wird die Schwierigkeit am besten dadurch gehoben, daß ein Theil der Wahlen zum Reichstag, etwa zwei Drittheile, den Landständen überlassen wird, das andere Drittheil aber direct von Wählern mit höherem Wahlcensus gewählt wird, — so daß die Wahlen für die ärmere und weniger gebildete Classe der Staatsbürger indirect, für die reicheren und gebildeteren aber direct sind.

5) Zur Vermeidung der Collisionen ist es wesentlich, daß die Macht der Fürsten und ihr Wirkungskreis in den Territorien genau bezeichnet sei. Die Fürsten können nicht als die Verwaltungsbeamten des höchsten Staatsoberhaupts (Kaisers) erscheinen, sondern sie werden mit allen denen inneren Hoheitsrechten bekleidet sein, deren Ausübung nicht ausdrücklich der Reichshoheit vorbehalten ist.

Hier ist zuerst eine theoretische Streitfrage zu berücksichtigen. — Der Theorie zufolge soll die Staatshoheit eine untheilbare Einheit sein, und man kann demnach die Frage aufwerfen, wie diese Einheit bestehen könne, wenn eine Reichshoheit und Landeshoheit zugleich existire. — Aber die Einheit in der Idee ist nicht aufgehoben, obgleich die Ausübung der äußeren und inneren Hoheitsrechte sehr wohl trennbar ist; und innere Hoheitsrechte in Beziehung auf die Territorien können sehr wohl bestehen, wenn schon die Landeshoheit der Reichshoheit untergeordnet ist. Sonst wären halbsouveräne Staaten gar nicht denkbar. Das Argumentum e contrario erweiset die Folgerung des Art. 57

der Wiener Schlußakte als einen Sophismus. Ein Sophismus ist es, zu sagen: daß, weil der Bund aus souveränen Fürsten bestehe, der Souverän die Staatsgewalt allein und ausschließlich besitze, und sie auch dann so besitze, wenn er durch die Verfassung in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sei. Eine Gewalt besteht und äußert sich nur in der Ausübung; folglich ist jede Gewalt, deren Ausübung einem Individuum nur gemeinschaftlich mit Anderen, oder wobei Anderen (dem Volke, den Ständen) eine Concurrenz zusteht, eine mit diesen getheilte Gewalt, und kein ungetheiltes Recht.

6) Ein hinreichendes, unabhängiges und unwiderrufliches Einkommen muß den Fürsten zugesichert und sie deshalb auf einen Theil der Domänen angewiesen sein, welcher Theil alsdann unveräußerlich, aber ihrer eigenen Verwaltung übergeben sein sollte.

7) Den Fürsten würde, außer den Ehrenvorzügen, das Oberaufsichtsrecht, die Ernennung zu den niederen Staatsämtern, ein Patronats- oder Präsentationsrecht bei den höheren (die Ernennung zu den höchsten muß dem Reichsoberhaupt verbleiben), und endlich das Recht der Begnadigung, wo es nicht Staatsverbrechen gilt, verbleiben.

8) Zur Vermeidung der Collisionen zwischen Landständen und Reichsständen ist es nöthig festzusetzen, daß über Fragen, welche schon durch die Reichsstände entschieden sind, den Landständen keine Berathung erlaubt ist; sowie überhaupt nur Territorial- und Localangelegenheiten zu ihrer Competenz gehören. Andere Grundsätze würden zur Anarchie und Auflösung führen.

9) Den Fürsten in Uebereinstimmung mit ihren Landständen steht das Recht zu, Steuern zu erheben zur Deckung der besonderen Bedürfnisse des Territoriums, wobei jedoch Zölle und Mauthen, als die natürlichste Einnahmequelle des Reiches,

ausgeschlossen bleiben müssen, — sowie überhaupt die Reichsstaatsgewalt eine Oberaufsicht ausüben muß, damit ihre Einnahme nicht geschmälert und das Volk nicht überbürdet werde.

10) Das Obereigenthumsrecht (dominium eminens) ist bei der Reichsstaatsgewalt; so daß von keinem Particularstaat öffentlichen Anstalten und Maßregeln (Straßen, Kanälen, Festungsbau, Posten, Einquartierung, Truppenmärschen) Hindernisse in den Weg gelegt werden dürfen. Nur für Aufwand, Schaden und Verlust, nicht für entzogene und geminderte Vortheile (damnum emergens — lucrum cessans) haben sie Vergütung anzusprechen. Aber was im Interesse des Ganzen geschieht, muß auch vom Ganzen bestritten werden.

11) Die Consolidation aller vor der Vereinigung gemachten Schulden der Particularstaaten in eine gemeinschaftliche Staatsschuld wird nicht nur politisch zweckmäßig sein zur Begründung des Credits und Verschmelzung der Interessen, sie wird auch bei näherer Untersuchung der Umstände, unter welchen die Schulden gemacht wurden — wo oft der eine Staat für den andern büßen mußte — streng gerecht erscheinen.

12) Nicht die Fürsten, sondern die Staatsbeamten sind für Regierungshandlungen verantwortlich. Diese Staatsbeamten sind dem Staate und dem Gesetze verpflichtet; sie sind also alle im Dienste der obersten Staatsgewalt, welcher sie in letzter Instanz zu gehorchen haben — wer sie auch angestellt haben mag.

Die Fürsten können wegen Verbrechen gegen die Reichshoheit sowohl, als wegen Privatverbrechen vor das oberste Reichsgericht gezogen werden; denn die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Fürsten ist kein Postulat der Vernunft, sondern nur eine staatsrechtliche Fiction wegen der praktischen Schwierigkeit, den Richter zu bestellen. Hier ist aber bei dem Dasein der Reichsgewalt und des Reichsgerichts diese Schwierigkeit nicht vorhanden.

War doch in unserer Reichsverfassung, wo die oberste Staatsgewalt in Kaiser und Reich vereinigt war, der Kaiser persönlich der Gerichtsbarkeit des Reichs unterworfen. —

Die Geschichte der Europäischen Bundesstaaten, der Schweiz und der Niederlande, scheint kein günstiges Zeugniß für diese Form abzulegen, aber die Uebel, an welchen diese litten, lagen in den zufälligen Fehlern ihrer Verfassung, und hauptsächlich darin, daß diese zwischen Bundesstaat und Staatenbund schwankte, und daß darum der obersten Staatsgewalt Einheit und Nachdruck fehlte. Die gemachten Erfahrungen werden der Zukunft zur Warnung dienen. Wenn es erlaubt ist, aus den Richtungen der jetzigen Zeit auf die Zukunft zu schließen, dann kann man die Vermuthung wagen, daß Bundesstaaten mit repräsentativer Verfassung immer häufiger in der Geschichte erscheinen werden, mag nun in Europa die monarchische, mag auf der westlichen Halbkugel die republikanische Regierungsform vorherrschen. — Für diese Meinung sprechen zwei Thatsachen: Erstens die zunehmende Theilnahme aller Staatsbürger an der Politik, eine nothwendige Folge des zunehmenden Wohlstandes, der immer mehr verbreiteten Aufklärung; aber auch eine Folge des Umstandes, daß die immer wachsenden Bedürfnisse des Staates die Dienste und Leistungen der Staatsbürger immer mehr in Anspruch nehmen, sie also auch nothwendig auffordern, die Ermäßigung und Verwendung dieser Lasten zu untersuchen und zu kontroliren. Diese allgemeine Theilnahme, diese Einmischung der Einzelnen und der Gemeinden in die Verwaltung ist leichter und erfolgreicher, die Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten und der Lokalität ist thunlicher, in kleineren Staaten, also nothwendige Tendenz der Absonderung und Theilung in kleinere Gemeinwesen. — Zweitens das Bedürfniß großer kostbarer Anstalten und gemeinsamer Ver-

theidigung; — der natürliche Wunsch, als große Nation eine Macht zu bilden, um bei den politischen Fragen das ganze nationale Gewicht in die Wagschale zu werfen, fordert wieder zur Einigung und Föderation auf, deren zweckmäßigste und kräftigste Form der Bundesstaat ist.

Die Bemerkungen, die der Vater zu diesem Aufsatze machte, beschränken sich wesentlich auf Folgendes:

ad I. Der Staatenbund sei ihm ein nonens. Sowie ein Bundessystem mehr sei als eine Allianz, so werde es Bundesstaat. Daß der Deutsche Bund nach Sinn, Politik und Buchstaben unauflöslich, das habe er immer als Beweis dafür geltend gemacht, daß er realiter und virtualiter Bundesstaat sei. —

ad III. Von hier an verläßt der Aufsatz die praktische Bahn, und geht zur Idee, zum Wunsch über, der in solcher Maße nicht zu realisiren ist. Es ist auch der Theil, der mir am wenigsten gefällt, da ich doch das Ganze für kernhaft und gediegen anerkenne, und den Schluß ganz unterschreiben will.

Wäre diese Denkschrift im Jahre 1848 oder 1849 geschrieben, zu einer Zeit, in der sich fast alle geistigen Kräfte der Nation mit dieser und ähnlichen Fragen, mit Form und Wesen des Staatenbundes und Bundesstaates beschäftigt haben, so würde sie auch damals zu den tüchtigsten Arbeiten und Materialien gezählt haben. Vernimmt man aber, daß diese Denkschrift zwanzig Jahre früher von einem Officier verfaßt ist, dem Staatswissenschaft nur eine Nebenbeschäftigung war, so wird man ebensowohl über die wissenschaftliche Begründung als über die politische Voraussicht, daß das die Bahnen seien, auf denen die nationale Entwickelung sich bewegen würde, sich zu verwundern haben. Der Entwurf eines Reichsgrundgesetzes, wie er von den XVII Männern des öffentlichen Vertrauens bearbeitet und am 26. April 1848 der Bundesversammlung übergeben wurde, steht am meisten

in Uebereinstimmung mit diesen Grundzügen des Bundesstaates, aber auch die späteren bundesstaatlichen Verfassungsarbeiten entfernen sich davon nicht weit; nur hat sich mein Bruder ebenso wie der 17er Entwurf an die wesentlichsten Grundformen gehalten, und den Bauplan der Einheit nicht noch mehr überladen und erschweren wollen, wie er es werden mußte, wenn auch noch vervielfältigte, ausgedehnte und selbst ausschweifende, endlich solche sogenannte Grundrechte, die ohne genügende Berücksichtigung der Provinzialgewohnheiten und Bedürfnisse aufgestellt worden waren, — als eben so viele Keime eines Interessen- und Meinungszwiespaltes hineingelegt wurden.

Wollte ich nicht diese Ansichten meines Bruders mit den späteren Versuchen zur Reform der Bundesverfassung verknüpfen, und im Rückblick auf die inmittelst eingetretenen Ereignisse der Kritik entgegenkommen, inwieweit er richtig geurtheilt, das Bedürfniß seines Volkes erkannt habe, — solche Zurückhaltung von meiner Seite würde der Ziererei gleichen. Nicht der Erfolg oder Nichterfolg allein bestimmt den Werth eines Reformgedankens; und wenn die ganze Entwickelung des Volkes die ähnliche Richtung genommen, und eine Reihe von Ereignissen den Beweis geliefert haben, daß der angedeutete Weg ein möglicher sei, um zu einem nothwendigen Resultate zu gelangen, dann ist ihm wenigstens die Bedeutung in der Zeitgeschichte gesichert.

Der Besprechung der späteren Reformversuche der Bundesverfassung will ich eine kurze Zusammenstellung der Ansichten meines Bruders, wie sich diese aus den verschiedenen mitgetheilten Denkschriften ergeben, vorausschicken, da die chronologische Folge, in welcher diese geschrieben und mitgetheilt sind, diesem Zusammenhange nicht ganz entspricht.

In der Denkschrift „der gegenwärtige Zustand" schildert er, wie dieser im Jahre 1823 sich ihm, als einem nach längerer

Abwesenheit plötzlich in diese Deutschen Verhältnisse wieder hinein versetzten, darstellten; er sucht die damalige Stimmung der Nation zu erfassen, die seit einer Reihe von Jahren, in der er sie aus unmittelbarer Nähe nicht hatte beobachten können, eine ganz veränderte geworden war; er entwickelt die Unmöglichkeit, daß solche Zustände gegen so augenscheinliches Interesse sie zu verändern, und bei solcher öffentlichen Stimmung, wie er sie gefunden, dauern können; — und er weist endlich mit unbestimmter Hoffnung auf die Anlagen und Eigenschaften der Nation hin, die eine bessere Zukunft erwarten lassen.

In der Denkschrift: „die Parteien" zählt er die Hauptparteien auf und charakterisirt sie:

1) Die Servilen, die von Gnaden und Mißbräuchen zu leben vorziehen, eigentlich keine Meinung, sondern nur Interessen haben.

2) Die Unitarier, welche die politische Einheit Deutschlands sowohl im Interesse der Freiheit als der Unabhängigkeit fordern, und welche, da die Ueberzeugung sich aufgedrungen hat, daß durch die Fürsten nicht zum Ziele zu gelangen sei, es auch ohne sie und troz ihnen versuchen würden. Wenn sich von dieser Partei eine republikanische und selbst demokratische Fraction ausgeschieden habe, so sei das den Gegnern zuzuschreiben, ursprünglich dieser Charakter ihr fremd gewesen.

3) Die Föderalisten, welche zwar einsehen, daß die Ehre, das Wohl, die Sicherheit der Nation ein stärkeres Band erfordere; welche auch vielleicht zugeben, daß politische Einheit besser wäre, aber die, bei dem Glauben, daß die politische Zersplitterung in der Nation sehr alte und tiefe Wurzeln habe, und bei der Besorgniß, daß die Einheit nicht ohne Revolution oder Bürgerkrieg erreicht werden könne, sich mit dem Bunde, wenn er nur stark und aufrichtig gemeint sei, begnügen wollen.

In dem Dialog „Unitarier und Föderalisten" suchen sich die Ersteren mit den Letzteren zunächst über die Nothwendigkeit

und den Zweck selbst: Ob die politische Einheit ein nationales Bedürfniß? — und abgesehen von den Mitteln, wie solche zu erreichen sei? — zu verständigen. Dann läuft die Erörterung fast auf ein Einverständniß hinaus, daß die Einrichtungen und Reformen, die der aufrichtige Föderalist selbst für nöthig erachtet, damit der Bund stark sei, und woraus erst hervorgehen müsse, daß man ihn aufrichtig meine, auf dem friedlichen Wege der Vereinbarung ebensowenig erreicht werden könnten als andere, weiter gehende Reformen. Wird nun auch über einzelne berührte Fragen kein Einverständniß erzielt, so sind doch beide Parteien zuletzt darüber gleicher Meinung, daß der Bund, wie er ist, noch immer besser sei als die Zweiherrschaft und die Fünfherrschaft.

In der Denkschrift: „der Bundesstaat“ ist diejenige Verfassungsform, — immer abgesehen von den Mitteln und Wegen dahin zu gelangen — in Grundzügen entwickelt, die als beschränkteste Einheitsform den Verhältnissen Deutschlands, wie diese sich historisch ausgebildet haben, am meisten zu entsprechen scheine; und es wird die Vermuthung ausgesprochen, daß der Bundesstaat mit repräsentativer Verfassung, weil auch er von der Monarchie Ordnung und Festigkeit, von der Republik Freiheit und Regsamkeit, ohne der Form Gewalt anzuthun, zu entlehnen vermöge, immer häufiger in der Geschichte erscheinen werde.

In der Denkschrift endlich: „Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen,“ wurden schon im Jahre 1823 die Unitarischen Argumente in ähnlicher Weise wie später entwickelt; die Gegengründe widerlegt; dann die Mittel und Wege besprochen, nicht wie das Ziel, die Einheit, zu erreichen, sondern wie die Annäherung zum Ziele, auch in dafür ungünstigen Zeitläuften, allmälig vorzubereiten sei. —

So weit mein Bruder.

Die Plane und Versuche zu einer Reform der Bundesverfassung, welche eine größere Bedeutung gewonnen haben und daher in den Kreis dieser Besprechung gehören, sind folgende:

1) Die Vorschläge, welche im Beginn der Bewegung des Jahres 1848 von Preußen an Oesterreich gemacht wurden, und über die der General von Radowitz in der Broschüre: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." Hamburg 1848, Bericht erstattet hat.

2) Die auf Begründung eines Bundesstaats gerichteten Bestrebungen der Jahre 1848/49.

3) Die Vorschläge, welche zur Hebung der Bedeutsamkeit und Wirksamkeit des Bundes auf der unveränderten Grundlage der Bundesacte von 1815 und der Wiener Schlußacte von 1820, vom Freiherrn von Blittersdorff schon 1833 an den Fürsten Metternich, dann im Jahre 1847 an den Oesterreichischen Präsidialgesandten Grafen von Münch-Bellinghausen gerichtet wurden, und worüber „Einiges aus der Mappe des Freiherrn von Blittersdorff, Mainz 1849" Nachricht giebt.

4) Der vorläufige Abschluß der Bundesreformfrage durch die Dresdener Conferenzen im Jahre 1851.

Wie nämlich die Radowitz'schen Verhandlungen in Wien während der Märztage 1848 gleichsam nur die Vorläufer der Reformbewegungen dieses Jahres waren, so sind die Blittersdorffschen Ansichten und Vorschläge seit den gescheiterten Dresdner Conferenzen von Oesterreichischer Seite mehr beachtet, und instructiv bezüglich der neueren Oesterreichischen Bundespolitik geworden.

Die Reformbestrebungen, welche auf der Grundlage der Bundesverfassung versucht worden sind, gingen von der Absicht aus:

entweder die gleichberechtigte Zweiherrschaft Oesterreichs und Preußens im Bunde, unter mehr oder weniger Beseitigung der Gleichberechtigung der übrigen Bundesstaaten, zur Geltung zu bringen;

oder das Uebergewicht eines der beiden Hauptstaaten, Oesterreichs oder Preußens, gegen alle übrigen im Bunde zu begründen;

oder das Gleichgewicht zwischen den beiden Hauptstaaten bei dem als Regel geltenden gegenseitigen Antagonismus derselben, dadurch herbeizuführen, daß den Mittelstaaten, um den Ausschlag geben zu können, eine günstigere Stellung durch das Stimmenverhältniß gegeben werde.

Es ist nicht ohne Bedeutung, bei Besprechung der einzelnen Reformbestrebungen hervorzuheben, welcher Richtung sie angehören.

Niemand stellt in Abrede, daß die Zweiherrschaft unter Umständen gute Früchte tragen könne: nämlich, wenn die Zweiherren gleichartiger Natur sind, und dieselben Ziele verfolgen. Wenn aber jeder der Zweiherren für selbstständige Zwecke arbeitet, die jenseits dieser Zweiherrschaft liegen, und in dieser nur einen Waffenstillstand erkennt, während dessen jeder Theil für seine besonderen, im Antagonismus gegen den Mitherrn gebrüteten Zwecke arbeitet, in der Zuversicht, daß die Zeit für ihn laufe, dann kann die Zweiherrschaft nur zu beklagenswerthen Zuständen führen.

Die Zweiherrschaft Oesterreichs und Preußens in Deutschland bildete bisher zu der ersten Voraussetzung so ganz den Gegensatz, daß ebensosehr ihre Einigkeit als ihre Zwietracht zum Ruin der Nation ausgeschlagen ist, und diese täglich mehr zerklüftet. — Die Ungleichartigkeit der beiden Deutschen Mächte hat zwischen ihnen einen normalen Dualismus erzeugt, d. h. Gegensätze in fast allen Richtungen. Machten sich diese Gegensätze geltend, so war jede Bundesthätigkeit gehemmt, der Bund neutralisirt; schließen sie, und gingen die beiden Hauptmächte äußerlich einträchtig, so war das ein Zeichen, daß der Eine der Zweiherrn den Zwecken des Andern sich augenblicklich unterordnete, entweder im Gefühl der relativen Schwäche, oder weil eine besondere Tendenz die

allgemeinen, der eigentlichen Natur entsprechenden Ziele zurückdrängte. So hatte man sich seit den Karlsbader Beschlüssen daran gewöhnt, die ausnahmsweise Einigkeit Oesterreichs und Preußens in Bezug auf die Maßregelung Deutschlands zur Beschränkung der geistigen und politischen Freiheit und zur Ertödtung des nationalen Einheitsgedankens als das Resultat einer der natürlichen Preußischen Politik gänzlich widersprechenden Tendenzpolitik zu betrachten, welche in ihrer Unnatur nothwendig dahin führen mußte, die nationalen Einheits- und Freiheitsbestrebungen auf gewaltsame Bahnen zu lenken. Man irrt aber nicht, wenn man davon ausgeht, daß in allen Fragen, die mit solcher Tendenzpolitik nicht zusammenhängen, — namentlich in allen Europäischen und Fragen der Machtstellung, in sofern es sich nicht blos von der augenblicklichen Nothdurft der gemeinsamen Vertheidigung handelt, beide Deutsche Mächte in den entgegengesetzten Lagern und Richtungen sich befinden werden.

So lange beide Mächte, Oesterreich und Preußen, ihre Natur nicht geändert haben, so lange der Dualismus, der zwischen ihnen besteht, nicht in einer auf Dauer berechneten Weise gehoben ist, kann nach den bisherigen Erfahrungen das Mißtrauen der Nation gegen die von Oesterreich und Preußen gemeinsam und übereinstimmend ausgeübte Initiative im Bunde nur gerechtfertigt erscheinen.

Der Plan zur Bundesreform, welchen Preußen in der zwölften Stunde vor der Bewegung des Jahres 1848 durch das Organ des Generals von Radowitz an Oesterreich gelangen ließ, geht von der Wahrscheinlichkeit oder doch Möglichkeit einer Stufenfolge successiver Schritte aus, um zum Ziele zu gelangen. Auf der Basis der begründeten Zweiherrschaft Oesterreichs und Preußens in Deutschland sucht er zunächst ein Einverständniß Beider herbeizuführen; und nur, wenn dieser Weg sich als unwegsam dargestellt haben würde, eventuell einen Uebergang zum Versuch

der Begründung eines wenigstens thatsächlichen, augenblicklichen Uebergewichts Preußens im Bunde, in der Beschränkung*): „daß im November 1847. Preußen sich keine andere Linie für die Aufrichtung des Deutschen Bundes vorzeichnen konnte, als eine solche, welche die Rechte und die Unabhängigkeit der Bundesglieder unverletzt ließ."

Da es sich hierbei von Vorschlägen handelt, die von einer der Deutschen Großmächte wirklich ausgegangen und von der andern eingehend behandelt worden sind, so werde ich sie zu entwickeln haben.

Die Sendung des Generals von Radowitz nach Wien wurde in Berlin unter dem Eindruck der Französischen Februarrevolution von 1848. am 1. März*) beschlossen. Unter so dringenden Motiven der auswärtigen Politik wurde in Berlin „die feste Eintracht der betheiligten Regierungen, vor allem der beiden Mächte, welche die Hauptstütze des Deutschen Bundes bilden," als die erste und wesentliche Bedingung der zu ergreifenden Bundespolitik betrachtet, und der Gesandte beauftragt, das Organ dieser Ansicht und dieser Gesinnung beim kaiserlichen Cabinet zu sein. Der mögliche Krieg erfordere aber „neben den materiellen Streitmitteln auch moralische Heilmittel, und es hieße uns selbst zu Grunde richten, wenn wir uns mit halben und unzureichenden Maßregeln begnügen wollten." Daher beantragt Preußen: „daß in kürzester Frist ein Deutscher Congreß sich versammle, um die durch die Umstände gebotenen Beschlüsse zu fassen und deren unverweilte Ausführung einzuleiten."

Diese Beschlüsse sollen hauptsächlich dreierlei betreffen:

1) die auswärtige, eventuell die militärisch-kriegerische Lage des Bundes,

---

*) Am angeführten Orte. S. 31.

**) Am angeführten Orte. S. 64—66.

2) die gemeinsamen, solidarisch festzustellenden Schutzmaßregeln,

3) die organische Entwickelung und Belebung des Bundes.

Ueber das, was innerhalb der beiden ersten Punkte liegt, einigten sich die beiden Mächte; die Preußischen Vorschläge, die den Berathungen über die Entwickelung des Bundes zur Grünlage dienen sollten, zog die kaiserliche Regierung in ernstliche Erwägung. Es umfaßten diese Vorschläge sämmtliche Punkte der Denkschrift vom 20. März 1847, welche von dem General von Radowitz selbst verfaßt, demselben zur Instruction diente. Welches waren sie?

Wenn demnach die Frage aufgeworfen wird: was ist zu thun durch und für den Bund? so geht die Antwort in drei Richtungen:

die Wehrhaftigkeit stärken;
den Rechtsschutz ordnen und ergänzen;
die materiellen Bedürfnisse befriedigen.

Alles dies aber nicht durch kleine, halbe, zaghafte Maßregeln, sondern durch Bundesinstitutionen im großen Style, fähig, die allgemeine Theilnahme Deutschlands zu fesseln und das nationale Gefühl mächtig zu ergreifen. —

Die Aufgabe des Congresses oder der vorbereitenden Thätigkeit der Bundesversammlung würde es nun sein, die Linie festzustellen, auf welcher der Bund sein neues Leben finden soll. Das Feld, das sich hierzu aufthut, ist sehr reich. —

(Beispielsweise Andeutungen: Als Vorbereitungen werden bezeichnet:

1) Die Preßgesetzgebung mit Wegfall der Censur.

2) Die Oeffentlichkeit der Protokolle.

Dann werden als Institutionen vorgeschlagen

auf dem Gebiete der Wehrhaftigkeit:

Inspicirungen, Uebungen, Vereinigung über Reglements, Kaliber, Bundesfeldzeichen und Bundeswappen;

auf dem Gebiete des Rechtsschutzes:
Einsetzung eines Bundesgerichts, allgemein gültige Gesetzbücher, allgemeines Heimathsrecht, Anerkennung der Freizügigkeit;

auf dem Gebiete der materiellen Interessen:
Vereinbarung über Maaße und Gewichte, Münze, Post- und Eisenbahnordnung, Schifffahrtsverträge und Bundesconsulate, Ausdehnung des Zollvereins auf den Bund, Feststellung des freien Verkehrs mit Lebensmitteln, Aufhebung der Wasserzölle, Regulirung der Auswanderung und Colonisation.)

Bezüglich der Frage, wie nun diese Ausdehnung der Bundeszwecke erreicht werden solle? unterscheidet die in der Denkschrift*) sich aussprechende Preußische Regierung drei Fälle: Preußen verfolgt seine Ziele im vollen Einverständniß mit Oesterreich, im halben Einverständniß mit ihm, oder es geht seinen Weg allein.

Im ersteren Falle wird „der Einberufung eines Congresses nach den 17 Stimmen des engern Rathes in ähnlicher Weise wie die Wiener Verhandlungen des Jahres 1820 gepflogen wurden" „zur Feststellung der obersten Normen" der neuen Bundeseinrichtungen der Vorzug gegeben, und nur „die Modalitäten der Ausführung" würden der Bundesversammlung zu überlassen sein.

Im zweiten Falle desselben Einverständnisses mit Oesterreich „ist es günstiger, den eigentlichen Wahlplatz gleich in die Bundesversammlung zu verlegen." — Zuerst eine eindringende unumwundene Erklärung über den gegenwärtigen Zustand und die Gefahren des Bundes, hieran die gesammte Reihenfolge der positiven Anträge geknüpft. Man kämpfe sie durch, mit oder ohne vorhergegangene besondere Verständigung mit einzelnen Bundesregierungen, mit äußerster Energie, unbeug-

*) Am angeführten Orte. S. 49 bis 56.

sam und scharf, verstatte keinerlei Verschleppung oder Verflüchtigung des Inhalts.

Aber auch der dritte Fall sei fest in's Auge zu fassen: „daß der Einfluß von Wien und die selbstsüchtigen Triebe einzelner Regierungen es unmöglich machen könnten, auf dem Bundestage irgend etwas Gedeihliches zu erzielen. Preußen fände sich dann in der schmerzlichen Lage jeder Verantwortlichkeit dafür enthoben zu sein, wenn es das schlechthin Nothwendige nunmehr außerhalb seiner bisherigen Allianzen und außerhalb des formalen Bundeswegs verfolgt. Gegen den Widerstand Oesterreichs und gegen den üblen Willen anderer Regierungen giebt es dann nur ein Mittel, aber dieses ist vollkommen genügend: die Verbindung mit dem besseren Geiste der Nation."

— — „Der König trete vor seine Stände und lege ihnen volle Rechenschaft ab über seine Schritte in Wien und Frankfurt."

„Hiermit gehe Hand in Hand die literarische Oeffentlichkeit im ausgedehntesten Maaßstabe."

„Auch hier können nur ein zusammenhängender Gedanke und umfassende Mittel der Ausführung ein wahrhaft gedeihliches Resultat liefern."

„Wenn der Geist der Nation selbst als Bundesgenosse des Königs sich erhebt, dann ist der Moment gekommmen, um durch Specialvereine zu erreichen, was auf dem Bundeswege unmöglich war." Das unverwandte Ziel müßte bleiben, „diese Specialvereine wieder zum Eigenthume des Bundes zu machen und in ihn zu verschmelzen. Welchen materiellen Nutzen auch dergleichen partielle Vereinigungen momentan darbieten mögen, der höhere ethische Gewinn wird immer nur durch solche Institutionen erfüllt, in welchen die Nation sich und Anderen als ein Ganzes erscheint und fühlt." —

Das waren also die Ziele und Wege, welche nicht etwa

irgend ein — „man“ — irgend ein Preußisches Ministerium verfolgte, welches vielleicht den höchsten Intentionen nicht entsprach, es waren die Ziele und Wege, von denen Radowitz*) „im Bewußtsein strengster Wahrhaftigkeit“ am Anfang wie am Schluß seiner Darstellung verbürgt:

„Weder die Französische Umwälzung, noch die Bewegungen in andern Deutschen Staaten, noch die Vorgänge in Berlin selbst haben den Entschluß Friedrich Wilhelm's IV. zur Regeneration des Deutschen Bundes hervorgerufen; er stand in dem Könige fest, seitdem er zur Regierung gelangte, und war zur Ausführung gereift, ehe irgend eine sonstige Anregung hinzutrat.“

Das Gleiche wird man nicht von dem weiteren Verlauf dieser Reformbestrebungen sagen können. Die Preußischen Vorschläge gelangten am 5. März 1848 an das kaiserliche Kabinet; die Einberufung des Congresses auf den 25. März erfolgte mittelst k. k. Oesterreichischer Circularnoten vom 7. und 8. und die Anzeige davon in der Bundesversammlung am 13. März. Am 10. März wurde zwischen Oesterreich und Preußen eine Uebereinkunft geschlossen, wodurch sich beide Regierungen verpflichteten, gleichzeitig am 15. März die Einberufung des Congresses nach Dresden und dessen Zweck öffentlich bekannt zu machen. Die Bekanntmachung erfolgte in den halbamtlichen Blättern beider Regierungen und die bezeichnendsten Stellen derselben sind folgende**):

Beide Regierungen hegen die vertrauensvolle Erwartung, daß es auf diesem geordneten Wege gelingen werde, den wohlbegründeten nationalen Bedürfnissen zu entsprechen und diejenigen Institutionen zu sichern, durch welche Deutschland gekräftigt und erhoben, dem Auslande gegenüber aber in der ihm

---

*) Am angeführten Orte. S. 38.

**) Am angeführten Orte. S. 68.

gebührenden Stellung unter den Europäischen Nationen befestigt werde. —

Indem die Deutschen Regierungen sich zu diesem Werke vereinigen, nehmen sie für dasselbe den besseren Geist der Nation in Anspruch, die Einsicht und den Willen Aller, welche es vermögen, inmitten der Aufregungen und Täuschungen der Gegenwart auch die Zukunft in's Auge zu fassen und die Bedingungen zu erkennen, unter welchen allein eine heilsame Entwickelung des alle Deutsche Stämme umfassenden Bundes möglich ist.

Dieser letztere warnende Appell an die Einsicht sollte offenbar gegen die immer mehr zur Geltung gekommene Idee des Uebergangs aus dem Staatenbund in den Bundesstaat, und gegen die geforderte Nationalrepräsentation gerichtet sein. Aber wovor noch am 15. März als vor etwas Verderblichem im Namen beider Deutscher Großstaaten gewarnt worden war, das wurde, wie wir gleich sehen werden, schon am 19. März die Grundlage einer neuen einverstandenen Punctation beider Deutscher Hauptmächte.

Man hatte geglaubt, „einem Congresse den Vorzug geben zu müssen, auf welchem die Fürsten und ihre Minister, ohne an einzuholende Instructionen gebunden zu sein, unverzüglich das Nothwendige anzuordnen vermochten." — „Was der Congreß als bindende Norm verkündigte, dessen nähere Bearbeitung sollte dann an die Bundesversammlung übergehen und in die Hände der aus allen Bundesstaaten herangezogenen Männer des Vertrauens und der Sachkenntniß gelegt werden." Mittlerweile wurde die Stimmung der Nation immer aufgeregter und dringender.

Als indeß der Ruf nach einem Deutschen Parlament durch alle Theile Deutschlands erscholl und mehrere Regierungen selbst sich veranlaßt gefunden hatten, hierzu die Hand zu bieten, „so konnten sich die beiden größeren Höfe berechtigt glauben, auch hierauf ihre Vorschläge

zu richten." Der letzte Act der in Wien gepflogenen Verhandlungen ist eine Punctation, durch welche Oesterreich und Preußen übereinkommen, auf eine ausgedehnte Revision der Bundesverfassung gemeinschaftlich anzutragen. Neben den bisherigen engeren Bundestag sollte eine weitere Bundesversammlung treten, zu welcher jeder Staat eine entsprechende Zahl von ständischen Deputirten nach der Wahl der Kammern zu senden habe. Dieser weiteren Bundesversammlung verblieben dann: die Abänderung der Grundgesetze des Bundes, die organischen Bundeseinrichtungen, die gemeinnützigen Anordnungen, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund, und die Controle aller Bundesausgaben. Ihr lag es ob, die Instructionen zu ertheilen, nach welchen der Bund im Auslande durch seine diplomatischen Agenten zu vertreten sei!! In der Abstimmung war sie von den einzelnen Regierungen völlig unabhängig, allein an ihre eigene Verantwortlichkeit gewiesen; sie würde in der Regel die ersten drei Monate im Jahr zusammengetreten sein, in sofern sie nicht durch außerordentliche Bedürfnisse anderweitig einberufen werden müßte. Die Frage, welche ferneren Veränderungen in der Bundesverfassung erforderlich und nützlich seien, blieb den Verhandlungen der nächsten weiteren Bundesversammlung vorbehalten. Dieselbe Punctation zählte auch die erwähnte Reihenfolge sämmtlicher Maßregeln und Institutionen auf, welche auf den Gebieten des Rechtsschutzes, der Wehrhaftigkeit und der materiellen Interessen im Deutschen Bunde zur Ausführung zu bringen seien. Sie ist am 19. März von dem Preußischen Bevollmächtigten, vorbehaltlich der Genehmigung seines Hofes, vorgelegt und von Seiten des kaiserlich Oesterreichischen Ministeriums des Auswärtigen bereitwillig angenommen worden.

Ehe, worüber am 19. März in Wien übereingekommen war, in Berlin, was hier sich am 18. zugetragen hatte, in Wien

bekannt sein konnte, war, schon mit Rücksicht auf die ersten Wiener Beschlüsse vom 10. März, in Berlin am 18. März das bekannte Manifest des Königs von Preußen erlassen worden, welches die Verwandlung des Deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat und die unverzügliche Berufung einer vorläufigen Bundesrepräsentation aus den Ständen aller Deutscher Länder, — um zur Reorganisation der Bundesverfassung mitzuwirken, — als eine Nothwendigkeit und als ein Preußisches Verlangen verkündigt hatte.

Welche Veränderungen, welche schwankenden Zustände mußten in Wien eingetreten sein, um das Oesterreichische Ministerium des Auswärtigen zu bestimmen, Vorschläge wie die obigen, die der bisherigen Oesterreichischen Bundespolitik so ganz entgegengesetzt waren, „bereitwillig“ anzunehmen! Schon nach den ersten Tagen der Anwesenheit in Wien des Preußischen Bevollmächtigten hatten sich dort die Vorboten eines Umschwungs der Dinge gezeigt. Als dieser am 19. seine letzte Punktation vorlegte, war Fürst Metternich schon seit sechs Tagen (am 13. Abends) veranlaßt worden, von den Staatsgeschäften zurückzutreten. Ein neues Oesterreichisches Ministerium bildete sich erst am 20.; Graf Ficquelmont war zwar schon unterm 18. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, hat aber, wie er selbst*) erzählt, erst am 20. die Leitung der Staatskanzlei übernommen, und nirgends spricht er von einer damals unter seiner Verantwortlichkeit gepflogenen Unterhandlung mit Preußen über die Entwicklung des Deutschen Bundes. Es war also während eines ministeriellen Interregnums in Oesterreich, als Herr von Radowitz am 19. März**) die Punktation vorlegte,

*) Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848 von L. Graf Ficquelmont. Seite 1.

**) Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. S. 37

welche — von Seiten des k. k. Oesterreichischen Ministeriums des Auswärtigen, wie es scheint an dem selbigen Tage — „bereitwillig angenommen worden ist."

Ich glaube jedoch, daß es auf einer Selbsttäuschung beruhte, wenn Herr von Radowitz sagte:

„In dem Augenblicke aber, als jene nationalen Forderungen durch ganz Deutschland erschallten, als sie vor der Hofburg in Wien und vor dem Berliner Schlosse vernommen wurden, war die Verständigung zwischen den beiden großen Höfen wirklich bereits bis zu dem Punkte gediehen, daß die That unmittelbar auf dem Fuß gefolgt wäre."

Wie die Preußische Tendenzpolitik Jahrzehnte hindurch an das Schlepptau der Oesterreichischen Bundespolitik geknüpft war, so hatte sich jetzt Oesterreich in seiner Rathlosigkeit von der Preußischen Initiative augenblicklich fortziehen lassen. Diese ganze Verhandlung ist durch die fast gleichzeitige allgemeine Bewegung verwischt worden und hat keine weiteren Spuren zurückgelassen, als den Radowitz'schen Bericht darüber, die Oesterreichisch-Preußischen Bekanntmachungen vom 15. und das Preußische Manifest vom 18. März. Später ist man nicht darauf zurückgekommen, und was in jener Sturm- und Drangperiode von Oesterreichischen Staatsmännern gutgeheißen worden ist, es muß sich als für Oesterreich unzuträglich später herausgestellt haben. Der Charakter dieses Preußisch-Oesterreichischen Reformplans, wie er so in seinem ersten Stadium geblieben ist, war, wie schon bemerkt, der einer diesmal reinen und uneigennützigen Zweiherrschaft im Bunde. Der Grundgedanke des Deutschen Bundes, wie ihn W. v. Humboldt zuerst entworfen, auch J. F. Fries adoptirt hat, — die Einigkeit Deutschlands, beruhend auf der Einigkeit Oesterreichs und Preußens — sollte zur Vervollkommnung und Popularisirung der Bundesverfassung führen, und man konnte darauf rechnen, daß die Einigkeit Oesterreichs und Preußens die Nachgiebigkeit der Uebrigen

zur Folge haben werde. Radowitz bezeichnet diesen Charakter in folgender Stelle der Denkschrift*):

Wie wichtig das Einverständniß Preußens mit Oesterreich in den Bundesangelegenheiten ist, bedarf keiner Erörterung. Dieser Zusammenhang hat an und für sich eine hohe Bedeutung als Glied und Aeußerung der engen Allianz zwischen beiden Höfen überhaupt; er ist andrerseits das beste Mittel, um den Partikularismus anderer Bundesglieder zu überwinden. Es giebt kaum einen wahren und großen Fortschritt für Deutschland, wenn Oesterreich sich dem entzieht; nur im äußersten Falle darf die innigste Gemeinschaft mit dem alten Kaiserstaate momentan aufgegeben werden.

Das war unzweifelhaft damals die aufrichtige Meinung Preußens; und der ganze Operationsplan von Radowitz enthält nicht allein keine Spur von künstlicher Combination, der man später von anderer Seite begegnet, um durch Stimmenvertheilung und Zusammenlegung ein Uebergewicht im Bunde zu begründen: er geht selbst so weit, das bisherige separatistische Verfahren Preußens, um wohlthätige Zwecke zu verallgemeinern, „wozu sich der Bund als untauglich erwies“, der Kritik im Interesse der Bundesentwicklung preiszugeben. Er bezeichnete**) nämlich, darin mit Herrn von Blittersdorf ganz einverstanden,

„die Entstehung des Zollvereins“ als eine „tiefgehende Anomalie in dem Bundesleben, deren ganze Bedeutung nicht übersehen werden dürfe, wenn dessen Vortheile hervorgehoben werden. Es war der erste Riß in das Werk von 1815, die erste Erklärung, daß man an dessen Belebung verzweifle ꝛc.“

und er fügt später erläuternd noch hinzu:

„Schon das bloße Bewußtsein des Gemeinsamen, Deutschen, würde auf das Selbstgefühl der Nation, auf die Achtung

---

*) Am angeführten Orte. S. 49.
**) Daselbst. S. 40. 41. 53. 54.

des Auslandes einen Einfluß üben, der jedes Opfers werth ist. Aber es muß stets hierbei wiederholt werden: nicht das Vereinzelte, das vom Drange materieller Bedürfnisse Abgerungene, gewährt solche Resultate, sondern lediglich eine allgemeine Aufrichtung des Geistes im Bunde, bei welcher alle jene neue Institutionen nur als nothwendige Folgerungen erscheinen."

Demungeachtet mußte Radowitz*) in seiner Denkschrift und Instruction auch den Fall in's Auge fassen: „daß der Einfluß von Wien und die selbstsüchtigen Triebe einzelner Regierungen es unmöglich machen könnten, auf dem Bundestage irgend etwas Gedeihliches zu erzielen."

Daß die einverstandene Initiative Oesterreichs und Preußens bei den andern Bundesstaaten auf Widerstand stoßen könne, setzt er eigentlich nicht voraus. Auf dem für diesen Fall des Einverständnisses beantragten Fürsten- und Ministercongresse sollte die Oesterreichisch-Preußische Initiative die zu vereinbarende Grundlage der Reform im Sturm hinwegnehmen, dann die Ausarbeitung des Details der Bundesversammlung überlassen bleiben**), und die so vorbereiteten Maaßregeln und Institutionen „durch einfache Majoritätsbeschlüsse zum Gesetz erhoben werden." Die Rechtmäßigkeit dieser Majoritätsbeschlüsse der Bundesversammlung zu begründen, würde wohl auch zu den auf dem Congresse zu vereinbarenden allgemeinen Grundlagen der Reform gehört haben. Es war also eine Gewalt, die siegen, nicht ein freier Entschluß, der gefaßt werden sollte.

Nur wenn Oesterreich zugleich mit andern Regierungen den Preußischen Vorschlägen Widerstand leistete: — „dann ist der Moment gekommen, um durch Specialvereine zu erreichen, was auf dem Bundeswege unmöglich war."

---

*) Am angeführten Orte. S. 55 und 56.

**) Daselbst. S. 28.

Aber dann erst ist dieser Moment gekommen: „wenn der Geist der Nation selbst als Bundesgenosse des Königs sich erhebt.“ —

Radowitz selbst hat das Urtheil der Hoffnungslosigkeit ausgesprochen über die Versuche, mittelst Vereinbarung unter allen Bundesstaaten zu einer ausreichenden Reform der Bundesverfassung zu gelangen, und es ist nicht ohne Interesse davon Act zu nehmen:

Seite 18. Die Zeit ist nicht fern, wo das allgemeine Urtheil die Gerechtigkeit wiederfinden wird, die in so aufgewühlten Zeiten stets verloren geht. Dann wird man billige Rücksicht tragen den übergroßen Schwierigkeiten, welche einer Umgestaltung des Bundes entgegenstanden; man wird fühlen, was es heißt, innerhalb der rechtlichen und vertragsmäßigen Bedingungen eine Reihe von Staaten zu gemeinschaftlichen, freiwilligen Entschlüssen zu bestimmen, die ihre Interessen und Absichten in der verschiedenartigsten Weise berühren mußten.

Seite 19. Sind nicht auch ähnliche Rücksichten für diejenigen kleineren Regierungen geltend zu machen, welche einer weiter gehenden Entwicklung des Bundesverbandes seit dessen erstem Bestehen mehr oder minder beharrlich entgegentraten? —

Gegen Krieg von Außen schützte auch die bisherige Bundesverfassung; gegen gewaltthätige Verletzung von Innen glaubte man sich selbst stark genug, gegen etwaige Hegemonieversuche der einen Großmacht durch die andere gesichert.

Seite 20. Nicht Jedem mochte es als unzweifelhaft erscheinen, daß die Unabhängigkeit der 39 souveränen Territorien vereinbar sei mit der Aufrichtung einer starken Centralgewalt, und daß der Verlust, den Bayern, Würtemberg, Hessen ꝛc. als solche hierbei erleiden, durch einen Zuwachs von Wohlsein und Kraft des Ganzen wirklich überwogen werde. Während in Oesterreich und Preußen so manche Patrioten eine größere Unterwerfung unter den Bund als eine Herabsetzung ihrer mächtigen Reiche betrachteten, fürchtete man in den klei-

neren Staaten, daß die Verstärkung des Mittelpunktes der Einheit nur zum Vortheil der beiden großen Bundesglieder ausschlagen werde.

Seite 22. Diese Erfahrungen mußten immer mehr zu der Ueberzeugung hinführen, daß es unmöglich sei, auf dem Wege des bloßen diplomatischen Verkehrs zu irgend etwas Gedeihlichem für die Deutsche Sache zu gelangen, und daß es der Apathie oder dem egoistischen Widerwillen stets gelingen werde, auch die bestgemeintesten Vorschläge unwirksam zu machen, so lange sie nicht aus dem Dunkel der Cabinette hervorträten. Daß man in dem Geiste der Nation selbst den mächtigsten Verbündeten aufzusuchen habe, dieses wurde im Schlosse von Berlin immer deutlicher erkannt.

Einen schwer verständlichen Gegensatz zu den vorstehenden Erwägungen, Erfahrungen und zu der daraus gewonnenen Erkenntniß bildet die folgende Stelle:

Seite 30. Die Bundesregierungen waren allein berechtigt, an die Entwicklung des Bundes Hand zu legen, sie mußten von deren Nothwendigkeit überzeugt und zu selbstverläugnenden Entschlüssen hingeführt werden. Die öffentliche Meinung durfte und mußte man hierbei als mächtige Hülfe betrachten, aber kein Staat konnte sich berechtigt glauben, durch dieselbe einen wirklichen Zwang über einen andern ausüben zu wollen.

Mit der Erhebung allein — vieldeutiger Begriff — des Geistes der Nation war es wohl nicht gethan, sondern mit ihren Folgen, mit dem nöthigenden Druck auf die wahrscheinlich widerstrebenden Regierungen, um sie gegen die Preußischen Vorschläge nachgiebig zu machen. Der wiederholte Anspruch, um zu den Zielen gelangen zu können, an die Bundesgenossenschaft mit dem Geist der Nation mußte, wenn er nicht eine Phrase bleiben sollte,

auf etwas Anderes gerichtet sein, als auf eine blos moralische Unterstützung, etwa durch die damals noch geknebelte Presse.

Die Preußischen Staatslenker haben während jener Bewegungsjahre fort und fort darüber geschwankt, wie weit ein Druck der öffentlichen Meinung auf die Entschließungen der Regierungen erlaubt sei, und wo dieser Druck in die Gewaltsamkeit oder die Revolution hinüberstreife; sie haben sich die Möglichkeit von Vereinbarungen vorgespiegelt und über halbe Erfolge heute triumphirt, die ihnen morgen unter den Händen zerrannen; sie haben geschwankt zwischen dem Wunsch nach einer Volkserhebung zur Unterstützung der noch schwachen Einflüsse, — und der Furcht davor; zwischen der Anerkennung der politischen und moralischen Berechtigtheit derselben, — und den Zweifeln an deren Verträglichkeit mit dem Buchstaben der Gesetze und Verträge. Und so mußte das ganze Preußische Bestreben für eine Reform der Bundesverfassung, damals wie später, indem es an die Erhebung des Geistes der Nation appellirte, dem Verdacht einer in ihrem Puritanerthum nur erheuchelten Bundestreue sich aussetzen; und als Preußen den wirklich erhobenen Geist der Nation dann wieder zu entmuthigen und niederzuwerfen beitrug, — nicht blos in seinen anarchischen Auswüchsen, sondern auch da, wo er, wie dies in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg und in Kurhessen geschehen ist, die von Preußen officiell verkündigten Ziele verfolgte und unterstützte, — da war der Vorwurf der Zweideutigkeit und Wortbrüchigkeit nur zu sehr begründet.

Jede Reformbestrebung, die darauf gerichtet ist, den völkerrechtlichen Charakter des Bundes weiter zu alteriren und dem Bundesstaat näher zu bringen, wird zur Frage der Macht, — also der Gewalt, von oben oder von unten. Vereinbarung darüber unter allen Betheiligten ist nicht denkbar. Selbst die Vereinbarung, die heute unter dem Drang der Umstände zu Stande kommt, — wenn nicht zugleich durch neue Institutionen die Macht gebrochen wird, die sie morgen widerrufen könnte, —

würde nur zur Vermehrung des Haders und des Antagonismus der particularistischen Interessen führen; Hannover und Sachsen gegen Preußen in den Jahren 1849 und 1850, Stüve gegen Radowitz, haben dazu die Belege geliefert. —

Es ist nicht zu bestreiten, daß es ein großer Fortschritt für Deutschland gewesen wäre, wenn die Oesterreichisch-Preußische Uebereinkunft vom 10. März 1848 — (von der vom 19. März ganz zu geschweigen) — im Geiste der Preußischen Initiative — wenn das Preußische Manifest vom 18. März zur Verwirklichung gekommen sein würde. An bloßen Verheißungen aber hatte Deutschland vorher schon Ueberfluß, und wenn die maaßgebenden Personen mit deren aus der Vergangenheit bekannten Gesinnungen überhaupt schon keine Bürgschaft darboten für eine loyale Vollziehung der neuen Verheißungen, so wird dieses Vorurtheil auch durch die Radowitz'sche Ausführung in der oft erwähnten Broschüre nicht entkräftet. — Die mit solcher Ueberzeugung dargelegte Erkenntniß der Nothwendigkeit einer Bundesreform, um die einheitliche Leitung der Nationalangelegenheiten zu begründen — und die gleichfalls ausgesprochene „Ueberzeugung": daß es unmöglich sei, auf dem Wege des bloßen diplomatischen Verkehrs zu irgend etwas Gedeihlichem für die Deutsche Sache zu gelangen, — daß es also unmöglich sei, das Nothwendige auf legalem Wege zu erreichen, — in dieser doppelten Ueberzeugung lag entweder die Rechtfertigung des Versuchs zum gewaltsamen Umsturz des Bestehenden durch jegliche Kräfte, die sich für ausreichend erachteten; — oder sie mußte zu einer andern Lösung von Seiten derer führen, die sich als Nächstberufene betrachteten und nach ihren Bedürfnissen und Interessen zu betrachten berechtigt waren, als zu der Resignation, die in folgenden Sätzen ausgesprochen ist*):

*) Am angeführten Orte. S. 12.

Allerdings konnte die Ausführung dieser großen Entwürfe nur in den Weg des bestehenden Rechts gewiesen werden. Keine Regierung war befugt, einen Zwang über die andere auszuüben. Es bedurfte freiwilliger Vereinbarungen der umfassendsten Art 2c.

Die Deutsche Nationalversammlung hat im Jahre 1848 die Verständigung mit den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten über die Reform des Bundes nicht zurückgewiesen; sie hat aber den bei zu hoffender Gunst der Zeit und bei Schonung der maaßgebenden Interessen möglichen Erfolg, nicht durch unbedingte Anerkennung des Vereinbarungsprinzips zum Voraus abschneiden und damit die Hoffnung der Nation vernichten wollen. Ihre Macht war eine blos ideale; sie mußte also auch ihre Machtsprüche auf eine Idee, auf ein Prinzip stützen. Das Prinzip der Volkssouveränetät ist ein an sich zur Geltung berechtigtes; es war damals gleichsam ein weltbeherrschendes, und in der Anwendung auf Deutschland ein erhaltendes.

Die Anarchie hatte ihr Haupt erhoben. Auf den Grund hin des mißbrauchten Begriffs der Volkssouveränetät, als ob sie gleichsam jedem Kirchthurm anklebe, drohte dem Vaterlande noch größere Zerklüftung. Mein Bruder Fritz ist ihr als ein erstes Opfer gefallen. Das Ansehen der Regierungen der Einzelstaaten, welche bisher die Souveränetät absorbirt hatten, war so tief gesunken, diese waren der Selbstüberschätzung in ihrer Usurpation und Zersplitterung so inne geworden, die gewöhnlichen Mittel, die öffentliche Ordnung zu erhalten, hatten sich so unzulänglich erwiesen, daß die ideale Macht der Nationalversammlung als Schutz und Hort, namentlich auch gegen die zersetzenden Bestrebungen so vieler Unverstandslandtage der Staaten, von allen Seiten begrüßt und angerufen wurde. Diese Macht konnte die Nationalversammlung sich im Interesse Aller nur erhalten, wenn sie Gebrauch davon machte. Der Vorwurf wäre erst noch zu

begründen, daß sie dabei das Maaß überschritten habe. Dem Reich Deutscher Nation kam die Souveränetät von Rechtswegen zu. Durch die Schuld der Regierungen selbst war die Bundesversammlung unwiederbringlich der Mißachtung verfallen; wie hätte die Autorität von einer Versammlung von Mandanten ausgehen können, deren Mandatare selbst großen Theils ihrer entbehrten! Wenn unter solchen Umständen die Reichsversammlung die Nationalsouveränetät in sich verkörpert zu sehen sich anmaßte, und daß sie dieses thue, aussprach: bereit und eifrig bestrebt, sie an den Repräsentanten des geeinigten Reichs abzugeben, so wie dieser sich darstellen werde, so hat sie damit nicht unzeitig einen unfruchtbaren doctrinären Prinzipienstreit erhoben, sondern das augenblicklich dringendste Nationalbedürfniß befriedigt. Das Doctrinäre, im Handeln wie in der Kritik, besteht vielmehr darin, wenn man Prinzipien und Cautelen ohne Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und der öffentlichen Stimmungen, als gleichsam allzeit gültige, befolgt oder empfiehlt, oder aus solcher Vogelperspective das Handeln Anderer beurtheilt.

Ehe ich zu den Reformbestrebungen selbst in Folge der Bewegung des Jahres 1848 übergehe, will ich mit Wenigem der vermittelnden Projecte, die zwar an der Grundlage der Nationalvertretung festhalten, aber die Spitze der obersten Reichsgewalt in einer Mehrheit von berechtigten Inhabern verkörpert wünschen, — gedenken. Es schließen sich diese Projecte an die letzte, bereits oben besprochene Preußisch-Oesterreichische Punctation vom 19. März 1848 natürlich an, die freilich von Radowitz nur ihrem allgemeinen Inhalt nach mitgetheilt worden ist. Nach dieser Punctation nämlich sollte die Nationalvertretung „weitere Bundesversammlung" genannt, aus den Ständen der Einzelstaaten in

entsprechender Zahl von Mitgliedern beschickt werden, und die Competenz derselben war unbegreiflich weit gegriffen.

Alle diese Vermittlungsprojecte zwischen dem bestehenden Staatenbunde und dem angestrebten repräsentativen Bundesstaate, welche auf der Voraussetzung beruhten, daß Oesterreich sowohl dem eigenen Reiche eine Repräsentativverfassung gewähren, als auch bei einer Deutschen Nationalvertretung sich werde betheiligen können und wollen, haben, außer diesem Irrthum, eine weitere negative Eigenschaft unter sich gemein, nämlich die entweder unabsichtliche Verkennung oder absichtliche Verschleierung der Nothwendigkeit eines zu erzeugenden Staatsbewußtseins, wovon die Reichsregierung und die Nationalvertretung gemeinsam durchdrungen sein müssen, und wodurch sie erst zum Zusammenwirken vereinigt und zur gegenseitigen Ergänzung auf einander hingewiesen werden. Das ist die Bedingung jeder Repräsentativverfassung, welche die Staatswohlfahrt aufrichtig sucht und — nicht von vornherein der Anarchie in die Hand arbeiten will, oder auf einen bloßen Uebergang vom Scheinverfassungsleben zur allmählig völligen Nullificirung der Volksvertretung berechnet sein soll; und je einflußreicher und maßgebender die Volksvertretung ihrer Anlage nach werden könnte, um so größer ist das Bedürfniß nach einer einheitlichen, homogenen Regierung, welche durch diese Eigenschaften die ersten Voraussetzungen der Stärke erfüllt.

Nun aber hatte unglücklicher Weise das in den vorderen Jahren von sämmtlichen Regierungen Deutschlands reichlich verdiente Mißtrauen, — verdient sowohl durch ihre Haltung zur Frage der nationalen Einheit, wie auch zu der der Entwicklung politischer Freiheit, — unter den Mittelklassen und bis tief in die unteren Volksschichten hinein eine so verhaltene Spannung erlangt, daß, als nun die Ereignisse des Jahres 1848 hereinbrachen, jene Stimmung zu einem Extrem sich steigern mußte, welches dem andern Extrem, der bisher so ausschließlich selbst

und allein thätigen Regierungsgewalt, feindlich sich entgegen stellte. Dieses entgegengesetzte Extrem war das Vorurtheil, durch welches bei dem Reformbestreben zur Begründung besserer nationaler Zustände das fast ausschließliche Gewicht auf die Nationalvertretung gelegt und darin die Panacee gegen alles bisher ertragene Uebel, und das allein schon ausgiebige Schutzmittel gegen jedes künftige Unheil erblickt wurde; gleichsam als ob man jegliche Regierung entbehren könne, oder als ob wenigstens deren Organisation nur ein untergeordnetes Moment bei Erwägung des Nationalbedürfnisses wäre. — Nur wenn man sich den Grad des Mißtrauens, das damals gegen jegliche hergebrachte Regierungsgewalt herrschte, und die damalige Verbreitung des Gefühls der Abneigung dawider vergegenwärtigt, wird man einestheils die Gleichzeitigkeit der Bewegung des Jahres 1848 auf fast allen Punkten Deutschlands, als auch anderntheils den vorurtheilsvollen Irrthum begreifen, der eine starke Regierungsgewalt a priori für einen Feind der Freiheit und des Gemeinwesens betrachtete, und der Bewegung ihren ziemlich gleichartig demagogischen, gegen die Regierungsgewalt in abstracto gerichteten Charakter verlieh. Der gewaltige, Achtung erzwingende Gedanke der nach Einheit strebenden Nationalität vermochte eine Zeit lang die Uebertreibungen jenes Irrthums im Zaume zu halten; es wurden die Strömungen der Parteienkämpfe mittelst dieses Gedankens, der über und außerhalb der Parteien stand, in solches gemeinsame Bette geleitet. Dies vermochte aber jener Gedanke nur, so lange er eine Lösung der Einheitsfrage mit einiger Zuversicht in Aussicht stellen konnte, die, gegen die bisherigen Zustände gehalten, als ein nationaler Fortschritt erschienen wäre. Als aber diese Aussicht an der gesteigerten Parteiung der Nation, über die ersten wie die letzten Ziele, gescheitert war, hielt die sich namentlich in den Mittelstaaten wieder fühlende Reaction den Augenblick für gekommen, jenes dem Bestand der eignen Staatenregierungen schon nicht

mehr gefährliche Vorurtheil zur Förderung der jetzt am dringendsten erscheinenden Zwecke, nämlich zur Abwendung einer starken Centralgewalt für Deutschland, auszunutzen. Zu diesem Zwecke konnte dem Vorurtheil, daß es einer Regierung weit weniger bedürfe, das Zugeständniß einer Nationalvertretung ohne einige und starke Regierung, um so ungefährlicher gemacht werden, als es sich als ein unmögliches bald herausstellen mußte. Einstweilen war aber, durch Begünstigung jenes weit verbreiteten Vorurtheils, der durch eine starke Deutsche Centralgewalt gefährdeten Staatensouveränetät eine Diversion glücklich bereitet.

Nachdem der Zwiespalt der Nation über die Form der, einer einheitlichen Reichsregierung entsprechend zu gebenden Spitze bereits in trostlos üppiger Blüthe stand, wurde von Bayern das Einverständniß mit dem Begehren einer Nationalvertretung am Bunde erklärt. Schien man dies zu gewähren, so konnte bei dem Stande der damals noch zu berücksichtigenden öffentlichen Meinung auf Bildung der obersten Reichsregierung im Sinne der Drei-, Fünf- oder Siebenherrschaft gehofft werden, wie dies den partikularistischen und dynastischen Interessen der Mittelstaaten am meisten zuzusagen schien.

Da diese Bayrische, sehr summarische Aufstellung zunächst als ein Gegenschlag gegen die Preußischen Unionsbestrebungen berechnet war, hatte ihr zwar Oesterreich mit sehr geschraubten Einschränkungen zu solchem Zwecke seine Zustimmung ertheilt; niemand kann aber glauben, daß es diesem damals noch Ernst gewesen wäre, auf eine Nationalvertretung am Bunde einzugehen. Als einige Monate später die Dresdener Conferenzen zusammentraten, für welche die Bayrische Aufstellung in manchen anderen Beziehungen zum Leitfaden wurde, — war die erste Bedingung, die Oesterreich durchsetzte: das Aufgeben der Idee einer Nationalvertretung am Bunde. Von Preußen hatte man

Digitized by Google

Ursache, unter der gleichen Voraussetzung spätere Nachgiebigkeit zu erwarten, wie sich das auf dem Wege von Warschau bis Olmütz und von da bis Dresden zu bewähren schien. Jene neue Bundeseinrichtung würde ein für die Executive zwar vereinfachter und concentrirter, aber immer ein erneuerter, und beim Wegfall der Nationalvertretung und ihres besseren Einflusses, wie dieser unter solchen Umständen vorauszusehen war, selbst ein an Neigung zu Willkür und Gewaltthat verschlechterter Bundestag geworden sein. Nichts deutete auch nur eine größere Wahrscheinlichkeit an, daß damit bei der Leitung der nationalen Angelegenheiten ein einiger, durchgreifender Nationalwille werde herrschen können, statt drei, fünf oder sieben in Ansichten, Interessen und Regierungsformen verschiedener Cabinette.

Den Schwankenden und bereits Abtrünnigen von der nationalen Einheitsfahne war damit dasjenige, was sie am begehrlichsten erstrebt hatten, wenigstens Bayrischer Seits in Aussicht gestellt, nicht die Einheit, — aber doch eine Tribüne, die von Zeit zu Zeit dienen konnte, auch wohl über die Einheit zu reden. Damit konnte man im eigenen Lande eine Partei gewinnen, eine weitere brach legen, wohl auch aus anderen Deutschen Landen Zustimmung hoffen. Hatte einmal eine große Partei das Aufgeben-Können der wesentlichsten Bedingung der Nationaleinheit, nämlich der einer einheitlichen Reichsregierung, über sich gewonnen, so konnte in einer neuen, durch jene in Aussicht gestellte Nationalvertretung angebahnten Erwartungsphase, die öffentliche Empfindlichkeit gegen den Verzicht auf den Rest der nationalen Hoffnungen allmählig immer mehr abgestumpft werden. Die bereits abschüssige Bahn, auf welcher die von der Nationalsache Rückläufigen mit ihrem beschwerten Gewissen sich bewegten, wurde immer glatter, so daß das Uebrige, bisher noch Festgehaltene, leichter nachrutschte, und man am Ende sich noch Glück wünschen mußte, bei dem alten Bundestage sans phrase wieder angekommen zu sein.

Daß Bayern also einen solchen Vermittlungsvorschlag machte, dem Lieblingsgedanken des Volkes sich für einen Augenblick anschloß, um auf diesem Wege die nationalen Excentricitäten zu überwinden, das war begreiflich. Es mußte damit um so sicherer bei den geläuterten Ansichten anlangen, die ihm jetzt, nach abermaliger patriotischer Anfrage in Wien, das Opfer des Verzichts auf eine Bundesreform auferlegen, in der Ueberzeugung, „daß die Regierungen es in ihrer Macht haben, auch ohne die Gewährung einer solchen die in Deutschland lauter werdende Unzufriedenheit zu beseitigen", — indem man die berechtigten, auf gemeinnützige und gemeinsame Institutionen gerichteten Wünsche befriedige; — Ansichten, womit man nicht allein in Dresden und Hannover ganz einverstanden ist, sondern bezüglich deren man auch in Berlin nur Zeit verlangen soll, um das reichhaltige, für solche gemeinnützige und gemeinsame Institutionen seit Jahren gesammelte „schätzbare Material" gründlich zu verarbeiten. Welche Gründe aber bestehen, um annehmen zu können, daß solche Absichten jetzt sicherer zu erreichen seien, als das seit den 40 Jahren des Bestandes des Bundes der Fall war, darüber hat sich Bayern noch nicht ausgesprochen; das liegt noch im diplomatischen Dunkel! Schon Radowitz*) hatte in der mehrerwähnten Schrift den Eifer der Mittelstaaten für Bundesreformen dahin charakterisirt, daß: „während man eben von diesen Seiten her oft die wohlbegründetsten Anmahnungen zur Deutschen Bundeseinheit vernahm, doch offener oder verborgener Widerstand sich erhob, sobald zu Gunsten der Centralgewalt wirkliche Opfer an eigenen Rechten in Anspruch genommen werden sollten." Und daß es nicht die Bayrische Absicht war, durch Gewährung der Nationalvertretung die Nation zum Bewußtsein ihrer Geltung und Macht gelangen zu lassen, darüber hatte sich ein dortiger Staatsmann schon früher erklärt,

*) Am angeführten Ort. S. 20.

und die davor Aengstlichen durch die Formel beruhigt: „Macht sei nicht der Beruf des Deutschen Volkes.“

Weniger begreiflich ist es, wie erprobte conservative Staatsrechtslehrer, wie z. B. Dr. Zöpfl in Heidelberg, in der Schrift: „Bundesreform, Deutsches Parlament und Bundesgericht“, Heidelberg 1848, von der Strömung der Zeit auch in wissenschaftlich zu begründenden Ansichten bis zu dem Grade sich beherrschen lassen konnte, um Vorschläge zu veröffentlichen, die aus solcher Feder natürlich mit einem gewissen Gewicht in die Wagschale des öffentlichen Urtheils über das, was wünschenswerth und ausführbar sei, fallen mußten, und doch nur geeignet waren, die oben bezeichneten Vorurtheile zu nähren und zu steigern. Er bezeichnet als Zweck des Bundes die Erschaffung eines Centralpunktes, von welchem aus alle nationalen Interessen Deutschlands, sowohl diejenigen, welche die äußeren Verhältnisse, als diejenigen, welche das innere Staatsleben betreffen, geleitet werden.

Als die einzig mögliche Form, wie ein Mittelpunkt der wahren Deutschen Einheit, der Einheit von Fürst und Volk, geschaffen werden könne, wird die Errichtung der Nationalrepräsentation an dem Deutschen Bunde erkannt; und in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht der Repräsentation eine Berechtigung und ein Wirkungskreis zugetheilt, daß sie als der wahre Inhaber der Bundesgewalt gegolten haben und die Souveränetät der Bundesstaaten factisch abgethan gewesen sein würde. Aber nicht das kann ich Dr. Zöpfl zum Vorwurf machen wollen, daß er schon in diesen Vordersätzen den nationalen einheitlichen Bundesstaat postulirt — mein Einwand ist gegen die weiteren Vorschläge der Ausführung gerichtet. Diese begründen nämlich ein Mißverhältniß zwischen der Repräsentation und der Regierungsgewalt der Bundesbehörden. Ein verantwortliches

Ministerium steht bei diesen Vorschlägen in erster Linie; von der Quelle aber seiner Gewalt, und von der Frage, wem es verantwortlich sein soll, ist dabei nur euphemistisch die Rede.

Nicht eine monarchische, oder durch eine Mehrheit von selbstberechtigten Personen gebildete Regierungsspitze will Dr. Zöpfl, sondern: „Das was die Zeit fordert, kann dadurch geleistet werden, wenn der Wirkungskreis des Präsidiums an dem Deutschen Bundestage erweitert und seine Stellung in gewissen Beziehungen verändert wird." Dieses Präsidium würde Chef (Prémier) des Bundesministeriums, „und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten insofern dadurch vereinfacht sein, als der Vorsitz sowohl auf dem Bundestag, als in dem Bundesministerium derselben Person anvertraut wäre" ꝛc. Dann sollte das Präsidium zwischen Oesterreich und Preußen alterniren. Eine weitere Veränderung der Stellung wird von Dr. Zöpfl nicht angedeutet, und es bleibt daher der Bundespräsident immer nur primus inter pares. — Anders scheint es auch nicht verstanden zu sein, denn mit von ihm oder dem Präsidialstaat selbstständig auszuübenden Regierungsbefugnissen wird das Bundespräsidium nicht ausgestattet; nicht einmal mit der, das Bundesministerium aus den Fähigsten zu bilden, obgleich auf die Bildung eines verantwortlichen Bundesministeriums das größte Gewicht gelegt und erklärt wird, daß „die Annäherung und Harmonie der Deutschen Bundesverfassung mit der constitutionellen Monarchie als dem in Deutschland vorherrschenden Staatssysteme dadurch bedingt sei." Natürlich, da das Bundesministerium zugleich auch „Bundesstaatsrath", oder concentrirter Bundestag sein soll, konnte die Wahl der Mitglieder nicht dem Präsidenten oder vielmehr dem Präsidialhof überlassen bleiben; es würden also nach Dr. Zöpfl's Vorschlägen die Minister von den 17 Stimmen des engeren Raths, wie dieser nach der Verfassung von 1815 fortbestehen sollte, für eine bestimmte

Zeit gewählt werden; der Präsident mag sehen, wie er die Reichsgeschäfte, die nach den erweiterten Zwecken des Bundes von so großem Umfange und so bedeutender Wichtigkeit geworden sein würden, nach den zufälligen Fähigkeiten der Gewählten unter sie vertheile, und die Nationalrepräsentation muß sich wohl auch mit ihnen, wie sie sein mögen, begnügen. In die Bundesversammlung kommen die Gesandten als Mandatare ihrer Regierungen; in das Ministerium, von ihren Collegen des engeren Raths gewählt, so daß den mächtigeren Bundesstaaten auf diese so wichtige Wahl kein größerer Einfluß als den unbedeutendsten unter ihnen zustehen würde; als Minister sollen sie dann nicht etwa ihrem Mandanten der heimischen Regierung verantwortlich sein, sondern: — „das Bundesministerium ist der Nationalrepräsentation ebenso wie dem Bundestage verantwortlich," und zu diesem Bundestage soll nun das Bundesministerium „in dasselbe Verhältniß treten, wie das Ministerium einer Monarchie zu dem Souverän." Dies ist die Art und Weise, wie Dr. Zöpfl die ihm so wichtig scheinende Annäherung der Bundesverfassung an das System der constitutionellen Monarchie bewerkstelligt zu sehen wünschte, und es ist überdem seine unglaublich naive Ansicht gewesen, daß die Bundesstaaten, inclusive Oesterreichs und Preußens, die Wahrnehmung ihrer wesentlichsten Souveränetätsrechte, namentlich das, was bisher den Inbegriff ihrer auswärtigen Angelegenheiten ausmachte, — an eine aus Gesandten aller, auch der kleinsten Staaten zusammengesetzte collegialische Bundesbehörde im Centralpunkte der nationalen Interessen würden abtreten wollen und können, um sich von dieser Behörde regieren zu lassen, und als selbstständige Mächte in solchem collegialischen Bunde unterzugehen. Dieser Irrthum wird dadurch wahrlich nicht geheilt, daß Dr. Zöpfl dann selbst wieder einsieht, die Bundesversammlung eigne sich zu solcher Regierungsaufgabe nicht, und sie darum gleichsam wieder absetzt, ohne etwas

Besseres dafür einzusetzen. Denn er will dem Bundesministerium nicht allein die Befugniß ertheilt wissen, unter eigener Verantwortlichkeit Provisorien „im Namen der Bundesversammlung“, aber, wie das bei Provisorien in der Natur der Sache liegt, ohne ihre Entschließung einzuholen, zu erlassen; — sondern er meint weiter: — — „schwerlich dürfte von Seiten der einsichtsvollen Geschäftsmänner, die bereits am Bundestage gearbeitet haben, und die Schwierigkeit und Langsamkeit der Instructionseinführungen und bisherigen Commissionsberichterstattungen kennen, gegen eine solche Concentration des Bundestages in einer Art von verantwortlichem Ausschusse eine Einwendung erhoben werden!“ Bundesministerium, Bundesstaatsrath, Concentration des Bundestags in einer Art von verantwortlichem Ausschusse, — Alles das ist eins und dasselbe; und neben dem Beruf dieses durch den Präsidialgesandten zu führenden Bundesministeriums, und neben den Rechten der Nationalrepräsentation, die, wie Herr Zöpfl wiederholt, „das bei weitem Wichtigste, ohne dessen Gewährung selbst die Errichtung eines Bundesministeriums in dem obengedachten Sinne nur von geringem Werthe sein würde und wodurch dieselbe erst ihre volle und wahre Bedeutung erhalten kann“ — bleibt in der That für die souveräne Bundesversammlung, nachdem sie die Minister gewählt hat, kein irgend nennenswerther Wirkungskreis übrig. —

Aus dieser Analyse mag man beurtheilen, ob neben einer solchen ungenügenden und darum sich gleichsam selbst verläugnenden Bundesregierung eine Nationalvertretung, sie mochte auch so wenig zahlreich und so unvollkommen zusammengesetzt sein, wie das nach dem Vorschlage Dr. Zöpfl's der Fall gewesen sein würde, bestehen könnte? Ob das Factoren einer Regierung waren, unter denen sich im Zusammenwirken ein gemeinsames Staats-

bewußtsein erzeugen konnte? Eine aus einheitlichem Gedanken der Führung hervorgehende und consequente Leitung der Nationalvertretung, — so nöthig, wenn diese nicht die Zügel selbst in die Hand nehmen soll, — ist weder denkbar bei einer Bundesverfassung, welche zu jeder Willensbestimmung der Bundesregierung die Entschließungen so vieler Kabinette erfordert, deren Einmüthigkeit nicht verbürgt werden kann; als bei der Führung durch einen Präsidialstaat, der gewissermaßen auf Usurpation der Befugnisse hingewiesen ist, und nicht einmal die Macht haben soll, die Minister so zu wählen und seinem Regierungssysteme zu verpflichten, wie dieses das Bedürfniß der Geschäfte und die Nothwendigkeit, mit der Nationalvertretung in Uebereinstimmung sich zu befinden, erfordert. Es ist für die politische Bildungsstufe der Nation denkwürdig, welche Verfassungsgebilde man damals für mögliche und zugleich mit der alten Bundesverfassung verträgliche erachtet hat. Aber ein zugleich komisches Interesse bei seinem „Vorschlag in ernster Zeit“ bietet es dar, wenn Dr. Zöpfl — während er das Bundesplenum beseitigt; den engeren Rath durch die dem Bundesministerium oder engeren Ausschuß und durch die der Nationalvertretung zugewiesene Competenz brach legt; das Erforderniß der Stimmeneinhelligkeit der Regierungen zu Beschlüssen des Bundestags durch den Abstimmungsmodus der Nationalrepräsentation ersetzt; den Bundesregierungen in solcher Weise jeden formellen und directen Einfluß auf die Bundesleitung durch die beantragte Stellung der Gesandten, die nur der Bundesversammlung und Nationalrepräsentation verantwortlich sein sollen, entzieht; — sowohl dadurch, als durch die der Nationalvertretung zugewiesene Competenz, die Souveränetät der Einzelstaaten aufhebt; dabei aber die gerechteste Gleichheit beobachtet, indem er auch Oesterreich und Preußen in Einem hin ihrer Europäischen Stellungen enthebt; und, wenigstens der guten Absicht nach, in dem Deutschen Bundesstaate einen Centralpunkt

schaffen will, von welchem aus alle nationalen Interessen Deutschlands, sowohl diejenigen, welche die äußeren Verhältnisse, als diejenigen, welche das innere Staatsleben betreffen, nur leider ohne eigentlich berechtigte, noch dazu befähigte Regierung — geleitet werden sollen; wenn, sage ich, Dr. Zöpfl trotz Allem dem den Anspruch macht und es für eine heilige Pflicht erklärt, an das Bestehende möglichst anzuschließen, — nur „fortzubauen, da wo das Fundament bereits auf sicherem Grunde ruht" — „nur das anzugeben, was der Bund augenblicklich gewähren, und worin die Grundlage weiterer Entwickelungen gefunden werden kann." — Selbstverständlich ist Dr. Zöpfl von jenen Irrthümern zurückgekommen, und er schließt den Paragraphen*) über die Schwierigkeit einer Deutschen Gesammtverfassung jetzt mit der geschöpften Einsicht: „daß, so groß und bemerklich auch die Mängel der Deutschen Bundesverfassung sind, nichtsdestoweniger doch in derselben eine Grundlage enthalten ist, welche ohne allgemeinen Schaden nicht oder doch mindestens so lange nicht aufgegeben werden kann, als die angegebenen Elemente, die Souveränetät der Bundesglieder und die Machtverschiedenheit der Bundesstaaten fortdauern und bestehen werden."

Wahrscheinlich hat Herr Dr. Zöpfl sagen wollen: daß, so lange der allgemeine Schaden der Souveränetät der Bundesglieder und der Machtverschiedenheit der Bundesstaaten fortdauere und bestehe, die Bundesverfassung mit allen ihren Mängeln nicht werde aufgegeben werden. So würde die triviale Wahrheit wenigstens verständlich und anspruchslos ausgedrückt sein.

Ueber Vorschläge ähnlicher Art hat jetzt die Geschichte der Jahre 1848 bis 1851, und die Erörterungen, die im Laufe dieser

---

*) Dr. Heinrich Zöpfl, Grundsätze des allgemeinen und Deutschen Staatsrechts. Heidelberg und Leipzig. 1855. Erster Theil. §. 175. Seite 400.

Jahre stattgefunden haben, den Stab gebrochen, aber das nationale Bedürfniß der Einheit ist dasselbe geblieben.

Die neueren Revolutionen anderer Völker waren auf Veränderung der Regierungsform oder auch nur des Regierungssystems in dem gegebenen Staate gerichtet, dessen Umfang und Einheit nicht in Frage stand; jede Deutschland geltende Umgestaltung dagegen müßte damit beginnen, erst den Staat sammt seinem Mittelpunct zu schaffen, in dem sie und für den sie vor sich gehen soll. Der überraschenden Bewegung des Jahres 1848 hatte mit keinem für solche Zwecke genügend erörterten, geschweige denn zum Bewußtsein der Nation gebrachten Gedanken: wie die Einigung so vieler getrennter Staatsorganismen zu einem Staatsganzen erfolgen solle, vorgearbeitet werden können; nur das vage Verlangen nach politischer Einheit sprach sich gleichsam im Chorus aus. Daher nahm diese Bewegung wesentlich den Charakter einer geistigen an, die den Gedanken erst zu finden hatte; und da keine der vorgeschlagenen Richtungen die allgemeinere Zustimmung bis zu dem Grade sich gewinnen konnte, welcher Bedingung zur Verwirklichung ist, so bleibt die Nation darauf hingewiesen, die geistige Vorarbeit unter neuen thatsächlichen Erfahrungen fortzusetzen.

Das Maaß der politischen Freiheit, das Verhältniß der gesellschaftlichen Stände zu einander, — nächste Ursachen der Revolutionen in Frankreich, — waren bei der Deutschen Bewegung des Jahres 1848 nur untergeordnete Fragen; und es kann mit Zuversicht behauptet werden, daß die Form des repräsentativen Bundesstaats, wie sie schon von Görres im Jahre 1819 entworfen, von meinem Bruder im Jahre 1826 näher begründet, wie sie dann in den Jahren 1848 und 1849 in concreten Verfassungsarbeiten ausgeführt wurde, in jenen Beziehungen von der öffentlichen Meinung im Großen und Ganzen als diejenige Staats-

und Verfassungsform anerkannt worden sei, welche bei einmal geeinigtem Reiche dem Bedürfnisse und Geiste der Nation in politischer und socialer Hinsicht am besten entsprechen werde.

Ueber die Fragen: was geeinigt werden und wie das geschehen soll, — darüber bestehen wohl jetzt noch Grundverschiedenheiten, selbst in den Ansichten sonst sich prinzipiell nicht abstoßender, denkender Männer, die ein Beweis dafür sind, wie wenig die geistige Vorarbeit für eine Deutsche Umgestaltung zum Abschluß gekommen ist.

Folgende Anschauung hat sich bezüglich dieser beiden Fragen unter der Partei, welche während der friedlichen Geistesarbeit den größeren Einfluß übte, Geltung verschafft:

In Ansehung der abstracten Einheits- und der Nationalitätsfrage konnte wohl im Allgemeinen das nationale Bedürfniß der Volks- und Staatseinheit so ausgedrückt werden: Ein Deutsches Reich, das Volk und Land umfaßt! Aber es ist die Meinung nicht, weder daß das Deutsche Reich zu bestehen habe aus allem Land, welches von Deutschen Volksstämmen bewohnt wird, noch daß es nur aus solchem Lande zu bestehen habe. Die Weltordnung scheint einige größere Völker vorzugsweise zu Trägern der Geschicke der Menschheit bestimmt zu haben. Unter diesen größeren Völkern seinen Beruf, seinen Rang und seine Geltung nicht zu verlieren, bestimmend zu bleiben und nicht bestimmt und damit unselbstständig zu werden, dazu hat das Deutsche Volk sowohl den Antrieb in der Vergangenheit als die Pflicht in der Gegenwart. Kein augenblickliches, wenn auch noch so dringlich erscheinendes Bedürfniß berechtigt zum Verläugnen oder Aufgeben des welthistorischen, nationalen Berufs. Den Anspruch an Nationalität hat das zu einigende Deutschland innerhalb der Ergebnisse des Besitzstandes und Völkerrechts, wie dieselben bis heute sich gestaltet haben, also in dem Umfange sowohl geltend zu machen als anzuerkennen, daß es sich

als den berechtigten und verpflichteten künftigen Nachfolger der ihrer Geschichte und Europäischen Stellung nach Deutschen Staaten in alle ihre Bestandtheile betrachtet; so daß, wenn mit der vollbrachten Einigung Deutschlands Oesterreich und Preußen aufhörten zu sein, dann auch der gesammte Territorialbestand dieser Monarchien, und nicht blos der jetzt zum Deutschen Bunde gehörige Ländercomplex, zu Deutschland gehört. Das Gerechtwerden bei solcher Gestaltung des Reichs, den Nationalitätsansprüchen der fremden lebensfähigen, und mit hinreichenden Kräften gleichfalls nach Einheit und Selbstständigkeit strebenden Kulturvölker, bliebe, mit dem Anspruch auf Gegenseitigkeit bezüglich dieses Gerechtwerdens, eine Aufgabe der Politik des geeinigten Reiches.

Es sei die politische Einheit des in solchem Umfange verstandenen Reiches das Ziel der nationalen Einheitsbestrebungen.

Besteht nun aber auch die politische Einheit in einem Organismus, durch welchen natürlich zusammenhängende Territorien mit ihren Bevölkerungen zu einem politischen Ganzen mit einer und derselben staatlichen Aufgabe, der alle Kräfte dienstbar sind, zusammengefügt ist; so kann doch in dem nationalen Reiche die Gleichberechtigung nicht-deutscher Bevölkerungen nur in so weit gelten, als diese aufhören, sich als im Deutschen Reiche fremde, und zum Sonderleben berufene und berechtigte Volksmassen zu betrachten. Die künftige Gleichberechtigung nicht-deutscher Bevölkerungen innerhalb des Deutschen Reiches, ihre Absorption und Verschmelzung, ist eine Frage und Folge der Entwickelung.

Es ist einleuchtend, daß die größte Schwierigkeit, mit der das Oesterreichische Reich zu kämpfen hat, nämlich die bewerkstelligte Verknüpfung seiner heterogenen Bestandtheile zu dem heutigen Begriffe der Gesammtmonarchie mittelst der Centralisation der Gesetzgebung und Verwaltung in einem Mittelpunkte, von welchem sie in wesentlich gleichförmigen Normen in die ganze Mo-

narchie auslaufen, — daß diese Schwierigkeit, sage ich, für das geeinigte Deutsche Reich nicht, oder in weit geringerem Maße bestehen würde. Das verjüngte Oesterreich ist genöthigt, die Gleichberechtigung seiner verschiedenen Bevölkerungen in die gleichartige Entmündigung Aller zu legen, damit in dem autokratisch zusammengehaltenen Reiche dem Deutschen Elemente, das darin durch seine Volkszahl in dem Verhältnisse nicht unbestritten vorwiegt, und dem Deutschen Herkommen in der Monarchie die Herrschaft erhalten bleibe. In dem geeinigten Deutschen Reiche würde sich die Schutz- und Schirmherrschaft der Deutschen Nation über ihre, zu autonomischem Sonderleben sich bestimmenden Dependenzen von selbst verstehen.

In Anschung des Weges zum Ziele, wie geeinigt werden sollte, war das Einheitsbestreben, und ist es noch, nicht gleichartig und darum mächtig genug, um die Souveränetätsauflösung der bestehenden Deutschen Staaten, namentlich Oesterreichs und Preußens, zu bewirken, damit das Gebäude Deutscher Einheit auf einer tabula rasa aufgeführt werden könne; — abgesehen davon, ob bis jetzt ein Moment gegeben war, in welchem eine solche gleichzeitige Auflösung der mächtigsten Deutschen Staatsorganismen, bei der Gefahr, welche der nationalen Existenz damit drohte, nur hätte gewünscht werden dürfen, ehe die rasche Neugestaltung Aussicht hatte.

Man zog sich also auf das Glaubensbekenntniß zurück, wie es Stein*) an Münster abgelegt hat:

„Es ist Einheit; — ist sie nicht möglich, — ein Auskunftsmittel, ein Uebergang.“

Bei dem Suchen nach solchem Auskunftsmittel und bei der

---

*) Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. III. S. 226.

Bestimmung zu solchem drängten sich folgende Betrachtungen in den Vordergrund:

Diejenige Umgestaltung Deutschlands, über welche sich Oesterreich und Preußen werden verständigt haben, ist durchzuführen, und eine andere vorerst nicht. Das Auskunftsmittel muß also ein solches sein, über welches Oesterreich und Preußen sich verständigen und dabei ihre Befriedigung finden können, und welches als ein Fortschritt zum bezeichneten Ziele der Einheit erscheint.

Wenn das Auskunftsmittel die Wahrscheinlichkeit mit sich führte, daß gleichzeitig die nationalen Interessen dadurch gefördert und die Machtstellungen der beiden Hauptstaaten nicht beeinträchtigt würden, so lag wenigstens die Verständigung nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; es mußte versucht werden, den Weg zu gehen.

Blieben diese Interessen gewahrt, so würde die Eintracht der nationalen Gesinnung und die Mäßigung in den Freiheitsbestrebungen, die beide leider nicht ausreichend vorhanden waren, als bestimmender Druck von Innen sich haben geltend machen können, so wie ein zur Verständigung drängender Druck von Außen willkommen sein mußte, welcher die gewöhnlichen Anschauungen und Vorurtheile und die darauf beruhenden Hindernisse überwinden half.

Aber wie sollten die nationalen Einheitsinteressen gleichzeitig mit den rivalisirenden Machtansprüchen beider Deutscher Hauptstaaten in Uebereinstimmung gebracht werden? Es ist allerdings nur ein „Auskunftsmittel," welches vorgeschlagen, ein Uebergang, der gesucht wurde: keine unmittelbare Lösung des Problems der Einheit; und aus solchem Gesichtspunkte ist jener Versuch der Lösung mit andern Versuchen zu vergleichen, und danach die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu beurtheilen.

Von jenen Vordersätzen also ausgehend, glaubte man, daß

folgendes Auskunftsmittel den nächsten Bedürfnissen des Gesammtvaterlandes entsprechen könne:

Zur Erhaltung der Reichseinheit möge der Staatenbund zwischen der Oesterreichischen Gesammtmonarchie und dem übrigen zu einem Bundesstaat zu einigenden Außerösterreichischen Deutschlande fortbestehen; vorbehältlich des engeren Aneinanderschließens beider dieser Theile des Staatenbundes, durch Erweiterung des Kreises der gemeinsamen Bedürfnisse, und unter Formen, wozu die Initiative von Oesterreich ausgehen möge; denn es kam darauf an, welche Schranken der freien Selbstbestimmung, die durch ein engeres Bundesverhältniß gezogen würden, die Oesterreichische Gesammtmonarchie ertragen könne.

Zur Entwicklung einer mehr intensiven nationalen Einheit werde das gesammte Außerösterreichische Deutschland in einen repräsentativen Bundesstaat mit monarchischer Spitze geeinigt, und der König von Preußen sei Oberhaupt dieses Bundesstaates.

Für den großen Reichsverband würde also die jetzige Bundesgemeinschaft als das Minimum der Einheit fortbestanden haben; für das Außerösterreichische Deutschland ein engeres, wirkliches Staatsverhältniß begründet worden sein.

Es bildete sich nun die Ansicht, daß dieses Auskunftsmittel in der That auch die reale Machtstellung beider Theile nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern wahrscheinlich erhöhen würde; daß daher eine Vereinbarung zwischen ihnen auf der angegebenen Grundlage möglich sei.

Es ist diese Ansicht in Bezug auf Oesterreich, auf Preußen und auf Gesammtdeutschland zu prüfen.

Oesterreichs Hauptziel war schon seit lange die Ausbildung zu einem in sich abgeschlossenen Einheitsstaat. Seit dem Bestehen des Bundes betrachtete es ein Zusammengehen in der inneren Entwicklung mit dem übrigen Deutschland als so we-

nig wünschenswerth, in jedem Falle als von so untergeordneter Bedeutung, daß, als das Bedürfniß der Gemeinsamkeit für eine Reihe von Gegenständen der allgemeinen Wohlfahrt, deren Zweck nur durch die zusammenwirkende Theilnahme der Bundesstaaten erreicht werden konnte, immer unabweislicher hervortrat, Oesterreich nicht allein nichts Ernstliches that, um solche Anordnungen in den Kreis der Bundesthätigkeit zu ziehen, sondern daß es selbst, ungeachtet seiner Präsidialeigenschaft, ohne entschiedene Gegenwirkung geschehen ließ, daß ein engerer Kreis von Bundesstaaten durch solche das ganze innere Staatenleben durchdringende Schaffungen, wie der Zollverein ist, unter sich näher verknüpft wurde; und daß Preußen in diesem engeren, aber allmählig immer mehr sich erweiternden Kreise des Außerösterreichischen Deutschlands, in allen, an Bedeutung stets zunehmenden Fragen der materiellen nationalen Wohlfahrt eine vorwiegende und leitende Stellung einnahm.

Dieser Einfluß Preußens mußte im bisherigen Bunde wachsen mit der Ausbildung des parlamentarischen Systems in Preußen, das, welches auch die stoßweisen Stockungen und selbst Rückschritte sein mögen, seit 1847 unwiderstehlich angebahnt ist. Nothwendige Folge dieser Ausbildung des parlamentarischen Systems in Preußen, — welcher Staat dann naturgemäß für das übrige Außerösterreichische Deutschland mehr noch, als er es bisher schon war, Musterstaat wurde, — mußte es sein, daß das repräsentative System mit dem des Bundes in bessere Harmonie gebracht, und, wie schon J. Görres 1819 vorhergesagt hatte, „von den Kammern ihr Recht der Einwirkung auf die Beschlüsse der Bundesversammlung,“ mittelst der praktischen Geltendmachung der verantwortlichen Stellung der Minister, durchgefochten wurde. Der einzelne Bundesstaat hätte dann am Bundestag dieselbe Sprache und keine andere und widersprechende führen, dieselbe Politik befürworten und dafür stimmen müssen, welche aus

den parlamentarischen Verhältnissen zu Hause sich ergab. Bestand solche Harmonie zwischen dem repräsentativen System mit dem des Bundes nicht, so war der Bund für Preußen so gut als nicht mehr da; wahrscheinlicher aber würde das constitutionelle Preußen in Verbindung mit den übrigen constitutionellen Staaten in der Bundesversammlung das Uebergewicht gewonnen, das Bundessystem geändert, und in Harmonie mit dem repräsentativen Systeme gebracht haben.

So wie Preußen in diese Bahn der Entwicklung des parlamentarischen Systems einlenkte, hätten die kleineren Staaten nicht widerstehen können; sie würden sich, um nicht von Preußen in der Gunst der öffentlichen Meinung überflügelt zu werden, an aufrichtiger oder scheinbarer Constitutionalität überboten haben. Oesterreich hatte in seinen Verhältnissen nichts aufzubieten, um das zu verhindern; es würde entweder, wollte es den bisherigen Einfluß in Deutschland bewahren, die gleiche Richtung der parlamentarischen Entwicklung haben nehmen müssen, was es nicht konnte; oder es mußte sich dem Deutschen Bunde noch mehr entfremden, sein Bundesverhältniß zu einem rein formellen gestalten, was es that; — wie denn schon in der letzten Zeit vor 1848 der meist abwesende Präsidialgesandte kaum mehr um den Bund sich bekümmerte.

Indem also im Jahre 1848 der Vorschlag gemacht wurde, daß an einem zu bildenden repräsentativen Bundesstaate Oesterreich sich nicht zu betheiligen habe, wurde nur die Thatsache der für Oesterreich bestehenden Unthunlichkeit dieser Betheiligung ausgesprochen, und damit der eigenen Auffassung seiner Bedürfnisse Rechnung getragen, welche zunächst forderten, daß es in dem Wiederaufbau des erschütterten Reichs nicht gestört (Programm von Kremsier), sondern von der nationalen Gesinnung auch darin unterstützt werde, welcher letzteren Forderung freilich, bei den damals so leidenschaftlich vorherrschenden

demagogischen und excentrisch nationalen Sympathien, in genügender Weise nicht entsprochen wurde.

Indem der Vorschlag dahin ging, daß der König von Preußen das Oberhaupt dieses repräsentativen Bundesstaates sein möge, an welchem Oesterreich keinen Theil nehmen werde, und welcher mehr für die inneren Angelegenheiten zu einem ganz selbstständigen Leben bestimmt war, wurde gleichfalls nur das thatsächliche Verhältniß des überwiegenden Einflusses Preußens in den wichtigsten inneren Angelegenheiten des Außeröſterreichischen Deutschlands in ein Rechtsverhältniß umzuwandeln beabsichtigt.

Dabei ging man weiter davon aus, daß für Oesterreich zwei Rücksichten eingetreten seien, die es ihm erleichtern könnten, einer Reform sich nicht zu widersetzen, die seine wirkliche Machtstellung in soweit unverändert ließ.

Behielt der Bund seine bisherige Gestalt und Grundlage, so stieg im Bund, aus angeführten Gründen, der Preußische Einfluß. Auch in dem neuen Preußen mit repräsentativer Verfassung erhielt sich wahrscheinlich eine specifisch Preußische Färbung, und der collective Einfluß der verschiedenen Deutschen Repräsentativverfassungen auf den Gang der Bundesangelegenheiten gestaltete sich in der Art, daß Preußen das ganze Gewicht seiner Staatseinheit mit der Bestimmungs- und zugleich Anziehungskraft, die sie, auf repräsentativer Grundlage, nun auf das übrige Deutschland üben mußte, in die Wagschale warf. Bei einer Gesammtnationalvertretung des Außeröſterreichischen Deutschlands mußte das Verhältniß wesentlich ein anderes werden; nicht allein darum, weil in einer Gesammtvertretung das Gesammtinteresse einen natürlichen Anhang und entschiedeneren Ausdruck findet, wie denn schon früher ausgeführt worden ist, daß der der Einheit feindliche Particularismus nur in einer gesunden Nationalvertretung sein Gegengewicht finden könne, darin aber sicher finden werde; sondern auch darum, weil der Preußische Staat bedeutende

Bestandtheile in sich begreift, die mehr Deutsch als Preußisch sind; deren Abgeordnete bei einer Vertretung im Preußischen Staate vielleicht und wahrscheinlich mit ihrer Richtung in der Minorität bleiben, die aber bei einer Deutschen Gesammtvertretung in Verbindung mit der Mehrzahl der Abgeordneten aus den kleineren Staaten Deutschlands, die nationale Gesinnung gegen jeden Particularismus würden verstärkt haben. Es soll hier nicht in eine Untersuchung der Stimmung der einzelnen Preußischen Provinzen eingegangen, sondern nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß die katholische Bevölkerung nächst zwei Fünftheile der Preußischen Gesammtbevölkerung beträgt, und daß diese dem specifischen Preußenthum wenigstens in einigen Richtungen entschieden antipathisch ist. — Der indirecte Einfluß des Repräsentativsystems auf den alten Staatenbund würde diesen allmählig Preußisch gefärbt haben; durch eine Nationalvertretung im repräsentativen Bundesstaat würde der specifisch Preußische Geist durch den nationalen überwunden worden sein; Preußen wurde Deutsch. Diese Gefahr für seine Existenz hatte das specifische Preußenthum sehr wohl schon bei der so unvollständigen Versammlung in Erfurt begriffen, und es schrie: Preußen werde mediatisirt, — wenn Gefahr drohte, daß bei einer Abstimmung die ihr entgegenstrebende Majorität mittelst nicht Preußischer Stimmen zu Stande gebracht werden könne; und in Bezug auf das Radowitz'sche Programm: daß die Union geschlossen werden solle mit Allen, mit Vielen oder mit Wenigen, — war es dem specifischen Preußenthum mehr um die Wenigen zu thun, die es Preußisch färben zu können hoffte, als um die Vielen oder gar um Alle, unter deren Einfluß Preußen Deutsch werden konnte. Für Oesterreich aber stand die Sache, wie man annahm, so: Gegenüber der Alternative: Entweder Erhaltung des alten Bundes unter der Einwirkung des Repräsentativsystems

in den Einzelstaaten, namentlich also des überwiegenden specifischen Preußenthums auf die Bundesverhandlungen, wie diese Einwirkung damals als wahrscheinlich in Aussicht stand, und bei fernerer, wenn auch gestörter Entwicklung in Aussicht steht; — oder aber directe Nationalvertretung in einem engeren Bundesstaate, den Oesterreich nicht mit bildet, sondern sich ihm zur Seite stellt, — gegenüber diesem Entweder — Oder könne Oesterreich nicht im Zweifel sein, für das letztere — Oder — sich zu entscheiden, so wie ihm dabei die Vortheile seiner föderativen Stellung gewahrt blieben. — Daß das specifische Preußenthum in bezeichneter Weise „mediatisirt" werde, — daß Preußen, wie damals die Parole war, in Deutschland aufgehe und wirklich Deutsch werde, — Oesterreich kann — mit allem Einfluß, den ihm die jetzige Bundesverfassung unter den ihm günstigsten Zeitläuften zu verleihen vermag, — ein größeres, für sein Verhältniß zu Deutschland vortheilhafteres Resultat nicht erzielen. —

In engem Zusammenhang mit dieser ersten Rücksicht für Oesterreich, einer Reform des Bundes in der bezeichneten Richtung nicht entgegenzutreten, erachtete man die weitere, — die durch diesen Reformvorschlag gebotene größere Wahrscheinlichkeit, nämlich Oesterreichs auswärtige Politik, zunächst in Folge des fortbestehenden Föderativbundes, aber auch aus andern tiefer liegenden Gründen, von Deutschland unterstützt zu sehen.

Nach der obigen Auffassung der Einheits- und Nationalitätsfrage identificirte sich die auswärtige Politik des geeinigten Deutschlands wesentlich mit der auswärtigen Politik des heutigen Oesterreichs. Während nämlich bei den abgeschlossenen Staatensystemen im Westen die Aufgabe der auswärtigen Politik des

geeinigten Deutschlands die sein würde, die bestehenden Friedensbeziehungen zu erhalten und auf angebahnten Wegen weiter zu entwickeln, ist im Osten Deutschlands nirgends ein consolidirter Zustand und im Südosten Alles gleichsam in der Auflösung und Umgestaltung begriffen. Hier ist also für die nächste Zukunft, und gewiß noch für lange Zeit, die schwierigere Aufgabe für nationale Entwicklung; und jeder Tag ist unwiederbringlicher Verlust, an welchem nicht die Gesammtmacht Deutschlands für diese Interessen einsteht.

Der nächste Gewinn davon wäre ein Gewinn Oesterreichs; er käme der Machtstellung Oesterreichs zu gut.

Dieses Reiches heutige Staatsmänner bekennen es ja offen selbst, daß Oesterreich allein und ohne Deutschlands sicher zu sein, der orientalischen Frage nicht gewachsen sei. Die heutige Verfassung Deutschlands sichert ihm weder dessen Unterstützung mit seiner Gesammtmacht, noch gewährt sie Oesterreich die Freiheit der eignen selbstständigen Bewegung. Das Außerösterreichische Deutschland deckt ihm nicht allein nicht in gesicherter Weise den Rücken, es könnte ihn selbst unter Umständen bedrohen. — Die Russen gingen 1827, von Oesterreich unbehindert, über den Balkan; denn Oesterreich war, wenn nicht durch bestimmte Preußische Drohung, doch durch die ganze Russische Richtung der Preußischen Politik, neutralisirt; und als der Allianztraktat zwischen Oesterreich und Preußen vom 20. April 1854 die dadurch doch nur schwach begründete Hoffnung auf ein einträchtiges Zusammengehen der beiden Deutschen Mächte in der Orientalischen Frage erweckte, und Oesterreich wenigstens von dieser Seite den Rücken sich gedeckt zu haben hoffen konnte, — da erhob sich auch gleich, um diese Hoffnung zu vereiteln, die Bamberger Coalition mit ihrer Winkelpolitik.

Unter der Bundesverfassung, unter Oesterreichs unbestrittenem

Präsidium der Bundesversammlung, unter dem scheinbaren Triumph der Metternich'schen Politik, war die Glorie Oesterreichs verbleicht; die Nichtachtung, der es ganz Deutschland durch seine Bundespolitik preisgegeben hatte, rächte sich durch den Uebermuth des Magyarenthums und des Panslavismus, der, in Verbindung mit der Erhebung Italiens, Oesterreich an den Rand des Verderbens brachte.

Es schienen sich daher folgende weitere Erwägungen für Oesterreichs Verhältniß zur Bundesreformfrage zu ergeben:

Die immer schwieriger werdenden Zeitläufte erfordern entschiedene Stellungen; jede Hauptmacht muß wissen, auf welche Hülfsquellen zu rechnen ist.

Die Bundesverfassung von 1815 bietet keine Handhabe, Deutschland auf die Bahn einer positiven, auswärtigen Politik zu lenken; sie ist ein unübersteigliches Hinderniß jeder positiven Politik der Gesammtmacht Deutschland.

Die Präsidialstellung Oesterreichs im Deutschen Bunde, der zu einem Einverständniß über gemeinsame Bedürfnisse nicht zu bringen ist, den Oesterreich weder zu einer Oesterreichischen, noch zu einer nationalen Politik zu lenken vermag, in welchem es sich mit seiner Initiative nicht seltnen Niederlagen ausgesetzt sieht, — es ist diese Stellung keine Machtstellung für Oesterreich, sondern eine solche der Ohnmacht, besonders auch nach dem Urtheil der eignen Oesterreichischen Bevölkerungen. Die Wirkung dieses Urtheils wird dadurch nicht geheilt, daß die andern Deutschen Staaten in gleicher Ohnmacht schmachten.

Oesterreich hat keine Aussicht auf der wesentlich völkerrechtlichen Grundlage des Bundes diese seine Stellung zum Bunde mittelst Vereinbarung unter den Theilhabern zu bessern; es hat noch weniger Aussicht, durch diplomatische Künste Gesammtdeutschland zu seiner Politik herüber zu reden; Einzelerfolge, die nur die Wirkung von Allianzen haben können, legen die Spaltung und in ihr die allseitige Schwäche nur noch mehr blos.

Eine wesentliche Veränderung dieses Zustandes der Dinge wäre nur auf zwei Wegen möglich: Einigung Deutschlands durch Eroberung; Einigung dadurch, daß die nationale Gesinnung zur mitbestimmenden Macht werde.

Kaiser- und Reichs-Sehnsucht, nach der besseren Kaiserzeit, mag Oesterreich zu verschiedenen Zeiten wohl gehabt haben, und auch wieder haben; aber seine Staatsmänner sehen ein, daß für ein gewaltsames Wiedergeltendmachen solcher Reminiscenzen keine Aussicht besteht, und daß die Zeitläufte nicht danach angethan sind, um zuwartend in solchen Träumen sich thatlos wiegen zu können. Daß Oesterreich Deutschland erobern oder in sonst autokratischer Weise die Politik ihm auferlegen könne, die es für die entsprechende hält, dafür besteht auch keine entfernte Wahrscheinlichkeit; und es bestand am wenigsten eine solche zur Zeit, als es sich um die in Frage stehende Bundesreform handelte.

Die nationale Gesinnung werde zur mitbestimmenden Macht! Die nationale Gesinnung steht auf Seiten der Oesterreichischen auswärtigen Politik, — wie diese, bei Freiheit der Bewegung und bei sicherem Verlaß auf die Unterstützung Deutschlands, sich natürlich gestalten müßte; — sie ist dann Oesterreichs zuverlässigster Verbündeter, zuverlässiger als die Deutschen Cabinette.

Doch nur bei organischer Volksvertretung kann die nationale Gesinnung zu mitbestimmender Macht werden. Es möge also der Mangel der alten Reichsverfassung, die zur Vernichtung des Reichs geführt hat, — der Mangel, daß den Standes- oder Staatenbänken beim Reichstag mit ihren zersetzenden particularistischen Interessen keine überwiegende Volksbank zur Seite oder gegenüberstand, deren Standesinteresse gewesen sein würde, vor Allem beim Reich zu halten und die Reichseinheit zu fördern, — er möge endlich geheilt werden. Eine Nationalvertretung aber, damit sie, wohlgeleitet, wohlthätig sich bewähre, setzt wiederum

eine Regierung homogener Natur, mit der Freiheit rascher Selbstbestimmung aus einheitlichem Gedanken der Führung voraus, wie eine solche bei einer Bundesverfassung nicht bestehen kann, welche zu jeder Willensbestimmung der Bundesregierung die Entschließungen von 30 Cabinetten, und bei wichtigen Fragen die endliche Einstimmigkeit Aller fordert.

Also nur durch den repräsentativen Einheits- oder Bundesstaat, dessen Regierung auf eine wahre und mächtige Nationalvertretung sich stützen und mit ihrer einheitlichen Nationalpolitik an die Stelle der mannigfaltigen centrifugalen Politiken der verschiedenen Deutschen Cabinette treten, in welchem einer einheitlichen Regierung gegenüber nicht blos die Staaten durch ihre Bevollmächtigten, sondern auch das dem Reiche mehr als den Staaten anhängende Volk durch seine Bevollmächtigten vertreten würde, — nur durch einen solchen Einheits- oder Bundesstaat kann die nationale Gesinnung zu mitbestimmender Macht gelangen.

Aber die hemmende Schranke für Oesterreich ist schon oben, an die Denkschrift meines Bruders über die Mittel zur Einheit anschließend, besprochen; nur noch Folgendes gehört zur Sache.

Oesterreich ist nicht in der Lage, weder den repräsentativen oder auch nicht repräsentativen Einheitsstaat aus eigner Macht zu bilden; noch auch die Bedingungen zu verwirklichen, unter denen seine Theilnahme an dem repräsentativen Bundesstaate gedacht werden kann.

In dem repräsentativen Bundesstaate müßte der Kaiser von Oesterreich die monarchische Spitze bilden. Diese Forderung würde der gleichkommen, daß auch Preußen seine Machtstellung und Souveränetät freiwillig abdanke; es wäre diese Forderung gleichbedeutend mit der Nothwendigkeit der Eroberung des Außerösterreichischen Deutschlands durch Oesterreich.

Oesterreich könnte sodann in jedes engere Bundesverhältniß,

als das gegenwärtig bestehende, um so mehr also in den repräsentativen Bundesstaat der sich dem Einheitsstaat nähert, nur mit seiner Gesammtmonarchie eintreten. Denn jedes engere Bundesverhältniß unterstellt eine erweiterte und eingreifendere Bundesgewalt auch in die inneren Zustände der Staaten; ein solches Eingreifen aber der Bundesgewalt in die Gesetzgebung und Verwaltung nur eines Theiles seiner Provinzen, nämlich der jetzt zum Deutschen Bunde gehörigen, kann Oesterreich nicht ertragen, weil dadurch die Einheit der Monarchie in legislativer und administrativer Hinsicht zerrissen würde, die für Oesterreich als eine Lebensfrage gilt, und die es auch bei etwa neuen, erst im Werden begriffenen Beziehungen zu Deutschland, nicht würde in Frage gestellt sehen wollen. Es kann nicht leiden, „daß die Monarchie, auch nicht einmal durch eine ideelle Linie, in zwei Hälften geschieden bleibe,“ wovon die eine der Bundesgewalt unterworfen ist, die andere nicht; in der engsten Verknüpfung der Deutschen und Nichtdeutschen Oesterreichischen Provinzen liegt die größere Garantie der Fortdauer des Besitzes der letzteren.

Oesterreich könnte aber auch die Repräsentation seiner eignen Provinzen im Bundesstaate nicht zugestehen; nicht für seine Deutschen Provinzen allein, aus Gründen, die eben angeführt sind; nicht für seine sämmtlichen Provinzen, — weil für Gesammtdeutschland, wenn auch in einem weniger ungünstigen Verhältnisse, ähnliche Erwägungen eintreten, um eine Betheiligung der Nichtdeutschen Oesterreichischen Völkerschaften an der Gesammtvertretung des Reichs zurückzuweisen, aus denen sich eine Gesammtvertretung der heutigen Oesterreichischen Monarchie als unverträglich mit dem verknüpfenden Einheitsgedanken dieser Monarchie erwiesen hat. Denn fürwahr, wie hätte die Herrschaft des Deutschen Elementes und das Deutsche Herkommen in der Monarchie erhalten bleiben können bei einer Gesammtrepräsentativverfassung, durch welche 30 Millionen Nichtdeutscher gegenüber 8 Millionen

Deutscher zur Vertretung gekommen wären? Die Ersteren würden in solcher Verfassung die Handhabe zur Coalition ihrer wahrscheinlich bald in vielen Beziehungen gemeinsam erachteten, den Deutschen zum Theil entgegengesetzten Interessen, und zu darauf gegründetem Widerstande gegen die Zwecke der Regierung gefunden haben. Auch im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung Deutschlands würde die Betheiligung an der Gesammtvolksvertretung, welche eine nationale sein müßte, von Seiten so zahlreicher Bevölkerungen die den Anspruch an eigene nationale Geltung nicht aufgegeben haben, und von denen mehrere allen Grund haben ihn nicht aufzugeben, nicht ertragen werden können. Es würde dadurch ein der Deutschen Gesinnung feindliches, zahlreiches Oppositionselement in diese Volksvertretung eingeführt werden, welches der, möglicher Weise geschlossene, stets bereitwillige, factiose Alliirte jedes, dem Nationalwohl und der Einheit widerstrebenden, particularistischen Interesses sein, und die nationale Gesinnung in ihrer Gesammtwirkung abschwächen würde. Das hieße den Hauptzweck der Nationalvertretung — Geltung der nationalen Gesinnung — verfehlen.

Oesterreich selbst also kann nicht an einer Nationalvertretung Theil nehmen.

Mußte nun Oesterreich der Bildung eines repräsentativen Bundesstaates durch das gesammte Außerösterreichische Deutschland, — eines Bundesstaates, an welchem Oesterreich nicht Theil nahm, entgegen treten? Es bestand vielmehr, wie wir gesehen haben, die Meinung, daß wenn Oesterreich auch nicht bei einer Nationalvertretung, und folglich bei dem repräsentativen Bundesstaate sich betheiligen könnte, und wenn auch in diesem repräsentativen Bundesstaat die Hohenzollern'sche Dynastie zur Oberhauptswürde berufen sei, jenes Auskunfts-

Digitized by Google

mittel für Oesterreich noch immer überwiegende Vortheile gegen das Beharren bei der alten Bundesverfassung biete. Es wurde diese Meinung theils auf flagrante Interessen Oesterreichs, theils auf entferntere, ihm möglicher Weise günstige Eventualitäten gestützt.

Das vorwiegende Bedürfniß für Oesterreich schien zu sein, daß es, um seine Europäische Stellung wieder zu erlangen, von Russischer Abhängigkeit sich befreie; daß zu dem Ende die Hand ihm geboten werde, um dem Russischen Uebergewicht entgegen treten zu können; daß eine solche Politik Oesterreichs von Gesammtdeutschland als die eigene, nationale Politik betrachtet und danach gehandelt; einem möglichen Machtzuwachs für Oesterreich in Folge dieser Politik nicht mit Mißtrauen widerstrebt, vielmehr dieser Machtzuwachs mit günstigem Auge betrachtet und erforderlichen Falls unterstützt werde.

Aber auch davon ausgegangen ließ man nicht unberücksichtigt, daß es außer den wirklichen Ehrenfragen auch gewisse conventionelle Ehrenpunkte für Staaten wie für Einzelne giebt, die um Vortheils willen nicht hintangesetzt werden dürfen, und die daher auch von Dritten zu schonen sind, wenn Rücksichtslosigkeit weder durch Klugheit angerathen wird, noch auf Macht sich stützt. Insofern gegen diese Erwägung bei dem ersten Projecte des Reformplanes angestoßen worden war, suchte man alsbald den Mißgriff zu heilen. Der Mittel und Wege waren viele denkbar, wodurch auch die äußere traditionelle Machtstellung Oesterreichs in Deutschland, sein Vorrang im Gesammtreich, im Staatenbunde, gewahrt, sein Einfluß auch im Bundesstaate gesichert werden konnte.

Die Wege der Gemeinsamkeit konnten mehr wie früher gepflegt werden, bis selbst zum Zusammentritt gemeinsamer repräsentativer Ausschüsse für bestimmte Zwecke der inneren Entwicklung. Es gehörte eben nicht viel dazu, um ein engeres Bundesverhältniß

zwischen den in Aussicht genommenen beiden großen Compleren des Deutschen Staatenbundes herbeizuführen, als es im heutigen Bunde zwischen den einzelnen Deutschen Staaten besteht, und doch war eine solche Annäherung Alles, was Oesterreich auf seiner gewählten Bahn des abgeschlossen zu haltenden Einheitsstaates vertragen konnte. Der auf organischen Einrichtungen nicht beruhende, nichts desto weniger vollkommen natürliche und unvermeidliche Einfluß Oesterreichs auf so viele zur Repräsentation berechtigte, die Regierung des Bundesstaats also mitbestimmende Elemente mußte ohnehin steigen, sowie bei Entwicklung der parlamentarischen Verhältnisse Parteistellungen, also Opposition gegen die bundesstaatliche Regierung sich ausbildeten.

Die Anschuldigung gegen das Auskunftsmittel und seine Urheber, daß man dadurch Oesterreich aus Deutschland habe hinauswerfen wollen, war hiernach auf Folgendes zurückzuführen:

Für Oesterreich, das ein engeres Bundesverhältniß, in dem es herrscht, nicht bilden kann, und für das die Theilnahme an einem engeren Bundesverhältnisse, in welchem es nicht herrscht und dessen Einflüssen es sich unterwerfen müßte, nicht denkbar ist, bleibt der Staatenbund in Bezug auf seine Ansprüche daran unverändert, ein Geringstes der Gemeinsamkeit. Der Vortheil, den es daraus zu ziehen vermag, kann im Vergleich zur Vergangenheit wesentlich erhöhet und wird erhöhet werden, je mehr Oesterreich das Entstehen des Bundesstaates unter den übrigen Bestandtheilen Deutschlands selbst fördert und sich wohlwollend und mitschützend dazu verhält. Kann es die nationale Gesinnung nicht mit verstärken helfen durch unmittelbare Betheiligung am Bundesstaate, so möge es dulden, daß dieselbe sich neben Oesterreich für Oesterreich bewähre; es hat unter solchen Umständen kein Recht, den Verzicht der Nation auf ihre nationale und politische Existenz, die durch eine wenigstens annähernd einheitliche Regierung und Nationalvertretung bedingt

ist, zu seinem eignen Nachtheile zu fordern. Wer mit Bewußtsein, was die Bedingung der nationalen und politischen Existenz sei, doch diese lieber opfern, als bloßen Sympathien oder Antipathien, — wofür und wogegen es auch sei, — entsagen will — der ist kein Patriot.

Indem die Dynastie der Hohenzollern im Deutschen Bundesstaat um so viel größer und mächtiger geworden wäre, und diese dennoch, auch in so erhabener Stellung, die traditionelle Rangstellung des Hauses Oesterreich anerkannt und geehrt haben würde, wurde diese letztere nicht herabgedrückt, sondern in dem öffentlichen Ansehen nur noch mehr gehoben.

In Rücksicht des wirklichen Machtverhältnisses konnte Oesterreich die Erhebung des Hauses Hohenzollern ausgeglichen erachten durch die dieser Dynastie in Folge solcher Erhebung zur Oberhauptswürde im repräsentativen Bundesstaat mit innerer Nothwendigkeit auferlegte Trennung ihrer Interessen von denen des specifischen Preußenthums, welches damit aufhörte ein separatistisches zu sein. Diese Veränderung mußte hauptsächlich Oesterreich zum Vortheil gereichen, da die frühere Preußische Angriffsstellung gegen Oesterreich, und der daraus erwachsene wechselseitige Antagonismus, nur in der früheren und bisherigen unbefriedigenden Machtstellung Preußens seinen Grund und Anlaß hatte. Es war nicht anzunehmen, daß Oesterreich lieber selbst größeren Schaden leiden, als der Preußischen Dynastie Gutes zuwenden wolle; und so parador das lauten mag: Oesterreichs Betheiligung an dem repräsentativen Bundesstaate würde die Vortheile der Geltung der nationalen Meinung für die eigenen Oesterreichischen Interessen in Frage stellen; und es ist vielleicht der Weg durch den repräsentativen Bundesstaat, ohne Oesterreich, mit Preußischer Spitze, der sicherste Weg, um dem Deutschen Nationalgeiste zu eigenem auch Oesterreichischem Vortheile zum Siege zu ver-

helfen, und dadurch eine der unerläßlichen Vorbedingungen Deutscher Einheit zu erfüllen.

Aber allerdings steht und fällt das in den Bewegungsjahren von einer großen Partei angestrebte, der Einheit sich vorerst annähernde, Auskunftsmittel, mit der Wahrscheinlichkeit daß Oesterreichs auswärtige Politik in so entscheidender Stunde der Weltgeschichte, und damit seine Europäische Machtstellung die wieder auf Deutschland zurückwirken würde, der vollen Unterstützung von Seiten Gesammtdeutschlands sich versichert halten könne.

Es beruht diese Wahrscheinlichkeit auf drei wechselseitig sich tragenden Voraussetzungen.

Zunächst die, daß die Oesterreichische auswärtige Politik eine wirklich nationale sei. — Wenn die Oesterreichische Presse jetzt zur Unterstützung der dortigen Politik an die Deutsche öffentliche Meinung appellirt, die, in ihrer Wirkung zu vernichten, Oesterreich selbst so entscheidend beigetragen hat, und täglich mittelst seiner Bundespolitik fortfährt dazu beizutragen, — so erweckt das Ekel über solche Verhöhnung zugleich mit dem Mißtrauen in eine, im besten Falle nicht kühne, nicht mit sich fortreißende, leicht zu verdächtigende Politik. Der Rücksichten auf die gegenwärtige Schwäche seiner Stellung entbunden, würde die künftige von Oesterreich zu vertretende Nationalpolitik, damit sie die nöthige Leidenschaft erwecke und Propaganda mache, ihre Richtung unverschleierter verkünden, die öffentliche Meinung des eigenen Landes in dieser Richtung führen und halten, einfacherer Argumente sich bedienen müssen. Gerade in der besonderen Stellung Oesterreichs zu einem repräsentativen Bundesstaate, der neben ihm steht, den es gewinnen müßte, und nicht durch innere Regierungsmittel leiten und mißleiten könnte, läge dafür, daß seine auswärtige Politik eine zugleich nationale sein werde, die stärkere Bürgschaft, und dann würde der Appell an die öffentliche Meinung in diesem Bundesstaate nicht wirkungslos sein.

Die zweite Voraussetzung war, daß die nationale Gesinnung wirklich zur Herrschaft komme. Das anscheinend Paradore, daß Oesterreich Zwecke und Absichten bezüglich Deutscher Politik und Deutschen Zusammenhaltens, die der Deutsche Kaiser im alten Reiche, die Oesterreich in seiner Bundespräsidialeigenschaft nicht zu erreichen vermocht hatte, — daß es diese dann zu erreichen vermögen solle, nachdem es auf einen großen Theil seines directen Einflusses über Deutschland zu Gunsten der Hohenzollern werde verzichtet haben, und daß das bisher abgeneigte Preußen in solcher Verbindung mit Deutschland, und in diesem nunmehr die leitende Rolle übernehmend, solcher Deutsch-nationaler Politik geneigter sein werde, — diese scheinbare Paradorie ist besprochen, erläutert, in ihrer Scheinbarkeit widerlegt. Die nationale Gesinnung kann nur zur Herrschaft kommen durch den repräsentativen Bundesstaat der, mit Preußen, ohne Oesterreich, das Außerösterreichische Deutschland umfaßt; denn nur darin liegt die größere Bürgschaft, daß die Gegensätze unschädlich werden, und die durchschnittliche Gesinnung siege. „In der Durchdringung der Unterschiede soll die Einheit als Harmonie verwirklicht werden."

Die dritte Voraussetzung war, daß an Preußen, sowohl seiner Dynastie als seinem Volke, eine Entschädigung, ein Preis geboten werde, entsprechend der Gefahr, das gegenwärtige Preußische Staatsleben an ein neues zu setzen, welches erst zu schaffen wäre; lockend genug für den Ruhm, den in seiner vergangenen Geschichte nur sich angemaßten Beruf — nun auch wirklich zu bewähren. Wenn Oesterreich durch seine Mitwirkung zur Erhöhung der Hohenzollern die Neutralisirung des antagonistischen Preußenthums und die treue und nachhaltige Unterstützung von Seiten Gesammt-Deutschlands für seine zugleich nationale, auswärtige Politik erkauft, und dabei seine Geltung in Deutschland und seinen Ein-

fluß darauf um so sicherer bewahrt, so nahm man an, es habe keinen zu hohen Preis bezahlt.

Aus solchen Gründen hielt man dafür, daß eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen auf der Grundlage jenes Programms, auch aus Oesterreichischen Gesichtspunkten und Bedürfnissen nicht unmöglich sei, vielmehr für beide Mächte befriedigend ausfallen könne, ein Fortschritt zum Ziele.

In Bezug auf Preußen war der leitende Gesichtspunkt, wie dieser schon oben in der Denkschrift meines Bruders über die Einheit Deutschlands besprochen worden ist, daß es bei der nothwendigen Sonderstellung Oesterreichs als der mächtigste Deutsche Staat, und durch seinen ganzen inneren, dem übrigen Außerösterreichischen Deutschland so homogenen Organismus, zum Ausgangspunkte der Deutschen Einheitsbestrebungen berufen sei; und daß in seinem Staatsbau die bereits vorhandene Anlage des Deutschen Einheits- oder Bundesstaates sich erkennen lasse.

Indem man hoffte, daß die erhabene Stellung, die der Dynastie in dem zu errichtenden Deutschen Bundesstaate zugedacht war, auch dem Preußischen Volke als ein höchstes Ziel, und das Aufgehen Preußens in Deutschland unter solcher Voraussetzung als die Vollendung der Geschicke des Preußischen Staates erscheinen werde, glaubte man eines Theils darauf zählen zu können, daß sich das Preußische Volk von dieser seiner nationalen Aufgabe erfüllt und zu ihrer Lösung entschieden zeigen werde; — besorgte man anderen Theils nicht, daß man von Preußen, mit Stein's so treffend gefundenem, wenn auch auf Preußen nicht gemünztem Gleichnisse werde zu sagen haben: es gleiche einem Erwachsenen, der, nachdem er einen unerwarteten Gipfel des menschlichen Glückes erreicht, über den Verlust seiner Windeln sich nicht zu trösten wisse; — nahm man endlich an, daß die Wirkungen einer gemäßigten, durch die Zeitverhältnisse gebotenen

Usurpation, ohne welche die auch von Preußen gut geheißenen und gewünschten Ziele nicht erreicht, schwererer Krisis aber vorgebeugt werden konnte, Preußischer Seits nicht, wie es nach vielfachen Schwankungen geschehen ist, zurückgewiesen werden würden.

Wie auch die politische Einheit Deutschlands erstrebt werden möge, die Aufgabe bleibt dieselbe, daß diejenigen Organismen zu zerstören, und diejenigen geistigen Richtungen zu bekämpfen und auf andere Wege zu lenken versucht werden müsse, welche Hindernisse solcher Einheit sind. Als eines der größeren und gefährlicheren Hindernisse stellte sich das specifische Preußenthum dar. Wie groß auch sein Einfluß gegenwärtig wieder sei; von seiner Gefährlichkeit hatte es schon verloren durch die Vergrößerung der Monarchie am Rhein und in Westphalen; noch mehr aber seitdem im Jahre 1848 auch in Preußen eine Deutsche Partei Fuß gefaßt hat. Nicht, als ob nicht auch das specifische Oesterreicherthum und andere specifische Thümer der Einheit hinderlich wären; — sie sind aber entweder leichter mit den Interessen eines Gesammtdeutschlands zu identificiren, oder zu überwinden, oder könnten mit geringerem Schaden in den noch zur Zeit unvereinbaren Richtungen einstweilen den eigenen Zersetzungselementen überlassen bleiben.

Das specifische Preußenthum charakterisirt sich durch das Behagen an staatlichem Selbstgenügen. Es hat zwar den Ehrgeiz, Preußen weiter zu vergrößern, aber nur durch solche territoriale Alluvionen, die es glaubt durch den Verdauungsproceß sich assimiliren zu können. Das Zurückkommen auf gewisse vormalige innere Zustände, — Privilegien des Adels und Ständegliederung, auch wo dafür kein Anhaltspunkt in den socialen Verhältnissen mehr besteht, — ist ihm ein so wesentlicher Zweck, daß selbst die Größe und das Wachsthum der Monarchie dem untergeordnet wird. Rheinland und Westphalen sind ihm lästige Preußische Besitzungen, weil sie jener Assimilirung widerstehen; man würde sie lieber aus der

Monarchie ausscheiden sehen, als die angestrebten Ziele der inneren Politik aufgeben. Der Ehrgeiz wird daher wieder durch eine engherzige Genügsamkeit in kleinstaatischem Wesen in Schranken gehalten; er ist nur gerade groß genug, um das Mißtrauen und die Abneigung der Nachbarn zu erwecken, und Preußen als habgierig in Verruf zu bringen. Dieses specifische Preußenthum ist gleichgültig gegen das übrige Deutschland; der nur geographische Begriff dieses Deutschlands ist, wie dessen unmittelbarstes Product, so auch seine bleibende Tendenz. Es spottet darüber mit specifischem Cynismus, als ginge es dieser Begriff nichts an. Ein Deutsches Nationalgefühl ist ihm fremd; und nachdem es den größeren Theil der nationalen Schuld auf sich geladen, daß das alte Deutsche Reich unmöglich geworden ist, hat es kein Verständniß für das Gefühl der Pflicht und der nationalen Ehre, daß der Preußische Staat für den Wiederaufbau mit seinem staatlichen Leben einzustehen habe. Die Zumuthung, „zu dem Kern der nationalen Bedürfnisse zu dringen, ist ihm, wie Radowitz sagt, eine unausführbare Fantasterei.“ Es erhebt sich höchstens zu den schlechten Trostesworten gegen Andere: Ist es Euch nicht wohl in Euren Zuständen, so kommt zu uns, wenn Ihr werden wollt wie wir; vielleicht, wenn uns keine größere Gefahr dabei droht, nehmen wir Euch auf; aber nur mit Auswahl, allmählig und in kleinen Portionen, damit es unsere Verdauung nicht störe.

Und wie dieses specifische Preußenthum gleichgültig ist gegen Deutschland, so ist es entschieden abgeneigt gegen Oesterreich; eine Empfindung, welcher die Gegenseitigkeit natürlich Vorschub leistet. Wenn irgend eine Partei in Deutschland, so würde diese Undeutsche Partei dem Auseinanderfallen Oesterreichs mit innerem Behagen zuschauen, unbesorgt, was aus den Bestandtheilen werden möge. Von keiner Partei sind mit so hämischem Wesen alle Maßregeln, die Oesterreich getroffen hat, von dem Verfall sich aufzurichten, bemängelt und begeifert worden.

Nachdem Preußen die Gleichberechtigung mit Oesterreich in den Deutschen Verhältnissen errungen, betrachtet das specifische Preußenthum den zu verewigenden Dualismus, den alle anderen Deutschen Parteien als das Nationalunglück verwünschen, und wovon sie hoffen, daß ein günstigeres Geschick uns erlösen möge, — als den eigentlichsten, nicht zu verändernden Ausdruck dieser Gleichberechtigung; gleichsam als das erreichte Ideal seiner Wünsche. Mit der widerwärtigsten Heuchelei mißbraucht es die in der heiligen Schrift enthaltene Lehre vom Gegensatze des Guten und Bösen, um die Lüge zu verschleiern, daß „der Dualismus nicht die Zertrenntheit als Gegensatz der Einheit, sondern die Zweiheit in der Einheit, oder die Zweiheit als Motiv und Quelle der Harmonie sei."

Das specifische Preußenthum ist der hassenswertheste innere Feind der Einheit Deutschlands, und in der That, in nichts ist auch Deutschland so einig, als in der gleichartig ausgeprägten Antipathie aller auch sonst sich gegenüber stehender Parteien gegen dieses specifische Preußenthum.

Dem Preußischen Volke will es die Erinnerung rauben und den Glauben ausreden, daß es die Freiheitskriege um der Freiheit willen gekämpft habe; die katholische Bevölkerung Preußens möchte es in einen Zustand gerechter Nothwehr versetzen, indem es dem heutigen Preußischen Staate noch, als sei er derselbe wie zur Zeit des Westphälischen Friedens, eine Mission nicht etwa zum Schutze des protestantischen Geistes, dessen dieser nicht bedarf, sondern zur Herrschaft des protestantischen Uebergewichts und damit zum Druck auf den Katholicismus andichtet. Und während es für Preußen diese Mission protestantischer Herrschaft anspricht, hat es den protestantischen Geist abgeworfen, und läßt die protestantische Freiheit an eine Autorität abdanken, über deren Berechtigung und Quelle die jetzt in der evangelischen Kirche bestehenden Gegensätze allmählig eben so schroff sich gestalten, wie

diese in den beiden Hauptspaltungen der christlichen Kirche in der traurigen Blüthezeit dieser Spaltungen bestanden haben. Und indem es sich, ein Parasit, an alle Schwächen der Dynastie anklammert und sie zu seinem Vortheile ausnutzt, mußte schon im Jahre 1847 ein Mann wie Radowitz*) bekennen: „daß der politische und kirchliche Parteienkampf das Feld der besten und reinsten Absichten des Königs verwüstet habe", und daß es nur ein Mittel gebe, dem König das Vertrauen, die Sympathie und die Begeisterung seines Volkes wiederzugewinnen, deren er auf seinen Wegen bedürfe, das nämlich, daß der König sich mit dem besseren Geiste der Nation verbünde, daß er Preußen in und durch Deutschland gewinne.

Dieses specifische Preußenthum mittelst des Deutschen Geistes zu bewältigen, erschien als eine der wesentlichsten und unerläßlichsten Aufgaben der Deutschen Einheitsbestrebung.

Die Ereignisse seit den Freiheitskriegen, und die Geschichtschreibung derselben hatte dieser Bewältigung mächtig vorgearbeitet. Jedes Geschichtsbuch, an dem sich der Deutsche Geist aufrichten und seine Hoffnungen beleben kann, athmet Verachtung und Haß gegen eine politische Richtung, welcher früher Preußens Verknöcherung und in Folge davon sein Fall zuzuschreiben war; und die später, nach dem glorreichen Wiederaufbau des Staates, zuerst die Hemmungen in seiner inneren Entwickelung, und dann abermals in Folge davon die überfluthende Volksbewegung verschuldete, welche die Monarchie in dem entscheidendsten Augenblicke ihrer normalen Selbstbestimmung und ihres Europäischen Gewichts zum unersetzlichen Nachtheile Deutschlands beraubte.

Es lag etwas durch den Genius Deutschlands so Gewolltes darin, daß die relativ bescheidenen Forderungen Preußens bei dem Wiener Congreß unbefriedigt blieben. Preußen, durch

*) Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. 1848. S. 44 u. 45.

Sachsen abgerundet, würde bei vorwiegend separatistischen Neigungen versucht haben, sich selbst zu genügen; durch sein inneres Staatsleben würde das übrige Deutschland dann weit weniger berührt worden sein. Indem Preußen über den Rhein, über die Mosel und Saar in das südliche Deutschland sich vorschob, während diese so wichtigen, westlichen Provinzen von dem Hauptterritorialcomplex der Monarchie getrennt blieben, stellte der Preußische Staat schon in sich das Bild der Zerrissenheit Deutschlands dar, mit den daraus sich ergebenden Folgen, als da sind das Bedürfniß und die Bestrebung zur Einigung des unnatürlich Getrennten. Preußens und Deutschlands Aufgabe wurde dadurch eine gleiche und gemeinsame. Wenn heute Preußen in einen Europäischen Krieg verwickelt würde, in welchem Gesammtdeutschland noch nicht unter der nationalen Fahne stritte, und Preußen, in seiner jetzigen geographischen Gestaltung, wäre Hannovers, der beiden Hessen, Nassau's und der Thüringischen Staaten nicht gewiß, — es müßte damit anfangen, diese Bundesstaaten wenigstens provisorisch sich einzuverleiben; es würde mögliche Gegner oder zweideutige Freunde, — zwischen seine Hülfsquellen an der Weser, dem Rheine und der Mosel, und jenen hinter der Elbe hineingeschoben, — nicht dulden können. Durch jene Gestaltung Preußens ist es mit dem übrigen Außerösterreichischen Deutschland so innig verwachsen, daß es davon nicht abgesondert gedacht werden kann; und es ist ihm dadurch jene exspectative Politik aufgenöthigt, die, durch die Natur des Staats, und welches auch die Friedensliebe der Monarchen sein möge, auf die Eventualität Europäischer Conflicte sich angewiesen sieht. Nur über die letzten Ziele dieser exspectativen Politik, und, im Zusammenhange damit, über die Anlehnungspunkte, um diese Ziele zu fördern, besteht eigentlich in Preußen der Meinungskampf; nicht über die Nothwendigkeit einer Veränderung der gegebenen Zustände selbst, die wohl von allen Parteien zugegeben wird. Die eine Partei sucht eine

Verbesserung der Preußischen Lage nur in einer weiteren Zerstückelung des, zum Zweck einer entsprechenden Arrondirung Preußens, zum Schlachtopfer von ihr erkorenen Deutschlands, und zählt dafür mit falscher Berechnung auf Rußland, welches doch das ausgesprochenste Interesse dabei hat, das Gleichgewicht der Schwäche zwischen den beiden Deutschen Mächten erhalten zu wissen. Um Rußland bei guter Laune zu erhalten und, wie man wähnte, geneigt zu machen, mußte, zugleich aber auch im Einklange mit den selbsteigensten Grundanschauungen dieser Partei, die Preußische Politik eine der Entwickelung der politischen Freiheit widerstrebende Tendenzpolitik werden, mit der ganzen Vergangenheit Preußens brechen, und alle Sympathien niedertreten, die sich Preußen durch diese seine Vergangenheit erworben hatte.

Die andere Partei erkannte, daß Preußen bei Verfolgung separatistischer Zwecke das erwachte Deutsche Nationalgefühl nur gegen sich empören werde, ohne diese Zwecke in entsprechender Weise erreichen zu können; daß Preußen seine Ziele höher stecken, Preußen und Deutschland verwachsen müßten; daß der Cultus einer gemäßigten Freiheit bei einem aufrichtigen Repräsentativsysteme des exspectativen Preußens mächtigster Alliirter sei.

Im Vorzimmer- und Hinterthüren-Kampf und Gezerr dieser Parteien hatte sich in Preußen ein Zustand des Unbehagens, der Charakterlosigkeit der Regierung, und des Mißtrauens erzeugt, gegen den die offenen Bestrebungen organisirter parlamentarischer Parteien als eine wahre Erlösung und als eine Wohlthat sich erwiesen haben würden. Und dennoch, ungeachtet dieses bedauerlichen Gezerrs, war Preußens Stellung in Deutschland so stark, sein Beruf so unabweislich erkannt, daß, je mehr Oesterreich sich seit dem Bestehen der Bundesverfassung vor der Deutschen, geistigen Nähe abschloß, und Deutschlands sonstigen Bedürfnissen sich entfremdete, um so mehr dieses Deutschland sich darauf hingewiesen sah, seine Zukunft in Ansehung aller sowohl materieller als poli-

tischer Fragen, die das Leistungsvermögen der Kleinstaaterei überschritten und jenseits so enger Gränzen lagen, durch Preußen bedingt anzusehen.

So war Preußen allmählig an die Vorsteherrolle, und der größere Theil des übrigen Außerösterreichischen Deutschlands an die Preußische Führung bei inneren Fragen gewöhnt worden. Daß jene Vorsteherrolle und das Hineinwachsen Preußens in Deutschland nicht im Sinne des specifischen Preußenthums lag, ist schon gesagt; es hätte bescheidenere Früchte jener exspectativen Politik, — z. B. kleine Arrondirungen und Gebietsvergrößerungen — lieber gepflückt; als ob der Charakter einer umsichgreifenden Politik, als eines Productes der Revolution, mit der Preußen doch nun einmal nach seiner ganzen staatlichen Anlage nicht ganz brechen kann, durch das Mehr oder Weniger des Umsichgreifens bestimmt würde! Auch war die Preußische Führung der materiellen Interessen nichts weniger als nach den eigensten und innersten Wünschen des kleinstaatlichen Particularismus, der in seinen Finanzverlegenheiten und bei der Progression der Verarmung der kleinen Länder, ehe der Zollverein die Industrie belebte und den Erzeugnissen des Bodens und der Industrie Märkte erschloß, darin nur das kleinere Uebel erwählte. Endlich schien auch der constitutionellen Freiheit in Preußen die Bahn sich zu eröffnen, und eine ruhige Entwickelung derselben, wie sie durch den ersten vereinigten Landtag angebahnt war, würde von unwiderstehlichem Einflusse auf Deutschland gewesen sein. Damit war die ganze Entwickelung allmählig so eingetreten, wie mein Bruder in der Denkschrift über die Einheit Deutschlands sie als eine wahrscheinliche und fast nothwendige vorausgesehen hatte. Aber nur für eine kurze Zeit ging eine große Hoffnung auf, um von einer noch größeren Enttäuschung gefolgt zu werden. Bereits aber hatte sich in Preußen eine Partei gebildet, oder, insofern Männer solchen Glaubens stets vorhanden waren, verstärkt, welche über den nothwendigen

Zusammenhang Preußens mit Deutschland die schon oben angeführte Ueberzeugung von Radowitz theilten:

Nur in der festesten innigsten Verbindung mit Deutschland kann es die Ergänzung der Kräfte finden, deren es bedarf. Daß Deutschland mächtig und einträchtig dastehe, dieses ist die Lebensfrage für Preußen, die oberste Bedingung seiner eigenen Existenz.

Auch die innige Verknüpfung der Preußischen Freiheitsfrage mit der Deutschen Einheitsfrage ward erkannt. Preußen, — isolirt, aber an Rußland für gewisse Exspectanzen angelehnt, den Absolutismus festhaltend, die politische Freiheit mit der Repräsentativverfassung versagend, — das war die Politik des specifischen Preußenthums, welches auf dieses Programm hin mit Rußland Freundschaft geschlossen hat, und in der Allianz Preußens mit Rußland zugleich die Sicherheit des eigenen Einflusses erstrebt. Parlamentarische Verfassung in Preußen, — unter Umständen, die es der Regierung zum Bedürfnisse machten, auf das Volk sich zu stützen, — sie bedingte Lossagung von der bisherigen, die entgegengesetzte Richtung verfolgenden Tendenzpolitik; Loslösung von der bisherigen Allianz; sie begriff die Nothwendigkeit, auf neue Kräfte sich zu stützen, mächtiger zu werden. So verschiedene Motive flossen zusammen, um die Deutsche Partei in Preußen zu verstärken, als deren vorläufiger Gesammtausdruck die oben besprochene Mission des Generals von Radowitz nach Wien im März 1848 betrachtet werden werden konnte.

Als nun die Bewegung des Jahres 1848 hereinbrach, mit dem Bedürfniß nach Einheit, Freiheit und Ordnung, während Oesterreich durch innere Kriege ganz in Anspruch genommen und von Deutschland abgezogen war, — was natürlicher, der ganzen Deutschen Entwickelung entsprechender, als der noch so unklaren und unentschiedenen Bewegung ein Ziel zu geben, wie das obige Programm des Auskunftsmittels es aufstellt, und wie es auch der öffentlichen Meinung in Preußen genehm war?

Schien es nicht unmöglich, daß Oesterreich und Preußen auf der besprochenen Grundlage sich verständigen, dabei ihren beiderseitigen Vortheil finden könnten, so bot das als Auskunftsmittel aufgestellte Einheitsprogramm für Gesammtdeutschland einen wesentlichen Fortschritt. Das Föderativsystem in seiner Gemeinschädlichkeit für Deutschland würde damit beseitigt gewesen sein.

Es war nicht mehr ein Bund vieler ungleichartiger Gleichberechtigten, welcher die Rechtsform nicht für die einige Action, sondern für die Uneinigkeit ist.

Es war nicht mehr ein Bund zwieträchtiger gleichberechtigter Zweiherrschaft, die sich selbst mit ihrem Anhang neutralisirt.

Es war endlich nicht Drei-, Fünf- oder Siebnerherrschaft, welche in der Wirkung auf die erstere Rechtsform der Uneinigkeit, mit möglicherweise noch schädlicheren Richtungen, hinausläuft.

Ein Deutsches Reich, — das Volk und Land umfaßt, — das freilich war zur Zeit nicht zu schaffen; es würden zwei Reiche nebeneinander geblieben sein; aber unter diesen konnte die Einheit der Bedürfnisse und Interessen in weitem Umfange, durch einen im Bundesstaat maaßgebenden Nationalwillen, den keine dynastische Rücksicht bestach, keine dualistische Eifersucht irre leitete, gesichert gelten, wenn auch der Ausdruck desselben der unmittelbaren Mitwirkung der Oesterreicher entbehrte.

Dem Dualismus, insofern er fortbestand zwischen Oesterreich und Preußen, war die unschädlichste Gestalt gegeben, indem jeder Theil staatliche Selbstständigkeit gehabt haben würde, über der keine höhere Bundesgewalt ohne zwingende Macht, sondern nur ein höheres Bundesbedürfniß gewaltet haben würde. Bei der faktischen Zweiherrschaft im Bunde ist das Auseinandergehen der dualistischen Mächte, also das wechselseitige Neutralisiren, die Regel; bei der auf Compromiß beruhenden staatlichen Selbstständigkeit der neben und zu einander stehenden beiden Staatencomplexe, war sie eine entferntere Gefahr. Ein Compromiß

zwischen den beiden mächtigsten Staaten und Dynastien, ohne Demüthigung einer derselben, welcher aber beiden eine verstärkte Machtstellung gewährte, schien Eifersucht wenigstens auf lange Zeit zu beseitigen, und ein Zusammengehen unter dem die Eintracht fordernden Einfluß des Nationalgeistes zu verbürgen.

Dieser Geist und Wille der Nation war als eine vermittelnde, dritte, wirkliche Großmacht im Bunde, in seine Rechte eingesetzt.

Eine Gefahr wäre abgewendet gewesen, die bei der Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse wie das Schwert des Damokles über dem Schicksale der Nation schwebt, — die Verständigung nämlich zwischen Oesterreich und Preußen auf einer andern Grundlage, — einer Theilung ihrer Herrschaft oder Hegemonie über Deutschland, den Lauf des Mains etwa als Grenze genommen; also einer Theilung in Nord und Süd, wozu die Versuchung beiden Theilen schon öfters nahe getreten war und wieder nahe treten könnte. Es wäre dies ein die ganze Zukunft der Nation bedrohender, der tödtlichste Schlag. —

Ein Dualismus, das heißt ein Gegensatz aller Richtungen und Bestrebungen, wie dieser zwischen Oesterreich und Preußen besteht, dazu fehlte es zwischen Oesterreich und dem Bundesstaat an jeglichem Stoff und historischem Anlaß, und eine Entfremdung Oesterreichs von Deutschland würde weit weniger eingetreten sein, als sie seit vierzig Jahren unter den gegenwärtigen Verhältnissen besteht. Wie die auswärtige Politik des Gesammtreichs nun erst eine gemeinsame geworden wäre, so würde auch kein antagonistisches Widerstreben der Gemeinsamkeit innerer gemeinnütziger Anstalten entgegengetreten, der wahre Vortheil für beide Theile würde allein zur Erwägung gekommen sein und entschieden haben.

Den Wettstreit, der zwischen beiden Theilen und Dynastien entstehen konnte, um nationale Anerkennung jeder in dem ihr vorzugsweise zugeschiedenen Wirkungskreise, — Oesterreichs, indem es dem

Deutschen Unternehmungsgeist und dem nationalen Bedürfniß nach Ausdehnung rühmliche und vortheilhafte Bahnen eröffnet, — des Bundesstaats unter Preußischer Spitze, indem er den Anlagen der Nation zu intensiver Entwicklung auf allen Wegen, die zur Veredlung und zum Wohlstande führen können, den Vorschub leistet, der ihnen nur durch ein lebendiges Großstaatsleben gewährt werden kann; — einen solchen Wettstreit könnte die Nation sich gefallen lassen; Sonne und Wind schienen dafür gleich vertheilt.

Da das Oberhaupt des Bundesstaats mit den wesentlichen Staatshoheitsrechten ausgestattet gewesen sein würde über ein Reich, in welchem alsbald ein Staatsbewußtsein sich entwickeln konnte; — und da in demselben Verhältniß, in welchem die Reichsgewalt ausgestattet ist, die Selbstständigkeit der Staaten beschränkt wird, so gestaltete sich dadurch erst die Wohlthat der Monarchie im Gegensatz zur stiefmütterlichen Hegemonie. Mit gleicher Macht und gleicher Liebe breitet die Monarchie auch im Bundesstaate, je mehr er sich entwickelt und zusammenwächst, über alle Bestandtheile desselben die schützenden Fittige aus; mit gleichvertheilender Gerechtigkeit pflegt sie alle der Staatspflege bedürftigen gesellschaftlichen Interessen, während dem Hegemonen das eigene ihm näher verbundene Land mit seinen besondern Interessen das besser empfohlene ist.

Damit hörte die Kleinstaaterei auf, welche die Deutsche Nation des Gefühls der Würde und Selbstständigkeit beraubt und entmannt; sie hörte auf, ohne nivellirende Centralisirung, ohne die Möglichkeit einer despotischen Gleichmacherei bei so vollgültigen, jetzt aristokratisch gewordenen Stellungen der früheren Souveräne und ihrer Gleichen, wie diese durch den Bundesstaat geschaffen worden wären; Stellungen, welche den Begriff der Aristokratie in Deutschland erst wieder zu Ansehen zu bringen und in seine Bedeutung einzusetzen berufen waren.

Das Bedürfniß der Krone im Bundesstaate, sich auf die der Einheit und Centralgewalt naturgemäß ergebenen Elemente der Nationalvertretung zu stützen, daraus ihre Stärke zu schöpfen, also auch die wahre Freiheit, welche die Geltung des Gesammtwillens zur Grundlage hat, zu gewähren und zu schützen, dieses Bedürfniß der Krone war ein augenscheinliches, wenn der Bundesstaat in solcher Weise und Zusammensetzung durch Compromiß entstanden wäre.

Dazu kam, daß Gesammtdeutschland nicht etwa eine Wahl zu treffen hatte, die ihm freistand, zwischen diesem oder einem andern Wege, zu einer Verbesserung seiner Zustände zu gelangen; sondern es war nur die Wahl zwischen diesem Wege, der unter der Gunst der Umstände und bei größerer Einigkeit der Nation Aussicht auf Erfolg bot, oder dem gänzlichen Verzicht, der Vernichtung der nationalen Hoffnungen. Das Programm: „Großdeutschland“ kam solchem Verzicht, solcher Vernichtung gleich.

Aber ich sprach von einem Auskunftsmittel, von einem Uebergang. Nach einer Uebergangsperiode, so wird man fragen, mußte doch eine Lösung kommen? Wenn nur, was man durch Uebergänge gewinnen konnte, ein wirklicher Fortschritt war, — so durfte man der Zeit vertrauen, vom Zufall Manches erwarten, und man ließ nur die Steine liegen, die eben noch nicht zu beseitigen und fortzuwälzen waren.

Wäre jenem Programm des Uebergangs ein Erfolg beschieden gewesen, begriff die Preußische Dynastie ihre neue Stellung, löste sie ihre Deutsche Aufgabe, — nun so waren manche Warnungen entkräftet, die Nation hatte sich um solchen Erfolgs willen Glück zu wünschen, man konnte sich am Tag des Tages freuen. Im entgegengesetzten Falle waren die dynastischen Anlehnungspunkte nicht stärker geworden, aber die Nation einheitlich besser organisirt.

Unter solchen Erwägungen ist jenes Programm aufgestellt worden und danach sowohl, als nach den zum Theil zufälligen Hindernissen, welche weitere Erfolge gehemmt haben, dann unter Beachtung der unnatürlichen Allianzen der Gegner, welche zum Scheitern beitrugen, ist zu beurtheilen, ob es denn so ganz chimärisch war, an die Möglichkeit eines Erfolgs zu glauben?

Und wenn der Grad der Besorgniß vor einer Gefahr, und der Grad des Hasses gegen einen Feind den Maaßstab für die Gefährlichkeit abgeben, so brauchen die Urheber durch das — Vae victis! sich nicht weiter gedemüthigt zu fühlen.

Oft habe ich zu jener Zeit mich gefragt, was wohl mein Bruder Fritz an meiner Stelle gedacht und gethan haben würde? nach seiner Leitung mich gesehnt! Ich habe die Beruhigung gewonnen, daß ich vor ihm werde bestehen können.

Der letzte Versuch zur Reform wurde durch die Dresdner Conferenzen gemacht; nach diesen kehrte man einfach zum alten Bundestag zurück.

Um sowohl den Verlauf und das Scheitern der Dresdner Conferenzen als solche Rückkehr zum Bundestag mit Rücksicht auf die etwaige Aussicht zukünftiger Reformen würdigen zu können, muß auf das Leben des Bundes unter der Bundesverfassung zurückgegangen, die frühere und jetzige Gruppirung der Staaten und Parteien in Bezug auf das Bundesleben angedeutet werden, und das von dem Freiherrn von Blittersdorff befürwortete Bundessystem findet dabei seine Stelle und Beleuchtung.

Unter der Herrschaft des alten Bundestags bestanden zwei Hauptparteien, weniger am Bundestag selbst als in der Oeffentlichkeit: die eine, welche aus dem Bunde mit der gegebenen Bundesverfassung das machen wollte, was sich etwa noch zur Befriedigung der nationalen Bedürfnisse daraus machen ließ; und die andere, welche aus dem Bunde das gemacht hatte, was er war

und ist, und nichts anderes daraus gemacht haben wollte. In jeder dieser beiden Hauptparteien gab es wieder mehrere Schattirungen.

In der Partei, welche aus dem Bunde nichts gemacht haben, sondern ihn, nach dem Ausdruck meines Vaters, „eine bloße Rolle der Ausfüllung auf der Europäischen Schaubühne" spielen lassen wollte, trug

1) die eine Fraction, die beiden Großmächte nämlich, ihre Politik rücksichtslos zur Schau, und trotzten dem steigenden Widerwillen der nationalen Meinung gegen den Bund, bis Ende 1847 Preußen zu den Reformbestrebungen überging. Dieser Trotz sprach sich in einer doppelten Richtung aus: theils dadurch, daß der Deutsche Bund wegen seiner Nichtigkeit und Unfähigkeit, die nationalen Bedürfnisse zu befriedigen, der Verachtung des Inlandes und dem Hohne des Auslandes unbeschönigt, — gleichsam als gehe das die Autoren dieser Politik nichts an, preisgegeben wurde; — und dann wieder dadurch daß, im Widerspruch mit diesem Charakter der Nichtigkeit, die ausnahmsweise Macht und Gewaltsamkeit des Bundes, die auf der jeweiligen Uebereinstimmung der Bundesstaaten beruhte, jedesmal sofort in das grellste Licht gestellt wurde, wenn es sich darum handelte, den Folgerungen des Repräsentativsystems in den Einzelstaaten, und der darauf beruhenden Entwickelung der Freiheit und des Fortschritts entgegen zu treten. Die Maßregeln, die in solcher Weise getroffen wurden, mußten die öffentliche Meinung tief verletzen, sowohl in der Form, als um des Inhalts und der Tendenz, als endlich um des Gegensatzes willen gegen die sonstige Machtlosigkeit und Unfähigkeit des Bundes; denn nur für Maßregeln mit solcher Tendenz war auf die Uebereinstimmung und Einigkeit der Bundesstaaten, dann aber auch stets, zu rechnen.

In dieser Richtung bewegte sich die Metternich-Münch'sche Bundespolitik, von der sich Preußen dreißig Jahre im Schlepp-

taue hatte führen lassen, um gemeinsam mit Oesterreich die Revolution zu bekämpfen.

2) Daß aus dem Bunde nichts werden solle, als eine Rolle der Ausfüllung auf der Europäischen Schaubühne, das war ja das eifrigste, mit Erfolg belohnte Bestreben der auf ihre Souveränetät so eifersüchtigen Deutschen Mittelstaaten schon auf dem Wiener Congreß gewesen. Im Wesentlichen entsprach also die spätere Metternich-Münch'sche Bundespolitik ihren Wünschen; nur führten sie eine andere Sprache, und das ist das allein Charakteristische dieser Fraction. Während sie vor ihren etwas mehr Deutsch gesinnten Ständen und überhaupt im officiellen und officiösen Style ihre föderalistische Tugend in Aeußerungen des Bedauerns leuchten ließen, daß die Entwickelung des Bundes mit den Wünschen und Bedürfnissen der Nation nicht gleichen Schritt halte, mußte es ganz ihren Zwecken dienen, das Gehässige der freiheitsfeindlichen Tendenzpolitik des Bundes auf die beiden Deutschen Großstaaten zu wälzen, gleichsam als seien sie deren, und der nur durch diese vertretenen Bundespolitik, Schlachtopfer; während darüber doch Niemand zu täuschen war, daß jede, auch gehässigste Bundesmaßregel nur mit ihrer, dieser Mittel- und kleineren Staaten, dafür nothwendigen Zustimmung erfolgen konnte und kann.

Freiherr von Blittersdorff, von dessen föderalistischen Ansichten ich mehr zu sagen haben werde, bezeichnet die Bundespolitik jener Fraction, welcher er entgegen tritt, in folgenden Sätzen:

> Nur diejenigen Bundesbeschlüsse, welche der öffentlichen Meinung entgegen treten, und deren Verantwortlichkeit die Bundesregierungen daher lieber dem Bunde überließen, wurden als Bundesgesetze publicirt und als solche auf deren Befolgung gehalten. Wie konnte da das Volk Vertrauen zum Bunde und dessen Organ, die Bundesversammlung, fassen, ja wie konnte er nur in das öffentliche Bewußtsein übergehen!

Vernachlässigt, mißachtet, bei Seite geschoben und gestoßen, wie es die Laune oder Eingebung des Augenblicks will, gleicht der Bundestag eher dem allgemeinen Sündenbock der Juden, als einer politischen Institution, die der größten und mächtigsten Nation Europa's würdig wäre 2c. 2c.

II. Unter der zweiten Hauptpartei, derjenigen, welche es für möglich und wünschenswerth hielt, daß der Bund etwas darstelle, leiste und sei, — unterscheiden sich die liberalen Föderalisten von den föderalistischen Absolutisten. Beide Fractionen waren darin einverstanden, daß dem Begriff des Bundes, als — „einer in seinen äußeren Verhältnissen zu politischer Einheit verbundenen Gesammtmacht" — eine praktische Anwendung gegeben werden müsse, geeignet, diese Gesammtmacht nach Außen zur Geltung zu bringen; daß es des Bundes Aufgabe sei, der Nation sich durch gemeinnützige Anstalten als ein nützliches Institut zu erweisen. In ersterer Beziehung äußerte Blittersdorff schon 1833:

Auch kann nicht unbeachtet bleiben, daß das Streben nach Nationalität und Höherstellung des Deutschen Namens ein gerechtes ist, das nicht unbefriedigt gelassen werden darf, wenn es sich nicht auf anderem Wege geltend machen soll;

in letzterer Beziehung zu Ende 1847:

Man verzichte dagegen auf die polizeiliche Einwirkung in kleinlichen Dingen, durch die der Bestand des Bundes nicht berührt wird. Der Bund diene nicht als Nadel, um einzelne Regierungen zu stacheln, sondern er werde zum Balsam für die großen Wunden, an denen das gemeinsame Vaterland blutet. Nur so kann ich mir einen wahrhaft heilbringenden und Achtung und Vertrauen einflößenden Bund denken.

Mein Vater hatte schon vor der ersten Eröffnung der Bundesversammlung in dem oben erwähnten Briefe an den Fürsten Metternich den Wirkungskreis derselben besprochen; dann in einer

späteren gleichfalls schon erwähnten Schrift*), — doch schon im Jahre 1818 im Ton der Klage und des Vorwurfs, und in den stärksten Ausdrücken, die er finden konnte, um die Bedeutung für das Bundessystem Deutschlands hervorzuheben, den Gegenstand weiter also verfolgt:

> Wenn ich nun verlange, daß bei so hergestelltem innerem Frieden und äußerem Ansehen, und so decretirter Macht, auch die größeren Angelegenheiten der Gesammtheit oder der Nation wirklich auf dem Bundestag verhandelt werden, und man fragt mich: Aber welche Gegenstände können Sie denn meinen? — Vor Allem Alles was Deutsch ist! Deutsche Sachen sind sicher erst die unsrigen, ehe sie Europäische Gegenstände werden. Was ich hier sage, ich weiß es wohl, ist von sehr großer Bedeutung und sehr großem Zweifel und Widerspruche unterworfen. Aber ohne das kein Bundessystem, nicht Macht und nicht Reich, keine Gleichheit der Berechtigung, kein Vertrauen, ja kein Dasein und kein Deutschland, sondern ein Blendwerk, und was ärger ist, eine Abhängigkeit von fremdem Willen, ohne Erwiederung.

Forderten hiernach beide Fractionen in manchen Beziehungen ähnliche Früchte der Bundesgewalt, so gingen sie doch weit auseinander über die Quelle der Bundesgewalt, und dadurch war der Geist der Bundesgesetze wesentlich bedingt. Darum würde es ihnen schon schwer gehalten haben, sich darüber zu verständigen, ob das große Hinderniß zu beseitigen sei, welches der Artikel 7 der Bundesacte einer eingreifenden Wirksamkeit des Bundes dadurch entgegensetzt, daß er für Einführung organischer Bundeseinrichtungen — und in diese Kategorie gehören auch „die gemeinnützigen Anordnungen sonstiger Art" — Stimmeneinhelligkeit der Bundesglieder fordert. Vielleicht würden beide Fractionen die Selbstständigkeit der Staaten nicht im Uebermaß dadurch bedroht erachtet haben, wenn der Bundesversamm-

---

*) Gagern. Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung. Seite 50.

lung die Befugniß eingeräumt würde, jene „organischen Bundeseinrichtungen und gemeinnützigen Anordnungen sonstiger Art" durch einfache oder zwei Drittheilmajoritäten zu beschließen, — aber die liberalen Föderalisten würden vorher Garantie gefordert haben, daß die Mehrheitsbeschlüsse bei so zweischneidiger Befugniß nicht in einem absolutistischen, die freie Entwickelung des Verfassungslebens in den Bundesstaaten erdrückenden oder hemmenden Geiste ausfallen würden; man mußte Sicherheit haben, daß die Bundesversammlung sich mit dem freieren Geiste der Nation in Uebereinstimmung befinde; mit einem Worte, daß die constitutionellen Staaten mit constitutionellem Geiste im Bunde das Uebergewicht haben, „weil nur unter dieser Voraussetzung für sie ein Bund gedenkbar ist."

In der schon erwähnten Schrift: „Einiges aus der Mappe des Freiherrn von Blittersdorff, vormaligen Großherzoglich Badischen Staatsministers und Bundestagsgesandten, Mainz 1849", ist ein Bundessystem entwickelt, dessen Beleuchtung von praktischem Interesse ist, weil die darin veröffentlichten Ansichten und Winke theils die Richtungspunkte wurden für die Dresdener Conferenzen, theils jetzt größere Beachtung Oesterreichischer Seits finden, als sie, worüber Blittersdorff klagt, früher gefunden hatten; so daß man wohl sagen kann, daß seit der Auferstehung des Bundestags die Bundespolitik Oesterreichs in die Kategorie der föderalistisch-absolutistischen gehöre, deren Vertreter in der Literatur Blittersdorff durch jene Schrift ist. Es scheint mir jedoch zweckmäßig, eine allgemeine Charakteristik vorauszuschicken.

Blittersdorff war in einem kleineren Deutschen Staate zu öffentlicher Wirksamkeit berufen; nur darum ist er Föderalist. Er sagt mit Recht:

> Politisch conserviren läßt sich nur dasjenige, was im Stande ist, großen politischen Stürmen, die im Laufe der Zeiten niemals ausbleiben, zu widerstehen. Ein stockwürtembergischer

oder Badischer Conservativer ist mir nicht gedenkbar; eben weil Baden und Würtemberg für sich allein keine politische Widerstandsfähigkeit besitzen. — — Deshalb muß man den Conservativen in mindermächtigen Staaten etwas Gemeinsames geben, an das sie sich zu halten vermögen.

Insofern der Föderalism nach Maßgabe der Bundesacte in der Erhaltung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, ihrem Wesen nach, der Bundesstaaten, und also in ihrer Gleichberechtigung beruht, ist Blittersdorff nicht Föderalist. Die Bundesgesetzgebung würde nach seinen Ansichten aufhören ein Product der Vereinbarung Gleichberechtigter zu sein. Nicht die Selbstständigkeit der Staaten, sondern die Erhaltung der Deutschen souveränen Dynastien mit Aufopferung der Selbstständigkeit der Staaten ist der Gegenstand seiner Sorge, und damit die Dynastien, die er für unfähig hält, ohne überwiegende Bundesmacht sich selbst vorzustehen, unter Beibehaltung des Nimbus der Selbstständigkeit des Schutzes in Sicherheit genießen, ist er der Ansicht, daß sie sich von dem Wesen derselben nicht bald genug entbürden lassen könnten. Erhaltung der Selbstständigkeit der Bundesstaaten heißt für ihn nur noch: Verhüten, daß diese nicht in die ungeeigneten Hände fallen. Mit dieser Ansicht steht er nicht auf dem Boden des Staatenbundes und also der geltenden Bundesverfassung, sondern auf dem des Einheits- oder centralisirten Bundesstaats, den er aber nicht rechtlich, sondern wie wir sehen werden, thatsächlich, durch Usurpation von Seiten der Mächtigen über die Mindermächtigen, zur Geltung gebracht sehen will. Nicht daß er auf diesem Standpunkte des Einheits- oder Bundesstaats stehe, kann ihm zum Vorwurf gereichen, sondern daß er sich Föderalist im staatenbündischen Sinne der Bundesverfassung nennt, daß er seine unitarische Richtung hinter Sophismen verbergen, und die Mängel der Bundesverfassung,

die er für unheilbar ansieht, durch illoyale und dennoch sowohl unzuverlässige als unzureichende diplomatische Kunstgriffe und Bewältigungen wenn nicht heilen, doch unschädlicher machen will.

Blittersdorff ist großstaatlich, Oesterreichisch und absolutistisch. Er erkennt zwar als Praxis im Bunde, daß Oesterreich und Preußen Deutschlands Geschicke gemeinschaftlich bestimmen; wesentlich aber gilt ihm Deutschland als ein gepflichtetes Operationsfeld für Oesterreichische Politik, — sie sei welche sie wolle. So schreibt er am 5. November 1847 an den Grafen von Münch-Bellinghausen:

Indem ich mich an E. E. wende, muß ich fragen, was kann Oesterreich von dem Deutschen Bunde wollen und wie ist das, was Es will, zu erreichen. —

Erwäge ich den Gang, den das Oesterreichische Cabinet seit 25 Jahren in allen Bundesangelegenheiten consequent eingehalten hat, so ist es mir nicht zweifelhaft, daß dasselbe kein in sich geschlossenes Deutschland mit nationalen Tendenzen und gemeinschaftlicher centraler Action will und wollen kann. Ein solches Deutschland könnte sich nur auf Kosten des Particularismus der einzelnen Bundesstaaten bilden, und da Oesterreich seinen Particularismus nicht mit dem Deutschlands verschmelzen und in demselben aufgehen lassen kann, ebensowenig aber auch von Deutschland wird ausscheiden wollen, so ist es selbstverstanden, daß der K. K. Hof der Bildung eines solchen neuen Deutschlands entgegen sein muß. Hierin begegnet sich das Interesse Oesterreichs mit dem Interesse der Dynastien der mindermächtigen Bundesstaaten. Eher noch würde sich Oesterreich mit der Einführung des reinen Repräsentativsystems in den einzelnen Bundesstaaten, als mit der Unterordnung dieser Staaten unter eine centrale Gewalt befreunden können. Insofern erscheint sogar die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips nicht als das erste und höchste Interesse. Nur wenn das monarchische Prinzip zur Verstärkung des Particularismus dient, was in der Regel der

Fall sein wird, dürfte von Oesterreichischer Seite das Hauptgewicht darauf gelegt werden.

Was Oesterreich sonach will und einzig wollen kann, ist ein einiges und friedliches Deutschland mit Aufrechthaltung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der einzelnen Bundesstaaten.

Ein solches Deutschland für Oesterreich zu erhalten, darauf sind die weiteren Vorschläge zwar gerichtet, aber die Mittel, wie die spätere Geschichte zeigt, schlecht gewählt gewesen. Ich habe obige Stelle wörtlich angeführt, weil sie den Ausgangspunkt Blittersdorff's bezeichnet; die Voraussetzungen in derselben, bezüglich der Oesterreichischen Zwecke mit dem Bunde, könnten jetzt vielleicht einigen Modificationen unterliegen.

Den Absolutismus, weil er und wie er in Oesterreich gilt, auch im Bunde zur Geltung zu bringen, das sieht er für seine föderalistische Aufgabe an, wie sich aus Nachstehendem ergiebt:

Eine bloße Negation ist aber nichts Gemeinsames, vielmehr nur die Abwesenheit eines solchen, und dennoch hat man nicht geruht, bis der Deutsche Bund zu einer völligen Negation geworden ist.

Politische Vereine absoluter Staaten können vorzugsweise nur durch militärische und polizeiliche Mittel erhalten werden. Der einzelne Staat kann sich, wie begreiflich, im Verein mit anderen Staaten, nur derselben Mittel bedienen, die ihm in seiner eigenen Sphäre dienlich sind. Hierin bestand das System des Deutschen Bundes bis zum Jahre 1840.

In diesen Sätzen ist prägnant die Unmöglichkeit anerkannt, einen Bund von Staaten zu gedeihlichem Wirken zu bringen, die ganz ungleichartige Verfassungsprinzipien befolgen, wovon die einen sich nur der militärischen und polizeilichen Mittel bedienen,

während die anderen darauf angewiesen sind, die Zwecke des Staats unter Beirath der Stände in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung zu verfolgen.

Und da der Absolutismus, nämlich die „vorzugsweise“ Anwendung der militärischen und polizeilichen Mittel, bis zum Jahre 1840 und weiter, in den beiden Deutschen Großstaaten das Staatsprinzip war, und das übrige Deutschland nur als Operationsfeld der beiden Deutschen Großstaaten zu gelten hat, so erschien es vom föderalistischen Standpunkte aus nur consequent, wenn Blittersdorff davon ausging, daß der Bund ein „Verein absoluter Staaten“ sei oder sein solle.

Aber die Thatsachen standen mit dieser Voraussetzung schon früher nicht im Einklang; sie wurden aber besonders später bestritten, wie er selbst anerkennt:

> Mit dem Regierungswechsel in Preußen trat hierin eine Aenderung ein. Ein Verein constitutioneller Staaten kann sich nur durch die Gemeinnützigkeit der von ihm zu treffenden Anordnungen geltend machen, eben weil das Gemeinnützige die Richtschnur des Benehmens im einzelnen Staate bildet. Zu diesem Systeme bekennt sich bereits ein bedeutender Theil der Deutschen Bundesstaaten mit mehr oder weniger Entschiedenheit, und es würde nur von der Entschließung Preußens abhängen, um demselben das Uebergewicht zu verschaffen. — Das Bestreben der constitutionellen Staaten muß nun dahin gerichtet sein, dieses Uebergewicht herbeizuführen, weil nur unter dieser Voraussetzung für sie ein Bund gedenkbar ist.

Es gehört nicht sowohl zur Sache als zur Charakteristik, wie Blittersdorff zu so später einfacher Anerkennung einer politischen Wahrheit gekommen, womit die Selbstverurtheilung seiner früheren politischen Bestrebungen ausgesprochen ist. Die beiden zuletzt angeführten Stellen sind dem Briefe entnommen, den er am 27. Jan.

1848, also nur wenige Wochen vor dem Ausbruch der Bewegung und in Vorahnung derselben, an den Fürsten von Leiningen, und, nach dessen politischer Stellung, mit an die Adresse der Baierischen Regierung gerichtet hat. Die Erhaltung des absolutistischen Prinzips schien ihm von da an nicht mehr möglich. Es galt ihm jetzt als Hauptaufgabe, den Bundestag, nachdem er zu dessen Discreditirung durch den von ihm ausgegangenen noch stärkeren Antrieb zum puren Absolutismus so wesentlich beigetragen hatte, dadurch wieder in der öffentlichen Meinung, wo möglich, zu heben, daß er ihn zu einer wenigstens anscheinend eingreifenden Thätigkeit für gemeinnützige Zwecke bringen wollte. Indem er zur Unterstützung dieser Absicht den Fürsten von Leiningen anspornte, wählte er solche Argumente, die er an die Adresse **Baiern** als die zugänglichsten erachtete. Daher auch der Zusatz zu obiger Stelle:

> Die Entschließung Preußens könnte aber durch nichts sicherer angebahnt werden, als dadurch, daß ein anderer Bundesstaat es über sich nähme, am Bundestag diejenigen Anträge zu stellen und zur Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, die von Preußen gestellt werden sollten.

Ehe aber Blittersdorff zu der Resignation kam, die Berechtigung oder wenigstens die Thatsache der Geltung des Regierungsprinzips der constitutionellen Staaten anzuerkennen, sind verschiedene Stadien seiner föderalistisch-absolutistischen Bestrebungen zu durchlaufen.

Das Blittersdorff'sche System läßt sich unter drei Hauptlehren zusammenfassen, die aber untereinander in engem Zusammenhange stehen, so daß ich bei dem jetzt noch theils praktischen, theils zu versuchenden Theil füglich nicht anlangen kann, ohne der bereits überwundenen Standpunkte in ihrer Entwickelung und historischen Bedeutung zu gedenken.

Die drei Lehren sind:

1) Die von der Suprematie der Bundesgesetzgebung.

2) Die von der Unverträglichkeit des Repräsentativsystems, das heißt solcher Landesverfassungen, welche den absoluten Willen der Bundesglieder einschränken, und wodurch die Regierung eines Bundesstaats unter den Einfluß der öffentlichen Meinung gestellt wird, mit der Lehre von der Suprematie der Bundesgesetzgebung, wie er diese versteht, und mit dem Bundessystem überhaupt.

3) Die Lehre von der Praxis der legalen Formen, um dem Bunde eine erhöhte Wirksamkeit, angeblich in Uebereinstimmung mit den Bundesgrundgesetzen, zu verschaffen; — nämlich die Lehre von den Wegen und Mitteln, „für den Bund die praktische Ausübung des Rechts der Gesetzgebung in den gemeinsamen Angelegenheiten zu vindiciren."

Indem ich bezüglich dieser drei Lehren die Blittersdorff'schen, d. h. die Ansichten der föderalistischen Absolutisten entwickle und beleuchte, wird sich zugleich der Anlaß bieten, die der liberalen Föderalisten in den Gegensätzen hervorzuheben. —

Die Suprematie der Bundesgesetzgebung.

Die Grundlage der Blittersdorff'schen Ansichten und Vorschläge bildet die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, „die Suprematie der Bundesgesetzgebung über die Landesgesetzgebung zu energischer Geltung zu bringen." Er sagt:

> Die Bundesversammlung ging somit, bei allen ihren früheren Beschlüssen, von der Suprematie der Bundesgesetzgebung über die Landesgesetzgebung aus, und man muß gestehen, daß, ohne allseitige Anerkennung dieses Satzes, keine höhere Polizei des Bundes gedenkbar sei.

Nun ist aber die Suprematie der Bundesgesetzgebung nie bestritten worden; das nach den Bundesgrundgesetzen zu Stande

gekommene Bundesgesetz muß verkündigt werden; das verkündigte Bundesgesetz wird Landesgesetz; — das ist Suprematie der Bundesgesetzgebung über die Landesgesetzgebung. Das ist es aber nicht, was Blittersdorff genügt; es fragt sich also, was versteht er, und was darf er unter Suprematie der Bundesgesetzgebung verstehen?

Es war nämlich die fixe Idee Blittersdorff's, daß die Bundesversammlung auf ihren und seinen Wegen zur Beglückung Deutschlands keinen Schritt thun könne, ohne mit den Landesgesetzgebungen, das heißt mit denen in den constitutionellen Staaten, in Conflict zu gerathen.

Dem stand die Ansicht der liberalen Föderalisten entgegen, daß Widerstreit und Unvereinbarkeit zwischen den Bundes- und Landesgrundgesetzen, vorausgesetzt daß sie auf legalem Wege zu Stande gekommen seien, nicht bestehen, noch entstehen könne. Diesen nach ist der Bund der Collectivbegriff für die einzelnen Bundesstaaten, und es besteht zwischen Bund und einzelnem Bundesstaat eine Pro-rata-Identität. Der Bund besteht nicht, ohne daß jeder einzelne Bundesstaat darunter als ein Mitberechtigter und nothwendig mitwirkender Theil zu des ersteren Beschlüssen und Lebensäußerungen begriffen sei. Der Souverän ist kein verschiedener, sondern derselbe, werde er nun als Regent seines Landes oder als Bundesglied betrachtet; und wie Bundesgesetze ohne seine Theilnahme nicht entstehen können, so wirkt er zu ihrer Entstehung mit, nicht als ein gleichsam Befreiter von den Schranken, die ihm die heimische Staatsverfassung etwa auferlegt; sondern er wirkt mit als der, welcher er einer und derselbe in der Bundesversammlung und in seinem Lande ist, als der verfassungsmäßige und, selbstverstanden, verfassungstreue Regent seines Landes. Er darf kein Bundesgesetz zu Stande kommen lassen, welches den

Landesgrundgesetzen zuwiderläuft, diese vernichten würde. Die Sanction, welche der Landesherr seinen Landesgrundgesetzen ertheilt hat, bindet ihn und seine Rechtsnachfolger auch in ihrer Eigenschaft als zur Bundesgesetzgebung mitwirkende Bundesglieder. Ihm, wie seinen Staatsdienern, namentlich auch den beim Bunde beglaubigten, ist eidlich auferlegt, die Verfassung treulich zu halten und nichts gegen die Verfassung, als wiederum auf verfassungsmäßigem Wege, zu thun. Jede andere Theorie, die etwa darauf hinauslaufen könnte, daß der Souverän als Bundesglied über seiner Verfassung und außerhalb seiner eidlichen Verpflichtung stehe, würde alle Begriffe von Recht und Moral untergraben, und die Folgen sind nicht ausgeblieben.

Das ist aber nicht die Anschauung Blittersdorff's, die sich aus der Reihe nachfolgender Stellen ergeben wird.

Unter dem Vorwand, das monarchische Princip sei aus den und durch die Repräsentativverfassungen verdrängt, — eine Meinung, auf die ich zurückkomme, — ertheilt er folgenden Rath:

> Es dürfte demnach davon ausgegangen werden müssen, daß der Bund bei Bekämpfung jenes Uebels durchweg die Initiative zu ergreifen, und seinen eignen, ihm durch die Bundesgesetzgebung vorgeschriebenen Weg zu gehen habe. . . .
>
> Es ist dies um so nothwendiger, als das Princip der Volkssouveränetät, das in den Constitutionen eine das monarchische Princip bedrohende Sanction erhalten hat, ein höchst lebendiges ist, das sich überall, wo es keinen Widerstand findet, geltend macht; ... und daher nicht durch bloße Repressivmaaßregeln, sondern nur dadurch ohne gewaltsamen Umsturz bestehender Verhältnisse zu bemeistern sein dürfte, wenn ihm ein anderes gleich lebendiges und tief eingreifendes Princip entgegengesetzt wird ꝛc.
>
> Ein solches Princip besitzt der Bund in seinem Grundprincip, dem monarchischen, und es wird daher nichts erübrigen, als dieses Princip von dem Bunde wiederum auf die constitutionellen Bundesstaa-

ten hinüberzutragen, indem es vergeblich wäre, dieses Princip aus den Constitutionen, wie sie nun einmal sind, herausbilden zu wollen. Dies setzt voraus, daß der Bund seine alle Bundesstaaten umfassende **Gesetzgebung** unaufgefordert fortlaufend und streng in Anwendung bringe, und sie, je nach dem Bedürfnisse, das sich zeigt, ohne specielle Rücksicht auf die Constitutionen weiter entwickele.

Von solcher Theorie und Praxis gilt, was ich oben gesagt, daß dadurch alle Begriffe von Recht und Moral untergraben würden.

Welchen verderblichen Einfluß die Gewohnheitssünde, wie sie in der Bundesversammlung hiernach früher herrschte, mit solchen verwerflichen Grundsätzen zu verkehren, auf die Moral von Fürst und Volk haben mußte, davon giebt Blittersdorff an derselben Stelle, als handle es sich um etwas Lobenswerthes, das traurige Beispiel:

> Höchstens könnte von einem oder dem andern Bundessouverän unmittelbar, wie von dem Kurprinzen von Hessen unlängst geschehen ist, der Wunsch geäußert werden, der Bund möge ihm zur Vindicirung der von ihm vergebenen Rechte wieder verhelfen.

Wie hätte das der Bund gekonnt ohne eidbrüchige Mitwirkung des Bundesgliedes Kurhessen? und haben die Bundesgesandten den Kurprinzen, der mit solchem Wunsche sich an sie wandte, wohl auch sachgemäß belehrt?

Wer in solchem Sinne die Bundeshülfe anruft, der hat die Selbstständigkeit des Landes preisgegeben.

Die so begründete Ansicht Blittersdorff's beruht, wie man sieht, auf der irrigen Annahme, als sei der Bund ein von der Mitwirkung der Bundesglieder unabhängiges Rechtssubject, das Principien und einen selbstständigen Willen haben könne, die nicht zugleich pro rata die Principien und der landesver-

fassungsmäßig erlaubte Wille aller einzelnen Bundesglieder wären. Unter „Bund“ versteht er „den Verein der Fürsten;“ — häufig nur die Bundesversammlung, oder auch nur die individuellen Ansichten der Bundesgesandten; fast niemals den Bund der Staaten, den Bund Deutschlands.

Die Sophismen des Blittersdorff'schen Systems werden sich aus folgenden weiteren Sätzen und den Bemerkungen dazu ergeben. Er sagt:

> Das seitherige Bundessystem beruhte aber wesentlich darauf, daß die Gesammtgewalt des Staates in den Händen des („Bundes“ soll wohl heißen:) Landessouveräns vereinigt, daß dieser Souverän im Bunde allein vertreten sei.

Das Erstere ist so nicht richtig, denn das wäre der nackte Absolutismus, der mit dem Art. 13. der Bundesacte, wie man diesen auch auslegen möge, nicht verträglich ist; es besteht vielmehr die Vereinigung der Gesammtgewalt des Staates in den Händen des Souveräns, — selbst nach dem Buchstaben des Art. 57 der Wiener Schlußacte — nur mit der Beschränkung: in so weit er nicht in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden ist; und es giebt gewiß keine Verfassung, durch welche nicht die Gewalt des Landesherrn, die Verfassung umzustoßen, oder Gesetze zu erlassen, die auf dasselbe hinauslaufen, für eine beschränkte, oder wenn von solcher Beschränkung thatsächlich befreit, für eine unrechtmäßige erklärt würde; auch abgesehen von dem Art. 56 der Wiener Schlußacte, welcher sagt: „Die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden.“

Die letztere obige Anführung, „daß dieser Souverän im Bunde allein vertreten sei,“ ist zwar richtig; aber der Souverän ist nicht als ein mit ungebundenem Willen im Bunde mitwirkendes Individuum in demselben vertreten, sondern als Landesherr, und

unter den Bedingungen, unter welchen er verfassungsmäßiger Landesherr ist. Und wenn es ferner heißt:

„und daß derselbe durch keine Landesverfassung an der Erfüllung seiner Bundespflichten gehindert sein soll" —

so kann auch dieser Satz nur unter der Voraussetzung verstanden sein, daß keine Bundespflicht für den Landesherrn erwachsen und sonach bestehen könne, die der Landesverfassung zuwider ist, weil er sie sonst nicht hätte eingehen dürfen.

Das war es, was mein Vater*) in folgender Stelle ausdrücken wollte:

Diese Entwickelung — (parlamentarischer Einrichtungen in Preußen) — mag Statt haben oder nicht, — mag ausfallen wie sie wolle, so wird das repräsentative System mit dem des Bundes, — so werden die drei Gewalten unter sich, wo sie eingetreten sind, in bessere Harmonie zu bringen sein, als ich seit Wien und besonders seit den Störungen von Karlsbad vernehme.

Ueber die Pflichten, welche den Staatsdienern aus dem Bestande der Verfassungen erwachsen, ist auch Blittersdorff nicht im Unklaren gewesen; er sagt:

Hierzu kömmt, daß in den constitutionellen Bundesstaaten allerwärts die Verantwortlichkeit der Minister gegen die Stände sanctionirt ist; und daß daher kein Minister, den Fall der höchsten Noth ausgenommen, es wagen wird, irgend einen Antrag — (beim Bunde nämlich auf Abhülfe) — zu stellen, oder auch nur eine vertrauliche Eröffnung zu machen, durch welche er mit der Landesverfassung in Widerspruch gerathen und verantwortlich gemacht werden könnte. Diese Minister werden im Gegentheil sich sogar verpflichtet glauben, gegen eine freiwillig vom Bunde angebotene Hülfe der bezeichneten Art zu protestiren.

Zu „diesen Ministern" rechnet sich natürlich Blittersdorff nicht: die so bezeichneten und begriffenen Verpflichtungen

---

*) Der Einsiedler rc. Erster Theil. II. Seite 21.

sind keine, welche ihn auf seiner Bahn aufhalten können; wir werden sogleich weiter sehen, wie Er als Minister eines constitutionellen Bundesstaats die Harmonie versteht, in welche nicht allein die drei Gewalten im Staat unter sich, sondern auch nach der Ansicht der liberalen Föderalisten das repräsentative System mit dem des Bundes zu bringen sind. — Er fährt fort:

> In Karlsruhe, Stuttgart ꝛc. haben sie laut den Grundsatz aufgestellt, daß durch die Bundesgesetzgebung in die Landesgesetzgebung nicht eingegriffen werden dürfe und könne; es wurden hierauf Protestationen gebaut, und was noch schlimmer ist, die Regierungen haben sich damit einverstanden erklärt, indem sie sich begnügten, das „dürfen" in „nicht eingreifen wollen" zu übersetzen, gleichsam als ob eine wirksame Bundesgesetzgebung möglich sei, durch welche nicht in die Landesgesetzgebung eingegriffen würde.

Die letztere Behauptung ist nicht sowohl ein Sophism, als eine Albernheit, die aber Blittersdorff darum entgangen ist, weil er, wie mit einer fixen Idee behaftet, die Aufgabe und Rolle der Bundesversammlung so ausschließlich darin findet, die bestehenden Verfassungen in ihrer Wirksamkeit zu vernichten, daß er sich einen Act der Thätigkeit der Bundesversammlung, der nicht darauf berechnet wäre, in diese oder jene oder in alle Verfassungen zugleich einzugreifen, gar nicht gleich denken konnte. Die erwähnte Erklärung der Regierungen war im Einklange sowohl mit meinen vorhergehenden Glossen als mit der vorausgeschickten liberal-föderalistischen Theorie. Regierungsacte, welche der Landesherr vermöge seines Regierungsrechts, ohne an ständische Mitwirkung gebunden zu sein, überhaupt vornehmen, oder für welche er, nach dem bei normalen Zuständen vorauszusetzenden harmonischen Verhältniß seiner Regierung zu der Landesvertretung, auf der letzteren nachträgliche Zustimmung rechnen konnte, solche kann er auch als Bundesfürst in Gemeinschaft mit den übrigen Bundesfürsten

durch das gemeinsame Organ, die Bundesversammlung, als Acte oder Gesetze des Bundes verfügen. Die meisten Verfassungen enthalten die Bestimmung, daß „die Mitwirkung der Stände in Ansehung der Mittel zur Erfüllung der Bundesverbindlichkeiten nicht ausgeschlossen sei;" — man besorgt also nicht den systematischen Widerstand der Landesvertretung gegen solche Acte. Bei solcher Mitwirkung ergiebt sich dann für die Landesvertretung der Anlaß, in ihrem Verhältniß zu den verantwortlichen Ministern zu prüfen, in wiefern die eingegangene Bundespflicht, so wie geschehen, eingegangen werden durfte, oder im öffentlichen Interesse eingegangen wurde. Die Voraussetzung, daß Stände in factioser Gesinnung auch das in solcher Form gebotene Nützliche zurückweisen würden, wofür kein Beispiel angeführt werden kann, daß es je geschehen sei, hat nicht mehr Berechtigung, als der entgegengesetzte Irrthum, in welchem darauf ausgegangen würde, die Regierungsrechte aus Besorgniß vor Mißbrauch auf ein ungenügendes Maaß zu beschränken.

Daß aber die ständische Berechtigung, über der Verantwortlichkeit der Minister für solche Acte zu wachen und dadurch dem Verfassungsleben nachtheiligen solchen Acten vorzubeugen, auf gutem Grunde beruhe, das wird durch nichts unwiderleglicher erwiesen, als durch das von Blittersdorff behauptete und entwickelte Bundessystem; es enthält dieses die directeste Herausforderung zu systematischem Widerstand, und rechtfertigt rückwärts jede Opposition, welche dieses System früher gefunden. Zur Verständigung aber über die Grenze zwischen rechtmäßigem und unrechtmäßigem solchem Widerstande zu gelangen, wäre es gewiß interessant, die Fälle in ihrer Analyse kennen zu lernen, welche Blittersdorff als Fälle „der höchsten Noth" vorschweben mochten, in denen verantwortliche Minister beim Bunde gegen die Landesverfassung Abhülfe suchten?

Und so fällt denn auch die folgende Stelle in ihr Nichts zusammen:

> Sollte die Erreichung der Bundeszwecke fortan nur noch in sofern gestattet sein, als die unverletzlich zu haltenden Landesverfassungen dazu die Mittel darbieten, — „dadurch sind die Landesverfassungen über die Bundesgesetzgebung gestellt; der Bund ist aus einem Principale zu einem Accessorium geworden."

Es ist so wenig wahr, daß die Landesverfassungen dadurch über die Bundesgesetzgebung gestellt sind, weil die letztere die ersteren in ihrem Bestand unangetastet zu lassen hat, und weil es kein wirkliches Bundesinteresse geben wird, das mit einer Landesverfassung in Conflict geräth, — als es wahr wäre, daß ein Souverän dadurch aufhören würde, Souverän zu sein, weil er in Ausübung seiner Regierungsbefugnisse gewissen Beschränkungen unterworfen, an die Mitwirkung der Stände gebunden ist.

So weit die beiderseitigen Argumente über Suprematie der Bundesgesetzgebung. Der Schein von patriotisch-föderalistischer Tendenz, welchen Blittersdorff dem Gewebe zu geben sucht, das er als Bundessystem charakterisirt, wird durch die Betrachtung auf seinen wahren Werth zurückgeführt, daß es sich nicht um Geltendmachung desselben für den ganzen Bund, sondern nur um die Polizei gegen die Kleinen und deren Bevormundung im Interesse des Absolutismus der Großen handelt.

Der Kampf gegen repräsentative und eigentlich ständische Verfassungen.

Der enge Zusammenhang zwischen der Blittersdorff'schen Theorie von der Suprematie der Bundesgesetzgebung mit dem ganzen repräsentativen System ist aus der vorstehenden Erörterung bereits hervorgetreten.

Daß der Absolutist aus Grundsatz und Neigung das letztere verwerfen und die Vollziehung des Art. 13 der Bundesacte auf

ein geringstes Maaß werde zurückführen wollen, das war selbstverständlich, und das geltende Bundessystem ist in dieser Richtung der Ausdruck der Gesinnung der föderalistischen Absolutisten.

Seit den Karlsbader Beschlüssen waren die eifrigsten Bemühungen des Deutschen Bundes in einer Reihe von Protokollen der verschiedenen Ministerconferenzen, die hernach in Bundesbeschlüsse theils verwandelt wurden, theils nur als übereingekommene Regierungsprincipien galten, darauf gerichtet, den Consequenzen des repräsentativen Systems abwehrend und verurtheilend entgegen zu treten; und wo es der alte Bundestag gelassen hatte, da knüpfte der neue durch den Bundesbeschluß vom 23. August 1851 über die Herstellung der Uebereinstimmung der Deutschen Staatsverfassungen mit den Bundesgrundgesetzen wieder an.

Dagegen war von Anfang des Bundes an von den liberalen Föderalisten auf die Entwicklung des repräsentativen Systems in den Bundesstaaten das größte Gewicht gelegt worden.

Was mein Vater über die Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit des ständischen Systems mit seinen Folgen schon in jenem Briefe an den Fürsten Metternich, dann in der am 17. Juli 1817 in der Bundesversammlung gehaltenen Rede geäußert hatte, — in der letzteren namentlich, daß „die echten und gesunden politischen Maximen bei uns noch roh, Gegenstand der Controverse und nur allzu häufig in sehr üblen und unkundigen Händen sind, die sie entstellen," ist schon oben Seite 248 und 250 angeführt.

In seinem aus Anlaß der Karlsbader Beschlüsse geschriebenen Brief*) an den damaligen Mecklenburgischen Staatsminister und Bundestagsgesandten Freiherrn von Plessen, vom November 1819, war das sophistische Gewebe verurtheilt, welches zwischen dem ständischen und repräsentativen System Unterschiede begründen

*) Mein Antheil an der Politik. IV. Seite 358 u. folgende.

und aus dieser Unterscheidung für die Berechtigung Deutscher Stände Folgerungen ziehen will, die aus der Geschichte sowohl der ständischen Institutionen wie des Repräsentativsystems sich gleich wenig ergeben.

Denen gegenüber, welche, wie auch Blittersdorff, die vor den 1830er Jahren in Deutschland gegebenen constitutionellen Verfassungen als bloße Nachbildungen der Französischen Charte erklärten, und die da in Folge des Karlsbader Congresses meinten oder überreden wollten, das „nicht zweideutige landständische Princip" habe die Stände immer zahm, folgsam und unterwürfig erhalten, — denen sagte damals mein Vater*):

Mein Herr! Die Resultate aller historischen Nachforschungen zielen dahin, daß eben diese fremden Dinge ursprünglich Deutsch, ursprünglich die unsrigen sind! Ob wir Parlament, Kammern, oder einfach, Stände sagen, — der Hauptzug der Deutschen Einrichtungen war eine Mannigfaltigkeit der Hülfe und der Temperatur fürstlicher Gewalt durch Kaiser und Reich — durch die Erzgerichte und durch die Stände. Gewöhnen wir diese Nation nur nicht an eine Verrückung des Standpunktes, — nicht an Unwahrheiten, — an Phrasen, die man dafür nehmen kann! ꝛc. ... —

Giebt es denn wirklich bei der Frage von Ständen — ein Drittes, einen soliden Zweifel? Die Bewilligung der Steuern und die Untersuchung, die dahin führt, ist sie nicht Alles in Allem, und wo sie nicht ist, ein ganz anderer Maaßstab? In England, in Frankreich, in den Niederlanden, in Bayern, in Baden, in Würtemberg, dreht sich nicht Alles um diesen einzigen Angel und Punkt? Was ist also: „das nicht zweideutige landständische Princip?" (welches in der Einleitung zu den Karlsbader Beschlüssen als Stütze angerufen war) „Wo wollen Sie nun damit hinaus? Verstehen Sie es so? Räumten Sie nicht in

---

*) Am angeführten Orte. S. 363. 364.

demselbigen exordio förmlich ein, daß es zwei- und vieldeutig sei? ...

Ein um einige Jahre jüngerer Aufsatz *) meines Vaters: „Einige Worte an die Alten" enthält über denselben Gegenstand Folgendes:

Denn ich frage, ist denn wirklich etwas Kühnes in der Behauptung: Wir haben einen Bund geschlossen, ohne zu wissen welchen, ohne daß die Paciscirenden über föderative Fragen nachgedacht hatten 2c. Darum ist Alles und auch das Spätere auf Schrauben gestellt.

Noch weniger war man bei dem 13. Artikel klar, rein gewillt und mit sich selbst einig. Indem man von Ständen sprach und dachte, schwebte das Trugbild der Gegenwart und Napoleon's Kunstgriff und ewige Täuschung vor, aber keineswegs die doppelte gründliche Ansicht oder das Ermessen: Was waren in Deutschland die alten Stände der großen Staaten? Und nicht etwa die der Catten und Cherusker, — sondern in Böhmen, in Sachsen, in Bayern, in Brandenburg, in Braunschweig, in Hessen, — bis tief zu unsern Jahrhunderten? Und dann, welcher Zusammenhang ist im parlamentarischen Begriff?

Ja, wie Wenige schauten damals durch, indem sie Stände sagten, daß sie Parlament sagten, daß sie drei Gewalten sagten; die ganze Nachahmung von England, das ganze Gewicht der Demokratie, die Erschütterung der Aristokratie; die ganze Theorie der Repräsentation, die Verantwortlichkeit; toutes les conséquences, wie in Frankreich selbst die Royalisten sehr oft sagen; kurz daß sie bereits die geläuterten Begriffe der Zeit hineinlegten — oder nichts. —

Mit dieser Auffassung des ständischen Systems hing dann die Ansicht jener Parteischattirung, welche auch der Föderalist

*) Der Einsiedler. Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 1823. Erster Theil. II. Seite 14.

in dem obigen Dialog „Unitarier und Föderalisten“ vertritt, eng zusammen, — die Ansicht und das Bestreben nämlich, deren ich schon mit den Worten meines Vaters Erwähnung that, daß das repräsentative System mit dem des Bundes durch die Consequenzen des parlamentarischen Systems in bessere Harmonie zu bringen sei. Es hatte dieses Bestreben eine rechtliche Grundlage und ein politisches Ziel.

Das Wirken einer Behörde, dessen Product Staatsrecht jedes einzelnen Staates werden soll, ist eine innere Angelegenheit jedes einzelnen Staates. Die allgemeine Regel von der Competenz der Stände, wo sie bestehen, die Regierungsthätigkeit ihrer Controle zu unterwerfen, gilt gewiß ebenso von der Regierungsthätigkeit am Bunde, also von den Bundesangelegenheiten überhaupt. Es ist dies die wahrhaft föderalistische Anschauung.

Die liberalen Föderalisten nahmen sodann an, daß, wenn die Uebereinstimmung der Bundesgesetzgebung mit dem freieren Geiste, der in der Nation waltet, durch die Einwirkung der Landesvertretungen auf die Regierungen, und durch diese auf die Bundesversammlung, zu vermitteln erstrebt würde, die Nation mit der so unbefriedigenden Bundesverfassung einiger Maaßen versöhnt und für die Bundesversammlung vielleicht die Anerkennung als einer Achtung gebietenden nationalen Institution zu erringen sein könnte. Damit würde Vieles von dem erreicht gewesen sein, was die liberalen Föderalisten auf der im Wesentlichen unveränderten Grundlage des Bundes früher erstrebten. Bei dem Uebergewicht der constitutionellen Staaten in der Bundesversammlung würden eines Theils Bundesbeschlüsse nicht mehr zu Stande gekommen sein, welche gerade die Entwickelung des Repräsentativsystems und die nationalen Tendenzen unterdrücken sollten, andern Theils würde sich die Eifersucht gemindert haben, mit welcher aus Besorgniß vor Mißbrauch, der staatliche Partikularismus in den Regierungen wie Ständen, der Erhaltung der

Bundesgewalt widerstrebten. „Waren die Kammern dann zu einverstandenem Wirken gekommen," — so konnte ihr indirecter Einfluß zwar ein Nationalparlament nicht ersetzen — aber, je mehr die nationalen Tendenzen übereinstimmend sich geltend machten, Bund und Bundesverfassung der Nation weniger antipathisch werden.

Die letzten Ziele solchen Bestrebens, namentlich für den Fall des fortdauernden gegenseitigen Abstoßens, hat J. Görres in einer schon oben Seite 300 angeführten Stelle doch mehr in unitarischer Richtung verkündet:

> Die Kammern werden ihr Recht der Einwirkung auf die Beschlüsse des Bundestags durchfechten; sie werden aber collectiv insgesammt die zweite Kammer constituiren, und ist es erst zum einverstandenen Wirken gekommen, dann wird von selbst die Nothwendigkeit sich aufdrängen, dem Rumpfparlament durch die Stärkung der collectiven vollziehenden Macht in ihrer Concentration ein Haupt zu geben.

Es ist eine der Unwahrheiten und dreisten Versuche zur Verrückung des Standpunktes, deren mein Vater die Absolutisten bezüchtigte, wenn sie, sich berufend auf den wörtlichen Inhalt des Art. 13 der Bundesacte, welcher nur landständische Verfassungen zusage, dem landständischen Principe im Gegensatze zu dem repräsentativen die Eigenschaft vindiciren, mehr in Uebereinstimmung mit dem monarchischen Princip sich zu befinden, während von ihnen behauptet wird, daß durch das Repräsentativsystem die Lehre von der Volkssouveränetät eine das monarchische Princip bedrohende Sanction erhalte.

Diese Ansicht oder Vorspiegelung läuft als rother Faden auch durch die Blittersdorff'schen Denkschriften und Briefe hindurch, und die Winke, die mein Vater Plessen gegeben, haben natürlich bei Jenem keine Beachtung gefunden. Daß alte Deutsche Landstände, die das ständische Privatrecht statt des Gemeinwohls

Aller vertraten, über die Theilbarkeit der Gesammtstaatsgewalt keine Zweifel haben konnten, und die Theilung bis zum Waffenrecht gegen den gewaltthätigen, und bis zur getheilten Vormundschaft über den minderjährigen oder regierungsunfähigen Fürsten in nicht blos vereinzelten Beispielen durchgesetzt haben, das ist ihm gewiß nicht unbekannt; aber es dient zu seinen Zwecken, Landstände nur mit den Befugnissen ausgerüstet zu denken und denken zu lassen, die sie nach der Usurpation der vollen Landeshoheit durch die vormaligen Reichsstände etwa noch ausgeübt haben, als das abgelebte Institut als ein unnützes, selbst schädliches bald zu Grabe getragen wurde; und an einem Institut mit solchem Leichengeruch soll die Nation sich, seiner Anschauung nach, genügen lassen.

Bei der Betonung der Bundestheorie von dem monarchischen Princip wird Blittersdorff wohl nicht bedacht haben, daß die alten Reichsgerichte gegen Folgerungen aus diesem, durch den Art. 57 der Wiener Schlußacte erst geschaffenen, dem früheren Deutschen Staatsrechte so gänzlich fremden und der Reichsordnung widerstrebenden monarchischen Principe, wahrscheinlich Schutz verliehen haben würden. Denn dem gesunden Menschenverstande widerstrebt es, den Satz zu verdauen, daß, weil das Reich oder der Bund aus souveränen Fürsten bestehe, darum der Souverän die gesammte Staatsgewalt vereinigt besitzen und sie auch dann noch besitzen soll, wenn er durch die Verfassung in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sei.

Den Widersinn in dieser Bundestheorie hat mit Andern auch mein Bruder in seiner Denkschrift „vom Bundesstaat" Seite 384 blos gelegt.

Wenn Blittersdorff behauptet, daß in den repräsentativen, der Französischen Charte nachgeahmten Verfassungen, in denen „dem Namen nach das monarchische Princip aufrecht erhalten ist, das

gleichzeitig in denselben sanctionirte demokratische Element, vermöge des Mechanismus jener Verfassungen, im Laufe der Zeit von selbst und ohne fremdes Hinzuthun das Uebergewicht gewinnt und zur Herrschaft gelangt," so liegt es außer meinem Gesichtskreis, hier zu besprechen, warum das demokratische Element in Frankreich überwiegend geworden ist. Warum es aber in Baden überwiegend wurde, trotz der Verfassung und trotz der vorhandenen ständischen Elemente, darüber giebt Blittersdorff selbst die viel richtigere und natürlichere Aufklärung in folgenden Stellen:

Was die inneren Verhältnisse betrifft, so habe ich darüber zu klagen, daß der größte Theil des Adels in seiner, allerdings theilweise provocirten, Erbitterung gegen die Regierung beharrt, sich von den öffentlichen Geschäften entfernt hält, auf den Landtagen nicht erscheint, und auch den Hof abandonnirt. Dadurch muß der Einfluß auf die Geschäfte immer mehr ein einseitiger werden, und zuletzt dürfte es einem quasi isolirt stehenden Individuum, wie mir, unmöglich sein, auch nur negativ Gutes zu wirken. — Von den Standesherren ist dieses Mal (1839) auch nicht ein einziger auf dem Landtage erschienen. In Mannheim besitzen wir eine kleine Vendée, wo mehrere Herren vom Adel das Wort gegen den Hof und die Regierung führen.

Von einem Adel als Corporation und mit bedeutendem Einfluß, von einer kirchlichen Partei ist nicht die Rede. Wenn es sich von den Elementen der Regierung handelt, kommen sie so gut wie nicht in Betracht.

Ein Mittelstand, wie in Frankreich, auf den die Regierung sich stützen könnte, ist nicht vorhanden, oder doch nicht zur klaren Einsicht seines Interesses gekommen. Wenn unter den wohlhabenderen Bürgern auch viele gut Gesinnte sind, so gehören sie zu den Furchtsamen, welche sich Verdruß ersparen wollen, und aus denen daher die Regierung nichts zu machen weiß 2c.

Daß das demokratische Element überwiegend werden mußte,

wo die aristokratischen Elemente, so wie hier geschildert ist, versagen oder gar nicht vorhanden sind, das ist selbstverständlich.

Als Unitarier und Großstaatsanhänger läugne ich zwar nicht, und dies ist für mich ein Grund mehr gegen die souveräne Kleinstaaterei, daß kleine Staaten der Voraussetzungen entbehren, um das monarchisch-repräsentative System in seiner wahren Bedeutung entwickeln zu können, wenngleich für solche Staaten die repräsentative Verfassung auch in ihrer abgeschwächten Bedeutung noch immer die bessere, um nicht zu sagen, die erträgliche Staatsform sein mag.

Ueber die Voraussetzungen, unter denen diese Staatsform sich in ihrer vollen Bedeutung zu entwickeln vermag, wie dazu vor Allem die wirkliche Selbstständigkeit des Staats erfordert wird, darüber theile ich die Ansichten meines Bruders Fritz, wie diese oben Seite 311—313 angedeutet sind. Auch ist der volle Apparat der Freiheit nur da zugleich nothwendig und ungefährdend, wo das Gemeinwesen, so wie es besteht, ein natürliches, aus großen Interessen so hervorgegangenes und damit innig verwachsenes ist; wesentlich beruhend auf der Liebe des Volkes zu seinen Gewohnheiten und Ueberlieferungen, und getragen von seiner Opferwilligkeit gerade für dieses geliebte Gemeinwesen. Wo aber ein großer Theil der Bevölkerung nach der letzten Stunde des unter solcher Form lebensunfähigen Staats sich sehnt, wo soll da der Gemeinsinn herkommen, der doch die Grundlage jeder Freiheitsinstitution sein müßte! Sollte dann auch der unselbstständige Staat der socialen Kräfte nicht entbehren, welche das Repräsentativsystem voraussetzt, damit sie sich geltend machen und im Gleichgewicht erhalten, so würde doch für manche dieser Kräfte der Antrieb fehlen, dem staatlichen Beruf sich hinzugeben und für die Entwickelung solchen Staates Opfer zu bringen. Es wird bei solchen die Ansicht sich festsetzen, daß die socialen Interessen durch die Maschinerie des gegebenen Staats nur in

untergeordneter Weise berührt würden, und daß es ihrer nicht würdig sei, zu einer bloßen Rolle der Ausfüllung sich herzugeben für Zwecke, die ihrem gleichgültigen Schicksale eben so gut überlassen bleiben könnten. Diese Stimmung kann auch in dem unselbstständigen Staate mehr oder weniger überwunden werden durch die Anerkennung, welche das Regierungssystem, als ein den berechtigten Interessen in gerechter Weise möglichst entsprechendes, bei allen Classen sich zu verschaffen weiß; und durch den gemeinnützigen Wirkungskreis, den es der Volksvertretung ohne engherzige Eifersucht unverkümmert läßt. —

Die zweite Voraussetzung, damit die repräsentative Staatsform sich entwickeln könne, ist dann: das wirkliche Vorhandensein dieser Elemente, die sich im Gleichgewicht tragen, und in gegenseitiger Achtung ihrer socialen und politischen Stellung erhalten werden sollen.

Die Königliche Würde sollte doch ein großer und gleichsam einziger Vorzug sein; kein eitler Titel. Was ehren und scheuen die Menschen in der Krone anders, als den Inbegriff realer Machtvollkommenheit, deren Symbol sie ist.

Von dem Adel gilt, was Stein dem Fürsten von Nassau-Usingen schrieb:

> Der Adel, der der Stolz und die Stütze großer Monarchien ist, gedeiht in einem kleinen Staate nur kümmerlich. Ist er reich, so wird er ein Gegenstand der Scheelsucht, wo nicht des Fürsten doch seiner Umgebungen; ist er arm, so eröffnen sich keine Aussichten zu seinem besseren Sein; er darbt, verkümmert und erlischt.

Der Bürger- und Bauernstand endlich muß nicht durch die Gewöhnung an die Bevormundung von Seiten einer alles besser wissen und machen wollenden Bureaukratie des bürgerlichen Bewußtseins der Selbstständigkeit verlustig gegangen,

der Kenntniß der eigenen und öffentlichen Interessen in der Gemeinde wie im Staate, und der Sorge darum — dem aide-toi et le ciel t'aidera — entfremdet worden sein, so daß am Ende, wie Blittersdorff klagt, die Regierung auch mit den gut Gesinnten nichts mehr zu machen weiß. Gewiß aber ist, daß dasjenige Regierungssystem, welches in Blittersdorff verkörpert war, wie sehr er auch selbst über die Bureaukratie herfällt, nicht geeignet war, einen besseren Bürgersinn und Liebe zum Gemeinwesen zu erzeugen.

Nichts hat wohl mehr dazu beigetragen, den unversöhnlichen Widerwillen der Nation gegen das Bundesunwesen zu steigern, als der ganz unprovocirte Krieg, den die Bundesversammlung, darin aber nach Blittersdorff's Ansichten bei Weitem nicht genügend sondern auf halbem Wege stehen bleibend, gegen die ständischen und repräsentativen Einrichtungen seit ihrem Bestehen geführt hat. Als eifriger und begabter Beförderer dieses Unterdrückungssystems mag Blittersdorff seinen Antheil an der Erzeugung jenes gesteigerten Widerwillens der Nation sich zumessen. Bemerkenswerth ist dabei, daß gerade mit dem Zeitpunkte dieses System in seine Blüthe trat, in welchem es schon vor aller Welt offenkundig lag, daß der Bund bezüglich seiner wichtigsten Aufgabe, die nationalen Einheitsansprüche zu befriedigen, den vollkommensten Bankrott gemacht hatte. Statt der Nation für alle die getäuschten Hoffnungen wenigstens in der loyalen Vollziehung des Art. 13 der Bundesacte einige Entschädigung zu lassen und zu bieten, wurde auch dieser letzte Trost ihr verkümmert, und in der Mehrzahl der Staaten die daraus entwickelten staatlichen Verhältnisse durch die Einwirkung des Bundes vergiftet. Von dem Bundessystem mußte die Meinung sich geltend machen, daß es darauf ausgehe, die Organe der öffentlichen Meinung zu unterdrücken, weil es sie nicht zu versöhnen wisse. Das war also der nackte Despotismus, und die natürliche Folge davon, daß in der

Unverletzbarkeit der Staatenverfassungen gegen die Eingriffe des Bundes, und in dem Widerstreben gegen dessen unbedingte Suprematie ein Schild der Freiheit gesucht, und deren so weit mögliche Vertheidigung unter solchen Verhältnissen zugleich die höchste vaterländische Aufgabe wurde. Von einer Bundesverfassung, die zu solchem Systeme, als deren angeblich nothwendigen Unterlage und Folge geführt hatte, wollte Niemand etwas wissen.

Blittersdorff macht zwar geltend, daß er während seiner langen Wirksamkeit oft darauf hingewiesen habe, wie nöthig es sei, der Bundesversammlung auch nach anderer Richtung hin einen Achtung gebietenden Wirkungskreis zu verleihen; aber während er wissen konnte, daß dieses letztere Bestreben ein fruchtloses bleiben müsse, war er bei den von ihm unterstützten und provocirten Verfolgungsmaßregeln gegen die repräsentativen und anderen Freiheitsinstitutionen des Erfolges gewiß.

Es giebt fast keinen öffentlichen Schaden, den er nicht dem constitutionellen Prinzipe als dessen Frucht imputire, und kein constitutionelles Prinzip, mit dem er sich zu versöhnen wüßte. Es gehört zur Charakteristik, daß seine Schrift mit den „Verschwörungen" beginnt und behauptet, „daß diese vorzugsweise in den constitutionellen Bundesstaaten um sich gegriffen hätten."

Die Blittersdorff'sche Schrift gewährt, außer den Argumenten für das, was er das Bundessystem nennt, eine die Zeitgeschichte vielfach aufklärende Belehrung über die Anfänge des ernstlicheren Zerwürfnisses zwischen der Badischen Regierung und den Badischen Ständen. Aus den eigenen Blittersdorff'schen Zugeständnissen geht nämlich hervor, daß es nicht etwa extreme, die Staatsordnung in Frage stellende Beschlüsse der Stände waren, die dieses Zerwürfniß herbeigeführt haben, sondern einfach

die Thatsache, daß sich aus der landständischen Verfassung des Großherzogthums, vermöge natürlicher Entwickelung, das repräsentative Regierungssystem herausgebildet hat.

Es galt von dieser natürlichen Entwickelung, von dem Streben der Stände nach Garantien für die öffentlichen Rechtszustände ganz noch das, was mein Vater*) tadelnd an Plessen geschrieben hatte:

Besonders ist es nicht gut, das Beginnen der repräsentativen Verfassung in Deutschland, den bisherigen Verlauf anzuklagen, und, wie man in Karlsbad gethan hat, heftigen Tadel darauf zu werfen. Wir, die Edelleute, hätten einiges Recht dazu — die Fürsten nicht, nicht ohne Undank 2c. 2c. So wenig Sie ein Englisches Parlament nach den Reden oder Redensarten von Lord Cochrane oder Sir Francis Burdett beurtheilen werden, — so wenig unsere Kammern nach dieser oder jener isolirten Aeußerung. Alle, die so urtheilen, haben nicht den entferntesten Begriff von unseren früheren landständischen Verhandlungen, so oft voll Sinn, Nachdruck und Vaterlandsliebe 2c. 2c. — — — und gebrauchen endlich die abgenutzte List, — fantastische und republikanische Grillen, oder rein demokratische Grundsätze mit den Ansprüchen auf geregelte Monarchie, Demagogie mit Demokratie oder demokratischer Ingredienz, — beständig zu verwechseln. Dazu haben sie nicht mehr Recht als die, welche Fürstlichkeit oder Monarchie mit Tyrannei und Despotism in eine Vase werfen, um sie hernach für eine Büchse der Pandora zusammen auszugeben.

Und fürwahr, wenn die Badenschen Stände Kenntniß von Blittersdorff's Meinungen und Bestrebungen, wie sie jetzt seiner eigenen Mittheilung verdankt wird, zu der Zeit besessen hätten, als er ihnen als Minister gegenüber stand, welcher, nicht sowohl constitutionell, sondern blos legal Gesinnte, würde es nicht für vollkommen gerechtfertigt angesehen haben, wenn Stände ein solches Regierungssystem und seine Träger sich nicht hätten gefallen

---

*) Am angeführten Orte. S. 366 u. 367—370.

lassen wollen, und Alles aufboten, um sie zu entfernen, ihnen das Regieren unmöglich zu machen.

Einige wenige Räthe des Großherzogs, und darunter in erster Linie Blittersdorff, bestrebten sich, dem Fürsten und dem Lande, gegen den entschiedensten Widerspruch der öffentlichen Meinung, ein Regierungssystem, welches das bis dahin befolgte verwarf, und diesem sich entgegen stellte, zugleich als nothwendige Folge der Bundesverfassung und des Bundessystems, einzureden und aufzuerlegen; ein Regierungssystem, mit welchem jede ständische Verfassung, die eine Bedeutung im Staatsleben ansprach, sich als unverträglich darstellen mußte, und vor welchem selbst die Postulaten-Landtage kaum würden Gnade gefunden haben. Mit der Klage, daß der Art. 13 der Bundesacte überhaupt bestehe, ging man darauf aus, das ständische Institut, in Verfolgung jenes Systems, wo möglich auf solche Postulaten-Landtage zurückzuführen, und was weiter ging, wurde als eine bundeswidrige Ausbildung der Constitutionen bezeichnet.

Blittersdorff erkennt selbst an, daß er mit diesem System isolirt stand, und daß das Pflichtgefühl, die beschworenen ständischen Institutionen vor Antastung zu bewahren, das allgemeine des Landes, namentlich unter der zahlreichen Classe der Staatsdiener, war:

> In den früheren Kammern bestand keine eigentliche ministerielle Partei; vielmehr bildete die Kammer ein Ganzes, mit selbstständig wirkenden, corporativen Ansichten und Interessen, von denen sich die Mitglieder keiner Farbe trennen mochten. Deshalb hatte die Regierung stets die ganze Kammer gegen sich, so oft es sich von sogenannten Prinzipienstreitigkeiten handelte, welche die Ausdehnung der Gewalt der zweiten Kammer, den Ruf ihrer Freisinnigkeit, ihres Patriotismus u. s. w. betrafen rc. rc. — —
>
> Die Disciplinirung der Beamten ist daher das dringendste, was dermalen zu erzielen ist rc. rc.

Prüft man, welcher Farbe die Mehrzahl der Angestellten angehört, so muß man eingestehen, daß das landständische Wesen, wie es durch den verstorbenen Minister Winter organisirt worden ist, bisher ihr Ideal gewesen ist. Da dieses System aber nicht mehr fortgesetzt werden kann, vielmehr nothgedrungen ein strengeres Regierungssystem an seine Stelle treten muß, so werden sie sich auch diesem neuen Systeme zuwenden, allein nur unter der Voraussetzung seiner festen Begründung und seiner Dauer. Es müssen mithin eclatante Schritte geschehen, um dieses System dem Großherzogthume als ein unabänderliches zu bezeichnen.

Welches auch die Beschwerden einzelner Interessen gegen das populäre Winter'sche Regierungssystem sein mochten, zu solchen extremen Maßregeln war kein Anlaß damals (1842) geboten, und am wenigsten durfte man, um dieses System zu ändern, die Verfassung über den Haufen werfen wollen. Die Entwickelung der repräsentativen Verfassungen ist in jedem Falle das geringere Uebel im Vergleich zur Geltendmachung eines Systems, wodurch alle Rechtsbegriffe untergraben wurden. Und dennoch — nachdem die Tendenzen Blittersdorff's und seines Anhangs schon unverholen waren, begann der Krieg von Seiten der Stände nicht sofort; Blittersdorff sagt vielmehr selbst:

Man ließ der Consequenz meiner Principien Gerechtigkeit widerfahren, verhandelte gern mit mir, und trat mir bei den durch mich zu vertheidigenden Gesetzesvorlagen nirgends entgegen.

So leise traten die Stände auf, so gern hätten sie das Zerwürfniß vermieden, das durch Blittersdorff's neues Regierungssystem planmäßig herbeigeführt wurde; und zwar, wie er Alles das selbst entwickelt: — durch den Urlaubsstreit; — durch jegliche Bemühung, das Ansehen der Stände in der öffentlichen Meinung herabzusetzen; — indem sich die Minister von den ständischen Verhandlungen entfernt hielten; — indem sie den praktischen

Wirkungskreis der Stände zu beschränken suchten, was bei verkürzten Landtagen nur durch Hintansetzung populärer Aufgaben der Administration erreicht werden konnte; — durch Bestreitung des unzweifelhaftesten landständischen Berufs, z. B. bei der Motion wegen des Hannöverschen Staatsstreichs vom 5. Juli 1837, bezüglich dessen Blittersdorff doch

> nicht in Abrede stellen konnte, daß die Ständemitglieder insofern betheiligt seien, als wenn heute in Hannover der gewaltsame Umsturz der Verfassung versucht werde, man morgen dasselbe auch in einem anderen Bundesstaate versuchen könnte &c.

Bei Anwendung solcher Mittel, und durch die Disciplinirung der Beamten hatte es zwar Blittersdorff bald dahin gebracht, um sich triumphirend des Erfolges rühmen zu können:

> daß sich dermalen zwei Parteien in der Kammer gebildet haben, die sich einander schroff gegenüber stehen; wovon die eine sich auch in Principienfragen nicht mehr von der Regierung zu trennen vermag, und die mit der Opposition auf eine Weise zerfallen ist, daß eine Vereinigung der ganzen Kammer gegen die Regierung nicht mehr zu besorgen ist.

— Aber was war von Allem dem die Folge und das nächste Ende? Blittersdorff war im Spätjahre 1843 zum Rücktritt aus dem Badenschen Ministerium bewogen worden; die von ihm begonnene Disciplinirung der Staatsdienerschaft hatte diese nur in zwei Lager gespalten; das frühere Vertrauen des Volks in dieselbe war im Allgemeinen geschwächt, die Wahl von Staatsdienern erschwert, und deren Einfluß in den Kammern gemindert, so daß Blittersdorff selbst anerkennen mußte: „Das Regiment der bürgerlichen Staatsdienerschaft hat seine Rolle ausgespielt." In demselben Verhältnisse war der Einfluß der radicalen Partei vermehrt.

Unter solchen Umständen gab Blittersdorff von Frankfurt aus im Jahre 1846 den Rath, das bisherige Regierungssystem in Baden zu ändern, das parlamentarische System anzu-

erkennen, damit man auch die Vortheile davon genießen könne, während man bei dem bisherigen Regierungssystem nur die Widerwärtigkeiten desselben empfunden habe; ein Ministerium zu bilden, das die Majorität der Stände für sich haben werde und dieselben zu leiten vermöge; vorher aber von diesen Absichten den beiden Großstaaten unter dem Bedauern, daß man bei der vernachlässigten Bundespolitik zu diesem Schritte genöthigt sei, Kenntniß zu geben.

Die Praxis der legalen Formen.

Zu der Lehre von der Praxis der legalen Formen ging Blittersdorff über, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß „das strenge bundesgesetzliche System", nämlich das von der Freiheit der Bundesgesetzgebung von jeder den Landesverfassungen zu schenkenden Berücksichtigung, nicht durchzuführen sei. Erst mit diesem Theil seiner Vorschläge nähere ich mich wieder der Frage von der Reform der Bundesverfassung; aber diese Vorschläge werden in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen von Blittersdorff entwickelten Bundessysteme nur verständlich, wenn jene früheren Bestrebungen bekannt und gewürdigt sind.

Ich will einleitend der Motive zu den Uebergängen in den Blittersdorff'schen Ansichten gedenken.

Im ersten Stadium seiner föderalistischen Thätigkeit unterstützt er die auf Entkräftung der Repräsentativverfassungen in den Bundesstaaten gerichtete specifische Bundespolitik; und da die initiativen Schritte, welche Oesterreich in dieser Richtung that, ihm nicht ausreichend schienen, so sinnt er dem Fürsten Metternich in einer schon im Jahre 1833 demselben übergebenen Denkschrift die Organisation einer Bundesregierung an, zunächst für den Zweck der Abstellung der Mißbräuche, welche „der bundeswidrigen Ausbildung der Constitutionen" entkeimten, dann aber auch, um der Bundesversammlung überhaupt eine erhöhete Thätigkeit zu geben, die ihr nicht angesonnen werden könne, ohne ihr auch die gehörige

moralische Kraft zu verleihen. „Diese moralische Kraft kann die Bundesversammlung zunächst nur in der Entwickelung der Attributionen des Bundes als einer Europäischen Macht finden."

Blittersdorff zählte auf den überwiegenden Einfluß Oesterreichs über Preußen in der Bundespolitik, und hoffte, daß auch für jene „Bundesregierung" Preußen gewonnen werden könne.

Verstimmt darüber, daß seine Ansichten bei Metternich den gewünschten Eingang nicht gefunden haben, und klagend, daß Oesterreich zu seinem eigenen Schaden den Bund vernachlässige, und in Mißachtung habe fallen lassen, sieht er die Krisis herannahen.

Den Wendepunkt in das zweite Stadium bildete der Regierungsantritt (1840) des jetzigen Königs von Preußen. Damit hielt Blittersdorff den Sieg des parlamentarischen Systems in den Bundesstaaten, und das Uebergewicht der constitutionellen Staaten im Bunde, folglich den Rückzug des absolutistischen Systems, für entschieden.

Die ersten Briefe nach diesem Ereigniß an den Grafen von Münch-Bellinghausen vom Jahre 1842 enthalten Bericht, wie jener, als Minister den Badischen Ständen gegenüber, jetzt sich selbst hilft, da der Bund mit allgemeinen Maßregeln gegen die Repräsentativverfassungen nicht helfen wolle; dann kann er jedoch, wie wir gesehen haben, diese ministerielle Rolle nicht durchführen, und, in die Bundesversammlung zurückgekehrt, und bei herannahender Revolution, sucht er nach neuen Hebeln zur Kräftigung des Bundes. Die Gefahr, welche er von dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. für die Fortdauer der Herrschaft des Absolutismus im Bunde besorgt hatte, mochte ihm mittlerweile weniger drohend erschienen sein; er zeichnet daher im November 1847 in dreien Briefen an denselben Grafen von Münch-Bellinghausen den Plan zu einer Bundespolitik für Oesterreich, die er selbst „einen neuen Codex des Bundesrechts" nennt; und zwei weitere Briefe an den Fürsten

von Leiningen aus derselben Zeit enthalten die vertraulicher entwickelten Ausgangspunkte zu jenem Plane.

Das System und seine Motive ist in folgenden wesentlicheren Sätzen enthalten:

Je unabhängiger und selbstständiger sich die einzelnen Bundesstaaten durch Ausbildung und Ausdehnung der durch die Repräsentativverfassungen bedingten Landessouveränetät stellen wollen, je abgeneigter sie sich daher bezeigen, in Gemeinschaft und Uebereinsttimmung mit anderen Bundesstaaten zu handeln und ihren Willen einem Gesammtwillen unterzuordnen, desto näher rücken sie einer gewaltsamen Unterordnung, komme diese nun durch die entfesselten Elemente von Unten oder Oben.

Die Lösung der Aufgabe (Unterordnung des Sonderwillens der Bundesstaaten unter einen Gesammtwillen) ist auf friedlichem Wege nur alsdann möglich, wenn man sich der bestehenden legalen Formen bedient.

Wie ist der drohenden Gefahr zu begegnen? Sicher nicht durch neu aufzustellende Systeme und theoretische Sätze.

Insbesondere war ich ein entschiedener Gegner aller neuen grundgesetzlichen Verabredungen und deshalb auch Ministerialconferenzen. Ich war durchdrungen, daß jede solche Conferenz, jede neue grundgesetzliche Bundesanordnung, zu der Einstimmigkeit erfordert wurde, nur zur Schwächung, niemals aber zur Stärkung des Bundes führen könne.

Nur die Praxis vermag zu helfen; diese vermag es aber auch unfehlbar. Die Praxis im Bunde ist bedingt durch die Politik Oesterreichs und Preußens. Wenn also der Hebel wirksam angesetzt werden soll, so muß er es in Wien und Berlin werden. Gelingt es nicht an beiden Orten, so wird es schon genügen, wenn nur eines der beiden Cabinette vermocht werden kann, diejenigen bundesgesetzlichen Bestimmungen, welche den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen, durch ein

selbstständiges, Achtung gebietendes Wirken der Bundesversammlung zum Vollzug zu bringen.

Das strenge bundesgesetzliche System (Geltung der Suprematie der Bundesgesetzgebung im Blittersdorff'schen Sinne) läßt sich jetzt nicht mehr zur Ausführung bringen.

Das neue Deutschland ist bereits in vollem Anzuge begriffen. Mit dem Regierungswechsel in Preußen ist der Damm durchbrochen worden, durch den sein Fortschreiten früher aufgehalten wurde. An ein Wiederherstellen dieses Dammes ist nicht mehr zu denken, wenigstens nicht in voriger Weise.

Man wird demnach gezwungen sein, sich nach anderen Mitteln umzusehen.

Das neue Deutschland, man darf es sich nicht verhehlen, schöpft seine Kraft aus wirklichen und nicht blos aus eingebildeten Bedürfnissen der Deutschen Völker.

Als solche machen sich geltend:

Die Nationalität Deutschlands, und gegen dieses magische Wort wagt so leicht Niemand sich aufzulehnen.

Die Einheitstendenzen der Ständeversammlungen und Staatsdiener, die in der neueren Zeit auf dem friedlichen Wege ihr Ziel zu erreichen suchen, ungleich bedenklicher als die früheren revolutionären Einheitstendenzen.

Die Vereine über gemeinnützige Gegenstände, die nicht blos Geburten neuerungssüchtiger Politiker sind.

Diese Tendenzen müssen, sich selbst überlassen, in ihrer naturgemäßen Entwickelung zur Sprengung des Deutschen Bundes führen; man muß sich ihrer bemeistern und sie in wohlthätige Schranken einzuengen wissen. Das Gleichgewicht gegen jene Tendenzen ist nur in der Bundesversammlung zu suchen.

Giebt man dem Territorialismus die von Baiern beabsichtigte Ausdehnung, so ist neben demselben nur alsdann noch ein Bund gedenkbar, wenn man diesem einen selbstständigen Wirkungskreis anweist, der von den Landesverfassungen nicht absorbirt werden kann.

Die ganze Kunst wird darin bestehen, der Bundesversammlung einen neuen, selbstständigen Wirkungskreis zuzuwenden, und diesen so weit auszudehnen als nothwendig ist, um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, und dadurch die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der eigenen Bundesstaaten zu erhalten. Als unumstößliches Axiom kann man es betrachten, daß jeder selbstständige Wirkungskreis, den man der Bundesversammlung zu erringen weiß, zur Beschränkung der vorhin bezeichneten Tendenzen führt.

Von diesen Vordersätzen ausgehend, kommt Blittersdorff zu folgenden positiven Vorschlägen:

Der neue Codex des Bundesrechts muß von dem Art. 64 der Wiener Schlußacte entnommen werden. Hier ist kein Conflict mit den Regierungen und Ständen gedenkbar, weil Alles auf freier Vereinbarung beruht, und nur das eigene Interesse als Compelle dient.

Ich spreche es mit voller Ueberzeugung aus, demjenigen Staate gehört Deutschland, der den Art. 64 der Wiener Schlußacte in legaler Form zur Ausführung zu bringen weiß. Diese legale Form beruht in den Händen des Präsidialhofes des Deutschen Bundes.

Der von dieser Grundlage aus entwickelte Vorschlag Blittersdorff's hat bei ihm selbst verschiedene Stadien durchlaufen; ich werde die allgemeine Analyse desselben vorausschicken, welche wohl mit der Frage nach dem Inhalt und Sinn des Art. 64 der Wiener Schlußacte zu beginnen hat.

Nach Art. 6 der Bundesacte können Bundesbeschlüsse, wobei es „auf organische Bundeseinrichtungen und auf gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art" ankommt, nur im Plenum der Bundesversammlung gefaßt werden.

Art. 7 der Bundesacte besagt am Schluß: Wo es aber auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, kann weder in der engeren

Versammlung, noch in Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden.

Da hierbei die „gemeinnützigen Anordnungen sonstiger Art", welche der Art. 6 von den „organischen Bundeseinrichtungen" unterscheidet, nicht genannt sind, so konnte daraus gefolgert werden, daß nach der Bundesacte über „gemeinnützige Anstalten sonstiger Art", die nicht organische Bundeseinrichtungen sind, durch Stimmenmehrheit im Plenum ein Beschluß gefaßt werden könne.

Es mag aber zweifelhaft sein, ob es gemeinnützige Anstalten für alle Bundesstaaten giebt, die nicht zugleich „organische Bundeseinrichtungen" sind oder so genannt werden könnten; diesen Zweifel schneidet der Art. 64*) der Wiener Schlußacte ab, indem er beschränkend bestimmt, daß gemeinnützige Anordnungen aller Art, die für den ganzen Bund gelten sollen, nur durch freiwillige Vereinbarung unter den sämmtlichen Bundesgliedern bewirkt werden, also nicht durch Stimmenmehrheit beschlossen werden können.

Solches ist der Art. 64 der Schlußacte, dessen „legale Ausführung" durch den Präsidialhof, diesem nach Blittersdorff's voller Ueberzeugung Deutschland in den Schooß werfen müßte.

Die „legale Ausführung" würde mit sich bringen, daß gemeinnützige Anordnungen, für welche die „zusammenwirkende Theil-

---

*) Art. 64 der Wiener Schlußacte:

„Wenn Vorschläge zu gemeinnützigen Anordnungen, deren Zweck nur durch die zusammenwirkende Theilnahme aller Bundesstaaten vollständig erreicht werden kann, von einzelnen Bundesgliedern an die Bundesversammlung gebracht werden, und diese sich von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit solcher Vorschläge im Allgemeinen überzeugt, so liegt ihr ob, die Mittel zur Vollführung derselben in sorgfältige Erwägung zu ziehen, und ihr anhaltendes Bestreben dahin zu richten, die zu dem Ende erforderliche freiwillige Vereinbarung unter den sämmtlichen Bundesgliedern zu bewirken.

nahme aller Bundesstaaten gar nicht erwartet werden kann, in der Bundesversammlung auch gar nicht vorgeschlagen werden dürfen, folglich von dem Präsidium zurückgewiesen werden müßten; in jedem Falle der Vorschlag dann erledigt wäre, wenn sich nach der ersten Umfrage gezeigt hätte, daß er, wenn auch nur einem Bundesstaate, weder zweckmäßig noch für ihn ausführbar erscheint. Das ist aber nicht die legale Anschauung und diplomatische Ansicht Blittersdorff's:

In dem ersten Briefe setzt er

freilich voraus, daß der K. K. Oesterreichische Hof einen wirklichen und nicht blos scheinbaren Antheil an den berührten Verhandlungen nimmt, diese auf jede Weise zu fördern und zu einem gedeihlichen Resultate zu führen sucht und es nicht übel empfindet, wenn Vereinigungen über gemeinnützige Anordnungen getroffen werden, an denen er für's erste keinen unmittelbaren Antheil nehmen kann.

Und in demselben Briefe heißt es weiter:

Hätte ich eine Stimme, wie Ew. Exc. sie in Oesterreich zu führen berechtigt sind, ich würde fest darauf bestehen, daß alle Verhandlungen über gemeinnützige Anordnungen in Frankfurt unter Theilnahme der Bundestagsgesandten geführt und daß die Resultate derselben jederzeit der Bundesversammlung vorgelegt werden müssen, um darüber abzustimmen. — Weit entfernt, solche Separatvereine ihrem Schicksale zu überlassen, würde ich sie, wie es die Bundesverfassung will, unter den Schutz und die Aufsicht der Bundesversammlung stellen, damit aus denselben dasjenige entnommen und zur Bundeseinrichtung erhoben werden kann, was dem wahren Bedürfniß und dem Interesse aller Bundesstaaten entspricht.

In einem weiteren Briefe vom nächsten Tage, 6. November, wird weiter ausgeführt, welche Stadien der Geschäfte geeignet seien, an die Bundesversammlung gezogen zu werden.

Die Blittersdorff'schen Vorschläge sind, in der beantragten

Weise, aus folgenden Rechtsgründen unzulässig, seine Ansicht von der legalen Form der Ausführung des Art. 64 der Wiener Schlußacte also eine illegale: Vereinbarungen über gemeinnützige Anordnungen unter mehreren Bundesstaaten, wenn sie in den Gränzen bleiben, innerhalb welcher den einzelnen Bundesstaaten Bündnisse abzuschließen überhaupt erlaubt ist (Art. 11 der Bundesacte), gehen die Bundesversammlung verfassungsmäßig gar nichts an. Es ist nicht der Fall, daß die Bundesverfassung wolle, es sollen solche Vereinbarungen unter den Schutz und die Aufsicht der Bundesversammlung gestellt werden. Weder in der Bundesacte, noch in der Schlußacte, noch namentlich in dem Art. 64 der letzteren, ist davon auch nur ein Wort enthalten. Es besteht ebenso wenig eine Befugniß des Präsidialgesandten, „darauf zu bestehen, daß Verhandlungen zum Zwecke solcher Vereinbarungen in Frankfurt unter Theilnahme der Bundestagsgesandten gepflogen, und daß die Resultate jederzeit der Bundesversammlung vorgelegt werden." Es wäre dies vielmehr eine verfassungswidrige Beschränkung des bestehenden Rechts der Bundesstaaten, untereinander Bündnisse zu schließen, wo und durch welche Agenten sie wollen. Nur dadurch könnten solche Verhandlungen in die Bundesversammlung kommen, wenn ein Bundesglied, welches officiell oder zufällig davon in Kenntniß gesetzt ist, daß sie gepflogen werden, nach Art. 5 der Bundesacte und Art. 64 der Schlußacte den Vorschlag machte, die gemeinnützige Anordnung, welche Gegenstand der Verhandlung ist, zur Bundesanstalt zu erheben. Daß dies auch der Präsidialgesandte in seiner Eigenschaft als Vertreter eines Bundesgliedes könne, ist selbstverständlich. Eben so selbstverständlich ist es aber auch, daß der Gegenstand der Verhandlung geeignet sein muß, ein gemeinnütziger Zweck für alle Bundesstaaten zu sein oder zu werden. Einer bloßen Zeitvergeudung, wenn nicht etwas Schlimmerem würde es gleich kommen, solche Anträge, von wem sie auch ausgehen

mögen, zu stellen, wenn es zum Voraus als ausgemacht, oder nach der ersten Abstimmung als bekannt gegeben gelten kann, daß der Gegenstand der obschwebenden Verhandlung zum Zweck einer Vereinbarung mehrerer Bundesstaaten, zur Verallgemeinerung für alle Bundesstaaten sich nicht eigne, oder daß auch nur ein Bundesstaat von der Vereinbarung sich ausschließen müsse. — Den Art. 64 der Wiener Schlußacte aber, nach dem Vorschlage Blittersdorff's, von Seiten des Präsidiums dahin ausbeuten wollen, um unter dem Vorwande der „sorgfältigen Erwägung" und der Fortsetzung der Verhandlungen mit bis dahin ablehnenden Bundesstaaten, das Zustandekommen der Vereinbarung unter den Staaten, welche zur Vereinbarung geneigt sind, zu verzögern oder zu verhindern, das würde den Charakter der Chikane zu offen zur Schau tragen, als daß es gute Früchte bringen könnte. Auch wäre das dem Art. 64 ganz widersprechend, welcher sagt, daß der Bundesversammlung bei solchen Vorschlägen nur dann obliege, „die Mittel zur Vollführung derselben in sorgfältige Erwägung zu ziehen und ihr anhaltendes Bestreben dahin zu richten, die erforderliche freiwillige Vereinbarung unter den sämmtlichen Bundesgliedern zu bewirken," wenn die Bundesversammlung im Allgemeinen von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit solcher Vorschläge sich überzeugt hat. Eine solche Ueberzeugung, auch nur im Allgemeinen, kann natürlich nicht bestehen mit der Ueberzeugung und Erklärung des Gegentheils davon, daß nämlich ein solcher Vorschlag für einzelne Staaten oder auch nur einen Staat weder zweckmäßig, noch ausführbar sei; sie kann überhaupt nur bestehen in Folge eines vorläufigen Entscheides der Zulässigkeit des Vorschlags.

Sind aus diesen Gründen schon die bisher entwickelten Vorschläge Blittersdorff's unzulässig, so werden in noch höherem Grade die folgenden so erscheinen, mit denen er in ein neues

Stadium eintritt. Der letzte Brief an den Grafen von Münch-Bellinghausen vom 27. November 1847 lautet nämlich im Auszug:

Seitdem ich mir unterm 5. und 6. d. M. die Freiheit nahm, E. E. meine unmaaßgeblichen Ansichten über den Gang, der in den Deutschen Bundesangelegenheiten einzuhalten sein dürfte, vorzulegen, hat sich Verschiedenes zugetragen, was zur Unterstützung meiner Aeußerungen dienen kann.

Das in seinen entfernten Folgen wichtigste dieser Ereignisse ist wohl die von S. M. dem Kaiser von Oesterreich beschlossene Aufhebung der Zolllinie gegen Ungarn. Dadurch wird in der Oesterreichischen Monarchie selbst ein Zollverein geschaffen, und bei dem großen Umfange dieser Monarchie und ihrer geographischen Lage fällt die Möglichkeit eines auch nur partiellen Beitritts Oesterreichs zu einem fremden Zollverein hinweg.

Ich halte demnach die Frage für entschieden, daß Oesterreich in den industriellen und commerciellen Beziehungen seinen eignen Weg gehen, und sich in keine näheren Zollverbindungen mit dem übrigen Deutschland einlassen wird.

Hierin liegt aber, nach meiner Meinung, ein fernerer Grund, sich die **politische** Leitung der im übrigen Deutschland sich mehr und mehr ausbildenden commerciellen und industriellen Vereinigungen und der Assimilationstendenzen in den Gegenständen der inneren Gesetzgebung nicht entziehen zu lassen, somit fest darauf zu beharren, daß alle dergleichen Verhandlungen unter Mitwirkung der Bundesversammlung und Anwendung der bundesgesetzlichen Normen gepflogen werden rc.

Ich würde sogar dabei kein Bedenken finden, den Zollverein zur Bundesangelegenheit zu erheben, und die Festsetzung des Zolltarifs, sowie die Verwendung der Zollerträgnisse dadurch der Landesgesetzgebung zu entziehen, daß letztere zur Unterhaltung der Bundesarmee und Bundesfestungen, sowie zur Bestreitung anderer Bedürfnisse des Bundes bestimmt würden. Die dem Zollverein nicht beigetretenen Bundesstaaten müßten bei der

Abstimmung über die Zollvereinsfragen allerdings ihr Votum suspendiren, könnten aber wenigstens in sofern den Zollvereinsstaaten gleichgestellt werden, als sie die Verpflichtung übernähmen, verhältnißmäßig ebenso viele Revenüen, als der Zollverein per Kopf einbringt, zu den bezeichneten Bundeszwecken zu verwenden. —

Man sieht, sehr bundestägliche Leute, und nicht die Nationalversammlung allein, haben die Ansicht gehabt, welche der letzteren so sehr zum Verbrechen gegen die Selbstständigkeit der Staaten angerechnet worden ist: eine Deutsche Centralgewalt dürfte nicht lediglich auf Matricularbeiträge für ihre Bedürfnisse angewiesen sein; — sie müsse ein eignes, von den Staaten unabhängiges Besteuerungsrecht haben. —

Was aber den eigentlichen Gegenstand betrifft, die Vorschläge, wie Vereinbarungen über gemeinnützige Anordnungen auf dem Grunde des Art. 64 der Wiener Schlußacte nicht sowohl zu Stande gebracht als vereitelt werden können, — so wird der Plan nun, wenn auch nicht bezüglich der Hoffnung auf Erfolg begreiflich, doch handgreiflich sein.

Daß eine Angelegenheit, an der nicht alle Bundesstaaten Theil nehmen, gar keine gemeinsame Bundesangelegenheit, — selbst nicht nach dem deutlichen Inhalt des Art. 64 der Schlußacte, — sein könne, solche kleine „legale" Hindernisse gegen die ganze Anwendbarkeit seines Planes hindern Blittersdorff nicht, nachstehendes Exordium an Oesterreich zu richten:

Mir steht es klarer als je vor der Seele, daß, wenn der k. k. Oesterreichische Hof sich nicht beeilt, der nun einmal vorhandenen und für die Regierungen unwiderstehlich gewordenen Richtung der Geister (nämlich die Assimilationstendenzen) eine legale völkerrechtliche Form aufzudrücken, Deutschland unfehlbar in innere Convulsionen verfallen muß ꝛc.

Wer kann und will es läugnen, daß die süddeutschen Regierungen täglich schwächer werden; daß die Partei der Neue-

rungssüchtigen sich täglich verstärkt, täglich kühner und offner auftritt.

Wer möchte es in Abrede stellen, daß diese Partei nahe daran ist, sich der Regierungen selbst zu bemeistern, und daß sie alsdann einen ganz andern und viel gefährlicheren Sonderbund bilden wird, als gegenwärtig der Zollverein ist! Die Ursache dieser Erscheinung kann ich nur darin finden, daß man dem Deutschen Bunde lediglich eine polizeiliche Wirksamkeit angewiesen hat, und da diese durch die naturgemäße Entwicklung der Souveränetät und der landständischen Verfassungen der einzelnen Bundesstaaten immer mehr beschränkt und neutralisirt wurde, nicht bemüht gewesen ist, ihm eine andere zeitgemäßere Wirksamkeit anzuweisen.

Allein heute noch, ich wiederhole es, kann der Wurf gethan werden, um die radicale Partei von dem Felde zu verdrängen, dessen sie sich völlig zu bemeistern im Begriffe steht 2c.

Ich habe oben bei der allgemeinen Charakteristik des Blittersdorff'schen Föderalismus gesagt, daß er den Einheits- oder centralisirten Bundesstaat nicht rechtlich, sondern thatsächlich durch Usurpation von Seiten der Mächtigen über die Mindermächtigen und Nachgiebigen zur Geltung zu bringen sich bestrebe. Man wird einräumen, daß er diesen Gedanken, freilich nicht ohne sich dabei in einigen Widersprüchen zu befinden, wie das bei einem doch immerhin zu verschleiernden Gedanken natürlich ist, hinreichend offen dargelegt habe.

Er protestirt: „Keine neuen Systeme," — „keine theoretischen Sätze," — „keine neue grundgesetzliche Anordnung, zu der Einstimmigkeit erfordert wird," und doch die Aufforderung an Oesterreich, „der nun einmal vorhandenen und unwiderstehlichen Richtung der Geister eine legale, völkerrechtliche Form aufzudrücken." Dann ruft er in Bezug auf die Handhabung des Art. 64 der Schlußacte aus: „Hier ist kein Conflict mit den Regierungen und Ständen gedenkbar, weil Alles auf

freier Vereinbarung beruht, und nur das eigne Interesse als Compelle dient" — und im Widerspruch damit die Aufforderung:

Möge es Oesterreich damit wagen, für Deutschland das Deutsche Banner zu entfalten, nachdem es für Oesterreich das Oesterreichische Banner aufgepflanzt hat! — Möge es für den Bund die praktische Ausübung des Rechtes der Gesetzgebung in den gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands vindiciren, und es wird keine Gefahr laufen, daß dieses Recht eine zu weite Ausdehnung erhält. Die Souveränetätstendenzen werden sich schon geltend zu machen wissen, und als Schutz und Schirm für die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der einzelnen Bundesstaaten dienen rc.

Wozu dieses Exordium, dieser gespreizte Anlauf, wenn es sich nur darum handelte, von Seiten des Präsidialhofes mit mehr Erfolg freie Vereinbarungen zwischen allen Bundesstaaten über gemeinnützige Anstalten zu Stande zu bringen, die dann zu Gesetzen werden können; — Erfolge, die natürlich mit Freude und Dank begrüßt worden sein würden! Das ist also nicht der Blittersdorff'sche Gedanke; was er unter Gesetzgebung versteht, ist nicht Vereinbarung. Die Verheißung: „Demjenigen Staat gehört Deutschland, der den Art. 64 der Wiener Schlußacte in legaler Form zur Ausführung zu bringen weiß," — sie deutet auf eine andere Tragweite der Absichten.

„Ein selbstständiges, Achtung gebietendes Wirken der Bundesversammlung;" — dazu die Erkenntniß der „Unmöglichkeit der Entwicklung irgend einer selbstständigen Thätigkeit dieser hohen Versammlung," so lange „die Abhängigkeit der Bundestagsgesandten von speciellen Instructionen" fortbesteht; — in Verbindung damit der weitere praktische Satz: „Die Bundesversammlung würde sich dann zum Bunde, wie die Gesammtministerien zu den einzelnen Bundessouveränen verhalten;" — endlich das bei dem Präsidialgesandten vorausgesetzte Talent

„einer eben so consequenten als geschickten und gewandten Behandlung der Geschäfte und der Menschen" — das sind die Voraussetzungen zu einer Bundesregierung, die er jetzt will, wie er sie früher gewollt hat, in directem Verkehr mit den Bundesstaaten, gegen welche sie collegialisch die Handlungen des Gesandten zu vertreten haben würde.

„Die praktische Ausübung des Rechtes der Gesetzgebung," wozu ein Recht nicht besteht, oder nur unter Umständen besteht, deren Eintreten nicht einmal vorausgesetzt wird, — was heißt das anders als Usurpation? Aber handelt es sich denn wirklich um Gesetzgebung, um Beförderung der wichtigsten nationalen Interessen? Unter dieser Voraussetzung würde man sich vielleicht mit der Usurpation aussöhnen! Nein, das Zustandekommen der Vereinbarungen oder Anordnungen über gemeinsame Angelegenheiten ist das untergeordnetere; er kann es kaum hoffen. Aber soll und kann aus dem Bunde nichts werden, so erscheint es Blittersdorff zweckmäßiger, daß die Entwicklung der Nation nach andern Richtungen gleichfalls zurückbleibe. Das Wesentlichere ist ihm: daß die Bundesversammlung den Anschein einer Thätigkeit gewinne; daß sie functionire, als vermöge sie etwas zum Schutz und Schirm der Interessen Deutschlands; daß die politische Leitung der Vereinbarungen und Assimilationstendenzen nicht aus der Präsidialhand gegeben und so verhindert werde, daß diese nicht in das unrichtige Bette einlenken. Am Widerlichsten aber ist es, wenn auf eine solche Anweisung zur „Praxis," die aber besser durch Anweisung zu Practiken übersetzt würde, die Begriffe von „strenger und gewissenhafter Anwendung der Bundesgesetze," von „legaler Form der Ausführung, die in den Händen des Präsidialhofes liege" mit eherner Stirne angewendet werden.

Wollte man fragen, wie Blittersdorff bei seiner Erfahrung und Kenntniß der Verhältnisse an den Erfolg eines solchen Pla-

nes, und namentlich daran glauben konnte, daß Preußen und die übrigen Bundesstaaten sich ein solches Verfahren des Präsidiums, solche Practiken wie die vorgeschlagenen, würden gefallen lassen, so mögen zwei Momente zu einiger Erklärung dienen.

Von Seiten der Mittel- und kleineren Staaten war für den Augenblick ein Widerstand gegen die Entwicklung der Bundesgewalt unter der Autorität Oesterreichs in weit geringerem Maaße zu besorgen. Theils war das parlamentarische System diesen Staaten schon drückend, obgleich noch nicht einmal bis dahin erstarkt, um eine nationale Bundespolitik den Regierungen als eine Nothwendigkeit auferlegen zu können, und es wurde besorgt, daß dieses parlamentarische Ungemach noch werde gesteigert werden durch die in Preußen begonnene Entwicklung. Es mochte für den Fall der Halsstarrigkeit der Stände solchen unselbstständigen Staaten als ein erwünschtes Regierungshülfsmittel erscheinen, mit der Bundesintervention zur Schlichtung der inneren Wirren drohen zu können. Theils sprach sich das Einheitsbedürfniß der Nation in der That entschiedener aus, und die Furcht vor den Assimilationstendenzen war bei den Mittelstaaten so groß als die Abneigung davor bei Oesterreich. Endlich erschien, noch zu Ende des Jahres 1847, Oesterreich als der zuverlässigste Schutz und Hort bei bedrohtem öffentlichem Frieden. Daß „die wirklichen und nicht blos eingebildeten Bedürfnisse des Volks" bei dem ersten äußeren Anlaß eine so unwiderstehliche Bewegung veranlassen würden, und daß im entscheidenden Momente die Oesterreichische Rücklehne versagen werde, das hatte am Wenigsten Blittersdorff geträumt. Uebrigens ist seine Rechnung, deren Hauptfactor war, die Mittel- und mindermächtigen Staaten würden gegen Oesterreichs entschiedenes und übergreifendes Handeln nicht allein nachgiebig, sondern dafür erkenntlich sein, in sofern nicht falsch gewesen, als das nach überstandener Gefahr verjüngte Oesterreich das vorzüglichere Vertrauen jener Cabinette sich alsbald wieder erwarb. Denn wenn es

Diesem oder Jenem bei den augenblicklichen Ordnungszuständen nicht ganz wohl sein mochte, und wenn der Glaube an die Zukunft der Mittelstaaten überhaupt erschüttert sein mußte, so fand an Oesterreich die Erhaltung solchen auf die Bajonette gegründeten Ordnungszustandes die sichere Bürgschaft des dauernden Bedürfnisses; und jenes Vertrauen bewährte sich bei der Zusammenkunft in Bregenz, bei der Intervention in Kurhessen, bei dem Verrath an Schleswig-Holstein; dann bei den Dresdner Conferenzen und in Frankfurt — bis in einer späteren Periode Oesterreichs Politik in der Orientalischen Frage die mittelstaatliche Beharrungspolitik zu gefährden schien, so daß die Mittelstaaten für den Augenblick, wenn auch mit augenscheinlichem Unbehagen, in das Lager des friedliebenden und neutralitätssüchtigen Preußens überzugehen veranlaßt wurden.

Bezüglich der Folgen des Regierungsantritts des jetzigen Königs von Preußen hätte Blittersdorff noch viel beruhigter sein können, würde er von den wahren Absichten des Königs hinsichtlich der Deutschen Angelegenheiten, worüber Radowitz berichtet, und die endlich des Letzteren Mission nach Wien veranlaßten, Kenntniß gehabt haben. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß die schon besprochene Denkschrift von Radowitz an den König in denselben Tagen verfaßt ist, in welchen Blittersdorff, von so ganz andern und irrigen Voraussetzungen hinsichtlich der Preußischen Absichten ausgehend, seine Briefe an den Grafen von Münch-Bellinghausen geschrieben hat. In den Radowitz'schen, von dem Könige genehmigten Anträgen, die zu der unfruchtbaren Uebereinkunft vom 10. März 1848 zwischen Preußen und Oesterreich geführt haben, ist, was den Inhalt der beabsichtigten Reformen betrifft, und abgesehen von Blittersdorff's ausgesprochener Abneigung gegen neue grundgesetzliche Anordnungen und gegen den vorgeschlagenen Weg eines besondern Congresses um dahin zu gelangen, nichts enthalten, womit sich

nicht auch dieser würde einverstanden erklärt haben; und gewiß ist, daß der Preußisch-Radowitz'sche damals eingehaltene Weg ein gerader und offner, und auf ersprießlichere Resultate gerichteter gewesen ist. Die seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs befürchtete Gefahr, daß Preußen fortan in der Bundespolitik seine eignen gesonderten Wege werde gehen wollen, und von da an das Einverständniß mit Oesterreich für immer gestört sein werde, muß bald auch Blittersdorff weniger dringend erschienen sein, da er meint, Preußen habe sich die Rolle, an die Spitze der liberalen Partei in Deutschland zu treten, „auf gelegenere Zeit vorbehalten, und müsse sich verletzt fühlen, wenn ein anderer Staat ihm zuvorzukommen suche.“

Die Geltung des parlamentarischen Systems in Preußen stand noch in weiterem Felde als er Anfangs befürchtet hatte, und sie mußte dem Könige, der ein Autodidakt seiner Freiheitsideen ist, und dessen Abneigung gegen das parlamentarische System bald bekannt wurde, abgerungen werden. Aus dem weiter entwickelten Charakter der Preußischen Regierung durfte er schließen, daß auch eine von den Preußischen neuen Tendenzen abweichende Oesterreichische Bundespolitik auf kein entschiedenes Hinderniß von jener Seite stoßen werde; sonst hätten die „andern Mittel,“ nach denen er sich umgesehen hat, um die Stelle des früheren strengeren Bundessystems zu ersetzen, und die er in dem besprochenen Plan, die Bundesversammlung in der Hand Oesterreichs zu stärken, gefunden zu haben glaubte, — es hätten sonst diese Mittel andere sein müssen, um nicht zu leicht befunden zu werden. Wie er aber nach längerer Beobachtung den Charakter der Preußischen Regierung beurtheilt oder befunden hatte, so glaubte er sagen zu dürfen:

> Die Praxis im Bunde ist bedingt durch die Politik Oesterreichs und Preußens. Wenn also der Hebel wirksam angesetzt werden soll, so muß er es in Wien und in Berlin werden.

Gelingt es nicht an beiden Orten, so wird es schon genügen, wenn nur eines der beiden Cabinette vermocht werden kann, diejenigen bundesgesetzlichen Bestimmungen ꝛc. ... zum Vollzug zu bringen.

Blittersdorff setzte seit dem Preußischen Regierungswechsel — Velleitäten, einen Anlauf — voraus, aber kein entschiedenes System des Widerstandes gegen eine Oesterreichische Bundespolitik im alten, oder vielleicht — namentlich für Preußen — noch drückenderen Style.

Die Richtigkeit dieser Ansicht hat sich bewährt durch die gegen den Widerspruch Preußens und seines Anhanges von Seiten Oesterreichs im Jahre 1850 durchgeführte Reactivirung des Bundestags; durch die bewaffnete Oesterreichisch-Bayrische Intervention in Kurhessen, vor der die Preußischen entgegenstehenden Waffen sich zurückzogen; durch den Oesterreichischen Einmarsch in Holstein, für welchen Preußen die Brücken baute; durch die darauf erfolgte gemeinsame Wortbrüchigkeit gegen Schleswig-Holstein, mit den weiteren Consequenzen. Aber nur Leidenschaft oder Kurzsichtigkeit kann an solchen augenblicklichen — soll ich sagen — Niederlagen oder Erfolgen? — ein Genüge finden, während doch an der überdauernden Natur der Verhältnisse dadurch nichts geändert wird.

Preußen kann für längere Zeit nachgiebig, schwach, neutralisirt sein, — und dennoch würde es ebenso leicht befunden werden, Oesterreich oder Preußen aus der Reihe der Staaten auszustreichen, als nach dem Recept des Herrn von Blittersdorff mittelst des Art. 64 der Wiener Schlußacte für den Bund die praktische Ausübung des Rechts der Gesetzgebung in den gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands vindiciren, oder über wichtige Staatsinteressen gegen die Stimme Preußens Stimmenmehrheitsbeschlüsse der Bundesversammlung vollziehen wollen. Wer es dahin bringt, der hat den Knoten der Machtfrage zu seinem Vortheile schon mit dem Schwerte zerhauen und ist dann in der Lage,

auch den Begriff der Legalität in dem neuen Codex des Bundesrechts neu zu bestimmen.

Die einfache Selbstverurtheilung der Blittersdorff'schen nur um wenige Monate vorausgegangenen Vorschläge und des ganzen Systems ist in seinem Vortrage, dem letzten den er am 8. März 1848 Namens des politischen Ausschusses in der Bundesversammlung erstattet hat, enthalten, dem ich folgende Stelle entnehme:

Schon die Grundverfassung des Bundes war eine mangelhafte und ungenügende. Manche Gegenstände waren darin aufgenommen, die füglich den einzelnen Bundesgliedern hätten überlassen bleiben können, während andere und wichtigere, die zur Entwicklung und Erstarkung des Bundes unentbehrlich waren, von dessen Competenz ausgeschlossen oder doch nur als Versprechen oder Wunsch bezeichnet wurden. Die Erfüllung solcher Versprechen und Wünsche wurde aber von der Einhelligkeit der Stimmen abhängig und dadurch die Erreichung eines befriedigenden Resultates von vornherein unmöglich gemacht. Auf diesem Wege konnten die zu einem wahren und kräftigen Bunde unentbehrlichen Institutionen nicht ausgebildet und noch weniger zur Anwendung gebracht werden.

Auf diesen Vortrag wurde bei so unerwartet plötzlich geänderten öffentlichen Zuständen und nach Blittersdorff's Antrag beschlossen:

Die Bundesversammlung spricht die Ueberzeugung aus, daß eine Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage nothwendig sei.

Der Blittersdorff'sche Grundgedanke aber hat später bei den Dresdner Conferenzen in sofern seine Beachtung gefunden, daß Oesterreich und die Mittelstaaten, eben weil sie ihn nicht im Bundesrecht begründet fanden, und die beantragte Usurpation nicht wollten, dort auf eine Reform der Grundgesetze durch Vorschläge in der zweifachen von Blittersdorff angedeuteten Richtung

hinarbeiteten, nämlich um das Vereinbarungsrecht unter einzelnen Staaten zu erschweren; und den Wirkungskreis der Bundesversammlung für gemeinnützige Anordnungen zu erweitern.

Nachdem die verschiedenen Versuche zur Neugestaltung des Vaterlandes, welche in den Jahren 1848 bis 1850 stattgefunden hatten, gescheitert waren, — nach den Tagen endlich von Warschau und Olmütz — trat die Dresdner Conferenz zusammen.

Schon vorher, während das Unionsparlament in Erfurt tagte, hatte Oesterreich zu einer Bundesplenarversammlung eingeladen, und eine größere Anzahl von Staaten, welche den Unionsbestrebungen fern standen, waren dieser Einladung gefolgt. Dem Antrag auf Reactivirung des Bundestags, den Oesterreich am 7. August 1850 in dieser unvollständigen Bundesversammlung gestellt, hatte es in den entschiedensten Ausdrücken die Erklärung vorausgehen lassen, daß demselben nicht die Absicht zu Grunde liege zu den früheren Zuständen und Formen zurück zu kehren, vielmehr jene Reactivirung ihm nur als Mittel gelte, zu einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Neugestaltung des Bundes zu gelangen. Dieselbe Erklärung wiederholte es, im Wesentlichen darin von Bayern lebhaft unterstützt, bei Eröffnung der Dresdner Ministerialconferenzen, am 23. December 1850. Mit solchen Vorsätzen also wurden die Berathungen in den Commissionen, die sich in die verschiedenen Berathungsgegenstände getheilt hatten, begonnen. Oesterreich war mit Bayern in der bezeichneten Richtung anscheinend verständigt; Preußens, in so gedrückter Lage nicht zu verweigernder Zustimmung, hatte man sich zum Voraus versichert. Die Uebereinstimmung der mächtigsten Staaten schien den Erfolg zu verbürgen. Und welches war das Resultat*)?

*) Dr. Heinrich Zöpfl. Grundsätze des Allgem. u. Deutschen Staatsrechts. 1ster Theil. 4te Ausgabe. Heidelberg u. Leipzig, 1855. §. 199. Seite 498—510.

Von folgenden Grundgedanken gingen die Vorschläge der Commissionen aus:

A. Das frühere Bundesrecht und die bisherige Bundesverfassung bleibt stehen, so weit nicht durch die gegenwärtig beabsichtigten Vereinbarungen Aenderungen daran festgesetzt werden.

B. Der Eintritt von Oesterreich und Preußen in den Bund mit ihren sämmtlichen Staaten wird prinzipiell als unbedenklich betrachtet, weil dadurch die bisher thatsächlich schon bestehenden Machtverhältnisse in keiner Weise verändert würden, das Ueberwiegen des Deutschen Elementes aber an sich gesichert sei.

C. Das Stimmgewicht der einzelnen Staaten sei mehr mit deren Machtverhältnissen in Einklang zu bringen, und namentlich eine kräftige Executivgewalt des Bundes zu schaffen.

Zur Verwirklichung der Grundgedanken unter A. und C. wurde vorgeschlagen, den Organismus der obersten Bundesgewalt in Folgendem zu verändern:

1) Das Plenum der Bundesversammlung (wobei nach Art. 6 der Bundesacte die größeren Bundesstaaten mehrere Stimmen, und alle Bundesstaaten zusammen 69 Stimmen führen, und welches nur für die wichtigsten dort aufgezählten außerordentlichen Angelegenheiten gebildet wird) sollte die ordentliche und eigentliche Bundesbehörde werden; während nach Art. 4 der Bundesacte die engere Versammlung mit 17 gleichberechtigten Stimmen die ordentliche und eigentliche Bundesbehörde war und ist.

Dabei wurde aber eine veränderte Stimmenaustheilung vorgeschlagen, so daß Oesterreich und Preußen statt wie jetzt 4, dann 10 Stimmen, Bayern statt 4 dann 5 Stimmen zu führen gehabt haben würden, während für die übrigen Staaten das bisherige Ausmaß der Stimmen geblieben wäre.

2) Der engere Rath des Art. 4 der Bundesacte sollte

ganz eingehen und durch eine Executivbehörde ersetzt werden, welche nach dem ersten Entwurfe durch 7 Staaten mit 9 Stimmen, nach einem späteren durch alle Staaten mit 11 Stimmen zu bilden vorgeschlagen wurde; so daß aber Oesterreich und Preußen 2 Stimmen führen, dagegen z. B. Baden und die beiden Hessen mit einer gemeinschaftlichen Stimme sich begnügen sollten, während zur 11ten Stimme gar 19 Staaten zusammengelegt wurden. Die Bevollmächtigten in dieser vollziehenden Behörde wären in allen dringenden Fällen ohne vorhergehende Instructionseinholung in einer für ihre Regierungen bindenden Weise abzustimmen ermächtigt gewesen.

3) Ueber die den beiden Behörden zugedachte Competenz lagen eigene Entwürfe vor. Der letzte war das Ergebniß einer gemeinsamen Berathung der beiden Commissionen, der für die Organisation und der für den Wirkungskreis des obersten Bundesorgans.

Die Bedeutung einer Erweiterung oder Verengerung der Competenz, an die eine oder die andere der beiden neuen Bundesbehörden, hing im Sinne der Reformer davon ab, ob, nach Wahrscheinlichkeit der einen oder der anderen Partei, der Oesterreichisch-Mittelstaatlichen, oder der Preußisch-Kleinstaatlichen, in den Bundesbehörden die Majorität zufallen würde. Da im Plenum, auch in der beantragten neuen Form, das Uebergewicht der Stimmen Oesterreichs und der kleineren Königreiche nicht so entschieden gewesen wäre, so trat das Bestreben noch stärker hervor, die Competenz der Vollzugsbehörde zu erweitern, und sie würde nach den Vorschlägen der Commission*) alle wesentlichen Attribute des engeren Raths erhalten haben. Unter 27 Punkten war die der projectirten Executivbehörde zugedachte Competenz aufgeführt; darunter: Der Vollzug rücksichtlich der im zweiten

*) Die Dresdner Conferenzen. Berlin, 1851. Beilage 7. Seite 94—101.

Theile des Art. 14 der Schlußacte erwähnten Gegenstände; nämlich die weitere legislative Durchführung organischer Einrichtungen, welche im Princip und in ihren allgemeinen Umrissen von dem Plenum durch Stimmeneinhelligkeit vereinbart sind. So z. B. verdankt die Bundeskriegsverfassung, die aus 97 Artikeln besteht, dem engeren Rath ihren Ursprung, und deren Abfassung würde nach den neuen Vorschlägen, der Competenz der Vollzugsbehörde anheimgefallen sein. Es handelt sich also hierbei nur scheinbar um eine executive, in der That aber um eine rein legislative Befugniß. Ferner war dieser Vollzugsbehörde die oberste Leitung der Militärangelegenheiten, der auswärtigen Verhältnisse, die Führung der Unterhandlungen, die Absendung von Gesandten und die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Bundes- und fremden Staaten, mit Ausnahme nur der Kriegserklärung und des Friedensschlusses, zugedacht. Nicht nur die Ausführung derjenigen nöthigen Maßregeln gegen revolutionäre Bewegungen, welche vom Plenum beschlossen sind, sondern ganz allgemein „die Vorkehrung der nöthigen Maßregeln, wenn in einem Bundesstaate oder in mehreren durch Widersetzlichkeit, gefährliche Verbindungen oder Anschläge die innere Ruhe unmittelbar gefährdet oder wirklich gestört ist" — sollte der Competenz der Vollzugsbehörde anheimfallen. Ebenso die ganze Finanzverwaltung des Bundes: nämlich Erhebung, Verwendung und Verrechnung der Matricularbeiträge, während dem Plenum nur das Recht der Prüfung geblieben wäre.

4) Auch das Stimmenerforderniß für gültige Beschlüsse sollte mit der Competenz der Behörden geändert werden. Eine Reihe von Gegenständen, welche nach der Bundesverfassung dem engeren Rathe zugewiesen sind, wurden nach den neuen Vorschlägen, da man sie der Executive nicht zuweisen konnte, der Entscheidung des Plenums vorbehalten, und da man, wie schon bemerkt, im Plenum des Uebergewichts Oester-

reichs und der kleineren Königreiche nicht so gewiß zu sein glaubte, so wurde für die dem Plenum zugewiesenen Gegenstände zu gültiger Beschlußfassung theils $^2/_3$ Majoritäten erfordert, wo jetzt im engeren Rath mit einfacher Stimmenmehrheit; theils eine Majorität von drei Viertheilen in Vorschlag gebracht, wo jetzt im Plenum nur eine solche von zwei Drittheilen erfordert wird. Würden hiernach zu gültigen Beschlüssen des Plenums, je nach der unterstellten Wichtigkeit der Gegenstände, entweder Stimmeneinhelligkeit, oder $^3/_4$ - oder $^2/_3$ -Majoritäten, oder endlich auch nur einfache Stimmenmehrheit erforderlich gewesen sein, so sollte die Vollzugsbehörde immer mit einfacher Stimmenmehrheit zu entscheiden haben.

5) Ein ständiges Bundesgericht war in Vorschlag und ein Bericht darüber ausgearbeitet; der Entwurf scheint aber nicht zur Berathung gekommen zu sein.

6) In Ansehung einer Volksvertretung am Bunde sprach man sich, ohne schlüssig zu werden, in der Commission dahin aus: Allerdings sei eine Versammlung von Ausschüssen aus den Ständeversammlungen wünschenswerth; aber nur dann, wenn sich ihre Competenz darauf beschränke, daß sie nach Erledigung im Plenum nachträglich ihre Zustimmung nur zu solchen allgemeinen Einrichtungen und Gesetzen (gemeinnützigen Anordnungen) zu geben habe, welche nicht unmittelbare Consequenzen der Grundgesetze des Bundes sind. Da der Bundestag in den 33 Jahren seines Bestehens von 1815 bis 1848 nicht ein einziges Mal Angelegenheiten, die unter die gedachte Kategorie gehörten, in Berathung genommen hatte, so war solche Befürwortung der Volksvertretung schlimmer, verletzender, höhnender, als die einfache Ablehnung. Die einfache Ablehnung war vielmehr, bei der Stellung Oesterreichs im Bunde, gleichsam selbstverständlich.

7) Aber vielleicht war es die Absicht, das Zustandekommen solcher gemeinnütziger Bundesanordnungen für die Zu-

kunft zu erleichtern, der Bundesgewalt eine durchgreifendere Competenz für solche Anordnungen beizulegen, wobei denn auch ein Wirkungskreis für die Volksvertretung am Bunde nach vorstehenden Anträgen sich ergeben könnte? Allerdings bildete die Frage: ob nicht wenigstens in einem beschränkten Maße das alte Bundesrecht, insofern es für organische Einrichtungen und für gemeinnützige Anordnungen Stimmeneinhelligkeit verlangt, aufzugeben sei? einen Hauptgegenstand der Verhandlungen der zweiten Commission bei den Dresdner Conferenzen*). Man erkannte an, daß die gemeinnützigen Anordnungen den Inhalt bilden, wodurch die Form des Bundes Nutzen für die Nation bringen könnte; daß aber, so lange die Einführung gemeinnütziger Anordnungen an die Einwilligung aller Staaten geknüpft sei, ebenso wenig künftig als bisher, an die Entstehung solcher, als Bundesanstalten, gedacht werden könne. Man brachte daher von verschiedenen Seiten einzelne Angelegenheiten vor, welche durch eine qualificirte oder einfache Majorität ihre Erledigung finden sollten. Man verhandelte vorzüglich über folgende Gegenstände: Vigilanz über wandernde Handwerker, Spielbanken, Universitäten, Presse, Lotto. Man brachte in Vorschlag, daß organische Bestimmungen in Betreff des Landfriedens, der inneren Ruhe und Sicherheit, des Auswanderungswesens, der Heimathsberechtigung, der Nationalbelohnungen für nützliche Erfindungen, allgemeine Vollstreckbarkeit der Urtheile Deutscher Gerichtshöfe, Auslieferung von Verbrechern u. s. w. durch eine Majorität von zwei Drittheilen beschlossen werden könnten. Bei den Verhandlungen zeigte sich aber dann, wie jeder Staat einen oder den anderen Krebsschaden habe, den er durchaus nicht kurirt haben wolle, wie z. B. Baiern das Erforderniß der Stimmeneinhelligkeit, das liberum veto, in Betreff der Lottoangelegenheit, durchaus nicht aufzugeben gewillt war. Von einer Ge-

*) Die Dresdner Conferenzen. Berlin, 1851. Seite 45—47. Beilage E. Seite 101 u. 102.

setzgebung durch Stimmenmehrheitsentscheid in Betreff Münze, Maß, Gewicht und Handelsrecht — dringendere Bedürfnisse der Nation, — war nicht die Rede; jene zum größten Theil untergeordneten Gegenstände dagegen erregten die Mitglieder der zweiten Commission mehrere Wochen hindurch auf das Lebhafteste. Das Resultat dieser lebhaften Debatten war folgender Vorschlag der Commission: „Organische Einrichtungen zur Erhaltung des Landfriedens, innerer Ruhe und Sicherheit; — gemeinnützige Anordnungen, wenn sie nicht in jura singulorum eingreifen und wenn der Zweck nur durch die zusammenwirkende Theilnahme aller Staaten vollständig erreicht werden kann; — endlich die Regelung der Disciplin auf den Deutschen Universitäten, — sollten der Beschlußfassung durch eine qualificirte Stimmenmehrheit unterworfen, also für diese Angelegenheiten das bundesgrundgesetzliche Erforderniß der Stimmeneinhelligkeit für die Anordnung, aufgegeben werden.

So wenig Aussicht hierdurch den materiellen Interessen geboten war, künftig durch den Bund ausreichend berücksichtigt zu werden, so wurde nichtsdestoweniger, im Anschluß an die Blittersdorff'schen Ideen, in der Conferenz angeregt, das Unirungsrecht zu beschränken. — Ein Vorschlag, der wesentlich gegen Preußen gerichtet war, ging dahin: Die Entstehung von Vereinbarungen für gemeinnützige Zwecke unter den einzelnen Bundesstaaten dadurch zu erschweren und der Controle der Bundesversammlung zu unterwerfen, daß letztere nach Analogie des Art. 11 der Bundesacte mit einfacher Stimmenmehrheit entscheiden solle, ob ein „Bündniß" (Union, Vereinbarung) die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten nicht beeinträchtige? Dieser Vorschlag hatte eine bedeutende Tragweite. Er galt nicht blos der eben thatsächlich aufgelösten bundesstaatlichen Union; es sollten im principiellen Interesse des in der Bundesversammlung vertre-

tenen Particularismus die natürlichen „Assimiliationstendenzen“ gehemmt werden, ohne daß dabei der Nation auch nur die geringste Aussicht geboten worden wäre, daß gemeinnützige Staatszwecke, welche bisher durch solche Vereinbarungen unter einzelnen Staaten erreicht worden sind, künftig von Bundes wegen erreicht werden würden.

Die Conferenzen zu Dresden haben zu keiner Reform der Bundesverfassung geführt, und es ist bekannt daß Preußen, welches jenen Oesterreichisch=Mittelstaatlichen Entwürfen seine Zustimmung gegeben hatte, durch die kleineren Staaten aus dieser Verlegenheit und ungünstigsten Stellung gerettet wurde.

Jene bei den Dresdner Conferenzen opponirenden Staaten führten gegen den oben unter C. aufgestellten Grundgedanken der Dresdner Reformer aus, daß, wenn man auch die gegenwärtige Stimmenvertheilung im engeren Rath (wobei die freien Städte mit den kleineren Fürstenthümern vereinigt, Oesterreich, Preußen und Baiern überstimmen könnten, die jedes nur eine Stimme haben) — als eine Abnormität vollständig zugeben könne, so sei dies doch bei Weitem nicht die größte und schädlichste im Bunde. Die Machtverhältnisse übten eben stillschweigend ihren naturgemäßen Einfluß, und ein Bundesbeschluß gegen den vereinten Willen von Oesterreich und Preußen sei noch nie gefaßt worden. Eine Stimmenvertheilung nach dem Machtprincip sei bei der Ungleichheit der Deutschen Bundesstaaten gar nicht möglich; und es gäbe noch andere Maßstäbe für die Bedeutung der Staaten, außer der Bevölkerungs= und Truppenzahl, was hauptsächlich von den Hansestädten und ihrer Stellung zum Welthandel gelte. Ueberdem widerspreche die bloße Berücksichtigung des Machtprincips der bundesgrundgesetzlich anerkannten Gleichberechtigung der Bundesglieder.

Zu 1—4. Aus diesen Gründen wurde eventuell die neue Stimmenvertheilung unter den Bundesstaaten, respective die Re=

duction der Stimmen der kleineren Staaten bei ihrer Betheiligung an den neu zu organisirenden Bundesbehörden, abgelehnt; principiell aber und in erster Linie die vorgeschlagene neue Organisation selbst, wie sie bezüglich der Behörden und ihrer Competenz oben unter C. 1—4. berichtet worden ist, bestritten. Insbesondere wurde gegen eine neu zu schaffende „Vollzugsbehörde", welche zur Verstärkung der Bundesexecutive nach dem Vorschlag der Dresdner Reformer an die Stelle des engeren Raths treten sollte, geltend gemacht: daß eine Theilung der Gewalten, ein Trennen des Organs des Wollens und des Handelns, entweder eine Regierung schaffe, — also aufhöre eine Vollzugsbehörde im Sinne der Vorschläge zu sein, und eine solche Regierung werde nicht für und gegen alle Staaten agiren können; — oder daß, wenn sie eine Regierung nicht schaffe, dann sie auch zur Kräftigung der Bundesautorität nicht beitrage, weil sie dennoch nicht selbst vollziehen könne, sondern erst wieder Regierungen zum Vollzug requiriren müsse.

Außerdem gaben die beiden Mecklenburg folgende Erklärung ab:

Eine größere Concentration und Energie der Bundesthätigkeit kann nur dadurch erreicht werden, daß wenigen dazu geeigneten Mitgliedern des Bundes die nöthige Gewalt von der Gesammtheit des Bundes übertragen wird.

Soll eine solche Uebertragung als ein Grundsatz der künftigen politischen Gestaltung des Bundes festgestellt werden, so enthält sie eine Ausnahme von dem Hauptgrundsatze der Art. 2 und 3 der Bundesacte, dessen Aufrechthaltung im Allgemeinen beabsichtigt wird, daß nämlich alle Bundesglieder als solche gleiche Rechte haben sollen.

Eine solche Ausnahme rechtfertigt sich allerdings vollkommen für Oesterreich und Preußen, weil beide nicht blos Deutsche Bundesstaaten, sondern zugleich Europäische Mächte sind, und ein Uebergewicht ihrer Macht im Verhältniß zu allen übrigen Deutschen Staaten allgemein anerkannt ist. Die Stellung

beider Großstaaten in Deutschland ist von der Art, daß, wo beide mit einander einverstanden sind, das übrige Deutschland ihnen willig ein Uebergewicht einräumt; dies ist eine Thatsache, die man durch keine Verfassungsreform wird ändern können; eine Wahrheit, die man da anerkennen muß, wo es sich darum handelt, die Form zu ändern. Wo dagegen ein Einverständniß zwischen Oesterreich und Preußen nicht stattfindet, da fällt der Grund für das übrige Deutschland, ihnen ein ausnahmsweises Uebergewicht einzuräumen, hinweg, und es ist für den Deutschen Bund kein anderes Auskunftsmittel im Rechte oder in der Zweckmäßigkeit gegründet, als daß die Gesammtheit der Bundesstaaten nach dem regelmäßigen Verhältniß ihrer Stimmenberechtigung den Ausschlag geben.

Die Unterzeichneten sind demnach der Ueberzeugung, daß es eine Nothwendigkeit sei, die Uebertragung der Executivgewalt für den Deutschen Bund auf Preußen und Oesterreich zu beschränken, und für den Fall, daß beide nicht einig sind, die Entscheidung der Gesammtheit des Bundes zu sichern.

Diese Erklärung war ihrer ganzen Fassung nach gegen die Großmannssucht der kleineren Königreiche gerichtet, die durch Betheiligung an der Vollzugsbehörde neben Ausschließung der kleineren Staaten sich spreizen wollten. Es war gewiß die Behauptung, daß zwischen den Deutschen Staaten rechtlich und factisch nur Ein durchgreifender Unterschied existire: der zwischen den beiden Großmächten und den übrigen Staaten, der Lage und der eben gemachten Erfahrung gemäß.

Die Vertreter der meisten kleineren Staaten zeigten sich in ihrer Ablehnung des Commissionsprojects einer zu errichtenden Vollzugsbehörde vollkommen einig, und es verdient Anerkennung, daß sie Deutschland wenigstens vor dem noch Schlimmeren, der Drei-, Fünf- oder Siebenherrschaft geschützt haben.

Die Motive dieser Ablehnung werden noch einleuchtender, wenn man die der Vollzugsbehörde zugedachte Competenz berücksichtigt, welche darum oben unter C. 3. besprochen sind. Aber auch schlechte Motive wurden von den kleineren Staaten geltend gemacht. Zum ersten Male wurde von ihnen wieder behauptet: die Grundlage der Bundesacte sei nicht nur an sich gut, sondern unter den gegebenen Verhältnissen die allein taugliche. Man verlangte vorerst Wiederherstellung des alten Rechtszustandes, bevor man zu Veränderungen schreite; dann Festhalten an jener Grundlage. Diese Staaten sprachen die Ansicht aus, die schwerlich die wahre Ueberzeugung der Mehrzahl ausdrückte, daß eine genügende Abhülfe der bisherigen Mängel der Bundesverfassung durch eine Verbesserung der Geschäftsordnung und der Executionsordnung der Bundesversammlung und durch Beschränkung und Beschleunigung der Instructionseinholung und Verstärkung des Einflusses der wirklich mächtigen Staaten auf die Vollziehung, erreicht werden könne.

Es kann unter den damaligen Umständen gerechtfertigt erscheinen, daß zur Nothwehr die kleineren Staaten ihre Selbstständigkeit und Gleichberechtigung vertheidigten. Das konnten sie freilich nur, indem sie sich auf das alte Bundesrecht stützten. Es handelte sich ja nicht darum, etwas Anderes, sondern etwas Besseres zu schaffen. Bei dem, worauf, als auf das vermeintlich Bessere, die Bestrebungen im Jahre 1848 eines großen Theils der Nation, wie des größeren Theils der Regierungen gerichtet waren, das Zusammenschließen des Außer-Oesterreichischen Deutschlands zum einheitlichen Bundesstaat, mit Oesterreich im Staatenbund, dabei war man gerade von der der obigen entgegengesetzten Ansicht ausgegangen, daß nämlich die Grundlage der Bundesacte, die Natur des Bundes an und für sich nicht gut sei, sondern die Ehre verletze und die nationale Existenz gefährde. Das

bezeichnete Ziel einmal aufgegeben, und zur völkerrechtlichen Grundlage des Bundes zurückgekehrt, war für die kleineren Staaten, die im Jahre 1848 bereitwillig waren dem Einheitsbestreben Opfer zu bringen, kein Grund mehr vorhanden, dieselben oder noch drückendere Opfer einer Organisation darzubringen, welche, während die Zerrissenheit Deutschlands consolidirt, folglich verschlimmert worden wäre, nur den Scheinmachtgelüsten einiger größerer Bundesgenossen dienen sollte.

Eine Verstärkung der Executive unter Leitung vorwiegend absolutistischer Staaten, ohne durch eine Volksvertretung mit gleichfalls ausreichender Competenz gemäßigt zu werden, kann nur zur Steigerung des früheren bundestäglichen Despotismus führen. Die Mäßigung in der Gewaltsamkeit hatte früher ihre Fürsprecher unter den kleineren Staaten, deren Stimmrecht man bei den Dresdener Conferenzen beschränken, deren Beirath aus der Executive entfernen wollte; und doch ist die Einsicht allmählig durchgedrungen, daß die kleinen Staaten am wenigsten einer engeren Einigung und einer durchgreifenden Organisation, die dazu führen kann, im Wege stehen; daß sie vielmehr, so lange Deutschland zerrissen ist, durchaus unentbehrlich sind. —

Zu 5 und 6. Die Fragen vom Bundesgericht und der Volksvertretung am Bunde haben eine eingehende Berathung auf die desfallsigen Gutachten bei den Dresdener Conferenzen nicht gefunden.

Zu 7. Eine Veränderung des Bundesrechts, insofern es für organische Einrichtungen und für gemeinnützige Anordnungen Stimmeneinhelligkeit verlangt, wurde abgelehnt.

Es war Dänemark, welches, in Vormundschaft für das ihm wieder untergestellte Holstein, durch seine Erklärung den Verhandlungen über die desfallsigen Vorschläge, die oben unter C. 7.

berichtet worden sind, ein Ende machte. Die wesentlichsten Sätze dieser Erklärung sind folgende:

„Organische Einrichtungen" sind ihrer Natur nach unbegrenzter Expansion fähig.

Unter „Bundeszwecke" kann alles subsumirt werden, was der äußeren und inneren Sicherheit Förderung bringt, also politische, polizeiliche, legislatorische, commercielle Veranstaltungen, die je nach dem Bedürfniß der Zeit, den gründlichst verschiedenen Charakter annehmen, die gründlichst verschiedensten Consequenzen nach sich ziehen.

Daß für solche Angelegenheiten im Allgemeinen auch nach den Vorschlägen der Commission Stimmeneinhelligkeit festzustellen sein würde, beweist eben für die Gefahr, sich von dem bundesrechtlichen Grundsatz principiell zu entfernen, und einzelne, doch immer mehr zufällige und willkürliche Ausnahmen zu statuiren, oder gar die bisherige Regel in Ausnahme zu verwandeln.

Unterordnung unter Majoritätsbeschlüsse in diesen Fragen wäre Mediatisirung: zunächst ad hoc, nach und nach für das gesammte Gebiet der Gesetzgebung, der inneren Entwickelung, der Geldleistung.

Darum hat für gemeinnützige Einrichtungen überhaupt nur auf die freie Vereinbarung der Bundesgenossen hingewiesen werden können.

Der Bund kann (respective soll) vermitteln, leiten, fördern. Er kann aber den Einzelnen den Zwang zur Betheiligung auch an den nützlichsten Vorschlägen nicht auflegen.

Weiter zu gehen verbietet der föderative Charakter.

So Dänemark, welches diese mit Folgerichtigkeit und Klarheit dargelegten unzweifelhaften Sätze des Bundesrechts allerdings zunächst aus seiner vom Bunde connivirten Politik der

Dänisch-Schleswig-Holsteinischen Staatseinheit schöpfte, die jede Assimiliationstendenz Holsteins zu Deutschland verbietet. Als Einleitung zur künftigen Deutschen Münzeinheit wird eben das Dänische Reichsgeld mit Zwangsmaßregeln in Holstein eingeführt; der ständische Protest dagegen ist niedergeschlagen, und Schutz beim Bunde — den wird Holstein natürlich nicht wieder suchen. Ein so kostbares Recht, — jede Anstalt und Einrichtung hindern zu können, welche als eine gemeinsame Anstalt und Einrichtung für ganz Deutschland gelten soll, ein so kostbares Recht, so dachte man in Kopenhagen, mußte gewahrt werden. Aber in ähnlicher Weise wird die Frage von allen Staatsregierungen beurtheilt, wenn sie es auch nicht immer Wort haben wollen. — Zu Conferenzen, oder in der Bundesversammlung vereinigt, werden solche Motive die maßgebenden für sie sein.

Daß die betreffenden Anträge, wie sie bei den Dresdener Conferenzen formulirt wurden, wirkungslos geblieben sind, dazu kann man der Nation nur Glück wünschen. Da man es nicht für möglich erachtet hat, die durch das Bundesrecht geforderte Stimmeneinhelligkeit für Begründung organischer Bundeseinrichtungen und für gemeinnützige Anordnungen überhaupt aufzugeben, so konnte damit nichts gewonnen werden, wenn dieses Princip für eine Reihe von Gegenständen ausnahmsweise aufgegeben wurde, die den Kern der nationalen Bedürfnisse gar nicht berühren; die entweder selbstverständlich der Bundesexecutive anheimfallen oder, wenigstens vom Standpunkte des Particularismus aus, von so untergeordneter Wichtigkeit erschienen, daß man sie der Bundesgesetzgebung mittelst Majoritätsbeschlüssen füglich und unschädlich glaubte opfern und hingeben zu können, ohne daß dadurch der Staatensouveränetät wesentlicher Abbruch geschehe. Der Verfasser der mehrfach angezogenen und benützten Dresdener Conferenzen hat daher ganz Recht, bezüglich der endlichen Formulirung jener Anträge zu fragen:

Gegen welche gemeinnützige Anordnung wird der Widersprechende nicht sein entgegenstehendes absolutes Unabhängigkeitsrecht behaupten? — nicht behaupten, daß eine solche Anordnung in jura singulorum eingreife? — und welcher gemeinnützige Zweck sollte wohl ohne die Mitwirkung des Fürstenthums Lichtenstein nicht erreicht werden können?

Es war daher gewiß nur anerkennenswerth, wenn auch aufrichtiger patriotische Staatenregierungen als die Dänisch-Schleswig-Holsteinische den Motiven der letzteren beigetreten sind und einer Spiegelfechterei widerstrebt haben, die bei ausnahmsweiser Aufhebung des bundesgesetzlichen Erfordernisses der Stimmeneinhelligkeit für gemeinnützige Anordnungen, hinsichtlich relativ untergeordneter Gegenstände, nur darauf berechnet sein konnte, der Nation Sand in die Augen zu streuen. Wäre aber auch in Vorschlag gekommen, das bisherige Bundesrecht, wonach zur Einführung gemeinnütziger Bundesanordnungen Stimmeneinhelligkeit gefordert wird, im Princip aufzugeben, so würde einer solchen Ausbildung der Bundesverfassung bei fortbestehender Ungleichartigkeit der Staatenverfassungen das Bedenken entgegen gestanden haben, welches Dänemark sehr gut in dem Satze ausgedrückt hat:

Solche Anordnungen können, je nach dem Bedürfniß der Zeit, den gründlichst verschiedenen Charakter annehmen; die gründlichst verschiedenen Consequenzen nach sich ziehen.

Im einfachen absolutistischen Staate kann sich etwa der Regent auf die Tradition und das Erbe seiner guten und weisen Absichten berufen; das kann aber der absolutistische Staatenbund nicht, dessen Emanationen durch die zum Voraus unberechenbare Abstimmung einer Vielheit ungleichartigster Staaten und politischer Tendenzen bedingt sind. So lange also eine zugleich der Volksvertretung verantwortliche wirkliche Centralregierung entbehrt wird und es sich nur von einer collegialischen Gesetzgebung vorwiegend absolutistischer Staaten handelt, die ihre Richtung von

der Convenienz der zufällig vorherrschenden Kräfte und Einflüsse erhält, in so lange wird es besser sein, der der Mediatisirung gleichkommenden Unterordnung unter eine Gesetzgebung der Bundesautorität mittelst Majoritätsbeschlüssen zu widerstehen und an die selbstständige Constituirung der Einzelstaaten sich anzuklammern, „von wo aus alsdann die Nation," wie J. Görres meinte, „später und gründlicher alles früher Aufgegebene wieder zu erreichen hoffen dürfte." — Die Assimiliationstendenz besteht ohnehin fort und die unbeschränkte Befugniß wäre festzuhalten, unter den mehrbedürftigen Staaten Vereinbarungen zur Verfolgung solcher gemeinsamer Interessen zu treffen, die das Zusammenwirken einer Mehrheit von Staaten fordern.

Nachdem so bei den Dresdener Conferenzen die Versuche gescheitert sind, der Bundesversammlung durch Reformen in den bundesgrundgesetzlichen Bestimmungen einen erweiterten Wirkungskreis für gemeinnützige Anordnungen zu verleihen, ist die Hoffnung aufzugeben, daß dieser Zweck jemals auf dem Wege friedlicher Vereinbarung werde erreicht werden. Aber war der Buchstabe des Rechts nicht zu ändern, so konnte man es jetzt vielleicht mit der von Blittersdorff in Vorschlag gebrachten Praxis versuchen, und da die Preußische Nachgiebigkeit dazu die Wege ebnen zu wollen schien, so nahm nach den Dresdener Conferenzen der Präsidialhof in Frankfurt wirklich den Anlauf, die Zollvereinsfrage, wenn nicht, was bei der Nichtbetheiligung so vieler Staaten nicht anging, zur Bundessache machen, doch sie als solche behandeln zu wollen. Es wurde ein Ausschuß für handelspolitische Angelegenheiten niedergesetzt, Sachverständige berufen und in Commissionen vereinigt, in Vielem die Blittersdorff'sche Anleitung befolgt. Aber man stieß auf die erheblichsten, in der Natur des Bundes sowohl, als in der Bedeutung des Zollvereins für die großen Interessen der Nation, beruhenden Hindernisse; die Anträge jenes Ausschusses blieben ohne Folge; und während der Zollverein in seiner Unab-

hängigkeit vom Bunde am meisten gefährdet schien, wurde unter den für Preußen ungünstigsten Conjuncturen der Anschluß des Hannöversch-Oldenburgischen Steuervereins an den Zollverein, und in Folge der dadurch nothwendig gewordenen Kündigung des Zollvereins, der Wiederabschluß desselben in erweitertem Umfange, gegen so mächtige, leidenschaftliche, selbst die eignen Interessen in den Wind schlagende, politische Intriguen zu Stande gebracht. Ich führe das ausdrücklich an, weil dieser Erfolg nicht etwa das Verdienst der Preußischen Regierung war; sondern lediglich das Resultat der natürlichen Lage, des Bedürfnisses wenigstens dieser Einheit. Der öffentliche Geist, obgleich „mit gesenkten Schwingen tief an der Erde streichend" — hatte bei der drohenden Gefahr der Auflösung des Zollvereins eine Lebendigkeit des Wortes und Widerstandes plötzlich gewonnen, daß dadurch der intriguante Leichtsinn, der mit den ersten Bedingungen der materiellen Wohlfahrt des Volkes spielen zu wollen sich unterfangen hatte, zum Insichgehen gebracht wurde.

Seitdem ist der Deutsch-Oesterreichische Postverein zu Stande gekommen, Eisenbahnvereine sind geschlossen worden, alles ohne Theilnahme des Bundes; über Münzeinheit, Maaße und Gewicht wird eben in Wien, nicht in Frankfurt verhandelt; die Bundesversammlung hat sich principiell und materiell für solche Verhandlungen, Vereinbarungen, Ueberwachung, Verwaltung — untauglich erwiesen.

Wenn der Patriot zu der Resignation gelangt, daß durch den Bund nichts Gemeinnütziges für ganz Deutschland könne gefördert werden, so wird er dabei nichts destoweniger die Argumente solcher Föderalisten zurückweisen, welche es nicht für nöthig erachten, daß für Gesammtdeutschland Gemeinsames und Gemeinnütziges entstehe; welche das Schaffen und Sorgen dafür, wodurch allein die Nation zum Bewußtsein einer wohlthätigen

Existenz des Bundes gelangen könnte, gar nicht in der Aufgabe des Bundes finden wollen.

Zu solchen Föderalisten gehört Herr Dr. Zöpfl *), indem er sagt:

IV. Bisher ist die Bundesversammlung mit der Zustandebringung solcher Anordnungen nicht sehr glücklich gewesen; günstigere Resultate haben dagegen mitunter die außerhalb derselben unter den einzelnen Bundesstaaten gepflogenen Negotiationen gehabt. V. Der Grund, weshalb die Versuche sich über gemeinnützige Anordnungen zu verständigen, an dem Bundestage nicht leicht gelingen können, liegt nicht an einem etwaigen Fehler seiner Organisation, sondern theils in seinem Charakter als Staatenbund, welcher ihm die möglichste Schonung der Selbstständigkeit der einzelnen Staaten zur Pflicht macht, theils in der großen Anzahl und Natur der in den einzelnen Staaten bestehenden Specialinteressen, welche nicht leichtfertig der Einführung häufig noch unerprobter allgemeiner Grundsätze geopfert werden dürfen, sondern eine allmählige, bedachtsam vorschreitende Ausgleichung erfordern, wenn nicht die Wohlfahrt der Theile zerstört werden soll, ohne welche doch die angestrebte Wohlfahrt des Ganzen nur eine Chimäre ist.

Der sonstige Geist des Buches des Herrn Dr. Zöpfl erlaubt nicht, diese zuletzt ausgesprochene Warnung vor leichtsinniger Gesetzmacherei, womit die gänzliche Abstinenz des Bundes gerechtfertigt werden soll, so zu verstehen, als sei sie in ironischem Sinne gemeint. Das Argument also ernsthaft genommen, so würde es gegen jede allgemeine Gesetzgebung für ein größeres Reich gelten, der Gegenstand der Gesetzgebung möge sein, welcher er wolle; es würde für das autonomische Sonderleben jedes kleinsten Bezirks sprechen; und den sonderbarsten Contrast zu

*) Dr. Heinrich Zöpfl, Grundsätze des Allgemeinen und Deutschen Staatsrechts. 1. Theil. 4. Ausgabe. §. 145. Seite 323 — 325.

diesem Text bildet die Note 4), in der der Verfasser einen praktischen Standpunkt einnehmen und von diesem aus die Frage aufwerfen will, von der es sich gar nicht handelt: „ob denn völlig gleichmäßige Bestimmungen in allen Beziehungen in sämmtlichen Bundesstaaten nothwendig oder vortheilhaft sein würden?“ Der Spielraum zwischen völlig gleichmäßigen Bestimmungen in allen Beziehungen und keinen gemeinsamen Bestimmungen in gar keinen Beziehungen — ist freilich ein weiter, in welchem jede Ansicht ihre Stellung finden kann. Das ist ja eben die petitio principii, ob solches absolutes Sonderleben der gemeinen Wohlfahrt förderlich oder nachtheilig sei, ob, selbst ganz abgesehen von dem Einigungstrieb in der Nationalität, die höchsten Bedürfnisse und Interessen des bürgerlichen und staatlichen Lebens in kleinem Gemeinwesen ihre Befriedigung finden können? Darum, weil das nicht oder nur in seltenen Ausnahmsfällen der Fall ist; darum, weil neben Sprache, Geschichte und Literatur durch die Gemeinsamkeit der Gesetze und wesentlichsten bürgerlichen Einrichtungen die Volkssitten und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit sich bilden, und in Ermangelung derselben die Entfremdungen und Spaltungen sich erweitern, Macht und Staatsbewußtsein fehlen, die Nationalität gefährdet ist, — darum fordert der Geist des Jahrhunderts große Reiche, darum besteht der Deutsche Bund; darum drängt das Deutsche Volk, über den Bund hinaus, dessen „Charakter als Staatenbund“ ihn der Aufgabe nicht gewachsen erscheinen läßt, — zur Einheit.

Ich bin daher mit Herrn Dr. Zöpfl ganz einig, daß der Fehler nicht in der „Organisation“, sondern wesentlich in diesem „Charakter“ liegt, und finde gerade darin das schlagendste Argument für die Nothwendigkeit des Uebergangs aus dem Staatenbund in den Bundesstaat. Man wird aber nicht mit ihm einig sein, wenn er weiter sagt:

Für das Ganze kann es aber nicht nur gleichgültig sein, ob die erforderlichen gemeinnützigen Anordnungen in oder außerhalb der Bundesversammlung zu Stande kommen, wenn sie nur überhaupt in's Leben treten, sondern es ist dem Ganzen unverkennbar zuträglicher, wenn sich die gemeinnützigen Einrichtungen aus den besonderen Bedürfnissen der zu einander zunächst in Verkehrsbeziehungen stehenden Staaten als organische Gebilde entwickeln, und von den engeren Kreisen allmählig auf weitere Kreise übertragen werden. Diese Erweiterung und Ausdehnung gemeinnütziger Einrichtungen kann naturgemäß nicht ausbleiben, sowie ihre Zweckmäßigkeit sich einmal in irgend einem Kreise erprobt hat, da das Verkehrsleben selbst nicht nur keine Einschränkung duldet, sondern jeder, anscheinend noch so geringe Fortschritt unaufhaltsam zu weiterem Fortschritt und größerer Entwickelung hindrängt.

Dieser Ausführung über die naturgemäße Unaufhaltsamkeit des Verkehrslebens steht die durch die Deutschen Zustände erwiesene Thatsache ihrer Aufhaltbarkeit, und selbst der Rückschritte trocken gegenüber. Dann handelt es sich nicht blos von den Verkehrsbeziehungen und den aus diesen entnommenen irrthümlichen Argumenten; sondern von gemeinnützigen Anordnungen überhaupt, die, wenn das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit genährt werden soll, einer Gesetzgebung für ganz Deutschland, und also auch einer gesetzgebenden Gewalt bedürfen. Endlich scheinen mir diejenigen Ansichten über die Wichtigkeit vom Bunde ausgehender gemeinnütziger Anordnungen, die allerdings nicht alle Beziehungen zu berühren brauchen, viel richtiger und einer patriotischen und föderalistischen Anschauung viel entsprechender, welche ich als die Radowitz'schen schon oben Seite 403 und 404 hervorgehoben habe; daß nämlich die Entstehung des Zollvereins als eine tiefgehende Anomalie in dem Bundesleben zu betrachten sei; als die erste Erklärung, daß man an der Belebung des Bundes verzweifle; daß schon das bloße Bewußtsein des Gemeinsamen, Deutschen, auf das Selbstgefühl der Nation, auf die

Achtung des Auslandes einen Einfluß üben würde, der jedes Opfers werth ist. Dr. Zöpfl fährt dann fort:

Durch diese Erwägungen werden sich die Ansichten über die Bedeutung, welche der Bund für Deutschland haben kann, berichtigen und darüber aufklären, was er einerseits leisten kann und also leisten soll, und was ihm zu leisten nicht zugemuthet werden darf, weil es anderwärts besser geleistet werden kann. Auch um zu dieser Einsicht zu gelangen, hat es der Zeit und der Erfahrung bedurft. Eben daher, weil die Gründer des Bundes selbst, sowie auch die Nation, hierüber sich anfänglich nicht klar waren und bei dem Beginne der neuen Schöpfung auch gar nicht klar sein konnten, und weil es auch außerhalb des Bundes längerer Zeit bedurfte, bis man endlich Gemeinnütziges in größerem Umfange als geschaffen erkennen und Vortheile davon empfinden konnte, mußten sich so manche unrichtige und geringschätzende Urtheile über den Bund selbst bilden.

Es ist ein vollständiger Irrthum, als habe es erst so langer Erfahrung und der oben entwickelten Weisheit des Herrn Zöpfl bedurft, damit die Nation zu der Einsicht gelange und sich klar werde, was der Bund leisten könne und solle, und was ihm zu leisten nicht zugemuthet werden dürfe?

Jeder Verstand wird von einem Unverstande aufgehoben, jede Kraft von einer Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch eine antagonistische gehemmt. —

Das Alles fühlt die Meinung mit tiefer Kränkung; aber es verwundert sie nicht weiter, weil es als natürliche Folge aus den Vordersätzen sich ergiebt.

So schrieb J. Görres über die Wirkungen der Bundesverfassung schon im Jahre 1819. Gerade aus solcher Einsicht, daß die Nation eines Bundes oder Bandes benöthigt sei, der ihr Bedürfniß der Einheit und Gemeinsamkeit befriedige; und daß dazu der Bund, den man ihr, alle Verheißungen hintansetzend, gegeben hat, untauglich sei; — aus dieser vollkommen

richtigen Anschauung haben sich „die geringschätzenden Urtheile" über diesen Bund und diese Bundesverfassung gebildet; und ich bezweifle sehr, daß die so eingekleideten „Erwägungen," womit Herr Dr. Zöpfl seine Uebereinstimmung mit dem Satze erklärt, daß dieser Bund seiner Natur nach nichts Gemeinnütziges für Deutschland schaffen könne, — dazu beitragen werden, jene Urtheile zu berichtigen und aufzuklären. —

Dies waren die auf den Dresdener Conferenzen besprochenen Reformen zur Ausbildung der Bundesverfassung. Ueber keinen der Vorschläge hatte man sich einigen können; der einzige der dabei leitend gewesenen Grundgedanken, welcher zur Geltung kam, war daher der oben unter A. aufgestellte, wonach, da man sich über gar keine Veränderungen vereinbaren konnte, das frühere Bundesrecht ganz unverändert stehen blieb.

Man spricht davon, es sei die Absicht namentlich des Fürsten Schwarzenberg gewesen, mit sofortiger Einsetzung der „Vollzugsbehörde," wie sie projectirt war, nichts destoweniger vorzuschreiten, und den renitirenden Staaten freizulassen, ob sie sich daran betheiligen wollten oder nicht; im letzteren Falle aber sie bis zu ihrem Zutritt von aller Theilnahme am Bundesregiment auszuschließen. — Gewiß ist, daß es dazu nicht gekommen ist.

Einem zu fassenden Beschluß, zum Bundestag zurückzukehren, versagte Anfangs Bayern seine Zustimmung; er sei gegen die feierlichen Zusagen, die der Deutschen Nation gegeben seien, und die Regierungen würden sich dadurch ein Armuthszeugniß ausstellen. Man vertagte daher solchen Beschluß. Als man sich aber zur entscheidenden Sitzung wieder versammelt hatte, wurde die Lösung durch eine Erklärung Preußens dennoch in diesem Sinne herbeigeführt. Wogegen Preußen sich bisher gesträubt hatte, das fand es jetzt seinem Interesse noch am meisten entsprechend, und erkannte für Pflicht: durch allgemeine Beschickung

der Bundesversammlung das für den Augenblick „Erreichbare“ zu thun, und die weiteren Berathungen über die wichtigen Gegenstände, die in Dresden zur Sprache gekommen waren, in den Schooß dieser Bundesversammlung zu verlegen. Alle Regierungen erklärten sich nun hiermit einverstanden, die Conferenzen wurden geschlossen und die Bundesversammlung, auf welche damit die Verpflichtung übergegangen ist, die Bundesreformfrage weiter zu führen, von allen Bundesgliedern wieder beschickt.

Von historischer Wichtigkeit aber sind diese Dresdener Conferenzen gerade weil sie den Maaßstab dafür geben, was auf dem bundesverfassungsmäßigen Wege für die Entwickelung des Föderativsystems zu erreichen oder vielmehr nicht zu erreichen ist, und weil, so wie die Bundesreformfrage im Vereinbarungswege formell wieder aufgenommen werden sollte, man an die dortigen Verhandlungen wieder anknüpfen wird.

In Betracht solcher Möglichkeit will ich die oben aufgestellte Unterscheidung der föderalistischen Parteien unter Berücksichtigung der Veränderungen wieder aufnehmen, die sie in Folge der in der Mitte liegenden Reformversuche erlitten hat.

I. Die Einheitsbewegung des Jahres 1848 hat diejenige Partei aufgelöst, deren ausgesprochenes System es war, den Bund als eine bloße Rolle der Ausfüllung auf der Europäischen Schaubühne gelten zu lassen; das dadurch gegründete föderative Band so locker als möglich zu halten, und ein weiter gehendes Einheitsbedürfniß der Nation, und eine Berechtigung, die darauf gegründete Forderung auszusprechen, nicht allein nicht anzuerkennen, sondern die Geltendmachung einer solchen Forderung als eine Kategorie des Jakobinismus selbst zum Verbrechen zu stempeln.

Beide Deutsche Großstaaten, welche seit dem Bestehen des Bundes in diesem System Hand in Hand gegangen waren, haben ihre Stellung zur Bundesentwickelung verändert.

In sofern jede Ausbildung der Bundesverfassung zu

dem Ziele, dem Einheitsbedürfniß der Nation größere Befriedigung zu gewähren, nur auf dem Wege der weiteren Entfernung von der völkerrechtlichen Grundlage, und der Annäherung an die Form des Bundes- oder Einheitsstaats möglich ist, haben beide Deutsche Großstaaten die Form des Bundesstaats, den sich aber jede anders dachte, die eine für die nothwendige, die andere, wenigstens dem Namen nach, für eine annehmbare erklärt.

Da dem von Preußen unmittelbar vor der Bewegung des Jahres 1848 eingeleiteten Versuch einer Verständigung mit Oesterreich, über eine den nationalen Bedürfnissen mehr entsprechende Zweiherrschaft der beiden Großstaaten, unter dem Drang und Wechsel der Ereignisse keine Entwicklung beschieden war, so ging Preußen auf das nationale Bestreben zuerst nur ein, und stellte sich dann an die Spitze desselben, welches die Einigung Deutschlands unter einer Centralgewalt wollte, die nicht, schon ihrem Organismus nach, in ihrem eignen Innern zersplittert sei, und die zugleich unter dem Einfluß einer Nationalvertretung stehen mußte. Preußen sprach die Bedingungen aus, unter welchen es eine solche Entwicklung führen wolle; jene Form schien ihm nur auf die Einigung des Außerösterreichischen Deutschlands, bei Fortbestehen des bundesstaatlichen Verhältnisses mit Oesterreich, anwendbar, und da diese Bedingungen die Zustimmung nicht fanden, die als Erforderniß bezeichnet waren, so zog es sie zurück und stellte den status quo ante wieder her. Nichts desto weniger möchte die in Preußen durchschnittliche und bei ungestörten Verhältnissen auch in der Leitung der Preußischen Politik überwiegende Ansicht über die Stellung Preußens zu Deutschland und zur Entwicklung der Bundesverfassung — dieselbe geblieben sein, wie sie den Staatshandlungen Preußens im Jahre 1849 zu Grunde lag. Preußen wird keine Anstrengung machen, kein Opfer bringen, um seinen Verheißungen Folge zu geben, Deutschland auf einer andern als der völkerrechtlichen Grundlage des Staatenbundes

der Einheit näher zu bringen. Es fühlt das Bedürfniß, von seinen diplomatischen Niederlagen aller Art bei einstweiliger Zurückhaltung sich zu erholen, und es scheint das Einheitsverlangen dahin bescheiden zu wollen, daß es, allerdings mißtrauisch in sich selbst, und darum das Vertrauen der Andern, in soweit es bestand, zerstörend, eine Bundesreform angeboten habe; daß, da diese nicht allgemein angenommen worden, eine andere durch sein Zuthun theils nicht zu beschaffen sei, theils sich mit seinen Interessen nicht vertrage. —

Preußen erwartet also den ferneren Verlauf der Ereignisse und zählt darauf, daß ihm die Frucht reifer in den Schooß fallen werde. Mittlerweile und so lange an der völkerrechtlichen Grundlage des Bundes bei Gleichberechtigung aller Staaten festgehalten wird, erklärt Preußen die jetzige Bundesverfassung diesen Verhältnissen entsprechend und wesentlicher Verbesserung nicht fähig. Es wird nur auf solche Reformvorschläge eingehen, die seine eigne Machtstellung in nichts beeinträchtigen, welche die Parität zwischen Oesterreich und Preußen nicht weiter erschüttern, noch den Einfluß der Mittelstaaten stärken. Es hat einsehen gelernt, daß eine veränderte, dem Machtverhältniß der Staaten mehr angepaßte Stimmberechtigung in der Bundesversammlung seinen Einfluß nicht erweitere, sondern nur verkürze; und selbst gegen Vorschläge zu wirklichen Verbesserungen der Bundesverfassung, — da diese den Kern der nationalen Bedürfnisse nicht berühren, sondern höchstens auf eine verbesserte Geschäftsordnung für die Bundesversammlung hinauslaufen könnten, würde es die Gleichgültigkeit theilen, auf welche es bei der Nation gegen solche Reformen rechnen kann. Preußen kehrt vorläufig, nachdem die Gefahr, womit die Dresdener Conferenzen es bedrohten, beseitigt ist, jedoch ohne erklärte Abneigung gegen gleichgültige Bundesreformen, zu seiner alten Bundespolitik zurück, die darin besteht, den Bund möglichst

locker zu halten; in seiner politischen Nullität ihn vegetiren zu lassen, so lange es gehen mag; und auf dem Gebiet der materiellen Interessen durch Specialvereine zu erreichen zu suchen, wozu sich der Bundesweg als untauglich erwiesen hat. Freilich was Radowitz als Bedingung des Erfolgs bezeichnet hatte, wenn Preußen diesen letzteren Weg gehen wolle, — „die Verbindung nämlich mit dem besseren Geiste der Nation," — darauf war verzichtet.

In anderer Lage war Oesterreich. Da es dem Satze widersprochen hatte, daß Deutschland ohne Sonderstellung Oesterreichs zu größerer Einheit nicht gelangen könne, so mußte es in seiner Präsidialeigenschaft wenigstens einen Anlauf nehmen, um zu zeigen, wie es Deutschland zu größerer Einheit führen wolle, wie seinem Geschöpf, dem restaurirten Bundestag, ein bedeutungsvolleres Leben eingehaucht werden solle. Da es aber in der Wirklichkeit in diesem Betreff nichts zu bieten vermochte, so trägt seine Bundespolitik den unvermeidlichen Charakter des Schwankens; wie denn z. B. die Tendenz der Antrittsrede des Freiherrn von Prokesch, als dieser den Grafen Thun in der Präsidialgesandtschaft zu Frankfurt ersetzte, im Widerspruch mit Allem steht, was Oesterreichischer Seits unmittelbar vorausgegangen war, was darauf gefolgt ist.

Bald erscheint Oesterreich als engerer Verbündeter des mittelstaatlichen Particularismus. Es spricht von der Berechtigung der Deutschen Hauptvolksstämme, die in diesen Mittelstaaten ihre staatliche Organisation gefunden haben sollen, zu Sonderleben und Selbstbestimmung; von der Nichtberechtigung und Lebensunfähigkeit der kleineren Staaten. Es nährt die Mediatisationsgelüste der mittleren Staaten, die dadurch erst zu selbstständigem Leben Fähigkeit erwerben wollen. Dann aber sieht es ein, daß es, mit sammt dieser unzuverlässigen Genossenschaft der Mittelstaaten, Preußen weder unterjocht, noch gewinnt. Man erzählt dem Fürsten Felix Schwar-

zenberg die Aeußerung nach: D'abord il faut avilir la Prusse, et puis l'anéantir; — daß es aber mit dem anéantir noch immer seine Schwierigkeiten habe, das zeigte sich selbst bei und nach den Dresdner Conferenzen.

Daher die spätere Frontveränderung der Oesterreichischen Bundespolitik. Oesterreich suchte bei dringendem Anlaß, wie dieser sicher wiederkehren wird, auf der Grundlage der Zweiherrschaft im Bunde mit Preußen sich zu verständigen. Die Russische Allianz war auf die Dauer unmöglich; — die Französische, — mit der unterstellten Eroberungs- oder Principatspolitik Frankreichs in Europa, mit den beiderseitigen Italischen Interessen ins Besondere, — unverträglich, — unzuverlässig; — die Englische Allianz, — in Folge der früheren Oesterreichischen Tendenzpolitik seit lange vernachlässigt, durch beiderseitige Fehler mehr als gelockert, vielmehr systematisch ihr ausgeboten. Preußen lauscht der willkommenen Botschaft; aber es fehlt an der Grundlage der Verständigung; an der Ausgleichung und dadurch erworbenen Gemeinsamkeit der Interessen; es fehlt der nöthigende Druck der nationalen Gesinnung auf Preußen; es fehlt die wesentliche Uebereinstimmung. Die Verständigung bleibt unvollkommen, auf Schrauben gestellt; sie hat in ihrer Unvollkommenheit nur die Mittelstaaten zum Aufsehen gemahnt; ihr Mißtrauen erweckt; mit raschem Uebergang sie von der Bregenzer Kaiserschwärmerei zur Coalition nach Bamberg gescheucht. Preußen, nach kurzem Behagen an der Großmachtsstellung, und, im Gefühl dieses Behagens nach tapferem Schmälen und Höhnen der anmaßlichen Kleinstaatischen, — findet sich bald zu ihnen und fördert die neutrale Nichtigkeit Deutschlands.

Dann wieder möchte Oesterreich der selbstständige, alleinige Führer Deutschlands sein; — und es wagt nicht, die Voraussetzungen dazu zu erfüllen, so sehr ihm auch die nationale Zustimmung zu einer noch entschiedeneren auswärtigen Politik zu Statten kommen würde. Es schmeichelt dieser nationalen Gesinnung, ohne ihr

den festen Punkt zu gewähren, von dem aus sie wirken und Deutschland in Bewegung setzen könnte.

Oesterreich, welches früher kein in sich geschlossenes Deutschland mit nationalen Tendenzen und centraler Action wollte, da ein solches sich nur auf Kosten des Particularismus entwickeln könnte, weiß zwar jetzt, daß diese nationalen Tendenzen den eignen Oesterreichischen Particularismus in keiner Weise gefährden. In der nationalen Gesinnung spricht sich ein richtiger Instinkt aus, daß der Oesterreichische Particularismus ein zu selbstständigen Entwickelungsbahnen genöthigter und berechtigter sei; daß die inneren Einheitsbande zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland nur allmählig, nach beiderseitiger Convenienz, vervielfältigt werden können; daß dagegen für die auswärtige Politik Deutschland und die Oesterreichische Gesammtmonarchie zusammengehören, und der letzteren die Führerrolle mit Nothwendigkeit zufalle.

Welcher von den beiden Großstaaten auf der ihm eigenthümlicheren Bahn in Uebereinstimmung mit der nationalen Gesinnung sich befindet, dem werden die nationalen Sympathien um so lebendiger und wärmer entgegen kommen, je mehr der andere auf der seinigen zurückbleibt. Auch diese öffentliche Stimmung beweist das nimmer rastende Bedürfniß nach nationaler Existenz und Geltung. Gegen ihre traditionelle Natur entsagt die nationale Gesinnung jeder gemüthlichen Hingebung an überlieferte Vorliebe, und bei raschem und leichtem Wechsel wendet sie sich der Fahne zu, die den Glauben und das berechnetere Vertrauen erweckt, unter ihr werde das unmittelbar dringendste nationale Bedürfniß mit dem entschiedeneren Willen vertreten werden. Die Unterscheidung, daß es nur für die auswärtige Politik zur Führerrolle in Deutschland Beruf habe, weist nun zwar auch das heutige Oesterreich zurück; es ist nicht grundsätzlich dem Uebergang zum Bundesstaat entgegen, vorausgesetzt: daß in diesem ihm die leitende Rolle nicht

bestritten werde; daß er sich seinen Bedürfnissen accommodirt; und einer parlamentarischen Regierung entsagt werde. Die sonstigen Voraussetzungen eines Deutschen Bundesstaats unter Betheiligung Oesterreichs, läßt es unerörtert, und während es sich nicht damit abgiebt, weder die Form für einen solchen zu beschreiben, noch den Weg, dahin zu gelangen, zu suchen, begnügt es sich damit, seine so beschränkte Bereitwilligkeit durchblicken zu lassen, während es die abgeblaßte und leere Hoffnung auf die Entwickelungsfähigkeit auch der jetzigen Bundesverfassung aufrecht erhält. Unter allen Umständen hält Oesterreich einstweilen an seiner bundesverfassungsmäßigen Stellung fest.

Bei solchem Schwanken ist es schwer zu sagen, ob Oesterreich in Bezug auf die Bundesverfassung eigne Reformplane verfolgt; ob es bei etwaigem Zurückkommen der Mittelstaaten auf die Dresdener Reformvorschläge wiederum an der Spitze dieser erscheinen, und gemeinschaftlich mit diesen auf Preußen wird drücken wollen; oder ob es sich, so wie Preußen, resignirt hat, zuwartend den Bund so fort vegetiren zu lassen.

II. Auch diejenige Parteibestrebung hat sich als gänzlich hoffnungslos und unfruchtbar erwiesen, die darauf gerichtet war, aus dem Bunde, mit der gegebenen staatenbündnerischen Grundlage wirklich etwas machen, und die gemachten Forderungen der Nation befriedigen zu wollen; und jene Unfruchtbarkeit gilt ebensowohl von den Bestrebungen der liberalen Föderalisten als der föderalistischen Absolutisten.

A. Nach der Ansicht der liberalen Föderalisten war die Nation auf zwei verschlungenen Wegen mit Bund und Bundesverfassung vielleicht zu versöhnen; nämlich:

1) wenn der Bund sich mit dem freieren Geiste der Nation in Uebereinstimmung versetzte;

2) wenn er durch gemeinnützige Anordnungen der Nation Nutzen brachte.

Zu 1. Die Uebereinstimmung mit dem freieren Geiste der Nation durch Nationalvertretung am Bunde herbeiführen zu wollen, ein solches Bestreben ging eigentlich über das Programm der liberalen Föderalisten hinaus; es war, ganz abgesehen von der Abneigung der Regierungen dagegen, unausführbar, so lange die sonstige wesentliche völkerrechtliche Grundlage des Bundes erhalten blieb. Nationalvertretung am Bunde setzte Staat, Staatsbewußtsein, — also einheitliche Regierung voraus oder hat sie im Gefolge; und das bildet den Gegensatz zur völkerrechtlichen Grundlage.

Die größere Uebereinstimmung der Bundesautorität mit dem Geiste der Nation konnte nach Ansicht der liberalen Föderalisten bewirkt werden, ohne Veränderung der völkerrechtlichen Grundlage des Bundes, bei größerer Gleichartigkeit der Verfassungen der einzelnen Bundesstaaten, dadurch, daß die Einzelregierungen durch die Consequenzen des in den Staaten geltenden Repräsentativsystems sich selbst mehr in Uebereinstimmung mit dem freieren Geiste ihrer Bevölkerungen befanden; denn die Bundesautorität kann und soll ja nur den Geist wiederspiegeln, der ihr von den Staatenregierungen eingeflößt wird.

War auch nicht zu erwarten, daß Oesterreich in diese Bahn einlenken werde, so konnte doch Manches erreicht werden, wenn wenigstens in Preußen die Entwicklung des Repräsentativsystems seinen normalen Fortgang gehabt, und die constitutionellen Staaten dadurch das Uebergewicht im Bunde gewonnen hätten. Es würde dann doch der Absolutismus der beiden Großstaaten in seiner Solidarität nicht wie ein erdrückender Alp auf der Nation gelastet haben.

Statt daß die öffentlichen Zustände Deutschlands solche Entwicklung gefunden hätten, bekundete sich der öffentliche Geist in

Preußen in zu großer Zerfahrenheit, und der wirklich constitutionelle Geist nach so kurzer Probe zu wenig erstarkt. In den Deutschen Mittel- und kleineren Staaten haben die anderen Ziele, welche sich in den Vordergrund der nationalen Bestrebungen gestellt haben, dem politischen Leben in diesen Staaten von der früher ihm zuerkannten, vorbereitenden Bedeutung Vieles entzogen, so daß bei höchst nachtheiliger augenblicklicher Apathie der Bevölkerungen und Wähler, das Verfassungsleben dieser Staaten sich jetzt weniger als je regsam und wirksam zeigt.

Und endlich würde eine solche Entwickelung des Verfassungslebens, wodurch die constitutionellen Staaten, an Preußen sich anschließend, das Uebergewicht im Bunde erhalten hätten, doch der Ausbildung der nationalen Gesinnung geschadet haben, die nur dann ihren harmonischen Einklang finden wird, wenn die Nation als solche, ohne Rücksicht auf Staatenbildung vertreten ist.

So wie der Versuch weit ablag und weit abliegt, die Bundesversammlung unter den Einfluß der nationalen Gesinnung mittelst der entwickelten Repräsentativverfassungen zu stellen, — so war der Bund als eine Institution, welcher die Meinung und Achtung der Nation gewonnen werden müsse, schon darum aufzugeben.

Nicht einmal das frühere Bundessystem, wie es aus Anlaß der Bestrebungen des Herrn von Blittersdorff gekennzeichnet worden ist, hat überwunden werden können, obgleich der Bundestag mit so ausgesprochen gebesserten Vorsätzen wieder auferstanden ist. Der Versuch, welchen Radowitz unmittelbar vor der Bewegung des Jahres 1848 machte, um ein neues Leben dem Bunde durch Verständigung und Uebereinkunft der beiden Hauptmächte über eine veränderte Bundespolitik auch bezüglich der inneren Angelegenheiten einzuhauchen, und damit dem Gedanken zu entsprechen, welcher bei Entstehung des Bundes vorgewaltet hatte: die Einigkeit und Wohlfahrt Deutschlands, beruhend auf der Einig-

keit Oesterreichs und Preußens, — dieser Versuch verdankte seinen vorübergehenden, niemals in das Leben getretenen Erfolg, der in den auswärtigen Verhältnissen damals gelegenen ernsten Mahnung zur Eintracht. Auch unter andern Umständen, wenn nämlich jener Versuch einen Anfang von Ausführung erhalten hätte, würde der Erfolg nur ein vorübergehender gewesen, und das Gewebe sicher wieder aufgezupft worden sein, sowie nach überstandener gemeinsamer Gefahr des Augenblicks die sich abstoßenden Gegensätze zwischen der Politik beider Reiche wieder hervortraten. Die Grundlagen und Ziele jener Uebereinkunft konnten daher so wenig Oesterreich als Preußen auf die Dauer zusagen; Beweis dessen, daß ungeachtet gleich ernster Mahnung zur Eintracht, wie diese in den Europäischen Wirren der letzten Jahre lag, selbst der Gedanke nicht wieder erwacht ist, den damals gesponnenen und abgebrochenen Faden wieder aufzunehmen. Alle Mittel, welche seit dem Bestehen des Bundes von den liberalen Föderalisten in Vorschlag gebracht worden sind, um dem Bunde auf seiner wesentlich völkerrechtlichen Grundlage die Stimme der Nation zu gewinnen, sind als unverträglich mit dem Geiste der Bundesverfassung bezeichnet, oder werden noch heute als unanwendbar zurückgewiesen. Es war nicht etwas, blos durch das reactionäre Bedürfniß der Regierungen im damaligen Augenblick zufällig so gewordenes, sondern etwas in der Natur des Bundes, in dem Dualismus der Großmächte, und der Ungleichartigkeit der Staaten überhaupt unvermeidlich begründetes, daß der Bundestag nach seiner Auferstehung in die alten Bahnen des Widerstandes gegen das Repräsentativsystem mit seinen Folgen, und gegen die Presse, — als diejenigen Gegenstände, bei welchen sich seine Wirksamkeit allein fruchtbar erwiesen hatte, — alsobald wieder einlenkte. Die öffentliche nationale Meinung kann mit den bestehenden politischen Zuständen nicht versöhnt, — folglich muß sie unterdrückt werden. Wenn in Zukunft durch die Ent-

wicklung des Repräsentativsystems der Geist des Bundes ein anderer geworden ist, dann würde auch der Bund ein anderer sein.

Kann die Bundesautorität mit dem Geiste der Nation weder durch Volksvertretung beim Bunde, noch mittelst des Einflusses der Particularvolksvertretungen in den Bundesstaaten auf den Geist der Regierungen und mittelbar auf die Instruction der Bundesgesandten in Uebereinstimmung gesetzt, kann das ganze alte System des Bundestags nicht überwunden werden, so ist auch

Zu 2. Der Versuch hoffnungslos, die Nation durch gemeinnützige Anordnungen mit Bund und Bundesverfassung versöhnen zu wollen.

1) Er ist hoffnungslos an sich, bei unveränderter Bundesverfassung. Die Regierungen haben selbst dafür gehalten, und es kann für unbestritten gelten, daß solche gemeinnützige Anordnungen so wenig künftig zu Stande kommen können, als sie bisher zu Stande gekommen sind, so lange zu deren Begründung die Vereinbarung, also Stimmeneinhelligkeit aller Bundesstaaten erfordert wird. Diese Anschauung hat sich durch die Reformvorschläge bei den Dresdener Conferenzen bethätigt, und es ist kein Moment eingetreten, wodurch dieselbe seitdem hätte entkräftet werden können.

2) Nach dem Resultat der Berathung dieser Reformvorschläge bei den Dresdener Conferenzen und nach der vorausgegangenen 35jährigen Erfahrung bezüglich der Entwicklungsfähigkeit der Bundesverfassung, ist es ebenso unzweifelhaft, daß ein freiwilliges Aufgeben dieses Vereinbarungs- oder Stimmeneinhelligkeitserfordernisses auch nur von einer Mehrheit von Bundesstaaten weder überhaupt, noch auch nur in beschränkterem Umfange je zu erwarten sei, damit eine Gesetzgebung der Bundesautorität durch Stimmenmehrheitsentscheid, den Kern der nationalen Bedürfnisse berühren, geschweige diese befriedigen könne.

3) Wäre es aber auch wirklich an dem, daß eine Bereitwillig-

keit aller Staaten oder auch nur einer Mehrheit von Staaten jetzt vorausgesetzt werden könnte, das Stimmeneinhelligkeitserforderniß für Einführung „Organischer Bundeseinrichtungen und gemeinnütziger Anordnungen sonstiger Art" ganz oder theilweise aufzugeben, so könnte die nationale und liberal-föderalistische Gesinnung eine solche Entwicklung der Bundesverfassung als einen Fortschritt nicht begrüßen, so lange keine Garantie geboten ist, daß die Bundesautorität den Geist der Nation wiederspiegeln werde.

B. Mit den vorstehenden Argumenten ist auch das System der föderalistischen Absolutisten beseitigt.

Das Ziel, durch eine selbstständige Gesetzgebung der Bundesautorität, aber bei fortgesetzter Unterdrückung des freieren Geistes der Nation, und unter Zurückweisung jeden Einflusses desselben auf die Bundesversammlung, die Nation mit dem Bund auf seiner völkerrechtlichen Grundlage versöhnen zu wollen, das war ein an sich unstatthaftes, daneben unerreichbares Ziel. Es gilt dagegen das Dänische Argument: Ein solches Gesetzgebungsrecht konnte, je nach dem Bedürfniß der Zeit, den gründlichst verschiedenen Charakter annehmen, die gründlichst verschiedensten Consequenzen nach sich ziehen. Die Gemeinnützigkeit der Bundesanordnungen konnte fraglich sein. Wollten die föderalistischen Absolutisten dieses Ziel demungeachtet verfolgen, so galt natürlich auch gegen sie, daß es in Gemäßheit der Bundesverfassung bei ungezwungener Auslegung und Handhabung derselben, nicht zu erreichen war.

Ebenso aussichtslos hat sich der Blittersdorff'sche Plan erwiesen, dem Bundesrecht, unter dem bloßen Schein der Beobachtung legaler Formen, Gewalt anzuthun und der Bundesversammlung für solche gemeinnützige und gemeinsame Anordnungen einen selbstständigen, von der Instruction, und also von dem Willen der Staatenregierungen unabhängigen Wirkungskreis zu usurpiren.

Es ist jedoch anzuerkennen, daß das aus einer reichen Erfahrung geschöpfte Motiv, wodurch sich Blittersdorff zu seinem System der Praxis der legalen Formen hat bestimmen lassen, nämlich:

daß jede solche Conferenz, jede neue grundgesetzliche Bundesanordnung, zu der Einstimmigkeit erfordert würde, nur zur Schwächung, niemals aber zur Stärkung des Bundes führen könne;

daß dieses Motiv nicht allein durch das zu Boden gefallene Bestreben zur Beschränkung des Einstimmigkeitserfordernisses für Acte der Bundesgesetzgebung, sondern auch durch den ganzen Verlauf der Dresdener Conferenzen seine volle Begründung erfahren hat.

Auch ist wohl anzunehmen, daß die föderalistischen Absolutisten mit einem erweiterten Wirkungskreis sich nicht würden befriedigt haben erklären können, wie er für gemeinnützige Anordnungen der Bundesversammlung, nach den bei den Dresdener Conferenzen gestellten Anträgen, zugedacht war. Damit konnte für ihr System so wenig etwas zu machen sein, als für irgend ein anderes welches wollte, daß der Nation in der Bundesautorität ein an den Kern ihrer Bedürfnisse Hand anlegendes, befriedigendes, — ein nationales Institut, — geboten werde.

III. Von den oben bezeichneten Parteien, die zur Blüthezeit des alten Bundestags verschiedene föderalistische Richtungen vertraten, ist also nur diejenige mit ihrem elastischen Systeme übrig geblieben, welche sich den Anschein giebt aus dem Bunde etwas machen und die nationalen Forderungen auf der gegebenen völkerrechtlichen Grundlage befriedigen zu wollen, während sie der Wirklichkeit nach das föderative Band so locker, und das Princip der Selbstständigkeit und der Gleichberechtigung der Staaten zu dieser Selbstständigkeit, wenn auch mit folgewidriger Anwendung dieses Princips, so unbeschränkt als bisher erhalten haben will.

Diese Partei hat einen Zuwachs äußerer Bekenner gewonnen,

und man kann im Allgemeinen wohl annehmen, daß die Parteischattirungen, wie sie bei den Dresdener Conferenzen sich gezeichnet hatten, auch im Schooße des restaurirten Bundestags so fortbestehen, wovon nur die Stellung Preußens eine Ausnahme machen wird, welches von seiner dortigen Abhängigkeit unterdessen sich wieder losgewunden hat.

Wir haben nämlich gesehen, daß bei den Dresdener Conferenzen zwei Hauptparteien sich gegenüberstanden, wovon die eine Reformen wollte oder sich gefallen ließ, die andere diese beantragten Reformen bestritt; die aber beide den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt hatten, daß die Grundlage der Bundesverfassung eine gesunde, die Verfassung selbst eine gute sei. Mit einer solchen Anschauung kann ein aufrichtiger Wille, den nationalen Bedürfnissen und Forderungen zu genügen, und die von den Regierungen übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, nicht bestehen, und alles was, von solchem Grundgedanken ausgehend, zur angeblichen Ausbildung der Bundesverfassung auf bundesverfassungsmäßigem Wege versucht wird, kann nur auf Schein und Täuschung hinauslaufen, wird daher die oben gegebene allgemeine Charakteristik der Partei rechtfertigen.

Es dient aber zu meinen Zwecken, diese Charakteristik noch in speciellerer Weise, auf die jetzigen Parteistellungen und Bestrebungen angewendet, auszuführen, und da die Stellung der beiden Hauptmächte zur Bundesreformfrage schon oben zu I. beleuchtet ist, so habe ich noch die jetzige Stellung der kleineren und die der Mittelstaaten zu besprechen.

Es hatten also, von jenem Ausgangspunkt ausgehend, daß die Grundlage der Bundesverfassung eine gesunde, die Verfassung selbst eine gute sei, die kleineren Staaten in Dresden behauptet, daß eine genügende Abhülfe der bisherigen Mängel der Bundesverfassung durch eine Verbesserung der Geschäftsordnung und der Executionsordnung der Bundesversammlung, durch

Beschränkung und Beschleunigung der Instructionseinholung, und Verstärkung des Einflusses der wirklich mächtigen Staaten auf die Vollziehung erreicht werden könne. Ich will weder mir noch den Lesern das Leid anthun, diese Behauptung zu widerlegen, die wohl nur von den wenigsten jener Staaten aufrichtig gemeint sein mochte.

Zwar hat es gewiß auch unter den kleinsten Fürsten und Staaten manche gegeben, die sich bei wiederhergestellter Ordnung freuten, die souveräne Existenz fortsetzen zu können; von der Einsicht der Mehrzahl aber läßt sich erwarten, daß es ihnen nicht genügt, einstweilen nur das souveräne Leben in seiner Scheinbarkeit zu fristen; daß vielmehr die Gründe, welche sie bestimmt hatten, der Bewegung für die Bildung eines repräsentativen Bundesstaats im Jahre 1848 sich anzuschließen, für sie nicht allein insofern fortbestehen, als die Rückkehr zum alten Bundestag und zu ihrer noch größeren Nullität in demselben, sie zu einer traurigen Resignation verurtheilt, und als das Zusammenleben in der Bundesversammlung mehr wie je den Charakter einer Waffenstillstandsconvention und eines bloßen Provisoriums an sich trägt, sondern diese Gründe sich noch in verstärktem Maaße geltend machen, seitdem die Mediatisirungsgelüste der Mittelstaaten, mit der Reaction in denselben, geweckt waren, und bei dem Bewußtsein dieser Mittelstaaten ihrer nur ungenügenden Macht, um einem Königthume zur Unterlage zu dienen, unverholen, die Kleinen bedrohend, zu Tage trat.

Von den freien Städten, die unter allen Verhältnissen nationale Lieblinge und Schooßkinder, Gegenstand des nationalen Stolzes sein werden, genügt es zu sagen, daß jede Bundesreform, die bezüglich der Fragen des materiellen Interesses sie einer andern als der ausschließlich eignen Gesetzgebung unterwerfen würde, sie damit der gefürchteten Gefahr aussetzt, daß ihren besonderen Beziehungen und Bedürfnissen nicht die genügende Rechnung könne getragen werden, da sie doch bisher, besonders die nordischen, ihre

staatliche Aufgabe mit Einsicht und Erfolg gelöst haben. Am meisten aber würden sie durch eine Bundesgesetzgebung in materiellen Fragen, ausgehend von einer so wesentlich unter dynastischen Einflüssen stehenden Bundesversammlung, gefährdet sein. Sie sind also nothwendig Widersacher von Reformen in jener Richtung.

Es wäre gewiß ein Irrthum, wollte man annehmen, daß alle die Staatenregierungen, welche sich zum Widerstand gegen die Dresdener Reformer unter dem Panier der alten Bundesverfassung vereinigt hatten, diese Verfassung wirklich für eine gute gehalten, und auch gründlicheren, wirklichen Verbesserungen derselben abgeneigt gewesen wären; es fordert vielmehr die Billigkeit anzuerkennen, daß eine Reihe kleinerer Staaten bei jenen Conferenzen sich nur darum an die alte Bundesverfassung anklammerten, weil sie einsahen, daß eine befriedigende Bundesreform nicht zu erreichen sei, und weil es als das sicherste Vertheidigungssystem gegen die Dresdener Reformvorschläge erschien, die Reformpartei auf ihrem eignen Boden, und wesentlich mit ihren eignen Argumenten zu bekämpfen.

Die Reformpartei bestand in Dresden aus den Mittelstaaten, d. h. den kleinen Königreichen, unter der Führung Oesterreichs. Es ist gezeigt worden, welcher Art die Reformvorschläge im Einzelnen waren, und es konnte sich hiernach das Urtheil bilden, ob nicht die einfache Rückkehr zum alten Bundestag einer Rückkehr mit solchen Reformen vorzuziehen war. Von jenen Vorschlägen, auch wenn sie die Lösung bekamen, wie die Commissionen sie beantragt hatten, wurde der Kern der nationalen Bedürfnisse gar nicht berührt; und wenn man den nicht zur Verhandlung gekommenen Vorschlag eines ständigen Bundesgerichts allein etwa ausnimmt, so kann man von ihnen sagen, daß damit eine Veränderung der Bundesverfassung, theils zu nichts bedeutenden, theils zu unerwünschten Zielen herbeigeführt worden wäre. Das

angelegentlichste Bestreben der Dresdener Reformer schien zu sein, die vorgeschlagenen neuen Bundesbehörden mit genügenden Attributen auszustatten, um der Revolution, die doch ihre Nahrung aus wirklichen und nicht aus eingebildeten Bedürfnissen der Deutschen Völker saugt, lediglich durch Machtmittel entgegen treten zu können, ohne jenen Bedürfnissen, ungeachtet des Anerkenntnisses derselben, auch nur die geringste Befriedigung zu bieten. Dem Inlande gegenüber eine sogenannte starke Politik zu organisiren, eine solche nämlich, die nach der öffentlichen Meinung und ihrer Zustimmung nichts fragt, sondern vorzugsweise auf polizeiliche und militärische Mittel sich stützt, dazu fehlte es allerdings weder an Eintracht noch an Macht. Anlangend dagegen die zu bethätigende Macht nach Außen, so wurde nicht allein kein Versuch gemacht, die inneren Gegensätze zu versöhnen, die widersprechenden Interessen auszugleichen, und so die innere Einigkeit zu fördern, aus der solche Machtmittel erst hervorgehen können; es wurde vielmehr die augenblickliche Situation benutzt, auf Preußen einen Druck auszuüben, der, da er nur als eine That der Rache erschien und ohne auf einen bestimmten nachhaltigen Erfolg berechnet zu sein, den Zwiespalt erweitern, die Gegensätze verbittern mußte.

In diesen Mittelstaaten sind die dynastischen und Souveränetätsinteressen wieder durchaus maaßgebende geworden; die Reaction gegen jedes Einheitsbestreben hat die Hülle abgelegt und zeigt sich nackt. Je mehr während der lebendigeren einheitlichen Strömung der nationalen Gesinnung der Einfluß und die Geltung der kleineren Einzelstaaten beschränkt gewesen war, um so mehr mußte diese geeinigte und immer mehr sich zusammenschließende Gruppe der Mittelstaaten jetzt sich fühlen, da sie, wenigstens für einige Zeit, gleichsam die den Ausschlag gebenden Gewichte in den Schalen geworden waren, in welchen Macht und Einfluß der dualistischen Großmächte sich abwogen. Die Bedeutung der-

selben ist immer um so größer, je breiter und tiefer die Spaltung zwischen Oesterreich und Preußen klafft. Für diese Mittelstaaten nun, Baiern an der Spitze, sind die Dresdener Conferenzen und ihre dortigen Bestrebungen das stets gesattelte und gezäumte Paradepferd ihres Patriotismus. Dort haben sie gezeigt, welche Opfer ihrer staatlichen Selbstständigkeit sie der Einheit Deutschlands zu bringen vermögen. „Die Baierische Regierung", so ruft Herr von der Pfordten am 25. September 1855 selbstbewußt aus, „trägt nicht die Schuld, daß die Dresdener Conferenzen erfolglos gewesen sind" — und mit einer anscheinenden Unbefangenheit, die man für unmöglich halten sollte, setzt er hinzu: „nur die Uneinigkeit über die Art der Bundesreform hat das Zustandekommen eines Beschlusses verhindert". — Dennoch aber haben sich diese Mittelstaaten der Einsicht nicht verschließen können, daß Reformen, die in Dresden unter dem dort für sie so günstigen Zusammentreffen von Umständen nicht haben zu Stande gebracht werden können, jetzt um so viel weniger auf bundesverfassungsmäßigem Wege würden durchzusetzen sein, und indem sie bis auf Weiteres jene Reformbestrebungen quasi re bene gesta auf sich beruhen lassen, lebt z. B. Herr von der Pfordten, wie berichtet wird, der Ueberzeugung, „daß die Regierungen es in ihrer Macht haben, auch ohne die Gewährung solcher Reformen, die in Deutschland lauter werdende Unzufriedenheit zu beseitigen, indem man die berechtigten, auf gemeinnützige und gemeinsame Institutionen gerichteten Wünsche befriedige; und schon hat Baiern sich beeilt, in Bezug auf Heimath und Ansässigmachung, auf Organisation der Auswanderung und auf Handelsgesetzgebung, dergleichen Anträge am Bunde zu stellen. Die Dresdener Reformvorschläge scheinen also von Baiern, welches sie am eifrigsten befürwortet hatte, aufgegeben. Andere von den Regierungen auf bundesverfassungsmäßigem Wege etwa zu betreibende Reformprojecte stehen nicht

in Verhandlung. Anträgen auf gemeinnützige und gemeinsame Bundesinstitutionen, nach Art. 6 der Bundesacte und Art. 64 der Schlußacte gestellt, wird von keiner Seite ein principielles Hinderniß entgegengestellt werden; die verschiedenen Gruppen unter den Bundesstaaten scheinen vielmehr die gemeinsame Parole ausgegeben zu haben, durch Betretung dieses Weges, und unter Ausschluß wirklicher Bundesreformen, die Befriedigung Deutschlands in Aussicht stellen zu wollen. — Wenn ich aber die Behauptung wiederhole, daß der Bund, wie er ist, seiner Natur nach nichts Gemeinnütziges für Deutschland schaffen könne, daß daher die Verweisung auf solche vom Bunde zu schaffende gemeinnützige und gemeinsame Institutionen eine der stärkeren Täuschungen und Enttäuschungen sei, die der Nation geboten werden kann, so beziehe ich mich zum Beweis dessen auf dasjenige, was ich bis zum Ueberdruß vielleicht, aber eben für den Zweck dieser Conclusion, bezüglich der Blittersdorff'schen Praxis der legalen Formen, und zu No. 7 der Dresdener Reformvorschläge oben ausgeführt habe. Schon fängt auch die Nation an, Verwahrung einzulegen gegen die Behauptung, daß auf dem bezeichneten Wege ihre „berechtigten Wünsche" könnten befriedigt werden.

Das Verhalten Deutschlands zur Orientalischen Frage offenbart den beklagenswerthen Zwiespalt der Regierungen, der sich in den Beschlüssen der Bundesversammlung wiederspiegelt; und die Mahnung an so feierliche Verheißungen, die von allen Regierungen gegeben waren, das Einheitsbedürfniß befriedigen zu wollen, — Mahnungen, durch welche Zeugniß abgelegt wird, daß die Nation unter dem alten Jammer seufzt, — machen die Runde durch die Deutschen Ständeversammlungen. Von Neuem ist in diesen von bestgesinnten Männern die Ueberzeugung ausgesprochen und von der Mehrheit angenommen worden, „daß

unter der gegenwärtigen Bundesverfassung bei jeder größeren politischen Katastrophe nicht nur die rechtlichen Zustände, sondern selbst die Existenz der meisten Einzelstaaten durch vielseitige und unausgesetzte Gefahren bedroht erscheint"; „daß die Einheit und damit die Machtstellung unseres großen Vaterlandes gestärkt, und ihm wieder jener Einfluß erworben werden müsse, welcher in seiner Lage, seiner Bevölkerung, seiner Geschichte und in der Bildungsstufe des Volkes die Berechtigung hat, und welche durch die materiellen Interessen des Handels und der Industrie dringend gefordert wird"; und „daß endlich eine weitere Ausbildung der Deutschen Bundesverfassung in der angegebenen Richtung ohne großen Nachtheil nicht in weite Ferne hinausgeschoben werden könne." Eine solche Ueberzeugung trägt schon in sich den Satz des Widerspruchs gegen die dagegen erfolgte ministerielle Erklärung, die den Sinn hatte: daß die Grundlage der Bundesverfassung eine gesunde, und die Verfassung selbst eine gute sei; daß die bisherigen schlechten Wirkungen der Bundesverfassung zum Theil auf Rechnung einer tadelnswerthen Unthätigkeit der verfassungsmäßigen Organe der Bundesgewalt zu setzen, und künftig bessere zu erwarten seien. Einer solchen Ueberzeugung wie die obige muß die Ansicht als das vollkommenste Mißverständniß erscheinen, daß eine größere Uebereinstimmung unter den Bundesstaaten, sowohl in ihrer äußeren Politik als auch in ihren inneren Einrichtungen, durch eine größere Thätigkeit des Gesammtorgans des Bundes herbeigeführt werden könne, — während doch die Uebereinstimmung der Bundesstaaten dieser ausführenden Thätigkeit der Bundesbehörden nothwendig vorausgehen mußte. Einer solchen Ueberzeugung stellt die Behauptung sich als eine Verläugnung jedes nationalen Standpunktes dar, als ob durch eine Verbesserung der Geschäfts- und der Executionsordnung der Bundesversammlung, — durch Beschränkung und Beschleunigung der Instructionseinholung, — und durch Verstärkung des

Einflusses der wirklich mächtigen Staaten auf die Vollziehung eine genügende Abhülfe der bisherigen Mängel der Bundesverfassung erreicht werden könne. Einer solchen Ueberzeugung wie die obige muß es als eine Vorspiegelung erscheinen, welche die der Nation auch in ihrem Unglück schuldige Achtung verletzt, als ob jetzt ein allgemeineres Anerkenntniß des Bedürfnisses dazu beitragen werde, Schwierigkeiten überwinden zu helfen, die sich seit dem vierzigjährigen Bestand des Bundes als unüberwindliche dargestellt haben, — nämlich auf bundesverfassungsmäßigem Wege der Vereinbarung unter allen Bundesstaaten, gemeinnützige Anordnungen zur Förderung der materiellen Interessen, des Deutschen Handels, der Industrie und was damit zusammenhängt, zu Stande zu bringen.

Das Bekenntniß einer Ueberzeugung wie die obige mag endlich die Handhabe nicht bieten, um ein officielles Concert aufführen zu helfen, wobei man im Sinne behält, was unter Reorganisation der Bundesgewalt oder Bundesreform verstanden wird; wobei der Verdächtigung Raum gegeben wird, daß solche Worte von Manchen als zündende Schlagworte zur Verfolgung ganz anderer Zwecke benützt werden; und wobei die leidige, unter Stillschweigen doch nicht zu begrabende Angelegenheit wenigstens für die laufende Session wieder als beseitigt erscheinen kann.

So weit ist die Geistesarbeit über das Bedürfniß der Reformen in den öffentlichen Zuständen Deutschlands gediehen, um wenigstens negativ bestimmen zu können, womit der Nation nicht geholfen ist; um zu erkennen, wenn man ihr, statt des Brodes, dessen sie bedürftig ist, harten Stein bietet.

Dagegen ist nicht zu widersprechen, daß eine Umgestaltung der Bundesverfassung, um Deutschland zu der Stellung zu erheben, die nach der oben erwähnten ständischen Ueberzeugung sein Beruf und sein Recht ist, nicht möglich sei,

ohne eine Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse, der Beziehungen der einzelnen Deutschen Staaten unter sich. Eine solche Umgestaltung ist vielmehr das nothwendige Ziel einer Reform, die dem Bedürfnisse entsprechen soll. Daß der Versuch schon einmal gemacht wurde und das Resultat ein unglückliches war, — ist kein Grund, fernere Versuche zur Verfolgung eines Ziels, dessen Nothwendigkeit für die nationale Existenz allgemein anerkannt wird, zu unterlassen. Man hat die Besorgniß vor der Gefährdung der formalen Bundeseinheit, welche durch die Bundesversammlung repräsentirt wird, die ja aber doch nur eine materielle Zwietracht birgt, zu einer angeblich conservativen Abschreckungsformel gegen künftige Reformversuche zubereitet. Es ist wahr, daß jeder ernst gemeinte Reformversuch, da dieser nicht mittelst der Bundesverfassung erfolgen kann, die formale Bundeseinheit eine Zeit lang stören wird. Deswegen bleibt aber doch die Bundesversammlung ihrer Natur nach die Rückzugsstellung nach gescheitertem Einigungsversuche; sie war es nach Dresden wie nach Wien; als solche wird sie, wenn auch für einige Zeit verloren, immer wieder zu gewinnen sein.

Auch das ist kein Grund, der Vorbereitung für nothwendig erkannter Reformen auszuweichen, daß die Wenigsten, daß vielleicht Niemand darüber im Klaren ist, auf welchem Wege solche Veränderungen herbeigeführt werden können. Es handelt sich zunächst nicht um den Weg zum Ziele, der durch Umstände und durch Männer in der entsprechenden Stellung bedingt ist, die den Umständen gewachsen sind; sondern es handelt sich in erster Linie um das Ziel selbst, um die richtige Erkenntniß der Bedingungen der nationalen Existenz. Darum fällt es auch Niemandem ein, den einzelnen Bundesstaat verantwortlich machen zu wollen für das Unterbleiben der nöthigen Reformen; dieser wird der öffentlichen Meinung schon genug thun, wenn er mit sich selbst in's Reine kommt und mit gleichartigen Staaten

sich zu verständigen sucht über die nothwendigen Attribute einer einheitlichen Centralgewalt für Deutschland und über das danach erforderliche Opfer an eigner staatlicher Selbstständigkeit; wenn er sodann seine Bereitwilligkeit erklärt, diese Opfer zu bringen und eine einheitliche Centralgewalt damit auszustatten; wenn er endlich keine Gelegenheit verabsäumt, auf ein Compromiß unter den Großstaaten allein oder collectiv hinzuwirken, welches ein Weg zur Einheit zu werden verspricht. Dagegen ist der einzelne Bundesstaat allerdings verantwortlich, wenn er dazu beiträgt, die nationalen Richtpunkte zu verrücken; die unerläßlichen Reformen als unnöthige und unmögliche; unbedeutende und ungenügende Reformen aber, oder auch nur Maßregeln, als ausreichende, berechtigte Forderungen befriedigende, darzustellen.

Die Hauptverantwortlichkeit aber für den Zustand des Vaterlandes fällt den beiden Großmächten zu. Jeder Tag der neueren und neuesten Geschichte hat das Bedürfniß der Einheit Deutschlands gesteigert und das Gefühl ihrer Entbehrung verbittert. Zweimal in kurzen Zwischenräumen waren die Europäischen Verhältnisse so beschaffen, daß Deutschland darauf rechnen konnte, für die Ordnung seiner inneren Zustände freie Hand zu behalten, der eignen Schöpfungskraft, ohne wesentliche Einsprache oder Störung von Außen, überlassen zu bleiben; und zweimal ist, der inneren Rathlosigkeit wegen, der Zeitpunkt unbenutzt vorübergegangen. Während die schwerste Weltkrisis hereingebrochen ist, gleichsam in deren Vorahnung die Nation im Jahre 1848 — übereinstimmend hierin in allen ihren Stämmen und Schichten, — die Bundesverfassung von 1815 für unzulänglich, die nationale Existenz bedrohend erklärt und verworfen hatte, sieht sich Deutschland unter dieser restaurirten Verfassung — ohne alle Aussicht auf Verbesserung in bundesverfassungsmäßigem Wege, — fortwährend und zunehmend gespalten, neutralisirt und zur Ohnmacht verurtheilt; die Nation dem bestätigenden, schon im Eingange dieses Abschnitts

formulirten Verdict erliegend, welches mit der Gründung des Bundes gegen sie geschleudert worden war. Ein Friede scheint nun in Aussicht zu stehen; aber die Weltkrisis wird damit nur vertagt. Für mehrere der betheiligten Mächte liegt das Motiv zu solchem faulen Frieden zu augenscheinlich in dem Bedürfniß, sich besser zu organisiren und Athem zu schöpfen. Die alten Allianzen sind gelöst; die neuen schwankend und ohne die Unterlage gemeinsamer Interessen; die Welt in einer unberechenbaren Entwicklung bisher ungeahnter Kräfte und Mittel begriffen; das Unbehagen allgemein; Mißtrauen und Eifersucht zunehmend.

Ein Vaterland unter einer einigen und dadurch starken Regierung, — das ist der Deutsche zu fordern berechtigt; er wird nicht verzweifeln, es zu erlangen; nicht müde werden, diese Berechtigung geltend zu machen.

Ich habe bei allen Phasen des Bundeslebens nachgewiesen, wie die bei meinem Bruder Friedrich früh entwickelten Anschauungen in dem nationalen Bewußtsein dessen, was noth thut, wiederkehren.

Fünftes Kapitel.

Der Dienst im Niederländischen Generalstab

und

Das Leben in Belgien.

Von 1816 bis 1830.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der Dienst im Niederländischen Generalstabe und das Leben in Belgien.

Von 1816 bis 1830.

Wenn wir zu dem Anfang des Zeitabschnitts (von 1816 bis 1830), den schon das vorige Kapitel behandelt, noch einmal zurückkehren, so soll die Strecke, die wir dort den Officier in Urlaub oder in auswärtiger Sendung auf mannigfaltigen Pfaden begleitet, und die wir durch Abschweifungen so sehr verlängert haben, jetzt im militärischen Dienst auf gerader Heerstraße rasch zurückgelegt werden.

Daß mein Bruder die ganze Dauer des Niederländischen Zwillingsreiches in Belgien durchlebt und Holland selbst kaum zweimal wiedergesehen habe, ist schon früher erwähnt und lag in der Bestimmung, welche, bei der Errichtung der neuen Barriere gegen Frankreich, der Generalstab des Niederländischen Heeres in Verbindung mit dem Ingenieurcorps auf der Südgrenze des Königreichs erhalten mußte.

Auf rein militärischem Terrain fand Fritz alsbald hier Gelegenheit zu zeigen, nicht allein, was er gelernt, sondern eben so sehr, was er zu lernen und zu üben fähig war. Denn wenn

er nach einer nicht langen Reihe von Jahren den unbestrittenen Ruf in der Armee erlangte eines nicht blos tapfern, sondern auch wissenschaftlich durchgebildeten Generalstabsofficiers, während er doch niemals in einer Kriegsschule oder Ingenieurakademie Unterricht genossen hatte, so ist der Leser um so mehr berechtigt, nach dem Titel zu solchem Ruf und nach den Wegen zu fragen, die er zu solcher Fachbildung eingeschlagen habe.

Aus dem ersten Kapitel erinnern wir uns nur, daß er mit den Disciplinen der Mathematik frühzeitig sich in ungewöhnlichem Umfange für sein damaliges Alter vertraut gemacht, bei einem civilistischen Deutschen Privatlehrer in Weilburg noch einigen Unterricht im Planzeichnen erhalten, dann in Göttingen 1811 bei dem Hauptmann Klare ein Privatissimum über Kriegskunst gehört hatte. Daran reihten sich die praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, welche zu erwerben ihm in vier Campagnen, wovon er zwei als Cavallerist (1812 und 1813) und zwei schon als Generalstabsofficier (1814 und 1815) mitgemacht hatte, Veranlassung geboten war.

Wie nun Fritz auf dieser Grundlage später, nach eignem Plane und Bedürfnisse, weitere Kenntnisse sich gesammelt habe, darüber zeugt die vorhandene Notiz über Studium und Lectüre, welche er von 1816 bis 1839 fortgeführt hat; und es wird für den, der an dem Leben des Bruders überhaupt Antheil nimmt, nicht ohne Interesse sein, seine mannigfaltige Belesenheit aus dem Anhang zu den von ihm aufgezeichneten Denkwürdigkeiten eines jeden Jahres zu würdigen.

An der Spitze des Niederländischen Generalstabes stand gleich damals der General Baron Constant de Rebecque von Schweizer Herkunft, ein Mann von vielen Kenntnissen, rechtlichem Charakter, reicher Erfahrung, ausgesucht feinen Formen; nur äußerst kalt, berechnend, ehrgeizig und in Förmlichkeiten peinlich. Da dieser mit der Grenzregulirung auf der ganzen Linie gegen Frankreich

beauftragt war, wozu er einige der praktisch-tüchtigsten Officiere sich beigeordnet hatte, so blieb der wissenschaftliche Theil der Aufgabe des Generalstabs seinem Adjuncten, dem General Grafen St. Aldegonde überlassen, einem gleichfalls sehr fähigen, nur leider sehr kränklichen Officier, der schon im Lauf des ersten Jahres starb. Dieser Chef, welcher zu Ende des Jahres 1816 die Generalstabsofficiere zu einer Recognoscirungsbrigade vereinigt hatte, ertheilte dann dem zweiundzwanzig Jahre alten Hauptmann von Gagern den Auftrag, „die große Triangulation des Generals Krayenhoff von demjenigen Theil von Belgien, welcher den Hennegau, das Land zwischen Sambre und Maas, dann Namur, die Ardennen, Luxemburg und Lüttich umfaßt, durch ein Netz secundärer Dreiecke zu vervollständigen." Zu diesem Ende mußte von einem der großen Dreiecke der Nordseeküste ausgegangen, ganz Belgien von Westen nach Osten durchzogen werden, um an eines der Dreiecke zwischen Maas und Rhein anzustoßen, welche die geodätische Arbeit von Franchot bilden. Diese Operation wurde in zwei Campagnen, 1817 und 1818, vollendet. Dem Ingenieurhauptmann Erzy war aufgetragen, die primäre Triangulation des Generals Krayenhoff fortzuführen. Da aber diese Arbeit nur langsam von Statten ging und nicht gleichen Schritt mit der meines Bruders hielt, so knüpfte dieser in den folgenden Jahren seine Arbeit durch große primäre Dreiecke an die Triangulation des Obersten Franchot, der Gegend bei Aachen, namentlich dem Ludwigsberg, an. Und da diese Kette von Dreiecken auch für die Terrainaufnahme zur Französisch-Niederländischen Delimitation, und für die Anfertigung einer topographischen Karte im Maßstab von 1 : 25,000 Theilen zur Grundlage dienen sollte, so war bald Gelegenheit gegeben, die Genauigkeit der Berechnungen zu erproben und das officielle Lob zu rechtfertigen, welches der ausführende Officier für seine Arbeit sofort geerntet hat.

Damit habe ich den nachstehenden Aufzeichnungen im Gedenkbuch zum Theil schon vorgegriffen:

1816. Ich reise im December nach Mons ab, wo der Generalstab sich versammelt hat, um eine Recognoscirung zu machen. 1817. General St. Aldegonde, Director der Recognoscirungsbrigade, stirbt, noch im Laufe dieses Jahres, an der Auszehrung; ersetzt durch den Oberstlieutenant van Gorkum. Die Officiere der Brigade sind: Major Gumoëns*), Ysebrant de Lendonk, de Man, de Petit, Müller, Schölß, de Roye, Frantzen, Prisse, Malherbe, de Kin, Holgard, Beelaerts, Roleff, Rothmaler, Henrici. Delimitationscommission: General Constant, Oberst Behr, Reppen, Snoeckart. — Familien in Mons: der Gouverneur de Bousies, die Töchter und die Nichte. Präsident Du Bulloy, Du Graty, Du Corron, St. Symphorien, Rodriguez. Comte du Val de Beaulieu, sonderbare Carricatur; seine Söhne, der eine Auditeur au conseil d'état bei Napoleon gewesen. Oberst van Delen; unsere geodätischen Berechnungen. Ich werde mit der Triangulation beauftragt. Herr Lipkens vom Cataster. General Duvivier. Die Husaren; Ubachs; Chasteler. Buchhändler Le Roux. Major Constant kommt zum Generalstab. Essen in der Post. Ich erhalte Schölß zum Gehülfen. Recognoscirung, um das Netz zu bestimmen. Die Stationen waren: Mons, le Roeulx, Mont St. Geneviève, Seneffe, Gilly, Nalinnes, Ansinelle, Achène, Leffe. — Ich und Schölß verlassen Mons im April; erste Station au Roeulx. In Leffe Mad. de Resteigne. Einsiedler. Charleroy, Festungsbau. De Moor. — Meiner Schwester Amalie's Heirath mit Breidbach im Frühjahr. Der Vater macht eine Reise nach Italien; ich sehe ihn in Brüssel vor seiner Abreise. Philippeville. — Die schöne Petronelle in Charleroy: vous dormez déjà? Ansinelle Signal; die Tochter der Wirthin, der Bürgermeister Ungewitter. — Namur; die Nassauer hier unter Oberst Hagen. Hautfays, Achene; Schölß und ich; wir klettern auf die Kreuze der Kirchthürme. Trou du Han, Rochefort. Signal Samré (bei la Roche). St. Hubert; der Förster, ein alter Dragoner von Latour. Signal St. Hubert. Die Guiden. Die Nichte und Schölß. Waterloo-Gratification. Van Delen, Inspecteur des Waterstaat, besucht mich in St. Hubert und wir machen zusammen die Reise nach Luxemburg. De Behr, Oberingenieur vom Waterstaat. D'Anethan. Der Gouverneur Willmar. Hotel de Cologne. Bischof von Metz. Die Preußen: Oberst du Moulin. Kool, Hauptmann vom Genie. Major Richthofen. General Zuylen von Nyevelt, Commissär. — Ich reise im November von St. Hubert über Trier nach Monsheim, Schölß nach Courtray. 1818. Ich besuche den Vater in Frankfurt. Er nimmt seine Demission. Der Großvater ist nun in Gauersheim etablirt. Der Vater kauft Hornau. Winter in Monsheim, Onkel Karl. Herder und Virgil. Pfarrer Schöll in Bockenheim, der Astronom. Oberlieutenant Jung von Miesch Dragoner in Mainz. Im März über Saarbrück und Saarlouis nach Bouzonville, wo Bruder Karl mit seinem Bayrischen

*) Die hervorgehobenen Namen sind näher bekannt geworden.

Regiment stationirt. Die Bayern. Ich komme in Arlon an, wo ich den Capitän Petit finde, der mir statt Schölß zur Triangulation zugetheilt ist. General Busmann, Major Constant, Capitän Malherbe. Die Recognoscirungen der Französischen Grenzprovinzen. Coursen. Stationen: Hirzeberg, Rinschleiden, Neufchateau, Luxemburg, Mont St. Jean, Schengen, Lintgen und Lorenzweiler; Burscheid, Hosingen, Bastogne, Samré, Malemprez, Sery, Beausoy. — Die hübsche Schmiedstochter in Mont St. Jean. Luxemburg; die Töchter aus dem Hotel de Cologne und die Heirath des preußischen Capitäns. — Spa. Der Congreß in Aachen. Hardenberg. Hofmann. Der Commandant Fiquelmont. Die Engländer. M. de Marnix. Mlle. de Theux, später Me. Duval. Fürst von Salm und seine Töchter. Ritte nach der Cascade de Caux; nach Montjardin. Sir S. de Bath.

Studien in diesen Jahren, 1816 bis 1818:

Puissant, Géodésie et Topographie.
Lehmann, Topographie und Zeichnen.
Poisson, Mécanique.
Mayer's praktische Geometrie.
Gibbon's decline and fall of the Roman Empire. Die ersten 4 Theile.
Vie de Marlborough.
Horaz, Virgil.
Matthieu Dumas, précis des événements militaires. 6 vols.
Montesquieu, esprit des lois.
Adam Smith, wealth of nations.
War in Spain by J. Jones.
Sterne, sentimental journey, Tristram Shandy; überhaupt viel Englisch.
Jomini, 1796 etc.
De Pradt, les Colonies.
Bousmard, St. Pol, fortification permanente.
Ossian, trad. de Baour Lormian.
Homer.
Peregrinus Proteus, von Wieland.
Rogniat, Système de la guerre.
Bouterweck, Aesthetik.
Tasso, übersetzt von Gries.

Die letzten Monate des Jahres in Lüttich. Major Dujardin; Berechnung der Triangulation. Bau der Citadelle und Carthause. Oberstlieutenant Camerling; de Bret; General Huguenin; die Gießerei der eisernen Kanonen. Intendant Casembroot. Büllot, Capitän der Artillerie für Gewehrfabrikation. De Liem. Unsere abwechselnden Soupers und L'Hombre-Partien. Pere Felix. Die Familie Malherbe, Gewehrfabrikanten. Chaudfontaine, Hotel zur Krone. Fahrt nach Mastricht. Der alte General Constant Villars. Familie des Obersten Behr. Familie Rigano. Maj. Gumoëns und seine Heirathsprojecte. — Ich erhalte Erlaubniß, ein Jahr dem Bau der

Festungen beizuwohnen. General Krayenhoff. Ich werde Mitglied der mathematischen Gesellschaft: „Unermüdliche Arbeit überwindet Alles.“ Meine Schwester Louise stirbt in Monsheim. — Ich werde Freimaurer-Apprenti in der Loge „Stern von Chaudfontaine.“

1819. Dinant. Erbauung der Citadelle. Das Kastenwerk. Die Annehmer. Capitän Bergsma und seine Frau, Oberst van Ingen in Namur. Colonel Jones, der Englische Inspecteur. Baron Röderer in Lesse; seine Frau eine Berthier; Röderer Vater, Syndic de la ville de Paris. Mlle. Delia. Me. des Perrières, Familie Ramée; van Kemmeter; Couturier; Louhienne; Popp aus Hamburg; — Bälle; Niemand will der erste im Saale sein. Marquis d'Yves. La Marquise, eine gewesene Nonne: Il m'épousera comme me voilà. Politische Discussionen bei Röderer. Carlsbader Beschlüsse. Roloff in Assesse; Forstner und Panhuys besuchen mich.

Studien in 1819:

Bélidor, science des Ingénieurs.
Gauthey-Navier, Construction des Ponts et Canaux.
Gay de Vernon, Fortification.
Carnot, défense des places.
Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte.
Voyage en Chine, par Barrow.
Addisson, Spectator.
Aster's, L. v. Festungskriege.
Gassendi, Aide-mémoire d'Artillerie.
L'Allemagne par Me. de Staël.

In den politischen Zustand des Landes führt uns der erste Brief ein, den der Bruder kurz nach seinem Eintreffen in der Hennegauischen Hauptstadt Mons, auf dem Sammelplatze des Generalstabscorps, an den Vater in Frankfurt, damals noch Bundestagsgesandten, richtete:

Fritz an Vater.

Mons, den 14. December 1816.

... Mit meinem Aufenthalt bin ich noch immer sehr zufrieden. Er wird mir besonders in Hinsicht des Französischen zuträglich sein; ich gehe fast alle Abende in Gesellschaft. Die Mathematik fängt jetzt auch an, Interessen zu tragen und macht, daß ich nicht immer blos zu zeichnen brauche. Ich werde wohl bei der Triangulirung angestellt werden. ... Ich habe ein wenig nach den griefs der Belgier geforscht und Folgendes

herausgebracht: Viele Beschwerden sind ganz ungegründet, andere eine Folge der Umstände und nicht der Regierungsmaßregeln, andere endlich sind nur vorübergehend:

1) Ein Hauptanstand und der gegründetste ist die Sprache; denn wenn schon in Flandern und im nördlichen Brabant das gemeine Volk flämisch spricht, welches fast holländisch ist, so ist diese Sprache doch allen Gebildeten fremd und sie halten dieselbe für zu häßlich, um sich die Mühe zu geben, sie zu lernen.

2) Das Handelsinteresse. Die Holländer sind fast nur große Factoren, sie selbst fabriciren außer Leinwand und Genever nur wenig, sondern holen zur See die Waaren, welche sich aus ihren Häfen über Europa verbreiten. Die Belgier dagegen haben große Fabriken und Manufacturen, welche durch Einführung der fremden verarbeiteten Producte leiden. Nach langen Debatten in den Kammern hat die Regierung beschlossen, daß die Einfuhr der rohen Producte und der Gegenstände der Consumtion (Zucker, Kaffee 2c.) frei, die der verarbeiteten aber mit starken Abgaben belegt sein soll. Dies hindert freilich nicht, daß einige Fabriken, welche blos dem bonapartistischen Continentalsystem ihre precäre Existenz zu verdanken hatten (Rübenzucker, Baumwollenzeug, wozu die Baumwolle aus der Levante kam), mit diesem fallen mußten. Andere hingegen haben eine wirkliche Superiorität in Preis und Güte über die fremden und englischen (Tuch, Spitzen) und dürfen die Concurrenz also gar nicht fürchten.

3) Die Französische Grenze. Ihr Lauf, bei dessen Bestimmung auf die kleinen Interessen nicht Rücksicht genommen werden konnte, ist allerdings den Einzelnen auf beiden Seiten hinderlich, z. B. wegen des Verhältnisses zwischen Eisenwerken, Holz, Steinkohlen 2c. Doch dies trifft nur einzelne Wenige. Die Tuchmanufacturen von Verviers haben freilich ihren Absatz nach Frankreich verloren, wegen des Verbots der Französischen Regierung; aber sie gewinnen dreifach durch die vielen neugeöffneten Märkte.

4) Der Vorzug der Holländer bei den Anstellungen. Es ist allerdings wahr, daß in den ersten Stellen weit mehr Holländer sind, theils wegen der Sprache, theils weil sie zuerst

da waren, also die Ministerien sich bei der Vereinigung schon besetzt fanden, endlich weil wirklich die Belgier weniger Gelegenheit hatten, sich für solche Posten zu bilden, als die Holländer unter König Ludwig; die Vorliebe des Königs mag auch für etwas darin sein.

5) Ich will nicht entscheiden, wer dabei gewonnen hat, daß die Holländer mit den Belgiern ihre Colonien und zugleich ihre Staatsschuld theilen. Beide glauben dabei zu verlieren; doch das ist gewiß, daß die Holländer, welche im Besitz der Capitalien, der Connexionen, der Erfahrungen und der Schifffahrt sind, die Rivalität der Belgier im Seehandel sobald nicht werden zu fürchten haben.

6) Die Kammern. Die Generalstaaten sind freilich bis jetzt noch vom König ernannt. Aber dies ist doch nur temporär und nach einigen Jahren werden sie der Constitution gemäß gewählt werden. Man nennt die jetzigen Jabrüder und Notabeln. Es ist zwar wahr, daß sich noch kein eminentes Talent, noch keine starke Oppositionspartei darin gezeigt hat, aber ich habe auch noch keine gegründeten Vorwürfe gehört und eben bei den Discussionen über das Abgabensystem und über obige Collision der Interessen haben die Belgier gegen die Minister und gegen die holländische Partei die Oberhand behalten.

7) Das Herumziehen des Königs mag für ihn selbst weit beschwerlicher sein, als für irgend jemand anders; und da die Ministerien, welche meistens mit Holländern besetzt sind, mit auswandern, so ist es für diese am lästigsten. Ich glaube nicht, daß dies auf die Dauer wird so bleiben können.

8) Die Unzufriedenheit einiger bornirter oder intriganter Geistlichen oder einiger Officiere, welche erst nach der Schlacht von Waterloo den Französischen Dienst verlassen haben und noch nicht angestellt sind, erklärt sich von selbst.

9) Vom Adel haben sich nur Einige aus gekränkter Eitelkeit, oder weil sie mit Emporkömmlingen nichts zu schaffen haben wollten, zurückgezogen.

10) Sehr nachtheilig sind einige Zeitungen und periodische Schriften (le libéral, l'observateur belge), welche keinen andern

Zweck haben, als die Maßregeln der Regierung, besonders aber Alles, was Holländisch ist, zu tadeln und in Mißcredit zu bringen. Sie werden sehr viel gelesen. Es wäre leicht, sie unschädlich zu machen, denn da ihre Herausgeber weder viel wahres Talent, noch viel Witz verrathen, dürfte man sie nur durch ein anderes gutes Blatt widerlegen lassen. Dadurch würde die Preßfreiheit gar nicht beschränkt.

Doch genug mit meinem politischen Geschwätz. Ich wäre neugierig, ein wenig mehr von Ihren Reden und Geschäften in Frankfurt zu hören. Sie sprachen einmal von einer Oesterreichischen Anerkennung für Sie? An eine große Erkenntlichkeit von hiesiger Seite glaube ich nicht, besonders so lange ich davon keine Beispiele an Einheimischen, z. B. Heerdt oder Fagel, erlebe. Die andern sind sehr neidisch. Leichter würde es sein, eine vermehrte Besoldung zu erhalten. Was macht die Mutter und das Brautpaar? Ist der Heinrich ebenso verliebt in die Pandecten? Und was macht der Karl? Kommt er bald? Was haben Sie jetzt Literarisches unter den Händen? Den vierten Theil der Resultate der Sittengeschichte? Meine Beschäftigung ist jetzt ganz militärisch. Leben Sie wohl.

Ihr Fritz.

Diese erste politische Recognoscirung wird für mehrere Jahre genügen müssen; der Bericht ist der einzige ausführliche, der in der That schon frühe das ganze Material der Schwierigkeiten verzeichnet, welche die königliche Regierung überwinden sollte, zum Theil aber sich selbst bereitet hatte.

Zur Schilderung des Lebens im Dienste und in der Geselligkeit der Städte mußten die Notizen des Gedenkbuches, obgleich sie dem Deutschen Leser nicht interessant sein können, und auch mir nicht überall verständlich sind, dennoch mit Vollständigkeit ausgezogen werden, und es wird auch ferner so geschehen; theils um nicht, wie ich schon im Vorwort bemerkt habe, willkürlich zu werden, theils um einem befreundeten Niederländischen Leserkreise vielleicht willkommene Anhaltspunkte und Erinnerungen zu gewähren.

Unter seinen Kameraden war mein Bruder seinem Begleiter bei den Sommerarbeiten von 1817, dem Lieutenant Schölß von Witzen, einem Sachsen und sehr talentvollen Officier, der dann kränklich wurde und den ein früher Tod schon im Jahre 1830 erreichte, mit wahrer Freundschaft zugethan. Die kleinen Abenteuer, die zuweilen hinter dem Gitter des einsylbigen Gedenkbuchs im Halbdunkel zu erlauschen sind, lassen den jungen Hauptmann meist nur als nachsichtigen Chef und discreten Zeugen errathen. Auf Liebesabenteuer ging er nicht aus, und wenn sein kraftvoll männliches Wesen zuweilen selbst bei verwöhnten Schönheiten einen unerwarteten Eindruck gemacht hat, so geschah dies gewiß mehr durch zurückhaltende Kälte, wodurch ein kleiner Trotz beleidigt, herausgefordert und besiegt wurde, als durch den geringsten Aufwand von Künsten. Seine Nachsicht in diesem Punkte gegen Kameraden galt jedoch nur der That; der leichtfertigen oder verwegenen That; gegen Reden solchen Inhalts, oder gar gegen ganze Bücher davon, kehrte er seine ganze Verachtung heraus und führte öfters die Worte von Fries an:

> daß ein Mann in seiner Leidenschaft so etwas thut, das will ich ihm verzeihen; daß er aber die Leidenschaften Anderer im Munde führt und mit Augen und Ohren noch einmal genießt, das nenne ich schmutzig und verwerflich.

Gegen geringere Schwächen, und gegen die bloßen Ruhmredigkeiten verjährter, immergrüner Eroberer war seine meisterhafte Neckkunst, die Ironie, die er zu handhaben wußte, eine unerbittliche Geißel.

Für die Bildung des Geistes während den Jugendjahren, für die Erholung desselben während der Manneskraft, liebte und suchte er immer die gute Gesellschaft, und zwar vorzugsweise den Salon und die Conversation gebildeter Frauen, wie sie das Gedenkbuch in den größeren und kleineren Städten überall zahlreich mit Namen anführt. Der Geruch und Witz der Wachtstuben und Caffee-

häuser war ihm gänzlich fremd, und so einfach freundlich und bürgerlich gesinnt er war, vermied er doch in den großen Belgischen Städten jede engere Verbindung mit der eigentlichen Philisterwelt. Ich vermuthe daher, es wird nur durch die Langeweile einer kleinstädtischen Garnison gekommen sein, daß er sich in die Freimaurerloge „Stern von Chaudfontaine" aufnehmen ließ. Allerdings war dies in den Niederlanden auch bei Officieren ziemlich allgemeiner Gebrauch, und wenn die geheime Gesellschaft politisch irgend verfänglich gewesen wäre, hätte sie die Großmeisterschaft eines Prinzen des königlichen Hauses, der den alten schottischen Ritus durch einen neuen ersetzte, gewiß vollständig entgiftet. Allein ich hoffe meinem Bruder nichts zu vergeben, wenn ich verrathe, daß er, auch nachdem er selbst die Meisterschaft erreicht hatte, niemals sehr ernstlich bei der Sache und eifrig gewesen ist, vielmehr dazu neigte, die Freimaurerei und die Wichtigkeit, womit Andere sie betrieben, mit leiser Ironie zu behandeln. Des überraschenden Eindrucks bleibe ich eingedenk, den es auf mich machte, als er während eines Urlaubs (wir fanden uns in Monsheim zusammen und wohnten nebeneinander), des Morgens ganz früh, faselnackt, das Schurzfell vor, und mit den übrigen Insignien der Maurerei behangen, doch dabei eine Keule in der Hand, vor meinem Bette erschien, und in solch komisch-imposantem Aufzug des Schlafs mich schnell vergessen ließ. Von Geheimlehren überhaupt pflegte er zu sagen: „ich frage nicht, was ist darin? sondern was kann darin sein?" Diesen Trost gegen die Neugierde werden wohl viele Unkundige in Betreff des „Sterns von Chaudfontaine" mit mir theilen. Aber dieser Stern leuchtet mir doch noch bei der Rückkehr zum Briefwechsel:

Fritz an Vater.

Huy, 21. August 1820.

. . . Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß ich Freimaurer geworden bin. Es würde mir auch jetzt

nicht einfallen, wenn ich nicht heute zu einem großen Diner eingeladen wäre. — Mein Geschäft ist hier, eine Strecke Land von 10 Quadratstunden aufzunehmen, welches mich sehr amüsirt, weil die Arbeit neu für mich ist und weil ich viel dabei laufen muß.

Es ist erzählt, daß Fritz die Jahre 1817 und 1818 mit Triangulationsarbeiten beschäftigt war; daß er dann die Erlaubniß erhielt, auf ein Jahr bei dem Festungsbau thätig zu sein, und daß er diese Arbeiten des Ingenieurfachs und diese Details des Bauwesens zuerst noch im Jahre 1818 bei dem Bau der Citadelle und Karthause zu Lüttich, dann 1819 in Dinant praktisch kennen zu lernen Gelegenheit erhielt. Nach diesem Jahre kehrte er wieder zu den Vermessungsarbeiten des Generalstabs, und zur Kartenprojection zurück, die noch die nächsten vier Jahre so fortdauerten.

Zunächst das Gedenkbuch:

1820. Ich gehe von Dinant über Mons nach Courtray, wo das Hauptquartier des Generalstabs ist. Gumoëns schwierige Lage. Die Familie Iwens und General Constant. Ysebrant, Prisse, — van Delen sterbend. Delimitationscommission. Die Franzosen bei uns und wir bei ihnen. Ich wohne mit Schölß, der bald krank wird. — Musikliebhaberei der Courtrayer; die Gebrüder Bohrer. — Mein Freundschaftsverhältniß mit Gumoëns, Forstner, Fonson, de Stuers, Rigot. Freimaurermeister. Schottischer Ritus. Neuer Ritus des Prinzen Friedrich. Huy, — Aufnahme der Section von Tervagne. Mein alter Bedienter Andreas Rebowitz geht nach Oesterreich zurück. — Bau der Citadelle von Huy; durch Anemaet, Hauptmann vom Genie. Le Beau, Advokat und wissenschaftlich gebildeter Mann. Sein Bruder, der Doctor. Donkier. Politische Discussionen. Schöne Gegend. Grab Peter's des Eremiten im alten Kloster.

Studien und Lectüre 1820:

Lacretelle, histoire de Louis XV. et de la révolution française.
Mongé, Géométrie descriptive.
Hachette, traité des machines.
Klopstock, theilweise.
Corinne, par Mad. de Staël.
Erzherzog Karl. Feldzug von 1799.
Feuerbach, Criminalrecht.
Leçons d'architecture par Durand.

Sganzin, Cours de Constructions.
Resultate der Sittengeschichte (Vater).
Littérature française par Chénier.
Destutt de Tracy, Commentaire sur Montesquieu.
Delolme, Constitution d'Angleterre.
Atala, par Chateaubriand.
Virgilii Aenëis.
Expedition of Lewis and Clark to the sources of the Missouri.

Ich gehe im November nach Monsheim; abwechselnd nach Hornau und Darmstadt. Die dortigen Verfassungswehen. Eigenbrodt. Die Solms ꝛc. Heinrich tritt in Hessen-Darmstädtische Dienste.

Im Frühling 1821 mache ich die Rheinreise hinunter in meinem Cabriolet. Ankunft in Namur, wo Rigot mir beigegeben ist. Sectionen von Marche und Rochefort. General Tindal. Gouverneur d'Omalius. Georg IV. von England kommt durch Namur; der Herzog von Nassau, vom Schwager Breidbach begleitet, schlecht vom König empfangen. Vanhuys. Malherbe. Graf Carré. Familie Melderman. Graf Spaur. Mein Gesuch an den König um nach Griechenland zu gehen wird „gedifficulteerd“. Rigot und ich gehen zusammen nach Gent und wohnen in der Hunsdochterstraße. Die Professoren der Genter Universität: Geologie bei Professor 1) van Breda; 2) Prof. Garnier, mein alter Pariser Lehrer und Schützling: Differential- und Integralrechnung; 3) Raoul; 4) Hauff. Genter Bekanntschaften: General Constant und seine Familie; Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar; sein Adjutant Schlarbaum. Die Familien Pycke; d'Hane de Steenhuysen; de Jonge, Müssain, Malcamp; M. Lymnander. M. Ch. van Aken. Graf Rindsmaul, de Thiennes. M. de Crombrugghe. Familie Vorluut. Gouverneur Graf de Lens. Militärs. Oberst Schuurmann vom 17. Regiment Inf. Oberst Perponcher; Major Brias. Capitän de Pestre, Schorn. — Capitän Nepveu und seine Frau, wo Rigot und ich viele Abende zubringen.

Studien und Lectüre 1821.

Arndt, Einleitung zur historischen Charakterschilderung.
Nebenius, über den Staatscredit.
Manso's Geschichte von Preußen.
Malthus, essay on the principles of population.
Lettres de Mde. d'Epinay.
Johannes von Müller, Geschichte der Schweiz.
Byron; besonders Childe Harold.
Tacitus, Caesar, Sallust.
Ricardo, Jakobs Finanzen.
Mde. de Staël, sur la révolution française; l'Allemagne.
Gibbon's decline, die letzten Theile.
Malthus, essay sur l'économie politique.

Im Winter auf 1821 in Monsheim. Deutsch-ständische Sachen, und Xenophon's Anabasis (Original).

Auf 1822, den ganzen Winter in Gent. Essen im Hotel von Flandern; der alte Hochsteiner. Spazierritte. Marquise d'Ennetieres, geb. Drake; Marquis de Rodes; Familie Rodriguez. Peellaert und seine dichterischen und musikalischen Compositionen. Prisse. Kaffeehaus der Mad. d'Anvers auf dem Kauter. Leontine Fay auf der Bühne. Gumoëns sehr verbreitet und beliebt in der Gesellschaft, doch ohne Erfolge; gemeinschaftliche Loge d'Avant-Scene mit ihm. Ich erhalte die Section Grevenmachern und dazu van Voorst als Gehülfen; Abreise von Gent. Grevenmachern, Hotel Thierry. Meine Excursionen in die Gegend zwischen Rhein und Saar. Die Preußischen Manöver zwischen Andernach und dem Hundsrück. General Thielemann. Haak. Russel. Coblenz, Festungsbau, Major von Buschbeck. General Aster. Graf Lehndorf commandirt bei den Manövern die Cavalerie; Uebergang über die Mosel. Bild des Königs von Preußen. Frankfurt: Eck. Hornau. Ich nehme Philipp Steiger zu meinem Bedienten. Rückreise über Arlon nach Gent, wo ich den 1. Januar ankomme.

Studien und Lectüre 1822.

Hume's history of England.
Thucydides.
Shakespeare.
Henry, projection des cartes.
Bouterweck, Deutsche Literaturgeschichte.
von Bismark, über Meuterei.
Ilias von Homer.
Baczko, Geschichte von Preußen.
Robertson, Geschichte von Amerika.
Göthe und Wieland.
Voyage en Morée par Pouqueville.
Sophocles, Ajax, Philoctet und Antigone.
Plattner's Aphorismen.

1823. Gent. Ich wohne mit Rigot gemeinschaftlich, Rue de Savon. Der Winter und die Englischen Familien: Bedingfeld. Sir Richard. Lady B. (Jerningham); ihre Töchter. M. Molineur. Mons. und Mde. Vaernewyk und Lovendeghem. Herr Jonglas, holländischer Sprachlehrer. Erste Bekanntschaft mit Walter Scott's Romanen. Memoire über den Generalstaab. Ich gehe mit Rigot nach Diekirch. Der Procurator. Mad. Molitor. De Man versprochen. Vianden, das alte Nassauische Schloß — abgebrochen und verkauft. Echternach. Course nach Trier. Mein Sturz mit dem Pferde. Blutspeien. Die schöne Gegend. De Man zeichnet die Landschaften. Ettelbrück, Burscheid, Fels, das Müllerthal; das Vorgebirge Sunium. Ich gehe mit Urlaub nach Monsheim und Darmstadt, um meine Gesundheit herzustellen.

Studien und Lectüre 1823.

Géognosie par Daubuisson de Voisin.
Charles XII. par Voltaire.
Romane von Walter Scott.
Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.
Rühs Geschichte des Mittelalters.
Schlegel's Dramaturgie.
Schulze's Philosophische Lehrbücher.
Pütter's Instit. juris publici.
Gönner's Deutsches Staatsrecht.
Burke, reflections on the french Revolution.
Rehberg, über den Code Napoléon.
Grolman, Criminalproceß.
Feuerbach, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit.

In den ersten Jahren, die militärwissenschaftlichen dienstlichen Beschäftigungen gewidmet waren, da die gestellte Aufgabe dem Ehrgeiz des jüngeren Officiers zusagte, und seine Kenntnisse dadurch erweitert wurden, war Fritz mit Geist und Herz bei der Sache. Jede Mühe, jede Entbehrung ertrug er mit Freude; die Bekanntschaften, die er bei seinem herumstreifenden Leben in allen Classen der Bevölkerung anknüpfte, gewährten ihm Interesse; was immer der Tag nach gethaner Arbeit an Zerstreuung brachte, war dem frischen Gemüth eine Lust; und er war so glücklich, unter seinen Kameraden und Mitwirkenden bei dem Geschäfte Männer zu finden, die ihm Freunde wurden; mit denen der Verkehr den Wetteifer in wissenschaftlichen Bestrebungen erzeugte. So hatte er während seines Aufenthalts in Dinant und Huy in den Jahren 1819 und 1820, in einem an Jahren älteren, aber im Niederländischen Dienste jüngeren Kameraden, in dem Hauptmann (späteren General) Roloff, einem gebornen Sachsen, der längere Zeit Ordonnanzofficier des Marschalls Davoust gewesen war, einen ausgezeichneten Lehrer in der Topographie, besonders in der topographischen Zeichnung von Gebirgsgegenden gefunden. Ein gemeinsamer Freund drückte sich, über Beide berichtend, da-

hin aus: Roloff habe mit diesem Unterricht nur eine Schuld zurückgezahlt für den vorher empfangenen Privatunterricht in der Trigonometrie und höheren Mathematik, welche Disciplinen der ältere Kamerad in vielen und langen Feldzügen etwas vergessen haben mochte. Gleiche Nachhülfe wurde öfter auch jüngeren Officieren in der freundlichsten Weise geboten. Unter den befreundeten und bevorzugten Kameraden aus diesem ersten Jahrzehnt des Niederländischen Dienstes stehen die, später alle zu hohem Rang gelangten Freunde: Gumoëns (aus Bern), Nepveu (aus Utrecht), Forstner von Dambenoy (aus Mastricht) und Rigot de Begnin (aus Genf) oben an, während unter den jüngeren van Panhuys und van Voorst sich besonders anschlossen. Das ganze Corps des Niederländischen Generalstabs würde nach competentem Urtheile als ein tüchtiges, ausgewähltes zu betrachten gewesen sein, wenn nicht der unmittelbare Vorgesetzte, Oberst von Gorkum, durch Verkehrtheiten aller Art und notorische Unfähigkeit, zur Entmuthigung und Plage seiner Untergebenen das Mögliche gethan, dadurch aber ein den Kräften entsprechendes Gesammtergebniß ihrer Thätigkeit geradezu unmöglich gemacht hätte. Auf die vielfältigen Beschwerden dieser Art kommen wir zurück. Die schleppenden, geisttödtenden Dienstschlendriane des beginnenden langen Friedens scheinen aber schon damals den Anstoß dazu gegeben zu haben, daß ein thatenlustiger Officier wie mein Bruder war, sich nach neuer praktischer Gelegenheit umzusehen begann. Nicht umsonst glaubte er im vorangegangenen Winter zu Monsheim Xenophon's Anabasis in der Ursprache gelesen und seitdem sich eifriger wieder mit der griechischen Sprache beschäftigt zu haben, als die Nachrichten aus dem Orient einen nahen Krieg erwarten ließen. Der Schauplatz schien sich schon 1821 bei dem griechischen Aufstand auf dem Peloponnes zu ergeben, und als mein Bruder vernommen, daß die erste philhellenische Stimme öffentlich sich in Deutschland von Seiten meines

Vaters, wenn auch nur in der Ständeversammlung eines kleinen Deutschen Staates, wie das Großherzogthum Hessen ist, erhoben hatte, war sein Entschluß gefaßt und er bat im Dienstweg um die Erlaubniß, dem künftigen Feldzuge beiwohnen zu dürfen, um neue Kriegserfahrungen zu sammeln. Darauf erst berichtete er nach Hornau:

Fritz an Vater.

Namur, 8. August 1821.

Soeben habe ich ein Urlaubsgesuch direct an den König, und eines an General Constant abgehen lassen — um den Kriegsereignissen im Orient beiwohnen zu dürfen. Ich hoffe gewiß, daß Sie diesen Schritt nicht mißbilligen; vielleicht erdenken Sie selbst ein Mittel, ihn zu unterstützen. Die Ausführung hängt an drei Dingen: 1) die Bewilligung des Königs, welche leider sehr zweifelhaft ist, aber doch nicht unmöglich, ja selbst einige Wahrscheinlichkeit dadurch gewinnt, daß ich von meiner Gage nicht geredet habe. 2) Geld; 2—3000 Franken habe ich in Händen; ebensoviel kann ich hier noch aus meiner fahrenden Habe erlösen, das ist einstweilen hinreichend; bellum bellum alit, et alit bellatores. 3) Das Schwerste scheint mir, auf den Kriegsschauplatz zu gelangen und eine vernünftige Thätigkeit zu erhalten. Am liebsten in der Morea, doch erbitte ich mir Ihren Rath. Mit den Oesterreichern, wenn es ihnen Ernst wäre, diente ich gern; allein es hat vieles gegen sich. Für's erste möchte ich mein hiesiges Dienstverhältniß nicht ganz aufgeben; zweitens fürchte ich ein Auxiliarcorps wie das Anno 1812. Dann ist auch in ganz regelmäßigen Verhältnissen wenig zu thun und zu hoffen. Sie verstehen mich ohne weitere Explication. — Fata viam invenient — aber unter Ihrer Leitung, bester Vater. Leben Sie wohl, — ich hoffe, mit umgehender Post ein paar Zeilen von Ihnen zu erhalten. Ich gedenke übrigens nicht, mich durch die erste abschlägige Antwort des Gouvernements abschrecken zu lassen, wenn Sie mich billigen.

Vater an Fritz.

Hornau, 14. August 1821.

Ich dächte, es wäre freundlicher und allen Rücksichten angemessener gewesen, wenn Du vor dem Schritte mich consultirt hättest! Denn Deine Absicht unterstellt doch Krieg, und den sehe ich noch gar nicht vorhanden, in der Wahrscheinlichkeit 3 gegen 3 zu wetten. Auf jeden Fall wirst Du also die Beschuldigung eines zu raschen Schrittes oder des Unlusten dort erweckt haben. Wenn sie also nun einwilligten? Und wenn Dir dann das Unternehmen mißlungen? Was auch die Art des Mißlingens sei, so wird man mir es vorwerfen, als ob ich Dich auf irgend eine Weise gereizt hätte. Das ist aber so wenig der Fall, daß ich auf Dich vielmehr als eine vernünftige Stütze, wo nicht jetzt schon, doch in der Zukunft und gerade dort im Lande zählte, wenn ich vielleicht frühe den Tribut der Natur bezahlte. Kurz ich sehe keine Quelle der Satisfaction für mich in dem ganzen Vorhaben, welcher Quelle ich doch sehr bedürfte. Wenn also das Gesuch abgeschlagen wird, so hoffe ich, Du wirst es dabei lassen, bis alle Dinge eine firere Gestalt nehmen. — Sämmtlich grüßen wir Dich curiosen Gast doch herzlich und freundlich.

Diese Antwort kam fast gleichzeitig in die Hände meines Bruders mit dem Bescheid aus dem Königlichen Cabinet, sein Gesuch sei — „gedifficulteerd“. In solcher Weise von zwei Seiten gedifficulteerd, streckte er mit vernünftiger Verzichtleistung das Gewehr und suchte nur gegen den Vater sein Vorhaben noch politisch zu erklären und durch die Voraussicht langweiliger Dienstverhältnisse und schlechten Avancements zu rechtfertigen. Auf diese Stimme folgte das nachstehende Echo:

Vater an Fritz.

Hornau, 6. September 1821.

Mein theurer und edler Sohn, wir sind ganz einig. Bei der Auseinandersetzung Deiner Ideen weiß ich gar nichts zu erinnern. Nur wirst Du einsehen, daß es meine väterliche

Pflicht eher war, Wasser in den Wein zu gießen, als Oel in's Feuer. Dann könnte ich wohl am meisten eine falsche Stellung für Dich befürchten und ein gewisses Sitzen zwischen zwei Stühlen, was Du nun gänzlich beseitigst.

Wie die Rollen in der griechischen Frage sich später vertheilten und umgestalteten, wird man sich aus dem vorhergehenden Capitel erinnern. Mehrere Jahre noch waren die Blicke und Kriegshoffnungen meines Bruders auf den Orient gerichtet; doch war er nicht der Mann, sich durch entfernte Chancen oder gar durch einen gescheiterten Wunsch von einem männlichen und verständigen Ergreifen der Gegenwart abhalten zu lassen, wäre sie auch noch so entmuthigend ihm entgegengetreten.

In der That aber gestaltete sich das Herumziehen auf Generalstabssendungen insofern etwas günstiger für die Möglichkeit einer vernünftigen Einrichtung des Lebens im Frieden, als wenigstens die Winterquartiere fortan immer wieder in der größeren, an wissenschaftlichen Hülfsmitteln und geselligen Kreisen reicher ausgerüsteten Stadt Gent genommen wurden. Hier war nun der Sitz des Quartiermeisterstabs, hier öffnete sich die größere flamändische Welt, das gastfreie Haus des Herzogs Bernhard von Weimar wurde ein Mittelpunkt; auch der Verkehr mit den Freunden gewann, und Gent wurde eigentlich die Niederländische Heimath meines Bruders. Zwei Winter bis 1823 wohnte er zusammen mit Rigot, der mit ihm die Abende oft in der Familie des Hauptmanns Nepveu zubrachte und ihn dann zur Sommercampagne der Triangulation auch wieder in die Ardennen begleitete. Als dieser Officier einige Jahre später von Spaa aus, wo er sich mit meinem Bruder befand, zu einer andern Bestimmung, nämlich Erzieher der Söhne des Prinzen von Oranien zu werden, abgerufen wurde und das Corps des Generalstabs verließ, rief ihm Fritz

in gebundener Rede „an Rigot“ einen Abschied nach, den ich in einem unfertigen Entwurf unter den Papieren des Bruders vorgefunden habe. Ich erwähne dieses Blattes, das keinen Anspruch auf poetischen Werth macht, sondern lediglich zum Gedenkblatt für den Freund bestimmt war, theils nur um das engere Freundschaftsverhältniß, welches zwischen beiden bestand, damit zu bezeugen; — denn es bedurfte einer besondern Steigerung des Gefühls, um die im gewöhnlichen Leben ernste und trockene Stimmung des Bruders zu so seltenem poetischem Erguß anzuregen; — theils aber auch erwähne ich jenes Blattes, weil es die Saiten berührt, durch deren Anschlag das Seelenleben Beider:

— — — —

„Der Staubbach, der dort auf des Sturmes Flügel
Erbraust — und jenes Sees stiller Spiegel —
Dieselbe Quelle goß sie aus“ — —

ich sage, weil es die Saiten berührt, durch deren Anschlag das Seelenleben Beider, die so verschieden ausgeprägt waren, harmonisch wurde. Es zeigt das Gedicht, wie beide Freunde in der Classicität geschwelgt haben:

— — — —

Dann trug die holde Phantasie,
Wenn sie den Zauberstab uns lieh,
Auf ihren Schwingen uns in jene Zonen,
Wo Weise, Sänger und Heroen wohnen.

Wir haben im Eurotas uns gebadet,
Es war der Fels, der dort zum Sitze ladet,
Das Vorgebirge Sunium —
Wir kämpften mit bei den Olymp'schen Spielen,
Wir schufen manche Schlucht zu Thermopylen,
Das ganze Land zur Hellas um.

Wenn wir zum Ernst des Lebens wiederkehren,
Dann giebt Sallust uns seine strengen Lehren,
Der uns das Grab der Freiheit zeigt ꝛc.

Wir folgen Tacitus in jene Höhlen,
Wo Schlangenbisse den Tyrannen quälen,
Verrath in jedem Winkel lauscht ꝛc.

Aber auch der Deutschen und des Vaterlandes wird gedacht, und auch hier der Einfluß bekundet, den Fries und seine Philosophie auf den Bruder nachhaltig geübt hat:

Denk, wie wir dann zum frommen Herder flüchten,
Der über unsre dunkelen Geschichten
Als ein gestirnter Himmel steht;
Und vor Ruinen, deren Inschrift schweiget,
Wie vor dem Denkmal, das noch laut bezeuget,
Ein sanfter Mond vorübergeht.

Auch unsres Fries gedenk! der auf die Fragen:
Kannst du des Lebens Werth und Ziel mir sagen?
Der Sphinx die stolze Antwort gab:
Den Werth hat es, den es sich weiß zu geben;
Und willst nach einem würd'gen Ziel du streben,
So blicke jenseits — über's Grab!

Und dann der Schluß:

— — — —
Es treibt uns fort zu kämpfen und zu wagen,
Es treibt uns fort, nach Ruhm und Glück zu jagen,
Wie auch des Zufalls Würfel fällt;
Wir wollen alles sehen, alles lernen,
Beschiffen Meere, suchen weite Fernen,
Zu eng ist Anfangs uns die Welt.

Doch dann zurück, zur Wiese, wo wir spielten,
Zur Laube, wo wir erste Liebe fühlten,
Zieht der erwachten Sehnsucht Hand;
Wenn auch die Theuren nicht mehr dort erscheinen,
Es ziehet, uns auf Gräbern auszuweinen,
Zurück, zurück in's Vaterland.

Die folgenden Jahre, vom Herbst 1823 bis zum Frühjahr 1825, die mein Bruder zuerst zur Herstellung seiner Gesundheit in Darmstadt, dann das ganze Jahr 1825/26, commandirt zur Bundesmilitärcommission, in Frankfurt zubrachte, sind im vorigen Kapitel in Verbindung mit den Deutschen Sachen und mit dem Familienleben in Hornau geschildert worden, und ich trage

von diesem Jahre hier, der fortlaufenden Uebersicht wegen, nur die Studien und Lectüre von 1824 nach:

Mémoires et Campagnes de Napoléon par Gourgaud et Montholon.
Mémoires de Mad. de Campan.
Wentzel, Angriff und Vertheidigung der Festungen.
Cancrin, Militärische Oekonomie.
Flassan, Histoire de la diplomatie française.
Jean Paul, Titan.
Alonzo ou l'Espagne par Salvandy.
Ancillon, essais philosophiques et politiques.
Mémoires de Thibeaudeau.
„ de Fouché.
Byron, Don Juan.
Bracebridge-Hall by Washington Irving.

Nach dieser Zeit fährt das Gedenkbuch also fort:

1825 Mai. Ich reise über Coblenz und die Eiffel nach Stavelot. Triangulation mit de Moulin und später mit Rigot. Die Familien Fischbach und Malaccord und ihre Lohgerbereien; Reichthum und Oekonomie. Aspasia. Spaa und seine Umgebungen. Die vertriebenen Italiener; Ugoni, der die Deutschen liebt und den Faust übersetzt; Pepe, St. Marsan, Prie; Lady Pigott und ihre Familie. Mlle. Mosselmans, spätere Mad. Lehon. Das Ende des Herbstes in Lüttich. Die Brüder Behr. Prof. Kinker. Die Werke von Bentham studirt. Prof. Sauveur. Malherbe. Der Winter in Gent. Die Familie Bedingfield; Sir Richard, die Söhne. Die Familie Waldegrave. Die schöne Lady W. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar in Amerika. Lovendeghem. Die Familie Varnewyk. Die Kameraden Gumoëns, de Man. Ich halte Vorlesungen über den Dienst des Generalstabs. Fahrt nach Ostende, Vlissingen und Middelburg mit Petit und Rigot. Das Linienschiff de Zeeuw und Oberst Rycke. General Constant noch in Gent, seine Familie. Im Winter Nachricht vom Tode des Großvaters in Gauersheim.

Studien und Lectüre 1825:

Sganzin, Cours de construction.
Fain, Manuscrit de 1813.
Ségur, Napoléon et la grande armée 1812.
Gourgaud, ditto.
Buttourlin, Campagne de 1812.
Pelet, Campagne de 1809.
Duclos, Considérations sur les moeurs.
Dupont, la Grande Brétagne.
Douglas, ponts militaires.
Savigny's Beruf unserer Zeit ꝛc.

Jean Paul, Bücherschau.
Lettres Persanes de Montesquieu.
Letters of Junius.
Bentham, tactique des assemblées législatives.
Beccaria, des délits et des peines.
Boileau's Satiren.
Nationalgeschichte der Deutschen (vom Vater).

1826. Ich gehe im Frühjahr mit Rigot nach Spaa. R. verläßt mich darauf und kommt zu dem Prinzen. Der Commandant Fiquelmont und seine Töchter. Mesd. Dommartin geb. Blockhausen, d'Ozy, Vincke. Mein Glück im Spiel Nr. 20. Die Maultrommelharmonika. Den Herbst in Lüttich mit Malherbe. Den Winter in Gent. Hotel de Flandre. Ich halte Vorlesungen über Kartenprojection und Geodäsie. Avancement zum Major. Ich erhalte den westlichen Distrikt, d. h. beide Flandern, zur Recognoscirung. Unwohlsein. Die Englischen Ingenieure Smith und Pirson mir zugewiesen. Politische und literarische Aufsätze.

Studien und Lectüre 1826.

Lessing. Varia.
Jakob's Staatsfinanzwissenschaft.
B. Constant, sur la religion.
Vincke, Verwaltung von Großbrittanien.
Staël, lettres sur l'Angleterre.
Mém. de Lombard de Langres.
Mém. de Ferrière et du Laure.
Delphine par Mde. de Staël.
Don Quixotte, Gilblas.
Bavaux, sur le Code pénal.
Bentham, traité de législation.
— des peines et des récompenses.
— sur les preuves judiciaires.
Ricardo, Malchus.

1827 Januar. Audienz beim König in Brüssel. Baron von der Capellen, Generalgouverneur, der aus Ostindien zurückkommt, auf dieser Audienz. Sein kalter Empfang beim König. Gent. Fortsetzung der Aufsätze und politische Studien. Ich erhalte Urlaub nach Hernau, werde aber bald zurückgerufen in's Lager bei Ravels. Die Kameraden de Man, Roloff, Panhuys. Prinz Friedrich und General Cerens. Herzog Bernhard und General George. Oberst de Lens vom 15. Regiment. Oberst Groote. Bagelaar, Molzberger. General Borcel. Oberst Brias. Recognoscirung der Gegend von Ravels; die Vorposten, — Spiegelgefechte; Essen im Zelt. Memoire über das Lager. Mein Diener Philipp heirathet und verläßt mich; ich nehme Johann. Nach dem Lager von Ravels einige Tage in Antwerpen, — Colonel de Lens. Barre und Mad. Barre, geb. Haeften. Gent. Eröffnung des Kanals von Terneuzen.

General Behr. Herr und Mad. Noël. Herzog Bernhard, — Spazierritte. Groenia, Wieling. Des Vaters Zusammentreffen mit Capo d'Istrias, während ich im Lager war. Navarin.

Studien und Lectüre 1827.

Doornik, over Neerl. Indie.

Hoogendorp, over de Huishouding van Staat.

Mém. du Cardinal de Retz.

Odier, Administration militaire.

Th. Moore, poëms.

Krummacher, Parabeln.

Dupin, Géométrie et Mécanique industrielle.

Simon Styl, opkomst en bloei der ver. Neerl.

Valentini, Kriegskunst.

Matthieu Dumas, précis des événements militaires de 1802/07.

Decker, Taktik.

Fry, guerre d'Espagne.

Fain, Campagne de 1812.

Causes célèbres du droit des gens.

1828. Das Taschenbuch des Bruders: Agenda für 1828, führt als Motto auf dem Titelblatt den Vers aus Homer's Iliade XVIII. 112:

ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν, ἀχνύμενοί περ,
θυμὸν ἐνὶ στήθεσσι φίλον δαμάσαντες ἀνάγκῃ.

nach der Voß'schen Uebersetzung:

Aber vergangen ja sei das Vergangene, kränk' es auch innig;
Unseren Muth im Herzen bezähmen wir, auch mit Gewalt uns!

Dann das Gedenkbuch:

Neujahrsgesellschaft bei dem Gouverneur van Doorn. Mlle. Sonntag singt. Das Bassin in Gent und die Schleußen. Recognoscirung mit Gumoëns. Tournay; Schlachtfeld von Fontenoi. Canal von Antoing. Blumenausstellung. Schloß Welden, Landsitz des Herzogs. Ritt nach Deinse. (Affaire zwischen Vaudemont und Villeroi). Extracte aus allen Feldzügen in den Niederlanden. Ich habe im Frühjahr zwei Monate Urlaub nach Hornau. Heinrich's Heirath mit Louisen von Pretlack. Der Vater Pretlack in Darmstadt. — In Gent die Abende bei Noël; Mad. Meulmeester, van Aaken. Krankheit des armen Schölß. General van Damme in Gent. Das Französische Lager bei St. Omer. Lille. Die Belagerung auf der Höhe Mont-Cassel.

Studien und Lectüre 1828.

Règlemens militaires.
Mém. du Duc de Rovigo.
Villemain, Guizot, Cousin leçons. Quincy.
Campagne de Luxembourg, du Maréchal de Saxe, de Marlborough et d'Eugène.

Die Agenda für 1829 beginnen mit dem Motto:

L'homme est heureux un jour sur trois.
(Béranger.)

Der Winter in Gent. Redouten in dem schönen Saale des Stadthauses. Fahrt nach Ostende. Die gestohlenen Diamanten. Ypern, Recognoscirungen. Revüen der Nationalgarde. Im Herbste kommt die junge Kaiserin von Brasilien (Leuchtenberg) nach Gent und bleibt einige Tage — Herzog von Leuchtenberg — Comte Méjean — Fräulein von Sturmfeder in ihrer Begleitung. — Ball des Herzogs Bernhard. Unsre Masken. — Ich halte Vorlesungen über Geodäsie. Revue de Paris. Le vase étrusque. — Des Königs Besuch in Gent. Brand in der Fabrik. — Max kommt von Paris und geht über Gent nach dem Haag, wo er im Cabinet des Königs angestellt wird. Memoiren von St. Simon. Bischof von Gent, seine Ordination. Die Episode Stein's mit Bourrienne.

1830. Winter in Gent. Ich gehe im Anfang Juni nach Hornau.

Studien und Lectüre 1829 und 1830.

Cooper, Romans.
Dupin, développement de Géom.
Campagnes de la Révolution.
Oeuvres de Paul Louis Courier.
Maltebrun, Géographie.
Mém. de Gouvion St. Cyr.
Mém. de Bourrienne.
Mém. de St. Simon.
Raumer, Geschichte der Hohenstaufen.

Im Sommer 1825, also zehn Jahre nach Waterloo, finden wir den Capitän vom Generalstab, immer wieder triangulirend und noch immer als Capitän, in Stavelot; bald darauf in dem nahen beliebten Bade Spaa, und von Rigot jenen Abschied nehmend, dem wir schon vorgegriffen haben. Der Briefwechsel mit Hornau wird uns am schnellsten wieder orientiren, und man wird

bemerken, daß von nun an die Kritik über Niederländische Zustände schärfer wird.

Fritz an Vater.

Stavelot, 21. Juni 1825.

Ihren ersten freundlichen Brief, bester Vater, habe ich hier erhalten, wo ich einstweilen allein bin, aber die beiden mir zugetheilten Officiere erwarte. Jedermann im Corps ist degoutirt, denn unsre Chefs benehmen sich unter aller Kritik. Ihre Unbrauchbarkeit ist offenkundig, aber sie bleiben, weil sie einmal da sind, und weil man sich kein démenti geben will. General Constant selbst, welcher ein Jahr mit Urlaub abwesend war, ist nun wiedergekommen. Er will das Kriegsministerium oder einen Gesandtschaftsposten, es scheint aber, daß der König keine Lust dazu hat. Nun ist er in Gent sehr mißvergnügt und bekümmert sich nicht im geringsten um sein Corps. Der Oberst von Gorkum, dem er alles überläßt, macht eine Tollheit über die andere, unternimmt Sachen, wovon er gar nichts versteht, schreibt Mémoires, die lauter Unsinn enthalten und nichts als seine große Unwissenheit beurkunden; fängt alles an, verwirrt alles, beendigt nichts, giebt Ordres, die unausführbar und lächerlich sind, plündert das Gouvernement; und nichtsdestoweniger hält er sich, setzt alles durch, ist Mitglied aller wissenschaftlichen Commissionen, und bezieht ungeheure Summen. Niemand begreift es. — Man spricht von Veränderungen im Ministerium: so soll Prinz Friedrich Kriegsminister werden, und der bisherige, General d'Aubremé, ein größeres Commando erhalten. Ich kann es nicht recht glauben; der Kriegsminister hat einer weitläufigen Verwaltung vorzustehen, die täglich ein paar hundert Unterschriften erheischt, das ist nicht amüsant; die Verantwortlichkeit, wenn sie auch gegenüber den Generalstaaten im Princip nicht anerkannt ist, bleibt doch immer eine Verantwortlichkeit; dann könnte daraus Jalousie zwischen den beiden Brüdern entstehen. Uebrigens hat der Credit des Gouvernements seit einigen Jahren sehr zugenommen, besonders seitdem der Handel sich merklich hebt, was theils der Freiheit der spanischen Colonien, theils der Aufhebung des englischen Prohi-

bitivsystems zuzuschreiben ist. Falck, als Gesandter in London, soll sich auf Unkosten seines Vorgängers Henri Fagel ein großes Verdienst hieraus machen. — Ihr Brief an den König ist also abgegangen, bester Vater, und Sie haben darin auch meiner Anschläge erwähnt. Wenn das keinen Erfolg hat, wiederhole ich vielleicht den Schritt, den ich vor vier Jahren gethan, mit dem Unterschied, daß ich nur Urlaub zum Reisen verlange; man glaubt, daß es dann eher gelingen werde. Die Griechen haben ihre Sachen gut gemacht, sie haben nun in diesem Jahre schwerlich etwas zu fürchten; aber das nächste wird entscheidend sein und da gilt es.

Fritz an Vater.

Lüttich, 29. September 1825.

In Brüssel bin ich zwar gewesen, bester Vater, aber da ich Robert Fagel nicht mehr antraf, bin ich, ohne die Audienz des Königs abzuwarten, unverrichteter Dinge wieder zurückgefahren. Es ist aber dennoch möglich, daß ich in einigen Monaten einen Urlaub von einem Jahre nach Italien oder in das mittägliche Frankreich — für meine Gesundheit (!) erhalte. Man glaubt nicht, daß die Anwesenheit des Königs von Preußen eine vertrauliche Annäherung zur Folge gehabt hat. Dieser König hat sich nicht in die Niederländer — und diese nicht in ihn — verliebt. Er ist wohl an eine tiefere Unterthänigkeit gewöhnt, als er sie hier erblickt hat, und als sie in der Natur der Niederländer liegt. Ein Brüsseler Buchhändler hat ihm ein Prachtexemplar der Niederländischen Constitution verehrt. Graf Schladen erhielt den Auftrag, diesem Buchhändler die goldene Medaille zuzustellen und ihm zu schreiben: „Der König habe mit Vergnügen ein Buch erhalten, welches die großen Fortschritte der Typographie in den Niederlanden beweise.“ — Brüssel verschönert sich mit jedem Jahre; man kennt es nicht wieder; die Boulevards halten zwischen denen von Paris und Frankfurt die Mitte; eine schöne Anlage, auf der einen Seite neue Gebäude, auf der anderen die freie Aussicht auf die Landschaft. In Brüssel habe ich den Talma gesehen als Orest in der neuen Clytämnestra von Soumet: er war fürchterlich

schön. Hier in Lüttich giebt jetzt die Duchesnois Gastrollen, und man kann nicht umhin, sie zu bewundern; sie pflegt auch in Provinzialstädten an den Stellen, die applaudirt werden, dazu vorher ein Zeichen zu geben.

Es hat sich jetzt in Brüssel ein Deutscher Buchhändler niedergelassen; er wird vom Gouvernement begünstigt. Hier zu Lande kennt und schätzt man nur die Französische Literatur. Man will dem entgegenarbeiten, und, da die Holländische den Kampf allein nicht bestehen kann, ruft man die Deutsche zu Hülfe. — Dieser Buchhändler Frank hat schon zehn Exemplare vom ersten Theil Ihrer Deutschen Geschichte, neuerer Auflage, verkauft. Ich habe dort zuerst die Zueignung an den Kronprinzen von Baiern gelesen — mit vielem Vergnügen — besonders wegen ihrer Tendenz. Mit meiner Arbeit für dieses Jahr bin ich längst fertig und habe also ziemlich viel Muße. Da ich schwerlich länger als bis 1. November hier verweile, habe ich keine Bekanntschaften gesucht; auch sind die meisten Familien noch auf dem Lande. Die Gegend um Lüttich ist herrlich, der Herbst sehr schön. Auf meinen Spaziergängen sehne ich mich oft nach Ihnen, bester Vater.

Fritz an Vater.

Gent, 3. Februar 1826.

. . . Von hier aus kann ich Ihnen wenig Neues und gar nichts Erfreuliches melden. In Ostindien scheint es schlimm auszusehen; man wird eben von hier aus viel Geld und Truppen schicken müssen; — ich höre von 3—4000 Mann. Auf lange Zeit wird diese Colonie nichts eintragen. Das Gouvernement hat bis jetzt über den dortigen Zustand nichts bekannt gemacht; die meisten Nachrichten kommen aus England. Der König soll sehr übler Laune sein, theils wegen dieser Nachrichten, theils wegen der Entdeckung ungeheurer Betrügereien, die beim Festungsbau stattgefunden haben. Es war ihm besonders ärgerlich, daß die Sache nicht vertuscht werden konnte; er haßt den öffentlichen Scandal noch mehr als die Betrügereien. Ein Ingenieurmajor ist auf 15 Jahre in die Eisen verurtheilt worden. Da ist freilich noch mehr Stoff zu übler Laune, als vor

zwei Jahren, da mir Graf Grünne sagte, der König gerathe jedesmal in Zorn, wenn er ihm von Luxemburg sprechen wolle. Nun machen auch die Schwierigkeiten mit der Geistlichkeit viel zu schaffen. In meinen hiesigen Verhältnissen hat sich nichts verändert.

Fritz an Vater.

Spaa, 2. Juli 1826.

Ich bin sehr im Rückstand mit Ihnen, bester Vater; hier die Ursache; da mich meine Arbeit sehr langweilt, habe ich einen Anlauf genommen und in 14 Tagen das Pensum für den ganzen Sommer abgemacht; ich bin nun 3 Monate lang völlig Herr meiner Zeit und werde sie ganz ruhig in Spaa zubringen. Man hat mir officiell zwei Hauptleute vom Englischen Generalstab angekündigt, welche für einige Zeit dem unsrigen zugetheilt sind. Ich begreife weder, was das zu bedeuten hat, noch warum man sie gerade mir endossirt; es ist bei uns jetzt weder etwas zu lernen, noch etwas auszukundschaften. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meinem Corps eine große Veränderung bevorsteht. Prinz Friedrich ist wirklich Kriegsminister geworden; unsere neue Organisation ist aber noch nicht erschienen. Wenn sie nachtheilig für mich ausfällt, so habe ich allerlei Projecte, unter andern mich als Major in die Linie versetzen zu lassen. Der Dienst des Stabsofficiers in der Linie ist nicht unangenehm und ich wäre als solcher mehr Herr meiner Zeit als jetzt . . .

Fritz an Vater.

Spaa, 5. September 1826.

Ihre interessanten Mittheilungen, bester Vater, weiß ich nicht besser zu beantworten, als mit einem Contrast. Während Sie auf dem Johannisberg bei Metternich waren, habe ich Bekanntschaft mit dem Grafen Philipp Ugoni gemacht, einem Oesterreicher aus Italien. Er ist Contumar, saß lange in Hamburg gefangen und ist endlich von da entflohen. Was mich am meisten verwundert, ist, ihn für uns Deutsche und für unsere Literatur sehr eingenommen zu finden. Er hat seinen

„Aufenthalt" benutzt Deutsch zu lernen, liest den Kant und unsere Philosophen — und ist jetzt beschäftigt, Goethe's Faust in's Italienische zu übersetzen. Er kommt zuweilen zu mir und läßt sich schwere Stellen erklären. Auch den General Pepe und den Grafen St. Marsan habe ich oft bei den Engländern gesehen — mündlich mehr davon. — Damit Sie aber nicht glauben, daß ich ganz den Weg des Verderbens wandle, will ich Ihnen zur Beruhigung sagen, daß ich mich, weit mehr als mit Rebellen, mit einer artigen Französischen Dame abgegeben habe — die im vollen Sinne des Worts Ultra ist; — viele ihrer Verwandten sind guillotinirt worden und sie ist so katholisch, daß sie mich nicht blos zum Katholiken, sondern selbst zum Jesuiten hätte machen mögen. Ich wollte, Sie hätten unsere „Faustischen" Unterhaltungen mit angehört; manchmal mußte sie zugestehen: das ungefähr sagt auch der Herr Pastor, nur mit etwas andern Worten. Von ihr habe ich gelernt, daß es auch einen heiligen Friedrich giebt: „Evèque d'Utrecht; avant le schisme bien entendu." Scherz bei Seite, ich hatte sie sehr gern — leider ist sie nicht mehr hier! Ferner lernte ich auch eine Nichte des Erzbischofs von Mecheln kennen, Madame de Stockhem, geborne Méan, die mir sehr artig war und öfter sagte, ihr Onkel habe ihr oft von Ihnen gesprochen; er ist jetzt sehr alt und kränklich. Sie spricht sehr gut Deutsch und Englisch, hat viel Geist und ist auch sehr Ultra. Das bezeichnet freilich in den Niederlanden etwas ganz anderes als in Frankreich; man kann es aber dem Niederländischen Adel nicht verargen. Mit dem Römischen Hofe soll jetzt eine Annäherung durch den Baron de Celles (früher Französ. Präfecten in Amsterdam) zu Stande gebracht sein. Der Abschluß eines Concordats ist wirklich für die Zufriedenheit dieser südlichen Provinzen sehr wichtig. In drei Wochen wird Spaa wie ausgestorben sein und ich werde es dann auch verlassen. Im Ganzen war ich zufrieden mit meinem Aufenthalt und habe allerlei Leute kennen gelernt. Die Individuen, welche zu den verschiedenen peuplades allemandes gehören, sind hier am seltensten, doch erscheint zuweilen eines oder das andere mit vielen Orden und zwei Kammerherrn-

knöpfchen, und zieht die schmunzelnde Aufmerksamkeit der Engländer auf sich. Wahrscheinlich gehe ich von hier nach Lüttich und gegen Ende October nach Gent.

Fritz an Vater.

Gent, 20. Januar 1827.

... Der Grundton der letzten Briefe von Hause ist nicht so munter, als ich wünschte. Wenn Sie nur alle gesund sind! Es liegt ein Bischen in der Gagern'schen Familie, Freude an der Wehmuth zu haben; ich aber, als echter Pharisäer, danke Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Wenn ich aber auch nicht so wehmüthig bin, so bin ich doch gewiß ganz so ungeduldig. Ich habe mein Brevet als Major in der Tasche, aber noch zur Stunde weiß ich nicht, was man mit mir vor hat. Die neue Organisation des Generalstabs ist noch nicht erschienen und Niemand kann sagen, worin sie bestehen wird. Morgen gehe ich mit meinen Kameraden zur Danksagungsaudienz für das Avancement nach Brüssel. Unterdessen werden Ihnen die Zeitungen gemeldet haben, welches Unglück zur See unsere Expedition nach Ostindien betroffen hat. Das Linienschiff der Wassenaar (74 Kanonen), welches mehr als 1000 Mann an Bord hatte, ist 22 Stunden, nachdem es ausgelaufen war, im Sturm untergegangen — nur 20 Mann sollen sich gerettet haben. Man fürchtet auch für die Fregatte de Javaan, von welcher man noch keine Nachricht hat. Das Linienschiff der Zeeuw (le Seelandois), welches ich voriges Frühjahr in Vließingen ausrüsten sah, und welches 1300 Mann an Bord hatte, ist an der Englischen Küste auf eine Sandbank gerathen und wäre beinahe zu Grunde gegangen; die steigende Fluth hat es noch zur rechten Zeit wieder flott gemacht. Es ist ein unersetzlicher Verlust. So viele brave Soldaten — die Elite der Armee — untergegangen, die übrigen entmuthigt — die ganze Expedition vereitelt. In der Möglichkeit, daß eine ostindische Chance mir persönlich näher kommen könnte, habe ich einiges über Java gelesen, besonders ein Buch von einem Arzte in Batavia, Doornik, welches gegen den Generalgouverneur, ihren Wiener Collegen, Capellen, gerichtet ist und Aufsehen erregt.

Er macht dessen Verwaltung besonders folgende Vorwürfe: 1) weitläufige und zu theure Beamtenwirthschaft; 2) leichtsinnige und kostbare Eroberungskriege; 3) schlechte Finanzoperationen und übermäßige Bauten; 4) unpolitische Verhinderung Europäischer Colonisation. Er kann ihm jedoch nichts anderes zur Last legen, als mangelhafte Einsicht. Seit ein paar Wochen lese ich viel Holländisch, u. a. mit großer Aufmerksamkeit des Grafen Hogendorp Beiträge zum Staatshaushalt der Niederlande. Sehr interessant; es ist gleichsam sein Antheil an der Politik, denn das Werk (schon 13 Bände und noch nicht beendigt) enthält alle seine Abstimmungen bei den Generalstaaten. Sie wissen, daß er seine Stelle als Staatsminister freiwillig niedergelegt hat, um ganz unabhängig zu sein. Seine Verdienste, was Staatsverwaltung und Finanzen betrifft, werden allgemein anerkannt, und man ehrt ihn allgemein wegen seines uneigennützigen Charakters. Seine oft lebhafte Opposition geht ganz aus seiner Ueberzeugung hervor, und der esprit frondeur hat keinen Antheil daran. So lange wir auf die Organisation warten, kann ich an meinen Urlaub nicht denken; ich käme gern im März zu Ihnen, weil Sie, bester Vater, in diesem bösen Monat Zerstreuung brauchen; und ich bin arrogant genug zu glauben, daß ich dazu beitrage. Fürchtet Sie auch nicht mein Zudrängen zu den ostindischen Chancen; ich bin nicht mehr so hitzig, seitdem wir in Europa so schöne Hoffnungen zu einem Kriege haben. Aber freilich:

La guerre est ma patrie,
Le harnois ma maison,
Et en toute saison
Combattre, c'est ma vie.

Ich grüße Alles herzlich.

Der nächste Urlaub erfolgte erst im Sommer und, kaum in Hornau angelangt, wurde Fritz zurückberufen, um in einem großen Uebungslager bei Ravels in der Provinz Antwerpen, welches General de Cerens unter dem Prinzen Friedrich commandiren sollte, als Chef des Generalstabs zu fungiren. Es fiel dies in

einen bewegten Zeitpunkt der orientalischen Angelegenheiten, kurz vor der Schlacht von Navarin. Capo d'Istria war auf dem Wege nach Griechenland in Brüssel, und mein Vater, wie im vorhergehenden Kapitel erzählt ist, war, um ihn zu sprechen, dahin geeilt. Der Auftrag im Lager, und zwar zum erstenmale in so hervorragender Stellung, war ebenso interessant als ehrenvoll. Da mein Bruder nicht einen Augenblick Zeit fand zu einem Seitensprung nach Brüssel zu meinem Vater, schrieb er ihm bald nachher:

Fritz an Vater.

Gent, 16. October 1827.

Nach so langem Stillschweigen, bester Vater, weiß ich kaum, wo ich anfangen soll. Das Lager ist zu Ende, meine Verhältnisse waren bis zuletzt sehr angenehm, und ich habe sehr schmeichelhafte Beweise von Zufriedenheit erhalten. Der Prinz Friedrich, der mich mit wahrem Vertrauen behandelte, sagte mir unter anderm, er hoffe, ich werde einmal bei einer ernsteren Gelegenheit sein Chef des Generalstabs sein. Im letzten Tagesbefehl bin ich gleich nach den Generalen wegen „Kunde und Unermüdlichkeit" gelobt worden. Ich hoffe also, Sie sind auch mit mir zufrieden. Es war ein ganz interessanter Augenblick, als der Prinz von Oranien nach so langer Abwesenheit zum erstenmale wieder im Lager erschien. Er hatte sich seit dem bekannten Streit mit seinem Vater, also seit 10 Jahren, nicht mehr bei der Armee sehen lassen. Der Prinz Friedrich empfing ihn mit allen Honneurs; beide Brüder umarmten sich und waren sehr gerührt. Man erwartet nun mit Neujahr nicht allein unsere endliche Organisation, sondern Veränderungen für die ganze Armee. Mit Vermuthungen will ich Sie aber nicht unterhalten. Nicht einmal was aus mir werden wird, kann ich vorhersehen, und habe auch vermieden, einen Wunsch zu äußern, so gut sich die Gelegenheit mehrmals darbot. In diesen Erwartungen werde ich aber einen Urlaub nicht wieder vor Anfang des nächsten Jahres mir erbitten.

Fritz an Vater.

Gent, 12. April 1828.

Bester Vater, seit einigen Monaten sind meine Briefe selten und mager; aber ich gestehe es, die unerträgliche Ungewißheit über meine Bestimmung hat mich übler Laune gemacht. Die Wahrscheinlichkeiten sind immer dieselben — an Frankfurt glaube ich nicht, — es ist zu sehr Sinecur; ich könnte aber wohl später einmal dazu kommen. Ganz zufrieden wäre ich, wenn man mich in Gent ließe, und dies ist nicht unmöglich, da mich Herzog Bernhard zum Stabschef zu haben wünscht. Am wenigsten würde mir, der Theurung wegen, der Haag anstehen. Aber die Dinge, die da kommen sollen, werden mit großem Geheimniß betrieben. Ich mache also nun von meinem Urlaub Gebrauch und werde Ende dieses Monats in Hornau erscheinen.

Fritz an Vater.

Gent, 27. Juli 1828.

Da ich weiß, wie ernstlich Sie um Ihre reisenden Söhnchen besorgt sind, bester Vater, melde ich Ihnen sogleich, daß meine Rückreise hierher gut von statten gegangen ist. Die Aussichten der neuen Organisation sind noch ganz auf derselben Höhe. Oberst van Gorkum scheint sie ernstlich zu verfolgen; ich habe ihn nicht gefunden, denn er ist in Brüssel, um Mlle. Garnerin im Luftballon steigen zu sehen. Wahrscheinlich werde ich ruhig hier bleiben können und nur dann und wann kleine Excursionen in beide Flandern zu machen haben. Ein Jahr mag das Kriegsministerium wohl nöthig haben, um seine großen Projecte auszuführen. Die Entlassung der Schweizer ist gewiß. Die Nachrichten aus Indien lauten schlecht. Die meisten Häuser sind jetzt hier geschlossen, denn alles ist auf dem Lande. Doch bleiben mir 4 oder 5 Familien und auch viele Landhäuser sind leicht zu erreichen. Da ich viel Muße habe, will ich nun endlich das Holländische ernstlich angreifen, es ist unentbehrlich.

Fritz an Vater.

Gent, 19. October 1828.

. . . In Indien soll es schlecht gehen. Der Gouverneur hat die Sachen noch mehr verwirrt; er kommt zurück und Ge-

neral van den Bosch wird ihn ersetzen, derselbe welcher die Armencolonien verwaltet hat, in Frederiksoord und Bortel, und der erst vor Kurzem als Königl. Commissär in Westindien war. Er hat schon früher unter General Daendels in Ostindien gedient. Herzog Bernhard scheint mißvergnügt daß man ihm diesen Antrag nicht gemacht hat; ich überzeuge mich aber immer mehr, daß er Unrecht hat und jetzt nicht reüssiren würde; ich suche ihn also zu beruhigen. Die Vermählung der Prinzessin Marianne (mit dem Prinzen Wasa) scheint verschoben. Mit Ihrem Schreiben an den König wünschte ich daher Sie zögerten auch noch, bester Vater, und schrieben nichts von Ihrer früheren Correspondenz mit Oberst Gustavson; er war lange in der Gegend von Lüttich und hat da viele Thorheiten begangen; wie ich höre, ist er wegen der Vermählung gar nicht begrüßt worden. Die Heirath wird auch hier zu Lande sehr ungern gesehen und man hofft noch, sie werde zurückgehen; sie soll durch den Canal der Familie Constant von dem Begleiter des Prinzen, seinem ehemaligen Gouverneur Polier, gleichfalls einem Schweizer, in Gang gebracht worden sein. Doch genug davon.

Fritz an Vater.

Gent, 22. Februar 1829.

Bester Vater, mehrere Tage war ich in Brüssel, um mich einmal wieder zu zeigen. Der Augenblick war nicht günstig, weil man mit wichtigen und unangenehmen Dingen überhäuft war. Nichtsdestoweniger war Prinz Friedrich höflich und seinen guten Absichten für den Generalstab werden wohl nur die geforderten Ersparnisse des Budgets enge Schranken setzen. Der König empfing mich gnädig; ich wollte nur eine Verbeugung machen und wieder abtreten, wie man gewöhnlich thut, wenn man nichts vorzutragen noch zu bitten hat; er sprach mich aber Holländisch mit der Frage an: was kommen Sie mir bringen? und ich antwortete ebenso: „ich komme nichts bringen, aber ich komme auch nichts holen; ich wollte mich nur E. M. zu Gnaden empfehlen.“ Er trug mir darauf mit unerwarteter Freundlichkeit Empfehlungen an Sie auf. — Was mich per-

sönlich betrifft, so bleibe ich also wohl ruhig ein viertes Jahr in Gent. Von den inneren Angelegenheiten des Landes nur so viel: Die beiden extremen Parteien, die liberale und die katholische, hatten sich im vorigen Jahre gegen das Gouvernement vereinigt; man hat den Weg eingeschlagen, der letzteren Concessionen zu machen, um erstere in Schranken zu halten. Man glaubt auch an einen Ministerwechsel, aber nicht sogleich, damit er nicht abgedrungen erscheine. Der Winter in der geselligen Welt ist hier ziemlich lebhaft. Dem Onkel Moritz als Freund der Türken, bitte ich zu melden, daß ich den 25. als Kalif von Bagdad auf dem Maskenball des Herzogs Bernhard paradiren werde. An einen Urlaub kann ich füglich in diesem Jahre nicht denken und doch bleibt es wahr: ein paar Wochen in Hornau zugebracht, gehören dazu, wenn ich das Jahr zu den guten zählen soll. Ich beschäftige mich sehr fleißig und bin sehr wohl.

Fritz an Vater.

Gent, 9. Juni 1829.

Sie hätten alles Recht, lieber Vater, sich über mich zu beschweren, daß ich nicht schon vor acht Tagen Ihnen berichtet habe, was sich während des Aufenthalts des Königs hier zugetragen hat. Ich kann mich aber kurz fassen. Der König wurde im Ganzen wohl empfangen. Der Handelsstand und die Fabrikherren, deren Geschäfte jetzt gut gehen und die also zufrieden sind, haben alles aufgeboten, um ihn zu fêtiren. Der Adel war kälter und zurückhaltender. Der Ball wurde durch eine Feuersbrunst schon sehr frühe unterbrochen und zwei Fabriken sind abgebrannt. Auch unsre Arbeiten, ich meine die des Generalstabs, hat der König gesehen; er hat sich zwei Stunden dabei aufgehalten. Zu loben war nicht viel und wenn er hätte tadeln wollen, hätte er sich selbst tadeln müssen, daß er uns einen so absurden Chef gegeben hat. Die höchst nöthigen Veränderungen werden aber nun, nach so langem Warten, wohl nächstens zu Stande kommen. Meine eigne neue Bestimmung kann ich zwar nicht voraussehen, indessen steht mir wohl nichts Unangenehmes bevor, und noch immer

am wahrscheinlichsten die Stelle als Chef des Stabs des Herzogs Bernhard. Zwar höre ich, daß Oberst van Gorkum mich als unentbehrlich bei seinem topographischen Bureau behalten will; die wahre Absicht ist aber, einen andern wegzuschieben der ihm noch unangenehmer ist. Ich habe mir vorgenommen, ruhig abzuwarten. Man spricht wieder von einem Ministerwechsel, ein solcher bringt aber hier keine Veränderung im System mit sich, sondern höchstens in dem Modus und dem Ton.

Fritz an Vater.

Gent, 25. Juli 1829.

. . . Ich habe neulich 14 Tage auf einer Dienstreise zugebracht und bei dieser Gelegenheit die Schlachtfelder von Oudenaarde, Tournai, Fontenoi und Steenkerk gesehen; ferner drei neue Canäle, die unter der Regierung des Königs gebaut worden sind, von Gent nach Terneuse, von Mons nach Tournai und von Charleroi nach Brüssel.

Fritz an Frau von Wamboldt.

Gent, 23. August 1829.

So eben, liebe Tante, sind die 12 Wagen vor meinem Fenster vorbeigefahren, welche die Kaiserin von Brasilien und ihr Gefolge nach Ostende bringen. Sie ist im Ganzen 8 Tage hier gewesen und schien sich sehr zu gefallen, sowie auch sie allgemein gefallen hat. Ohne regelmäßig schön zu sein, hat sie die frischesten Farben der Jugend, schöne Augen, freundliche Grübchen und einen Ausdruck von Heiterkeit und Güte, der sehr für sie einnimmt. Sie ist blond und ziemlich groß, ihre Haltung ist sehr natürlich. Sie ist nie verlegen oder zögernd, wenn sie jemanden anspricht, und was sie sagt, ist artig und passend. Den Schmerz der Trennung scheint sie schnell überstanden zu haben; denn sie ist selten ernst oder nachdenklich, sondern blickt fröhlich in die Zukunft. Man sieht, sie hofft glücklich zu sein und glücklich zu machen. Sie ist sehr mit der Idee beschäftigt, dort viel Gutes zu stiften und erkundigt sich nach Allem. Hier sah sie Kirchen, Gemäldesammlungen, die Universität, den botanischen Garten, das Zuchthaus und die

Fabriken, — sie wird gewiß in den Urwäldern eine Tüllfabrik anlegen, da das Brennmaterial für die Dampfmaschinen dort so wohlfeil ist. Im Theater wurde sie mit großem Jubel empfangen; das Französische Stück, das erste das sie je gesehen, schien sie sehr zu unterhalten, doch war sie auch etwas mit ihrem prächtigen Halsband von Juwelen beschäftigt, welches Don Pedro ihr geschenkt hat. Neben ihr saß die Herzogin Bernhard von Weimar ganz ruhig und einfach; der Herzog ist um so mehr in Bewegung die Honneurs von Gent zu machen. Die Kaiserin hat einmal bei ihm auf dem Lande gegessen, und er war so gütig mich einzuladen, sodaß ich also die Kaiserin sehr in der Nähe gesehen habe, ja ich habe ihr das Brod gebröckelt, womit sie die Fische im Teich gefüttert hat. Bei Tische saß ich neben Fräulein von Sturmfeder, die mehr Mühe hat, sich vom Vaterlande zu trennen. Freilich ihrer Dame schließt sich eine neue Welt auf, ihr selbst schließt die alte sich zu. Sie sprach mir viel von dem Briefe des Vaters über die Deutsche Auswanderung nach Brasilien, und wie sie diese Absichten erreichen könne. Mein Rath war, das thätige Wohlwollen der Kaiserin rege zu machen und wach zu erhalten. Außerdem war noch im Gefolge des Herzogs von Leuchtenberg ein Graf Spreti, ein Kamerad des Karl, den ich einst in Bouzonville gesehen hatte. Er war gestern bei mir zu Gast. Heute hat Marquis Barbacena die Abreise unerwartet beschleunigt. Die Kaiserin hat vorher noch in der Kathedrale die Messe gehört und ich bin bei dieser Gelegenheit auch fromm gewesen. — Sind Sie nun zufrieden, beste Tante, und habe ich durch diesen umständlichen Bericht wieder alles bei Ihnen gut gemacht? Es ist nur Klugheit — weil mir Niemand so artig und umständlich schreibt, wie es in Hornau zugeht, als Sie. Geben Sie mir recht bald wieder Nachrichten von Ihrem und der Mutter Befinden bei diesem abscheulichen kalten Sommer. — Wie urtheilt der Vater denn von den letzten politischen Verwicklungen? Wahrscheinlich stehen die Russen jetzt vor Konstantinopel. Das gönne ich ihnen nicht. Ueber die Ungewißheit und das Warten hier zu Lande möchte ich aus der Haut fahren.

Fritz an Vater.

Gent, 29. September 1829.

... Vor der Abreise des Hofes von Brüssel habe ich noch einmal dem Prinzen Friedrich aufgewartet. Die Aufnahme war wie immer sehr freundlich. Nachdem er mir die Versicherung gegeben hatte, bei der bevorstehenden Organisation besondere Rücksicht auf mich zu nehmen, frug er mich noch beim Abgehen, ob es mir einerlei wäre, bei der Infanterie oder bei der Cavalerie zu dienen? Ich habe ja geantwortet, obgleich mir aus mancherlei Gründen die Infanterie lieber wäre. Dagegen soll sich General Constant geäußert haben, er werde seine Stelle als Chef des Generalstabs niederlegen, wenn er die besten Officiere seines Corps verliere; dabei hat er mich genannt. Ich muß es nun ruhig abwarten. Gent zu verlassen wird mir leid thun. Der Prinz von Oranien ist in diesem Augenblick hier, um die Nationalgarde zu inspectiren; er erkundigte sich gestern angelegentlich nach Ihnen. Daß Sie die Politik so kurz abfertigten, ist mir leid. Was die Jesuiten betrifft, so hatte Graf Reinhard doch wohl recht. Hier glaubt man allgemein, daß sich das Französische Ministerium nicht halten kann. Was auch der nächste Erfolg sein mag, so viel ist gewiß, daß alle diese Vorgänge die incompatibilité d'humeur der Bourbonen und der Französischen Nation immer greller hervorheben, und daß die endliche Beruhigung dadurch immer weiter hinausgeschoben wird.

Die Debatten in den Generalstaaten werden nächstens sehr lebhaft werden; das Geschrei und die Intriguen der katholischen Partei sind noch keineswegs gedämpft. Von allen Formen und Farben, welche die Opposition bei uns annehmen kann, ist keine schädlicher und gefährlicher als die, welche Holländer und Belgier, Protestanten und Katholiken, als zwei feindliche Lager erscheinen läßt. An Schwester Karoline habe ich eine Bitte; ich hätte gern meinen Lieblingsmarsch abgeschrieben und geschickt.

Fritz an Max.

Gent, 24. März 1829.

Du bist also zufrieden, lieber Max, mit deinem Empfang und der Audienz des Königs. Es schadet nichts, wenn du auch auf deine Anstellung ein paar Monate warten mußt; sie wird wahrscheinlich erst nach der Annahme des Budgets erfolgen. In die diplomatische Carrière bin ich gar nicht verliebt; für die Reichen ist es oft eine glänzende Nullität; für die Armen aber ein glänzendes Elend; sei also mit jeder anderen Civilanstellung zufrieden. Wahrscheinlich wirst du Commis d'état. Ich begreife nicht, wie ich vergessen habe, dich meinem allerbesten Freunde zu empfehlen; es ist dies der Lieutenant Rigot, ein Schweizer, Erzieher der Söhne des Prinzen von Oranien. Suche ihn im Palais auf und übergieb ihm diesen Brief. Du kannst das größte Vertrauen zu ihm haben und mit ihm reden wie mit mir. Hier läuft seit einigen Tagen das Gerücht, ich sei zum Stabschef des Generals Tripp ernannt, der die Cavalerie commandirt und im Haag wohnt. Rede mit Niemand darüber als etwa mit Rigot. Wenn wir beide im Haag wohnen sollten, würden wir uns schon einrichten und brüderlich vertragen. Das habe ich auch nach Hause geschrieben. Einstweilen thust du ganz wohl, dich ruhig zu verhalten; lebe aber nicht allzu einsam und zurückgezogen, um nicht als Sonderling zu erscheinen.

Mittlerweile war Max zum Commis d'état ernannt worden, und aus diesem Anlaß schreibt:

Fritz an Vater.

Gent, 3. December 1829

Heute nur ein paar Zeilen, bester Vater. Die Anstellung des Max als Commis d'état im Cabinet des Königs ist als eine sehr günstige zu betrachten. Er wird sehr an den Schreibtisch gefesselt sein; wenn das seine Gesundheit nur aushält, so ist alles gut. Rigot, Gouverneur der Prinzen, dem ich den Max empfohlen hatte, schreibt mir:

Je Vous félicite cordialement, et bien plus que s'il avoit été placé au départ. des affaires étrangères. Le Roi montre de la manière la plus gracieuse qu'il veut avoir soin de votre frère, — et certes c'est chose rare.

In der inländischen Politik ist jetzt ein kritischer Augenblick. Die Opposition wird immer hartnäckiger. Man spricht seit einiger Zeit auch wieder von einem Ministerwechsel. Der Minister des Innern van Gobbelschroy soll als Gesandter nach Paris an Fagels Stelle bestimmt sein. Es scheint mir, daß ein Mann, der nicht von Familie ist und der sich immer sehr antiaristokratisch und antikatholisch gezeigt hat, nicht für diesen Gesandtschaftsposten paßt. — In Ostindien verlieren wir viele Leute, nicht durch den Feind, sondern durch das Klima. Von den 3 Bataillons, welche vor drei Jahren dahin abgegangen sind, 3000 Mann mit 48 Officieren, sind nur noch 400 unter den Waffen; 22 Officiere sind gestorben. Ich habe die Stelle im Bourrienne gelesen, worüber Minister Stein sich beschwert, und kann nicht begreifen, wie sie der Gegenstand einer Klage werden kann.

Fritz an Vater.

Gent, 8. December 1829.

Noch in diesem Monat muß es sich entscheiden, ob die bisherigen Verwaltungsmaximen oder ob die Opposition den Sieg davon trägt. Ich habe Ursache zu glauben, daß das Gouvernement die Nothwendigkeit einsieht, energischere Maßregeln zu nehmen. In dieser verwickelten Sache, wo so vieles von der Persönlichkeit abhängt, maße ich mir kein Urtheil an. Beobachten Sie aufmerksam und gehen Sie davon aus, daß die wahre Opposition hier im Lande eine katholische und aristokratische ist; nur diese hat tiefe Wurzeln. Das feindselige Geschrei der ultraliberalen Zeitungen hat keine nachhaltige Kraft; es ist scandalös, aber nicht gefährlich; oder es ist nur gefährlich, indem es den Machinationen der apostolischen Partei zu statten kommt. Was auch der Erfolg sein mag, es ist traurig, daß durch diese Leidenschaft die innige Verschmelzung

der beiden Theile des Königreichs aufgehalten ist, ja einen Rückschritt gemacht hat. Satis.

Fritz an Vater.

Gent, 2. Januar 1830.

... Unsere politische Krisis scheint glücklich überstanden. Die Festigkeit des Königs und die andern Mittel, womit man eine Majorität gewinnt, haben bewirkt, daß das 10jährige Budget angenommen worden ist. Das Gouvernement hat nun freie Hand; es kann beharren, wo es glaubt auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen zu müssen, und es kann nachgeben, ohne daß es den Schein hat, diese Nachgiebigkeit sei erzwungen. Der König soll sehr vergnügt sein, Prinz Friedrich dagegen sehr leidend aussehen. General Cerens, der unter ihm das Kriegsdepartement erhalten hat, ist derselbe, mit dem ich im Lager war; es ist ein sehr braver Mann, mit dem ich sehr gut bin. Prinz Friedrich vereinigt jetzt die Marine und das Kriegsdepartement in seiner Hand.

Fritz an Vater.

Gent, 16. Februar 1830.

Die schärfern Maßregeln der Regierung waren nöthig, weil die Opposition eine wahrhaft hostile Stellung annahm, wobei vermuthlich Französische Intriguen mit im Spiel waren. Die Broschüre des Generals Richemont giebt darüber einigen Aufschluß, weil man sieht, daß solche Projecte in Frankreich immer wach und populär sind. Meine Ungewißheit und das ewige Warten hier hat doch auch seine unangenehmen Seiten: Unthätigkeit und selbst Abneigung gegen eine ernsthafte Beschäftigung, die jeden Augenblick unterbrochen werden kann. Dann bin ich ewig auch mit meinen Urlaubsplänen in Verlegenheit. Ich lese jetzt die Memoiren von St. Simon: sie sind zwar sehr lang und weitläufig, aber sie enthalten viel Merkwürdiges und die Charakterschilderungen sind meisterhaft. Mir scheint, St. Simon wird darin von keinem Schriftsteller übertroffen. Die guten Nachrichten von Max und seiner Zufriedenheit im Haag freuen mich gar sehr. Und Karl speculirt also in den

Fonds? Ich traue ihm Geschick zu und wünsche ihm Glück. Es wäre recht gut, wenn einmal ein Gagern ein Finanzmann würde. Ich verzichte darauf.

Ein Rückblick auf die Beschäftigungen des Bruders, welche die militärische Stellung desselben näher berührten, und die im Briefwechsel kaum erwähnt werden, blieb zum Schlusse dieses Zeitraums vorbehalten.

Charakteristisch für die Zwitterzustände in nationaler Beziehung in den Niederlanden ist es, daß mein Bruder erst spät das Bedürfniß gefühlt und sich bemüht hat, die Holländische Sprache zu erlernen. Er schrieb:

Fritz an Vater.

Gent, 25. November 1827.

Meine Essays schlafen. Ich habe bisher allerlei andere Beschäftigungen gehabt. Zu meinen wichtigsten Progressen gehört, daß ich es endlich so weit gebracht habe, Holländisch zu schreiben.

Fritz an Vater.

Gent 3. August 1828.

Von meinen Geschäften sage ich nichts, es sind nur Beschäftigungen. Da ich aber so viel Muße habe, will ich das Holländische ernstlich angreifen. Es ist unentbehrlich.

Schon zu den ersten Jahren des Dienstes ist es erwähnt worden, daß der Hauptmann von Gagern einzelnen seiner jungen Kameraden Privatunterricht in verschiedenen militärischen Wissenschaften, besonders in der höheren Mathematik, ertheilt hatte. Von der Zeit an, daß er seine Winter regelmäßiger in Gent zubringen konnte, also seit dem Winter 1821/22, war er nicht allein als civis academicus bei der Universität eingeschrieben, sondern er setzte seine ernsten mathematischen Studien, namentlich die der Differential- und Integralrechnung, mit dem Professor

Garnier, seinem alten Pariser Lehrer, fort, dessen Anstellung bei der Universität zu Gent bald nach dem zweiten Pariser Frieden durch ihn und den Vater vermittelt worden war. Nach seiner Beförderung zum Major hielt Fritz in Gent für die jüngeren Officiere, und zwar zuerst in dem Winter von 1825/26, Vorlesungen über den Dienst des Generalstabs, im darauf folgenden Winter über Kartenprojection und Geodäsie. Ebenso hielt er auf Verlangen des Chefs vor dem ganzen Corps des Generalstabs einen Cursus der Strategie und höheren Taktik, indem er dabei die Campagne von 1815 als praktisches Beispiel durchnahm, die Cantonnirungen, die Concentrationen auf den strategischen Punkten, die Schlachtfelder, endlich die Schlachten selbst in Betracht zog. Zu diesen Vorträgen bediente er sich der Französischen Sprache, und einer seiner nun hochstehenden damaligen Kameraden drückte das Lob dieser Vorträge später dahin aus:

> Ces cours se sont répétés à différentes reprises, et il y mettait cette clarté, qui résulte du véritable savoir, et cette simplicité qui est l'apanage du véritable mérite.

„Ueberhaupt", — ich darf die eigenen Worte eines anderen zu solchem Urtheile sehr competenten früheren Kameraden meines Bruders hier anführen, von welchem manche der Notizen herrühren, welche die auf praktische Zwecke gerichtete wissenschaftliche Thätigkeit meines Bruders während dieser seiner früheren Dienstzeit betreffen, — „Ueberhaupt haben alle seine Kameraden und Untergebenen großen Nutzen gezogen von seinem ausgezeichneten Wissen und von seinen Talenten, sei es durch seine unmittelbare Belehrung, sei es durch seine Conversation oder durch den Wetteifer und die Richtung, welche sein Beispiel ihrem Studium gab."

Auch unter seinem literarischen Nachlaß befindet sich aus dieser früheren Periode Einiges von politisch-militärischem Inhalte.

Ein Dialog über die Mittel der Disciplin und über den Einfluß entehrender Strafen auf das Selbstgefühl und den Werth

des Soldaten gehört wohl der frühesten Zeit an. Ich rücke ihn hier ein, obgleich der Gegenstand jetzt veraltet ist und Stockschläge in Deutschen Heeren längst nicht mehr vorkommen. Es sind diese Ansichten charakteristisch für meinen Bruder, und keineswegs einer sentimentalen Humanität, sondern der ächten entsprungen, welche auf Menschenkenntniß beruht; und wenn er gleich zur Zeit der Abfassung dieses Dialogs noch ein jüngerer Officier war, so hatte er doch schon in vier Campagnen im Oesterreichischen und Niederländischen Heere, und in nächster Berührung mit Preußischen, Russischen, Englischen und Französischen Armeen, Gelegenheit gehabt Erfahrungen zu sammeln, um ein Urtheil darüber beanspruchen zu können, welche Einwirkung auf den mannigfaltigsten Soldatenstoff das gesteigerte Gefühl der Standesehre und die moralischen Triebfedern überhaupt auszuüben vermögen.

Stockschläge.

Die Herbstmanöver sollten statthaben, die Truppen wurden zusammengezogen und in den umliegenden Dörfern einquartiert.

Auf einem Spaziergange hörte ich ein Geschrei, es kam aus einer Scheune, welche einige hundert Schritte von dem Dorfe abgelegen ist. Ich ging darauf zu. Ein Officier mit mehreren Soldaten, unter diesen ein Corporal mit einem Haselstock, kamen heraus. Ich wußte nun, was das Geschrei zu bedeuten hatte. Der Officier war einer meiner Bekannten; wir gingen zusammen nach dem Dorfe zurück.

Eine schöne Operation! sagte ich.

— Eine oft sehr nöthige.

Ich mache Ihnen mein Compliment, daß Sie wenigstens anfangen sich derselben zu schämen; ich erinnere mich der Zeit, wo solche Executionen öffentlich vorgenommen wurden.

— Seitdem wir mit den Franzosen gedient haben, ist dies abgekommen, weil sie sich darüber lustig machten.

Es ist mir leid, daß dies die Veranlassung ist. Aber warum sind Sie nicht weiter gegangen? Da Sie sich dieser Strafe schämen, sollten Sie dieselbe nicht blos verheimlichen, sondern abschaffen.

— Die Franzosen haben ein Vorurtheil gegen diese Strafe.

Ich nenne Vorurtheile eine Meinung, für die sich kein guter Grund anführen läßt.

— Der Soldat kann nur durch Strenge im Zaum gehalten werden.

Wenn ich das zugebe, habe ich noch nicht zugegeben, daß Stockschläge nöthig sind. Strenge und Stockschläge sind Zweierlei. Die Franzosen wissen dieses Mittel zu entbehren.

— Sie bekommen Jagdhiebe und Rippenstöße genug und die Savatte obendrein.

Diese Strafen sind nicht rechtmäßig; kein alter Soldat, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, wird sie dulden. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer blos rohen Behandlung, welche sich Vorgesetzte zu Schulden kommen lassen, und einer gesetzmäßig eingeführten, förmlich zuerkannten erniedrigenden Strafe. Ich übergehe, was die Menschlichkeit gegen diese Strafe einwendet: daß sie die Gesundheit zerstören kann, daß oft ein elender Bartscheerer über das Maß ihrer Anwendung abzusprechen hat. Von allem dem will ich schweigen. Aber wenn der Franzose mit Stolz sagt: Unsre Krieger werden durch das Ehrgefühl geleitet, Eure müssen mit dem Stock getrieben werden, — ist sein Stolz dann Vorurtheil? Nein! denn er sagt mit andern Worten: Wir fürchten die Schande, Ihr fürchtet nur den körperlichen Schmerz; also: Wir haben mehr Ehrgefühl als Ihr. — Wenn das wahr wäre, es wäre eine Wahrheit, die wir auf alle Weise verbergen müßten; aber es ist eine unverschämte Lüge, und wir sind schamlos genug, sie auf alle Weise zu bestätigen.

Denn wie oft Prophezeihungen, so kann auch die Lüge selbst sich wahr machen. Man sagt: unser Soldat hat kein Ehrgefühl, darum schlagen wir ihn; — nein, weil Ihr ihn schlagt, wird er kein Ehrgefühl mehr haben.

Was ist äußere Ehre? — Die Achtung anderer Menschen; und Ehrgefühl ist der Wunsch, sie nicht zu verlieren. Indem Ihr den Soldaten wie das Vieh behandelt, zeigt Ihr ihm, daß er Eure Achtung nicht besitzt, und dann wundert Ihr Euch doch, daß er keinen Werth darauf legt, sich dieselbe zu erhalten.

— Sie werden eingestehen müssen, daß der Deutsche Soldat weder die Lebhaftigkeit noch die rege Eitelkeit des Französischen hat.

Ich gebe das zu, er ist träger und kälter; aber er ist viel leichter durch Gründe zu überzeugen, er hat strengere Begriffe von seiner Pflicht, und hängt mit mehr Treue, mit mehr Zuneigung an seinem Führer, als der Franzose. Wer auf solche Eigenschaften mit moralischen Triebfedern nicht zu wirken vermag, wer solche Männer damit nicht führen kann, der muß geführt werden, den hatte das Schicksal nicht zum Befehlen, sondern zum Gehorchen bestimmt.

— Aber in dringenden Fällen kann keine Strafe so schnell vollzogen werden.

Ich sehe darin nur die Gefahr, daß sie oft im Zorn und in der Uebereilung verhängt wird. Unsre Officiere denken sich ihr Verhältniß zum Soldaten noch sehr gern wie das des Herrn zum Knecht; sie vergessen —

— Aber in der Englischen Armee ist gar die Katze mit den neun Schweifen eingeführt.

Sollen wir die Engländer in ihren Fehlern zum Muster nehmen? Die Englische Armee besteht großen Theils aus zusammengerafftem Gesindel; bei uns ruft das Gesetz jeden Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes auf, er hat eben so viele Ansprüche auf gute Behandlung als der Französische.

Der erste Grundsatz einer gesunden Politik, das sicherste Mittel das Volk zufrieden zu machen, ist: es so zu regieren, daß es seinen Zustand mit dem anderer Völker, mit dem seiner Nachbarn und seiner Zeitgenossen ohne Neid und ohne Schaamröthe vergleichen könne.

Daß es schwer hält Mißbräuche abzustellen, welche in Vorurtheilen, in besonderen Interessen oder in der menschlichen Eitelkeit Stützen und Vertheidiger finden, ist erklärlich; aber wenn Reformen unterbleiben, für welche längst die bessere Ueberzeugung spricht, welche der eigene Vortheil erheischt, welche die Ehre gebietet, — wenn diese unterbleiben, dann dringt sich mit Nothwendigkeit der Schluß auf, daß die, welche die Macht und den Beruf haben sie zu bewirken, stupid, träge, feige, ehrlos und ihrer hohen Stelle unwürdig sind.

Ich hatte das mit Heftigkeit ausgesprochen, und erwartete, mein Gegner würde die harten Worte mit den Waffen ahnden wollen. Eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, aber er schwieg und huldigte der Wahrheit, die ihn verwundete.

Von anderer Natur ist der nachfolgende Aufsatz, der unter dem Titel „Feldherrn" die Mittel ein Feldherr zu werden, und die für den Feldherrn erforderlichen Eigenschaften bespricht. Ich habe denselben als eine unvollendete Skizze unter den Papieren des Bruders gefunden, die aber auch als solche des Interesses nicht entbehrt.

Feldherrn.

Bei den Forderungen, welche unsere kriegswissenschaftlichen Lehrbücher an den Feldherrn stellen, muß Zweifel entstehen, ob die Natur solche Inbegriffe körperlicher und geistiger Vollkommenheiten, solche Wunder von Wissen, Talent und Tugend hervorbringt?

Im Gegensatze dazu glaube ich, daß keiner Epoche und keiner Nation Männer mit allen Naturanlagen zum Feldherrn gefehlt haben, und daß die Seltenheit großer Feldherren nicht der Kargheit der Natur, sondern der Schwierigkeit beizumessen sei, welche ihrem Emporkommen entgegenstehen.

Wer zum Dichter, zum Künstler geboren ist, wer die Gluth der Phantasie in sich fühlt, der findet auch Gelegenheit sich auszubilden; bedarf dann nur Papier, Feder und Tinte, oder Leinwand, Pinsel und Farben, um seine Anlagen zu entwickeln. Aber zur Ausübung des Feldherrntalentes wird Krieg, ein Heer, und die günstige Vergangenheit des Führers gefordert, die ihn an die Spitze stellt. Denn man muß schon an der Spitze eines Heeres stehen, um den Beweis führen zu können, daß man die Eigenschaften des Heerführers besitze.

Eine andere Schwierigkeit ist, daß der gewöhnliche Lauf der Dinge erst im vorgerückten Alter zur Feldherrnschaft gelangen läßt. Es ist aber unläugbar, daß die zunehmenden Jahre dem Feldherrn mehr von seinen Eigenschaften rauben als sie hinzufügen. Denn was das Alter an Ueberlegung, Menschenkenntniß und Erfahrung gewonnen, hat es gewöhnlich an Selbstvertrauen, Unternehmungsgeist, raschem Entschluß und Kühnheit verloren. Also mehr verloren als gewonnen. Das Glück, so sagt man, liebt die Jugend. Wie viele glückliche Feldherren im Jünglingsalter: Alexander, Scipio (?), Karl XII., Condé, Napoleon. Von Turenne wird erzählt, daß er schon Schlachten gewonnen hatte, als er noch lernen mußte vor dem Könige eine Parade zu commandiren und defiliren zu lassen.

Die Eigenschaften sind theils der Person des Feldherrn nothwendig angeboren, theils erworbene und zu ersetzende.

Die Kenntniß vielen Details und der einzelnen Zweige des Dienstes kann, wenn sie dem Feldherrn fehlt, meistens eine gute Wahl der Umgebung ersetzen. Wissenschaftliche Bildung,

Befestigungskunst, Kenntniß der Evolutionen und des Terrains werden durch Widmung und Augenschein erworben, und durch Uebung das militärische Augenmaß ausgebildet. So unentbehrlich daher auch die physische Gabe eines scharfen Auges zu sein scheint, für die es freilich jetzt bessere Surrogate giebt, so verdient doch bemerkt zu werden, daß es große Feldherren gegeben hat, — Gustav Adolph und Friedrich II., — die beisichtig waren.

Aber die Eigenschaften des Charakters, vor Allem die Entschlossenheit in der Gefahr und in schwierigen Lagen, und die Gabe sich das Vertrauen der Soldaten zu gewinnen, ohne welches der talentvollste Feldherr nichts Großes auszuführen vermag, das kann Niemand ersetzen noch lehren.

Es ist einleuchtend, daß die Eigenschaften, welche den guten General machen: Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Charakters, kühnes Selbstvertrauen und Unbeugsamkeit, — gerade solche, welche in Monarchien nicht wohlgelitten sind, darum in diesen selten zu hoher Stellung führen.

Dem denkenden Kriegsmanne entgeht es nicht, daß Eigenschaften, welche bei vielen zur Verfügung gestellten Mitteln und mit der Gunst des Glücks den großen Feldherrn machen würden, in beschränkteren Verhältnissen das vielleicht nicht leisten, was weniger glänzenden, aber diesen beschränkten Verhältnissen mehr entsprechenden Eigenschaften, gelingt. Zwei Feldherren, deren Heere gleich stark sind, aber von denen der eine leicht, der andere schwer, nachhaltigen Ersatz an Mannschaft erhalten kann, stehen mit vielleicht gleichen Ansprüchen auf Feldherrneigenschaft in sehr verschiedener Lage der Entscheidung gegenüber.

Der Krieg ist ein Spiel, in dem das Glück am meisten vermag. Spielen aber ist — wagen; wer nicht viel wagt kann nicht viel gewinnen. Aber um zu wagen, muß man

wagen dürfen, das heißt weder wegen seiner Verantwortung allzu sehr besorgt, noch auch so beschränkt in Mitteln sein, daß jeder Verlust unersetzlich ist.

Unentschlossenheit schadet meist mehr als eine fehlerhafte Entscheidung. Schwankende, halbe Maßregeln schaden nicht nur dadurch, weil das, was geschehen sollte, nicht geschieht, sondern auch weil sie das Vertrauen des Soldaten untergraben, das, wenn es einmal verloren ist, nicht leicht wieder gewonnen wird. Der Soldat gehorcht lieber dem Feldherrn, der ihn mit fester Hand schonungslos zur Schlachtbank führt, als dem unentschlossen Schwankenden, der ihn in falschen Bewegungen hin und her zerrt und ihn durch Ermüdung und Entbehrung zu Grunde richtet.

Ebenso schadet zu viel Milde und Nachsicht, weil die rohe Natur des Soldaten sie leicht als Schwäche auslegt. Nichts aber ist mehr geeignet die zwei wesentlichsten und unerläßlichsten Eigenschaften guter Heere — Disciplin und Muth — auf das Höchste zu steigern, als strenge Strafen und große Belohnungen; und bei beiden — Strafe wie Belohnung — verdoppelt die Schnelligkeit die Wirkung; — bis dat qui cito dat.

Jeder Soldat, jeder Geschichtskenner weiß, wie oft Zufälle, die keine Vorsicht voraussehen oder abwenden konnte, Schlachten entschieden haben. Kein Feldherr hat das geläugnet; Cäsar spricht es wohl zehn Male aus in seinen Commentarien, und Cicero, der dem Cäsar schmeicheln wollte, durfte es sagen*), weil er wußte, daß Cäsar eben so stolz war auf sein Glück als auf seine Verdienste.

---

*) Cicero pro M. Marcello: Et certe in armis, militum virtus, locorum opportunitas, auxilia sociorum, classes, commeatus, multum juvant; maximam vero partem quasi suo jure fortuna sibi vindicat, et, quidquid est prospere gestum, id paene omne ducit suum.

Das Verdienst ist menschlich, das Glück aber hat etwas — Göttliches — das von oben herabkommt.

Der verdienteste, geschickteste Feldherr kann Unfälle erleiden, die blos dem Zufalle zuzuschreiben sind; wem aber das Glück oft ungünstig war, der wird ängstlich, und verliert nicht allein das Selbstvertrauen und die Kühnheit, ohne welche im Kriege nichts Großes ausgeführt wird, auch der Soldat verliert das Vertrauen; denn was bestimmt das Urtheil der Menge über den Führer als der Erfolg! Darin liegt ein hinreichender Grund, Feldherren, die oft unglücklich waren, kein Heer anzuvertrauen, und mit Recht sagt Louis XIV.: „Il me faut des généraux heureux.“

Als der Maler David den Sieger bei Marengo malen sollte, und diesen fragte, wie er dargestellt sein wolle? erhielt er zur Antwort: Montrez-moi calme sur un cheval fougueux. — Es ist unmöglich, die Eigenschaften des Feldherrn treffender darzustellen als in dieser Allegorie. Der ruhige Reiter auf dem wilden Pferde, d. h. Kraft und Kühnheit von der Ueberlegung gelenkt; — Kaltblütigkeit im Sturm der Gefahr.

Wohl um des Dichters und des gleichen Stoffes willen schloß mein Bruder jenen Aufsatz mit folgender Strophe aus Frédéric II. Art de la guerre, temple de Mars:

„On voit auprès de lui l'intrépide valeur,
Le tranquille sangfroid qui sans crainte s'expose;
Le vigilant travail qui jamais se repose.
La ruse à l'oeil malin, qui féconde en détours,
Par ses déguisemens se fournit des secours;
Qui prend dans le besoin une forme empruntée,
S'échappe et reparaît comme un autre Protée.
L'imagination aux yeux étincelans,
Brûlant d'un feu divin, qu'elle porte en ses flancs,
Avec rapidité conçoit, forme, dessine
Mille brillans projets que Pallas examine:
Plus loin les yeux baissés et le maintien discret,
On voit l'impénétrable et fidèle secret.“

Fritz beschäftigte sich gern mit Charakterzeichnungen; und die späteren Blätter werden mannigfaltige Proben seiner Meisterschaft darin bringen. Gleichsam als an vorstehenden Aufsatz „die Feldherrn" sich anschließend, sind die kurzen Charakteristiken zu betrachten, die er von vier Feldherren entworfen hat, und die ich dem dritten Bande unter VI, VII, VIII und IX vorbehalte: Xenophon; Kosciuszko; Napoleon und Wellington. —

Noch im Jahre 1828 hatte mein Bruder, gemeinsam mit Oberst Gumoëns, die älteren Schlachtfelder in den Niederlanden recognoscirt, und darauf eine größere Arbeit beendigt, über die er sich gegen den Vater also äußerte:

Fritz an Vater.

Gent, 28. Juni 1829.

Ich habe gestern eine ziemlich langwierige Arbeit beendigt; nämlich einen Abriß aller Feldzüge in den Niederlanden, mit besonderer Rücksicht auf die Positionen, welche darin genommen wurden. Die Arbeit war lang; ich mußte zu dem Ende über hundert Bände durchblättern; das Resultat aber ist kurz, d. h. 250 Seiten, welche ich in dem Archiv des Generalstabs niederlege.

Von einem seiner früheren Kameraden wird als verdienstlich hervorgehoben, daß Fritz ein alphabetisches Verzeichniß der Lager, Stellungen, Belagerungen und Schlachten in den Niederlanden, seit Wilhelm III. und Ludwig XIV. bis auf unsere Tage gefertigt und jener Arbeit beigefügt habe.

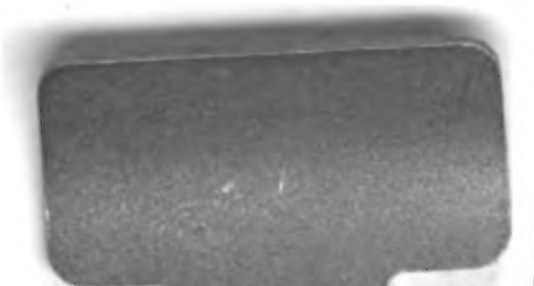
So war mein Bruder vorbereitet, bevor die Ereignisse des Jahres 1830 ihm neue Gelegenheit boten, seinen höheren Soldatenberuf zu bewähren.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Handbuchbinder